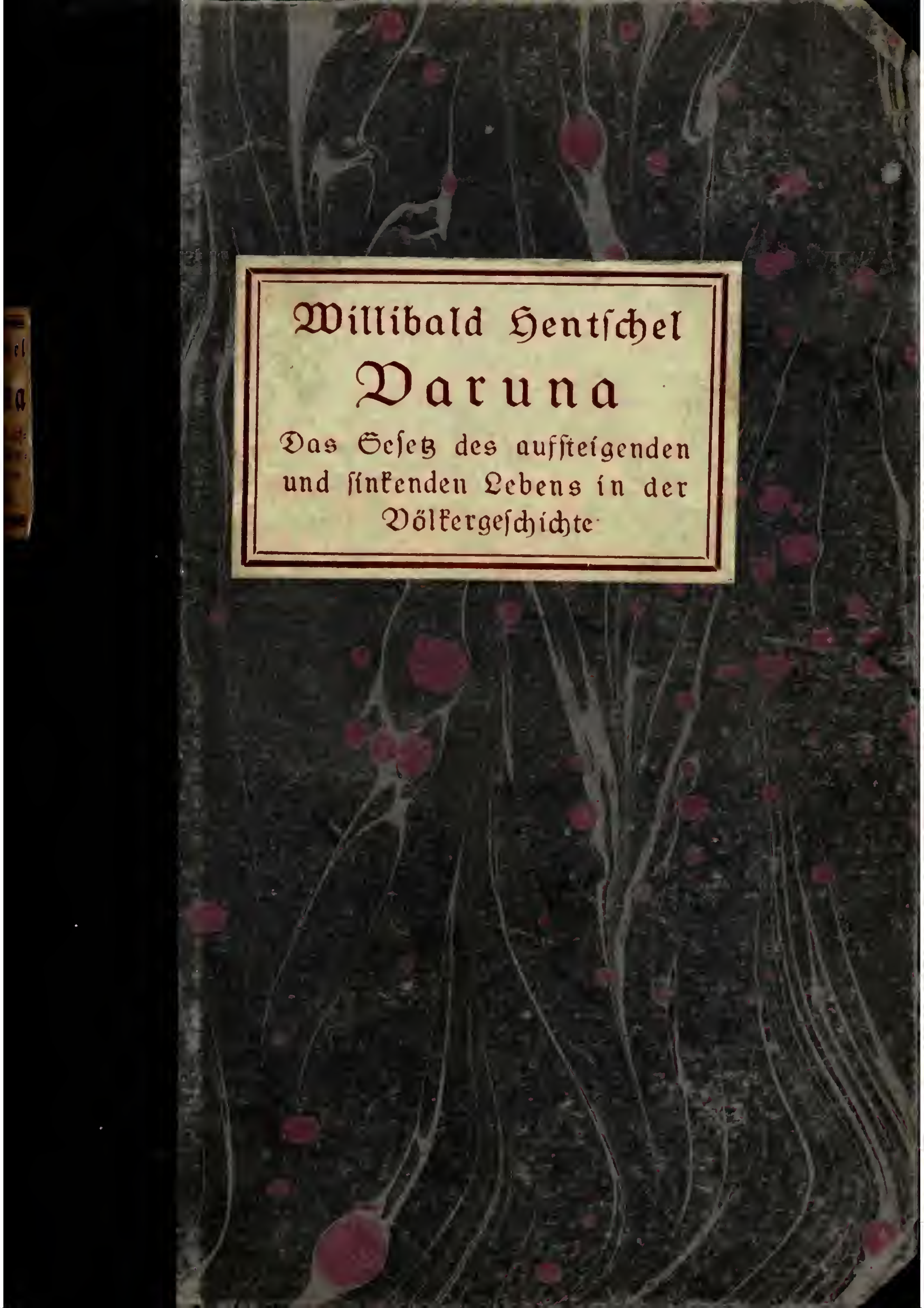

Willibald Hentschel
Varuna
Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte



Varuna

Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte

von Willibald Hentschel

Vierte Auflage 1924

Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig

1. Teil

Die allgemeinen Grundwesenheiten im Leben der Rassen und Völker

von Willibald Hentschel

Vierte Auflage 1924
Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig

Den Druck besorgte Rudolf Gerstäcker, die Buchbinderarbeiten E. O. Friedrich, beide in Leipzig /
1923

Meiner Frau Hellen
zu eigen

1. Ausblick

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.
Schiller.

Die heiligen Schriften der Inder wissen von großen Regelmäßigkeiten zu erzählen, die sich in den Bewegungen der Himmelskörper wie im irdischen Getriebe offenbaren. Dies einheitliche, die gesamte Welt umspannende Gesetz stellen die vedischen Sänger unter den Willen ihres höchsten Himmelsgottes, indem sie dasselbe: „Ordnung des Varuna" nennen. Eine ähnliche dichterische Zusammenfassung der Wirklichkeit findet sich auch bei anderen Völkern, die zu dem Begriffe eines Weltenschöpfers und Allerhalters gelangt sind, ja, sie bildet, in gewissem Sinne, auch das Ziel unserer Wissenschaft, die ihre letzte Aufgabe ja gleichfalls in der Aufdeckung des Gesetzes erkennt, das allem Geschehen zugrunde liegt. Indessen zeichnet sich die neuere Wissenschaft vor der älteren durch eine strengere Berücksichtigung der Wirklichkeit aus, indem sie sich bemüht, jenes Gesetz aus der Natur herauszulesen, das die Früheren zumeist nur in sie hineingetragen haben. Was der Maler van Gogh von der Kunst sagt, kann man füglich auch auf die Wissenschaft anwenden, daß sie von einer brennenden Neugier nach dem Möglichen und Wirklichen erfüllt sein müsse, so daß weder der Wunsch noch der Mut aufkommen könne, ein Ideal zu suchen, das aus allgemeinen Begriffen hervorgegangen ist, indem der Künstler gewissermaßen in einem harten Kampfe, Körper an Körper, mit der Natur begriffen sei.

Denn die Wissenschaft geht von der Natur aus und kehrt wieder zu ihr zurück; sie lehrt uns auch den Menschen als einen Teil der Natur erkennen, aber sie läßt ihn nicht in der Natur versinken, indem sie seinem besonderen Wesen Rech-

nung trägt; und so sucht sie sich bei Betrachtung des Menschen auch über die landschaftlichen Beschränkungen und völkischen Voreingenommenheiten zu einer größeren Freiheit und Unbefangenheit zu erheben. Die Länder- und Völkerkunde hat uns neue Reiche der Wirklichkeit erschlossen, die Sternkunde auch den Weltenraum in große Tiefen ausgemessen, die Altertumswissenschaft ist den verborgenen Spuren längst vergangener Geschlechter nachgefolgt und hat die Entwicklung der Erde und des Lebens durchleuchtet, während auch der große Weltkampf, dessen Zeugen wir waren, uns neue Einsichten erschlossen hat, indem er uns zeigt, wie bedenklich es sei, wenn die Völker das Bewußtsein ihres gemeinsamen Ursprunges wie der gemeinsamen Aufgaben und Ziele gänzlich aus den Augen verlieren — und so würde denn der schöpferische Geist, wenn er noch einmal zur Geltung käme, nunmehr imstande sein, den Werdegang dieser Welt mit mehr Treue nachzudenken, als es je zuvor möglich gewesen ist.

Nun hat die neuere Wissenschaft freilich andere, näherliegende Aufgaben und Sorgen. Als es ihr gelungen war, die stufenweise Entwicklung der Tiere und Pflanzen aus einfachen Stammformen bis zu den vollkommensten Gestalten zu verfolgen, da hoffte sie den Schlußstein in ihren Gedankenbau einfügen zu können: sie glaubte annehmen zu dürfen, daß auch der denkende und schöpferische Mensch den gleichen Bildungsgesetzen unterworfen sei wie die Tiere und Pflanzen. Dieser Gedanke war sehr verlockend, indessen ließ die genauere Betrachtung doch bald erkennen, daß die Annahme nicht richtig sei, weil hier, im Reiche des Geistes, Kräfte walten, die aus dem freibeweglichen Spiele der Gedanken und Willensregungen entspringen und einer immerwährenden Umgestaltung unterworfen sind; hier wirken die Gegenstände nicht mit ihrem eigentlichen Schwergewichte, sondern auf Grund von Werten, die die Zeit und der Menschengeist in sie hineingetragen haben; als Trugbilder und Gespenster, als Kinder der Phantasie und des Schönheitsbedürfnisses schweben sie über der Menschenwelt und wirken auf diese zurück: sie bilden einen nicht unwesent-

lichen Teil des schöpferischen Geistes, der über den Gewässern schwebt. A. v. Humboldt, der, als erster unter den Neueren, wieder den Gedanken eines einheitlichen Weltgeschehens zu denken wagte (s. Kosmos), sprach von den besonderen Gestaltungskräften, die im Reiche des geistgewandten, sprachgewaltigen und gesetzgebenden Menschen herrschten und eine neue Welt erschufen — eine Welt der Freiheit und Innerlichkeit. Nach A. Lange (s. Einleitung zum 2. Bande seiner „Geschichte des Materialismus") finden wir aber gerade in dieser Welt unsere eigentliche Heimat.

Diese allgemeinen Feststellungen sind von großer Wichtigkeit: mag sich die Wissenschaft mit Recht auf einer sehr langen Wegstrecke immer nur an das Einzelne und Tatsächliche halten, so kann sie doch auf ihren weiteren Wegen weder Grundsatz noch Plan entbehren; sie baut sich zunächst aus Bruchstücken auf, die sich mehren und ergänzen, ohne jemals ein Fertiges und Ganzes zu bilden — indessen ist der Menschengeist mit einem immerwährenden Streben nach dem Vollkommenen und Ganzen ausgestattet; die Freude an den Werken der Kunst hat gerade darin ihren Ursprung, daß deren Schöpfungen, im Gegensatze zu jenen der Wissenschaft, immer ein abgeschlossenes Ganzes bilden; und diese Freude hat ihren tieferen Grund. Der denkende Mensch ist sich bewußt, daß er sich in der grenzenlosen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ohne einen Begriff vom Ganzen — ohne Weltanschauung — nicht mehr zurecht finden würde, und man kann dies auch begreifen: solche Völker, die keine gemeinsame und geschlossene Denkweise haben, die ihrem Verhalten zugrunde liegt, entbehren auch der gemeinsamen Willensrichtung; sie zersplittern ihre Kräfte, statt sie auf ein gemeinsames Ziel einzustellen, so daß ihre Unternehmungen endlich, wie der Turmbau zu Babel, in Planlosigkeit enden; aber ähnliches läßt sich auch vom Einzelnen sagen: auch für ihn bildet die geschlossene Anschauung, der Blick auf ein Ganzes, das sich ihm, wenn es noch in der Ferne liegt, als Ideal offenbart, den Leitstern seines Trachtens und Tuns. In der Tat: was kann Ersprießliches aus einer Lage der menschlichen Dinge hervorgehen, in der des Einen Tugend

dem anderen zum Laster ward, und wo kein herrschender Gedanke der Verwilderung Einhalt gebietet?

Solche Gefahren steigern sich in dem Maße, als Gedanken und Volkskreise sich erweitern; sie sind heute größer als sie in der Vergangenheit gewesen sind, denn nicht mehr handelt es sich jetzt um das Wohl und Wehe einzelner Völkersplitter, auch nicht um das Schicksal einer Teilanschauung, die, wenn sie zerrieben wurden, gleich wieder von anderen ersetzt werden konnten — vielmehr um die Zukunft des Menschengeschlechtes, das in den Strom einer gemeinsamen, unheilvollen Entwicklung geraten ist.

Nun steht aber die Wissenschaft, die Beraterin der Menschen, ratlos vor diesen veränderten Bedingungen und Maßstäben: weil sich die Staaten im Laufe der Zeit vergrößerten, zog sie voreilig den Schluß, daß deren Wachstum erst mit der Vereinheitlichung des Menschengeschlechtes, mit der völligen gegenseitigen Durchmischung aller Völker und Rassen ihr Ende erreichen könne; daß sich dieselben noch niemals so ungebärdig voneinander absonderten und selbst die kleinsten Völker sich auf sich selbst besannen, glaubte man übersehen zu dürfen, wenngleich es der ganzen neueren Politik, nicht nur Europas, die Richtung gab; so konnte sich der gelehrte R. Virchow, wie er sagte, die Regungen des Stammesbewußtseins bei seinen Zeitgenossen nur durch die Annahme erklären, sie hätten den gesunden Menschenverstand verloren! aber hatte nicht auch die christliche Kirche seit mehr als einem Jahrtausend den Traum von der einen Herde unter dem einen Hirten geträumt, und hatte sie, diesmal in Übereinstimmung mit den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft (ich nenne Ratzel, Schaeffle, Spencer, Ostwald) nicht gänzlich übersehen, daß der Wert und die Würde der Menschen unter allen Umständen in ihrer besonderen Artung nach Rasse, Volk und Geschlecht begründet sei, ja, daß auch Wissenschaft, Kunst und Religion ihre treibenden Kräfte immer nur aus dem Grunde unverdorbener rassischer Anlagen empfangen haben? Hat nicht auch bisher noch stets das Durcheinander sehr verschiedener Rassen von Assur bis Rom zur Entwürdigung geführt?

So lange Kirche und Schule dies aber nicht begriffen haben, werden sie auch der Aufgabe nicht gewachsen sein, welche die Zeit an sie stellt — der Menschheit ihren verbindlichen Heilsweg zu weisen: die Kirche soll es tun aus dem Quell aufgespeicherter Weistümer und Offenbarungen, die Wissenschaft aus den fortschreitenden Einsichten in die gegenständlichen Zusammenhänge dieser Welt; beide sollen sich hierbei ergänzen: sie verkennen aber ihre wahre Aufgabe, wenn sie sich befehden. Mag immer dem Altehrwürdigen eine größere Beständigkeit, Sicherheit und Heiligkeit innewohnen, das Leben würde erstarren, wenn es keine neuen Antriebe aus den Fortschritten der Zeit empfinge. Indem das Neu-Erworbene unter die dauernden Güter der Menschen aufgenommen wird, soweit es dessen würdig ist, gewinnt es gleichfalls Anspruch auf Heiligkeit, und nur indem solches in ununterbrochener Folge geschieht, lebt das Volk im Lichte und in der Geschichte, die durchaus auf eine Heilsbewegung gerichtet ist — nämlich auf ein dauerndes, heilsames und heiliges Ziel.

In so geartetem Bemühen sind wir mutig vorangeschritten, nachdem dasselbe in einer Zeit der kurzsichtigen Vorteile bedenklich in Vernachlässigung geraten war: in den Werkstätten des Lebens, auf seinen Kampfplätzen und an den Gräbern unserer Hoffnungen sind wir zu neuen Umgrenzungen und Wertungen gelangt; wir haben wieder trennen und verbinden, hassen und lieben gelernt und haben starre Lehrmeinungen, die gewissenhafter Prüfung nicht standhielten, abgestreift; wir ließen die voraussetzungslose Kulturschwärmerei, die in den Köpfen ihr Unwesen getrieben hatte, weit hinter uns — die Träume vom unermeßlichen Fortschritte des Menschengeistes, das Gaukelbild vom Übermenschen wie den Wahn einer allgemeinen Menschenverbrüderung; wir begriffen, daß man in der allgemeinen Begeisterung über die gewerblichen Fortschritte ganz übersehen hatte, daß der Mensch selbst eher zurück gekommen war.

Zwar hat die Kirche niemals aufgehört, vor der Überschätzung alles dessen zu warnen, auf die Evangelien hin-

weisend, die Honig aus den kulturellen Giftblumen gesammelt haben und die Menschen darüber belehrend, daß sie in allen Stücken Maß halten müssen — indessen hatte sie übersehen, daß auch ihr Meister seine Aufgabe keineswegs in der Pflege der Elenden oder in der Heilung der Blinden und Aussätzigen gelöst sah; er betrachtete vielmehr Krankheit, Elend und Schwäche als Übel, die zu überwinden seien und scheute vor keiner noch so bedenklichen Fragestellung zurück, wenn es jene zu bekämpfen galt — ein kühner Wundarzt, der das Kranke vom Gesunden zu trennen verstand und den Menschen Vertrauen in die angeborenen Heilskräfte einzuflößen wußte. Von diesem kühnen Wagemut ihres Meisters hat sich die Kirche aber kaum den dürftigsten Rest erhalten, kaum selbst den Hoffnungsblick, mit dem noch der Apostel Paulus in die Zukunft sah, der riet, man solle doch nicht nach rückwärts schauen, wenn man den Pflug in die Hand nehme; die Kirche aber hat diesen Rat vergessen: sie predigt geduldige Ergebung und bescheidet sich, wenn es ihr nur gelingt, möglichst viele aus den Reihen der Lasterhaften in ihre Bethäuser zu locken oder Kranke zu heilen, ohne viel danach zu fragen, ob Sünde und Verzweiflung, Krankheit und frühzeitiges Sterben nicht etwa die natürlichen Bewirkungen falscher Lebensweise und Einrichtung sind, an denen wir kranken, so daß sie mit ihrer frommen und sorgenvollen Arbeit immer nur in ein Faß der Danaiden schöpft?

So sehen wir denn, daß die Kirche bei ihrem frommen Werke nicht mehr der zweifelnden Fragestellung entgeht — auch nicht von seiten jener, die ihre Bedeutung begreifen — ist doch sogar das Bedenken aufgetaucht, ob ihre besondere Fürsorge für die Kranken und Krüppel, Entarteten und Schuldbeladenen nicht gegen das Wohl der Menschheit streitet, wenn damit die Bedingungen einer gesunden Auslese durchkreuzt werden, ohne daß dem Leben von anderer Seite Ersatz für seine natürlichen und barbarischen Vorteile verliehen würde — ein Einwand, der, in gleicher Weise, auch einen nicht geringen Teil der ärztlichen Heilverfahren betrifft, auf die sich unsere Zeit so viel zugute tut — hat

doch schon Darwin die Gefahren einer Gesetzgebung und Sitte richtig erkannt, die sich allein von Menschlichkeit und Mitleid anleiten läßt; während die Natur in ihrem Kreise den Tüchtigen und Tauglichen den Sieg verleiht und ihrer besseren Art zur Vermehrung verhilft, knüpft die menschliche Gesetzgebung den Erfolg an bürgerliche Tugend, die aber nicht selten, biologisch gedacht, auf Untugend hinausläuft, wobei zu bedenken ist, daß dieser Begriff schon sprachlich mit — untauglich — zusammenhängt: sie leistet unter solchen Umständen also der Entartung Vorschub und zielt auf die Verhökerung des Menschengeschlechtes.

Diese Erkenntnis hat die Wissenschaft, wenn auch zögernd, weiter verfolgt, und unter ihrem Einflusse hat man sogar versucht, eine staatliche Gesetzgebung in die Wege zu leiten, durch die man die Übel an der Wurzel treffen wollte: man ist für Heiratsverbote gegen Kranke und Entartete eingetreten; sicher ist, daß wir hier vor neuen Aufgaben stehen, denen sich auch der Staat auf die Dauer nicht wird entziehen können, da er vornehmlich die Verantwortung für die Zukunft trägt, seitdem er die Kirche aus der Gesetzgebung verdrängt hat; freilich aber ist es auch wieder richtig, was Augustin bemerkt, daß der Staat auf die Sünde gestellt sei; denn ihm fehlt das sittliche Kielgewicht, mit dem er die Menschen sicher durch das Meer der Selbstsucht führen könnte — wie sehr es ihm selbst in der Zeit der Not noch fehlt, die doch, nach einem bekannten Spruche, in Gottes Nähe führt und dem Staate, wie von selbst, die größten Machtbefugnisse erteilt, haben wir in diesem Kriege gesehen, wo die Unbedenklichen, unter den Augen der Behörden, ausschweifende und verheerende Raubzüge gegen die Taschen der Wehrlosen ausführten, der politische Unverstand sich auf offener Straße breit machen und dem Volke ungestraft den Rest seiner gesunden Instinkte vergiften durfte. Aber schon zuvor hatten sie den vorübergehenden Versuch des Staates, sich als einen christlichen auszugeben und seine auf Gesundung gerichteten Absichten in den Gewissen zu verankern, mit Hohn zurückgewiesen und den Staat abermals vor ihren goldenen Wagen gespannt. In der Tat kommt

denn auch dieser Staat, mit seinen rein äußerlichen Zuchtmitteln, mit seiner Eintags- und Nützlichkeitspolitik, wenn es sich um neue Wege handelt, die nach entlegeneren Zielen führen, kaum noch in Betracht: er versagt in solchen Fällen und überläßt Menschen und Dinge dem blinden Ohngefähr, das die Schule „freies Spiel der Kräfte“ nennt, wenn er den lebendigen Volkskörper nicht, zu noch größerem Bedenken, auf tote Gesetzesbestimmungen festnagelt: man beachte seine klägliche Hülflosigkeit angesichts der himmelschreienden Alkohol- und Nikotinvergiftung der Massen, sein Verhältnis zu der mehrhundertjährigen Seuche der Begriffsjuristerei oder gar zu jenen dämonischen Mächten, die sich, wieder einmal, unter dem Schilde Juda's zusammengefunden haben und als die Führer und Meister der Völker aufspielen . . .

Indessen fallen solche Vorhaltungen auf uns selbst zurück, da wir es sind, die die Wege, den Machtbereich und die Ziele des Staates zu bestimmen haben; in der Erkenntnis, daß die Heilung von innen erfolgen müsse, haben es denn auch einige Wohlgesinnte versucht, der Ohnmacht von Staat und Kirche zu steuern und ein Reformzeitalter heraufzubeschwören; sie gingen hierbei von der Überzeugung aus, daß das Wohl des Ganzen nur gewahrt werden könne, wenn die Rechte aller Einzelnen in einem richtigen Verhältnis zu ihren Pflichten stünden. Hatte der Liberalismus immer nur über die Rechte und Freiheiten verhandelt, so wagte man es nun auch wieder, von Pflichten zu reden; indessen stellte sich bald heraus, daß die ins Kraut geschossene Selbstsucht einem solchen Wandel der Begriffe hindernd im Wege stand; diese erwies sich stärker als die Selbstzucht: aus den gesellschaftlichen Wunden wuchs immer nur wildes Fleisch und behinderte die Heilung; selbst unter der organisierten Arbeiterschaft, welche die soziale Denkweise auf ihre Fahne geschrieben hatte, wucherte, genau wie unter den bürgerlichen Parteien, die Trugrede und das Stichwort, hinter denen sich der Geschäftssinn verbarg; hier führten die Neuerungsbestrebungen vielfach aus dem Wunderlichen in das Abgeschmackte; die Betrachtung vermag aus dem Durcheinander marktschreierischer oder, in anderen Fällen, auch

stillvergnügter Weltverbesserungspläne nur das eine herauszufinden, daß die Rat- und Hülflosigkeit bei Hoch und Niedrig in der Zunahme begriffen ist. Unter solchen Umständen haben sich denn auch die Bestrebungen der Einzelnen wie der Parteien immer mehr auf geschäftliche Absichten zurückgezogen: der politische Wettbewerb drehte sich um die Erwerbsfragen, Märkte und Verkehrswege, ein Zustand, den selbst der große Kampf um Sein oder Nichtsein, auf den wir zurückblicken, nicht wesentlich beeinflussen konnte. Wie sich die Einzelnen vor dem Gespenste der Armut mehr als vor der Hölle fürchten, so sucht auch jeder Berufsstand den Schaden auf die anderen abzuwälzen, sich selbst aber Vorteile zu verschaffen. Wie weit unter dem Walten dieses allgemeinen Geschäftsgeistes auch die Staatskunst gelitten hat, ja unter ein anständiges Mittelmaß gesunken ist, beweist abermals der Weltkrieg, in dessen Verlauf weder Deutschland noch Österreich einen Staatsmann ins Feld stellen konnte, der den natürlichsten und nächsten Aufgaben entsprochen hätte: wir standen in dieser Hinsicht weit hinter den Franzosen, Italienern und Engländern zurück.

Durch eine vielleicht nicht immer käufliche, aber doch stets auf die Gunst der Menge angewiesene Presse wird die allgemeine Richtung auf das Gemeine befördert; sie teilt mit jener Menge den rasch wechselnden Geschmack, den sie weiter verdirbt; mit ihr ruft sie ununterbrochen: Neues! Neues! ohne sich nur im mindesten Gedanken darüber zu machen, daß dieser Ausruf alles Bedeutsamen entbehrt und daß es nicht auf so plumpe Ausrufungen, vielmehr auf ehrfürchtiges Verlangen nach dem Starken und Guten ankommt und darauf, daß, nach einem Worte G o e t h e s, das Würdige festgehalten werde. Unter diesem hohlen Treiben leidet endlich auch die Vernunft, das selbständige Denken wird unterbunden und macht dem gedankenlosen Nachbeten Platz. Im Dienste der Partei, der Bankgruppe, des Verbandes macht eine jede Zeitung aus jeglichem Dinge das was das Geschäft vorschreibt, und was sich nicht biegen will, zerbricht. Wirkung entfaltet am Ende nur noch was der Menge verständlich und gefällig ist — und das ist wieder das Ge-

meine. Daran kann auch der gute Wille einiger Wohlgesinnter nichts mehr ändern. Selbständigkeit, Charakter machen der Erfolganbetung Platz, die Bedeutung aller Bildungsbehelfe wird in Frage gestellt, das sittliche Empfinden durch den Kitzel ersetzt .... „Anstatt" — wie Goethe an anderer Stelle sagte — „zu belehren und ruhig einzuwirken, streuen sie, willkürlich, Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten heraus; kein Mittelpunkt, auf den hingeschaut werde, ist mehr vorhanden, jeder Untergeordnete tritt als Lehrer hervor und gibt seine vollkommene Torheit für ein Vollkommenes; und so wird auch der Wert eines jeden Geheimnisses, das vordem Ehrfurcht einflößte, zerstört, der Volksglaube selbst entweiht. Eigenschaften, die sich naturgemäß auseinander entwickelten, arbeiten, wie streitende Elemente, gegeneinander, und so ist das Chaos wieder da, aber nicht das erste, befruchtende, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine seiner würdige Welt abermals erschaffen könnte" — was aber würde Goethe erst sagen, wenn er unsere Tages- und Bilderpresse, das Kino! erlebt hätte, die mit dem Denken auch noch die Anschauung verderben und den Seelen die Reste von Ursprünglichkeit und Reinheit rauben — das Treiben jener dunklen Ehrenmänner, die die öffentliche Meinung in Pacht genommen haben, sie an die Meistbietenden weiter verpachten, und die keine Verantwortung tragen vor Gott und den Menschen.

Galten früher Geradheit und Offenheit als Wesenszüge des Deutschen, überließ dieser die Wortkunst gerne den Franzosen, so herrscht heute auch bei uns in der ganzen Breite die Lüge und hohle Redensart. Anstelle ernster Vertiefung in den Sinn des Lebens ist eine vielseitige Geschwätzigkeit getreten.

Mit solch absprechenden Urteilen stehe ich auch unter den Heutigen nicht allein. Ich lese in der „Deutschen Zeitung" (vom 6. Oktober 1917): „Man will Zwecke ohne die Mittel, und mit dem Ernste der Auguren grüßen sich wieder die kosmopolitischen Nachtwächter, denen deutsches Land und Volk schon einmal jammervolles Elend dankte, denen es

diesmal seinen Untergang danken wird, falls ihre dünkelhafte Halbbildung noch weiterhin in der Herrschaft bleibt. Um sich aber diese Herrschaft zu erhalten, haben sie Lehrmeinungen erfunden, die sie für unwiderleglich ausgeben, obgleich dieselben von Widersprüchen und handgreiflichen Torheiten strotzen und ihr ‚neuer Geist', der in Wahrheit ein alter Ladenhüter aus Krähwinkel ist, durch die tausendjährige Geschichte der Menschheit und durch die Erfahrung jedes neuen Tages ad absurdum geführt wird."

Auch die Schaubühne, die noch Schiller als eine „Schule der Nationalbildung" bezeichnen konnte, trägt zur Verwüstung der Volksseele bei; sie ist, wie die Presse, eine Domäne der Juden; daß auch sie auf die Masseninstinkte rechnet, ist damit schon ausgesprochen. In besseren Zeiten hatte sie mit den anderen Künsten das Vorrecht der Unantastbarkeit erworben: nun nahm die gleiche Unantastbarkeit für sich in Anspruch — die Unzucht, die ihren Schragen in diesem Kriege bis in die Schützengräben und Unterstände trug — so lange, bis die Heeresverwaltung den Besen in die Hand nahm und wenigstens an einigen Stellen diese Art neu-deutschen Wesens als Kehricht behandelte.

Noch vor ein paar Jahrzehnten erhoffte man die Heilung der Schäden, die sich damals vorbereiteten, von der zunehmenden Bildung, indem man sie für Kinderkrankheiten ausgab; heute haben wir auch diese Hoffnung zu Grabe getragen — ja, man kann sich im Ernste fragen, ob auch nur die einfachsten Schulkenntnisse, wie Lesen und Schreiben, der Gesittung wie dem Fortschritte der Geister, im rechten Sinne, dienlich sind? Der Schundroman, das Berliner Tageblatt, die Woche, an denen der Pöbel höherer und niederer Rangordnung seine Schulkenntnisse erprobt, legen diese Frage sehr nahe. Vor einem Menschenalter fand man in der deutschen Bauernstube neben dem Gesangbuche allenfalls noch einen Zeitweiser (Kalender), — heute häufen sich daselbst die Warenhausromane und, als wissenschaftliche Beigabe, gesammelte Anleitungen zur Verhütung der Empfängnis.

In seinen „Reden an die deutsche Nation" riet Fichte,

man solle Lesen und Schreiben nicht mehr an den Beginn des Unterrichts stellen sondern an dessen Ende, indem man den Schülern diese Künste als ein letztes, verhängnisvolles Angebinde mit auf den Weg gebe: so würde man dem Mißbrauche steuern; und P. de Lagarde, der zu ähnlichen Bedenken gelangt war, äußerte sich mit Bitterkeit: „Drei Dinge bilden den Ertrag dieser Bildung: schlechte Augen, gähnender Ekel vor allem was war, und die Unfähigkeit der Zukunft.“ Soviel steht fest: die Schule hat sich unfähig gezeigt, die körperliche und seelische Höhenlinie unseres Volkes zu erhalten, sie arbeitet sich, trotz ihres redlichen Bemühens, an ihrer Massenaufgabe tot, ohne sich dem Ziele, das Volk besser und klüger zu machen, auch nur schrittweise zu nähern — im Gegenteil, sie verbraucht die Kräfte, die sie entwickeln sollte. Sie arbeitet nicht von innen nach außen, sondern umgekehrt, mit äußerlichen Mitteln und überträgt dies Verfahren auf den Staat, dessen Angestellte mehr auf die Form denn auf den Inhalt sehen und die Gewandtheit über die Seele stellen.

Vor dem Kriege war ein neues Losungswort ausgegeben worden — es hieß „Politisierung“: offenbar sollte die lärmende Menge noch lauter und aufdringlicher gemacht werden, als sie an sich schon ist. Diese Menge gewann dann auch in den Kriegsjahren die Oberhand und gebärdete sich, wie sie sich in solchen Fällen noch immer gebärdet hat — nur, daß ihr diesmal jeglicher originale Gedanke fehlte und sie sich das revolutionäre Rußland zum Vorbilde nahm. Natürlich gingen dabei die Geschäfte ihren Gang, und es bildete sich eine neue Herrenschicht der „Schieber“. Es ist wenig bekannt, daß dieser Ausdruck, in prophetischem Sinne, schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gebraucht worden ist. In seinem viel zu wenig beachteten Buche: „Der geschlossene Handelsstaat“ suchte J. G. Fichte zu beweisen, daß Deutschland sich zwangsläufig in ein Land der „Schieber“ und Gauner verwandeln müsse, wenn die damals aufgekommene Handelspolitik sich ungehemmt weiter entwickeln würde. Eine solche Politik könnten wohl die anderen betreiben, — wir müßten daran zugrunde gehen; dies be-

dinge die zentrale Lage unseres Landes, seine langgestreckten Grenzen, der Mangel an Bodenschätzen zum Eintausch der fremden Güter, und das allzugroße Entgegenkommen des Deutschen gegen das Fremde überhaupt. Man sollte bedenken, daß wir unter diesen Umständen jegliche Traglast fremder Waren nicht etwa bloß mit Gelde, vielmehr mit Sklavenarbeit und demgemäß mit einem Teil unserer nationalen Würde bezahlen müßten.

M. E. hat Fichte damit einen sehr wesentlichen Gedanken ausgesprochen, nur daß ihn niemand, am wenigsten Wilhelm II. verstanden hat, der, im Fahrwasser der judäischen und judaisierten Verkehrsagenten, mit falschem Pathos vom Zeitalter des Verkehrs zu reden wußte, bis er selbst von dem Strome davongeschwemmt ward. Dagegen kann man doch darauf hinweisen, daß einige das Unabwendbare kommen sahen. A. Bebel redete schon vor einem Menschenalter von dem großen „Kladderadatsch“ und Th. Fritsch hat niemals aufgehört, zu warnen. Er schrieb am 15. Sept. 1912 in seiner Halbmonatsschrift „Der Hammer“: „Wer wird den letzten der Hohenzollern, die sich nun trotz aller Lehren der Geschichte in die Häuser und an die Tafeln der Hebräer verirrt haben, das letzte Geleit geben? Wird es das Geleit zum Reisewagen sein?“

Revolutionen fallen nicht vom Himmel, es sind die Abrechnungen der Geschichte, mag es dabei auch noch so erbärmlich zugehen. In Frankreich wurden die Sünden des fränkischen Adels verrechnet, bei uns der Wahn des Bürgertums, ein Volk könne beim bloßen Verdienen, ohne Ideen, dahinleben. Eine treibende Idee hat sogar der polnische Schacherjude, unsere Arbeiter bildeten sich freilich eine Zeitlang ein, einer Idee zu dienen — und das machte sie stark. Die Grundanschauung der Sozialdemokratie, es seien unter dem Einfluß der Geldmächte über alle geschichtlichen Bildungen und Abgrenzungen nur noch zwei Menschenklassen — Arbeiter und Ausbeuter vorhanden, und die Geschichte beschränke sich in dieser Zeit auf die Auseinandersetzung zwischen beiden — erhebt sich in nichts über die Öde des alten Bürgertums, allenfalls hatte sie agitatorischen

Wert. Es war wieder nur die Erwerbsfrage, von einer aufstrebenden sozialen Schicht getragen, sonst blieb alles beim Alten. Wäre es wohl ohnedem möglich gewesen, daß die „Geschäfte" bei uns niemals so nutzbringend waren wie heute und die Revolutionäre nach der kurzen Herrschaft schon wieder zur Seite geschoben werden, — die Sozialisten von den Kommunisten?!

In Wahrheit handelt es sich denn auch in der Geschichte der Menschheit um ganz andere Dinge, als um jene Auseinandersetzung, die nur ein äußeres Zeichen des Tiefstandes ist. Der Grund dieses Niederganges aber liegt nicht bloß im bösen Willen einer sozialen Schicht, nicht bloß in einer falschen Güterverteilung, sondern in einer Vielheit bewirkender Kräfte, die nach der Hölle gravitieren und freien Spielraum gewannen, weil die natürlichen Abwehrkräfte, — das Heilsstreben und die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge, kurz das religiöse Element, erstorben war.

Unser Volksleben stand seit Jahrzehnten im Zeichen der Landflucht, die uns zum Fluche ward. Die Menschen strömten scharenweise in die industriellen und städtischen Betriebe, um dort zu verderben. Entwurzelt, ohne dauernden Wachsgrund, aus einer trostlosen Wohnung in die andere ziehend, empfanden sie ihre Armut als Grund eines unsteten und trostlosen Zustandes, den sie nur unter den Einwirkungen narkotischer Genußmittel oder politischer Versprechungen einen Augenblick vergaßen; bis sich der Blick wieder auf die Glücklich-Besitzenden richtete. Ein solcher Gemütszustand verträgt sich aber nicht mit religiöser Erhebung, und der materialistische Zeitgeist reichte den strebsamen Geistern, an denen es unter den Arbeitern nicht fehlte — Steine statt Brot. Mit den Seelen verkümmerten auch die Leiber, zum Zeichen dessen braucht man nur darauf hinzuweisen, daß 1914 nur noch reichlich 50 von 100 der Gestellungspflichtigen militärtauglich waren, ein Zustand, den Goethe voraussagte, als ihm Herder den ersten Band seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" nach Neapel gesandt hatte: Auch er glaube an den endlichen Sieg der Humanität, nur befürchte er, daß sich die Welt unter diesen Zeichen in ein

einziges Krankenhaus verwandeln dürfte, wo der eine des anderen humaner Krankenwärter sein würde.

Bis dahin konnte man die militärischen Dienstjahre als eine nationale Fortbildungsschule ansehen, wo der Deutsche wenigstens vorübergehend aus seinen Geschäften herausgerissen wurde; aber das Verständnis für diesen Vorteil war dem Volke schon soweit wegdisputiert, daß die meisten im Militärdienste nur noch die Schinderei zu erkennen glaubten. Um so höher stand, wieder im Sinne des humanitären Zeitalters, die eigentliche Schule im Ansehen. Schon 1866 hatte sich die Redensart gebildet „der preußische Schulmeister habe die Schlacht von Königgrätz gewonnen". Stolz wies man auf die verschwindende Zahl der Analphabeten hin; aber man frage sich heute einmal, wozu die überwiegende Mehrheit des Volkes die Künste des Lesens und Schreibens gebraucht, und ob es da nicht besser wäre, sie hätten sie niemals erlernt?

Dafür empfindet diese Mehrheit dann ihre Berufsarbeit nur noch als eine schwere Last. Von gröberer Arbeit will keiner mehr etwas wissen; die Frauen weichen den Mutterpflichten aus, und die Folge war, daß Polen und Tschechen bei uns seit Menschenaltern als Eroberer auftreten; in Westfalen und im Rheinland sind seit einem Menschenalter polnische Dörfer, Vereine und Zeitungen entstanden; während des Krieges konnten es die Tschechen in Österreich wagen, den geschichtlichen und deutschen Charakter dieses Landes in Frage zu stellen; in Westpreußen und Posen war selbst in den Jahren der lebhaftesten Arbeit der Ansiedelungskommission mehr Land aus deutschem in polnischen Besitz übergegangen als umgekehrt — aus polnischem in deutschen; die neugegründeten deutschen Siedelungen aber fielen wieder an die Polen; und so war die ganze Ostmarkenpolitik, von der man so viel Wesens gemacht hat, die dem Landwucher so viel Vorschub leistete, nur ein Schlag ins Wasser. Es war nur der natürliche Abschluß einer falschen Rechnung, daß uns die Ostmark verloren ging.

Die Völker leben vom Recht; es soll eine Kunst des Heilsamen und Guten sein; unter der Wirkung jenes Geistes der

Veräußerlichung, über den ich schon geklagt habe und der gerade hier frühzeitig verhängnisvolle Formen angenommen hat, ist es uns zum Fluche geworden. Unser neues Bürgerliches Gesetzbuch ist, nach dem Urteile berufener Kenner, die trostloseste und ödeste aller Gesetzessammlungen. Als es ein Beisitzer während der Beratung des Gesetzbuches für die Schweiz wagte, in einem besonderen Falle auf jenes hinzuweisen, da sollen es die anderen durch Gähnen abgelehnt haben — womit man den Siegeszug vergleiche, mit dem sich der code civil, vor hundert Jahren, die Welt eroberte. Unser Bürgerliches Gesetzbuch bedeutet auch in seiner Form und Sprache den Zusammenbruch; es unterdrückt durch seinen Geist und seine Prägung alle besseren Regungen, empört den Städter gegen das Land und den Bauern wider die Stadt und verstrickt alle gegen alle in ewige Feindschaft, es verdammt die Ehe zur Unfruchtbarkeit, macht den Mann zum Weibe, das Weib aber zum Manne und verwandelt allen Segen des Himmels in Fluch! . . .

So ist denn, an die Stelle des früher vielbeklagten Bildungsmangels, etwas noch viel Schlimmeres getreten, die Zuchtlosigkeit und Kopfstellung: der Grund und Boden ist entweiht und zu schnöder Handelsware herabgewürdigt, das Gewerbe, welches uns von Erdenlast befreien sollte, knechtet uns, die Schule, die uns aufrichten sollte, drückt uns zu Boden, Kunst dient Tagesgötzen, Religion fristet ein kümmerliches Dasein, sie verwechselt den Kern mit der Schale; die Wissenschaft lebt nur für sich und verrät das Leben; und der allgemeinen Ratlosigkeit ist auch das philosophische Denken verfallen: in seiner Gleichgültigkeit gegen die ewigen Voraussetzungen des Heiles und wahren Fortschrittes lähmt es das natürliche Gesundungsstreben. Selbst ein so kluger Kopf, wie E. v. Hartmann, erklärte in seinem „Grundriß der ethischen Prinzipienlehre“, das sittliche Endziel der Menschen läge im Kulturfortschritt, während doch schon Lagarde gezeigt hatte, daß die Kultur als Selbstzweck zum Götzendienste, ja zur Sklaverei hinführe.

Aus diesem Walde der Trostlosigkeit erhob sich endlich, seit einem Menschenalter, drohend, ein Schreckgespenst.

Gleich wie die Menschen ihr Tun und Lassen auf einen einzigen Gedanken — wie sie reich werden — eingestellt haben, so zeigte sich nun auch unter den Völkern ein allgemeines Streben nach Herrschaft; dasselbe fußte keineswegs auf einem Überschuß von Kraft, vielmehr auf falschem Anspruch und Lügenmär. An der Spitze dieser Großmannssucht standen die Angelsachsen; man hätte aus ihrer kühnen Haltung gewiß noch einen Rest heldischer Gesinnung herauslesen können, wenn sich hinter der Maske nicht der Punier mit seiner abstoßenden Unehrlichkeit und Rücksichtslosigkeit gezeigt hätte. Als es dann zu dem von ihnen seit dem Burenkriege vorbereiteten Kesseltreiben gegen den „preußischen Militarismus" — in Wahrheit gegen unseren Wettbewerb auf dem Weltmarkte gekommen war, da versprach man sich auf unserer Seite von diesem Kriege die Heilung vieler Schäden: Die Millionen, so sagte man, ja, bald die gesamte wehrfähige Mannschaft, die im Kriege so schwerem Ernste, ja dem Tode ins Auge schauen, sie werden als neue, gefestigte Männer heimkehren und ein reineres und besseres Deutschland gründen helfen — indessen hatte man nicht bedacht, daß die Eindrücke des Schreckens und Sterbens, in solcher Häufung wie sie dieser Krieg mit sich brachte, ihre erzieherische Bedeutung verlieren, weil sich die Menschennatur dawider mit Abstumpfung wappnet; ohne diese könnte der Soldat heute sowenig bestehen, wie der Chirurg bei allzuregem Mitgefühl mit seinem Kranken. Dazu kommt noch, daß der Krieg sich immer mehr zu einem gewerblichen Großunternehmen entwickelt hat, in dem der Einzelne in gleicher Weise verschwindet, wie in einer großen Fabrik. Wie dort die Freude am gewerblichen Schaffen verloren gegangen war, so jetzt der Heldenruhm und die Kampfbegeisterung in den Massenkämpfen des über ganze Länder sich erstreckenden Schlachtfeldes. Wie dort die Arbeitsgesänge in dem ermüdenden Gesurr umlaufender Maschinenteile verstummt waren, so hier, in der Einförmigkeit des Stellungskrieges, das belebende Soldatenlied. Die Freudigkeit und der Stolz erstarben; auch hier lebten die Geister von der Hand in den Mund, und vielen erschien der Krieg nur noch als eine Ausgeburt des Wahnsinns.

Nach dem Zusammenbruch verbreitete sich die Meinung, alles Ungemach, das nun über uns gekommen war, sei nur die Folge des unglücklichen Krieges, als ob alle jene Übel nicht schon vor dem Kriege, wenn auch weniger auffällig uns am Marke gezehrt hätten: der Krieg hat sie aufgedeckt, verstärkt, aber nicht geschaffen. Gerade dies offene Zutagetreten jener Übel macht sie aber weniger gefährlich. Man muß eine Krankheit erst feststellen, ehe man sie bekämpfen kann, und deshalb erscheint mir unsere Lage heute weniger bedenklich, als vor 1914. Wie viele, die damals im siebenten Himmel der großdeutschen Herrlichkeit schwammen, blicken heute nachdenklicher in die Zustände, und es bleibt zu hoffen, daß sich die bessere Einsicht mit der Zeit, wenn erst der Wahnsinn der Masse sich ausgetobt hat, in eine bessere Politik umsetzen wird.

Darüber hinaus kommt heute viel auf ein Werturteil über den Krieg als solchen an, wie er sich seit dem russisch-japanischen Kriege ausgebildet hat. Was man schon damals befürchten konnte, hat der Weltkrieg zur schrecklichen Gewißheit gebracht, daß dieser Krieg seinen natürlichen Sinn als der große Regulator des geschichtlichen Lebens für immer verloren hat. Wenn ihn noch Luther als „ein göttlich Amt" bezeichnen konnte, — „das der Welt so notwendig und nützlich sei wie Essen und Trinken oder sonst ein natürlich Werk", Moltke ihn ein „Element in Gottes Ordnung" nennen, Bismarck 1870 im Felde erklären konnte, man dürfe den Kriegszustand als den ursprünglichen und natürlichen Zustand ansehen und selbst Em. Kant, der doch der Gewährsmann aller Friedensschwärmer ist, indem von ihm der Gedanke eines Weltschiedsgerichtes herrührt, an dem Krieg etwas Erhabenes erkannte: „dagegen ein langer Frieden den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niederen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschen mache und die Denkungsart der Menschen zu erniedrigen pflegt" — so sind nun alle diese Erklärungen für den Krieg, wie er sich entwickelt hat, bedeutungslos.

Die Kriege waren einmal die Gewitterstürme, die über die Völker dahinbrausten, die morschen zu Boden warfen und

den stärkeren und gesunderen Platz machten — sie wahrten dem Leben seinen frischen Trieb und seine innere Gerechtigkeit. Indem der Krieg den gewerblichen Wettbewerb und Schacher ausschaltete, in ehrlichem Messen der Kräfte, auch der geistigen, des Wagemutes, der Phantasie, die Menschen und Dinge auf ihre Anfänge zurückführte, bildete er ein Aufatmen der Völker von den Stickanfällen der Zivilisation und mit seinen Vorbereitungen eine heroische Schule, weshalb denn auch Moltke einmal im Reichstage erklärte, wir könnten das Heer schon aus erzieherischen Gründen gar nicht entbehren.

Aber selbst diese Rechtfertigung des Krieges durch einen unserer besten Köpfe hat angesichts der völligen Sinnlosigkeit des modernen Krieges keine Bedeutung mehr, denn dieser hat sich durch seine neuzeitigen Mittel unmöglich gemacht; er fiel einem zuerst von Vaihinger ausgesprochenen historischen Gesetz, nach dem die Mittel den Zweck überwuchern, zum Opfer. Der Zweck der Liebe z. B. ist die Fortpflanzung, das Mittel — der Sinnenreiz; aber dieser wuchert im Verfallzeitalter in solchem Maße, daß die Liebe ihren natürlichen Sinn verliert. Und so ist es auch mit dem Kriege; dessen Zweck ist, wir sahen es, die Auslese, das Mittel — die Methoden des Angriffes und der Abwehr; aber diese Methoden haben eben jetzt den Sinn des Krieges verdorben, indem nicht mehr das Heldentum den Sieg verleiht, sondern allerlei technisches und politisches Raffinement, Geld, Machenschaften und Lüge. Wir haben fast alle Schlachten gewonnen und den Krieg dennoch verloren, wie das Lord Kitchener 1914 auch richtig vorhergesagt hat.

In dieser Erkenntnis erblicke ich das eigentlich bedeutende Ergebnis des Weltkrieges für die Menschheit, — nicht in den vorübergehenden Machtverschiebungen und Erpressungen. Um diesen Beweis zu führen, mußte ein Volk, und nicht das schlechteste, geopfert, ein Stein aus dem Gewölbe der Zwingburg gebrochen werden, in die dunkle Mächte das heroische Leben einzusperren gedachten, und dies Opfer ward uns vom Weltgeiste auferlegt! Wir sollen darin eine erhabene Mission erkennen und sollen die Schlußfolgerung daraus ziehen. **Es ist die, daß die Zeit der Kriege für immer vorüber ist,**

und jene gegen den Weltsinn sind, die sie zu verlängern suchen, nur darf man eine solche Erklärung nicht mit dem Geschrei der blöden Menge vergleichen: „Nie wieder Krieg!“ denn dieser Ruf ist nur das Ergebnis ideologischen Schwachsinnes, während meine Ausrufung uns vor ganz neue Aufgaben stellt. Die Pazifisten wollen die alte Welt mit aller Überlebtheit; nur wollen sie den Krieg von ihr abziehen, und sie behaupten, damit eine Welt des Glückes und der Gesundheit zu erschaffen. Aber diese Welt würde nach der vollzogenen Subtraktion nur um so rascher und sicherer verfaulen — ihr wäre überhaupt nicht mehr zu helfen. Dahingegen fordern wir, auf Grund unserer Einsicht, neue Methoden der Auslese an Stelle jener letzten Vernunft der Könige, die ja nun ausgespielt hat; diese Forderung bedeutet aber eine an Haupt und Gliedern neue Welt, eine Neuschöpfung aus dem Chaos, in das wir versunken sind. Es gilt, Bedingungen zu schaffen, unter denen der heroische Gedanke und die göttliche Absicht auch im Zeitalter des Industrialismus weiter bestehen kann. Diese Aufgabe ist die größte, die noch jemals einem Volke von mutiger Gesinnung gestellt worden ist, und wenn sie im Schlußkapitel dieses Buches ihre Lösung findet, so liegt darin seine Bedeutung und Rechtfertigung, die auch den Verleger die Mittel nicht scheuen läßt, welche der Neudruck vorerst schon des ersten Bändchens heute erfordert. Möchte dann eine Zeit der Leiden, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist, den Mut und die Kraft in den Unseren erwecken, einen Weg zu gehen, der aufwärts führt, einen Weg, den sowohl die Wissenschaft wie der gesunde Menschenverstand, aber auch der Selbsterhaltungstrieb uns gehen heißen.

2. Allgemeine Gesetzmäßigkeiten

Nach ewigen, ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.
Goethe.

Der Entwicklungsgedanke und die Gesellschaftswissenschaft

Als die Lehre Darwins im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ihren Siegeslauf nahm, da versuchten es ihre Vertreter, auch die gesellschaftlichen und moralischen Erscheinungsreihen auf dieselben Grundsätze zurückzuführen, die sich bei der Betrachtung der tierischen und pflanzlichen Formen so überaus fruchtbar erwiesen hatten. Man verglich die Menschen mit Zellen und sah sie als Bausteine an, die sich in den Gesellschaften zu Gebilden höherer Ordnung zusammengelagert hätten. Es liegen noch aus den letzten Jahrzehnten Bemühungen solcher Art vor, z. B. der Versuch, die krankhaften Erscheinungen im Leben der Völker, die Entartung und den Verfall der Geschlechter, nach der Lehre von der Zellenentartung zu deuten — indessen haben diese Versuche, so geistreich sie auch in einigen Fällen waren, zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt, und heute sucht die Gesellschaftswissenschaft den Faden der Betrachtung dort wieder anzuknüpfen, wo sie ihn, vor einem Menschenalter, allzufrüh abgerissen hatte: bei der Untersuchung der Tatbestände des öffentlichen Lebens; denn man hatte sich mittlerweile überzeugt, daß es unmöglich sei, eine Wissenschaft auf irgend welche Angleichungen (Analogien) zu stellen, man muß ihr stets ihr eigenes Tatsachen- und Stoffgebiet zugrunde legen.

Sieht man aber von diesem Mißerfolge ab, so muß immerhin gesagt werden, daß die Gesellschaftswissenschaft doch großen Nutzen aus der Entwicklungslehre gezogen hat; was diese über Vererbung, Auslese, über Rasse und Rassen-

kreuzung festgestellt hat, kam jener zugute; Hunger und Liebe bilden auch im Menschenreiche treibende Kräfte, indessen wirken hier doch auch Wahrheit und Gerechtigkeit; und der Lüge möchte man, nach den Erfahrungen des Weltkrieges, eine noch größere Bedeutung zuerkennen.

Vor Darwin hatte schon Malthus entwicklungsgeschichtliche Grundsätze auf die gesellschaftlichen Verhältnisse angewendet; er beschäftigte sich mit der Bevölkerungstheorie und glaubte in der Übervölkerung die letzte Ursache aller gesellschaftlichen Übel erkannt zu haben: indem sich die Menschen, in blindem Drange, über die vorhandenen Wohnplätze vermehrten, entstünde unter ihnen ein Kampf um Wohnraum und Nahrung, um Besitz und Ansehen, woraus dann Mord, Krieg, Hungersnöte, Seuchen und alle anderen gesellschaftlichen Übel hervorgingen; wolle man dieselben im Ernste bekämpfen, so gäbe es dafür nur ein Mittel: man müsse die Geburten — als deren eigentliche Ursache, beschränken, jede andere Form der gesellschaftlichen Fürsorge aber, z. B. die Armenpflege, vergrößere die Übel nur, weil sie niemals an deren letzte und eigentliche Wurzel heranreiche, dabei aber die natürlichen Gegenwirkungen, die eben in jenen Übeln ihren Ausdruck fänden, und auf Verminderung der Volksdichte hinwirkten, unterdrücke.

Über diese Ansichten ist sehr viel gestritten worden; sie mögen unter ursprünglichen und einfachen gesellschaftlichen Verhältnissen richtig sein, im allgemeinen sind sie sicher falsch. Selbst in dem dichtbesiedelten Deutschland reichten die Menschen in den letzten Jahrzehnten nicht mehr aus; man sah sich gezwungen, Ausländer, zu Hunderttausenden, ins Land zu ziehen, um der Nachfrage nach Arbeitskräften zu entsprechen; und noch ganz andere Erscheinungen stellen sich ein, wenn ein Volk, in geschichtlichen Erschöpfungszuständen, seine natürliche Vermehrungsfähigkeit oder doch seinen Vermehrungstrieb verloren hat, weshalb es mehr als zweifelhaft ist, ob das Glück der Menschen wirklich in einer künstlichen Eindämmung der Geburten zu suchen sei; viel wahrscheinlicher ist, daß darin der Quell neuer und größerer Übel enthalten ist. Wir werden bei unseren Betrachtungen

erkennen, daß alle geschichtlichen Völker nicht an Übervölkerung zugrunde gegangen sind, vielmehr am Menschenmangel, und daß die gleiche Erscheinung heute alle Kulturvölker bedroht und sie, nach menschlichem Ermessen, einem unrühmlichen und hoffnungslosen Siechtum und Verfall entgegen führt, wenn wir nicht, an dieser Zeitenwende, neue Wege zu gehen uns entschließen.

Organwirkung

Während die Lebensfürsorge und der Wettbewerb sich im Tier- und Pflanzenreiche auf die Ausnutzung leiblicher Kräfte, auf Organwirkung beschränkt, schafft sich der Mensch neue Organe, die außerhalb seiner Leiblichkeit liegen und damit zugleich neue Lebensmöglichkeiten, Kampfstellungen und Ausflüchte. Er war anfänglich schlechter für die Weltherrschaft ausgerüstet als viele seiner tierischen Mitbewerber. Keine besonderen Hülfsmittel erleichterten ihm den Beutegang und Schutz. Die Natur hatte ihn weder mit dem Reißzahngebiß des Raubtieres, noch mit den Mahlzähnen der Dickhäuter versehen, noch ihm die wirkungsvollen Verdauungswerkzeuge der Widerkäuer verliehen; er verstand es anfänglich nicht, in der Zeit des Überflusses, den Bienen gleich, der Not und dem Mangel vorzubeugen, noch ihnen durch Winterschlaf zu entgehen; nicht war ihm das Schleichgeschick der Katze noch die Schnelligkeit des Huftieres eigen; er konnte weder durch Untertauchen im Wasser noch durch Aufsteigen in die Lüfte seinen Feinden entgehen oder seiner Beute folgen, wenn sie sich vor ihm in diese Elemente barg: alles das war ihm versagt — und dennoch errang er den großen Preis im Rennen der Geschöpfe. Es geschah mit der Entfaltung seiner Gehirnwindungen. Wenn der weite Gang über das Erdenrund keine Spuren in seiner gattungsmäßigen Erscheinung hinterlassen hat, so nur deshalb, weil sich seine bildnerische Kraft hinter die Schädeldecke zurückgezogen hatte. Der Mensch von Cro-Magnon und Aurignac hat durch Jahrhunderttausende, bald an den Rändern von Eisdecken, bald unter glühendem Steppenhauche gelebt; was sich an ihm neu bildete, waren unsichtbare Nerven-

bahnen und die Erzeugnisse seiner kunstfertigen Hand, in denen sich die dort kreisenden Gedanken verkörperten. Wenn heute bei uns an Stelle der alten Langschädel mehr Rundköpfe wohnen, so nehmen wir an, daß diese Veränderung eine Folge der Rassenmischung und gesellschaftlicher Auslese sei, nicht aber aus einer Entwicklung im engeren Sinne hervorgegangen ist. Diese Beständigkeit der Menschengestalt ist so auffällig, daß sie den Anthropologen Kollmann zu der wunderlichen Ansicht verleitet hat, es sei zwar die Art des Menschen etwas Gewordenes, die Rassen aber seien von ewiger Dauer!

Waffen- u. Werkzeuge, Pflanzenbau, Feuer, Tauschverkehr, Gewerbe

Noch der älteste, vor-eiszeitliche Entwicklungsabschnitt des Menschen war reich an organischen Neubildungen; nun traten infolge jener übermächtigen Gehirn-Entwicklung die gewerblichen in den Vordergrund; der Fortschritt erstreckte sich jetzt auf die Erzeugung immer neuer Gerätschaften und Hülfsmittel, der Waffen und Werkzeuge, auf die Zähmung des Feuers wie der wilden Tiere, unter denen sich Füchse und Wölfe dem Menschen wahrscheinlich freiwillig beigesellten, um von den Abfällen seines Mahles zu leben; dazu kam noch weiter der Pflanzenbau, die Gewinnung von Kleidungsstoffen und der Tauschverkehr. Am wichtigsten war wohl die Kunst der Feuererzeugung; sie hat den Menschen zum Menschen gemacht, indem sie ihm eine Hülfe zur Verfügung stellte, die allen übrigen Geschöpfen versagt blieb. Damit erhellte er hinfort seine unwirtliche Höhle und gewann die Möglichkeit, den Schrecken der Eiszeit zu trotzen, denen seine Mitgeschöpfe erlagen, insoweit sie sich ihren Bedingungen nicht durch Umbildung anzupassen vermochten. Diese Zeiten der Not, die Jahrhunderttausende gedauert haben, das Geschlecht der Menschen wiederholt unter die gegensätzlichsten Lebensbedingungen brachten und zu Wanderungen zwangen, dürften von der allergrößten Bedeutung für seine Weiterbildung gewesen sein. Wir verfolgen den Fortschritt an der allmählichen Vervollkommnung der Werkzeuge und

Geräte. Die Eigenschaften, Formen und Kraftwirkungen der Stoffe seinen Zwecken dienstbar machend, nahm sie der Mensch in seine Hand. Der Stein, der Knochen, das Horn, die Muschelschale, das Holz, die Bronze, das Eisen kennzeichnen die Abschnitte der früheren Entwicklung, eine größere Vielheit und freiere Zusammenstellung der nutzbaren Stoffe und Kräfte — die Gegenwart. Mit Hülfe der Werkzeuge verlängerte der Mensch seinen Arm, vermehrte die Wucht des Schlages, drängte die gemessene Kraft auf enge Räume zusammen; mit dem geschliffenen Steinbeil teilte er scharfe Wunden aus, die seinen Feind zu Falle brachten, und das rinnende Blut setzte wieder die Einbildung in Bewegung und lockte die Begriffe; wo immer wir auf alten Aberglauben stoßen, da ist auch dieser „besondere Saft" im Spiele. Die einmal erweckten Gedanken aber ziehen neue Kreise: eine sinnreiche stoffliche Paarung, eine glückliche Zusammenstellung von Hebel und Schraube läßt den Menschen den Wettlauf mit den schnellsten Tieren des Feldes aufnehmen, dem Fisch ins Wasser und dem Vogel in die Lüfte folgen, ja, er greift nach dem Lichtstrahl und nach dem Blitz, um mit ihrer Hülfe Zeit und Raum, die Unbegrenzten, zu überbrücken. Und dies alles ist nur die Auswirkung eines Spieles der Nervenfasern, die im Finstern, hinter dem Gewölbe der Stirne, ihr Wesen treiben, ihr lose-gebundenes!

Man hat den ältesten Menschen, nach seinem ersten Fundorte, den Neanderthaler genannt. Nach der Meinung der Anthropologen ist er im Kampfe mit einer anderen, jüngeren Menschenart untergegangen, die aber gleichfalls schon im Verlaufe der älteren Eiszeit auf der Bildfläche erschienen war; es war der Mensch von Cro-Magnon und Aurignac, dessen Knochen man bei Krapina unter Umständen fand, die es wahrscheinlich machen, daß er dort, seinem älteren, tierähnlichen Gegner im Kampfe unterlegen, aufgegessen ward; er stand von Anbeginn in nahen Beziehungen zum Weltmeer, dessen Wogen er durchfahren, das ihn erzogen hatte; es gewährte ihm neue Möglichkeiten der Verbindung und Absonderung; auch heute noch trennt das Meer nicht nur, sondern verbindet auch die Völker der Erde.

In fortschreitender Entwicklung, in der jeder neue Fortschritt der Anstoß zu wieder neuen Fortschritten ward, gelangte der Mensch zur Herrschaft über Meere und Länder, über Stoffe und Kräfte, zur Betätigung von Mut, Kraft und Geist, zur Macht über seine Gegner, endlich auch zur Beherrschung ererbter übermächtiger Triebe — zu Gesittung und Mitgefühl. Diese sind ja kein angeborenes Erbe des Menschen. Den Neanderthaler unterschied vom Tiere kaum viel mehr als der aufrechte Gang und vielleicht ein flackerndes inneres Licht, das aber eher einem Irrlichte glich: Menschenfresserei, Gespensterfurcht, Selbstverstümmelung, bis in geschichtliche Zeiten von manchen Völkergruppen festgehalten, verlegen den Ausgangspunkt der Geistentwicklung noch unter die tierische Höhenlinie.

Geschlechtliche Sonderung

Zu einem schon in der Tierwelt vorbereiteten Kreise neuer Bildungen führte die Trennung der Geschlechter. Wo immer der Mensch den Zustand einer ursprünglichen Nahrungssuche überwunden hatte, da verteilten sich die Leistungen von Mann und Weib mit einer gewissen Regelmäßigkeit. So fest begründet dünkt dem einfachen Menschen diese Sonderung der Wirkungskreise, daß sie dem arischen Inder als ein Teil der göttlichen Weltordnung, der „rita", erscheint. Wo das Gefühl für diese natürliche Ordnung verloren geht, das Weib die Schranken durchbricht, die ihm von Natur gezogen sind, da bezahlt es diese Freiheit mit der Preisgabe seiner besseren Art und die Menschheit, so scheint es, mit ihrem Glück.

Der Mann erwirbt und schützt, das Weib verwaltet Haus und Herd, bald auch Garten und Feld. In der alt-ägyptischen Bildersprache ist das Zeichen der Pflanze zugleich dasjenige des Weibes. Bei fast allen Indianerstämmen war der Mann Jäger und Krieger, während alle friedliche Betätigung als Weibersache galt. Der süd-afrikanische Kaffer ist ein Viehräuber und Hirt; und er hält das Weib auch räumlich von seinem Betriebe fern, während er den Landbau, den jenes pflegt, verachtet.

Die Stellung der Frau Die früher von der Wissenschaft vertretene Ansicht, daß der Mann, als der Stärkere, das Weib vom Beginn an in einer untergeordneten Stellung, gewissermaßen in Knechtschaft erhalten habe, mußte aufgegeben werden, ingleichen die Annahme, daß die auf den niedrigsten Stufen verharrenden Menschengruppen noch keine Familie gekannt und in ungebundenem Geschlechtsverkehr gestanden hätten; in Wirklichkeit fand man hier nicht selten eine Verkörperung des christlichen Eheideales — die geschlossene Einehe und Kleinfamilie. Vielweiberei bildet auf diesen Stufen die Ausnahme, dagegen sind den jüngeren Männern und Frauen zuweilen geschlechtliche Freiheiten gewährt. Die auf einer sehr tiefen Stufe befindlichen Weddas leben in Einehe; bei den Tuaregs haben die Weiber den größten Einfluß, wie kaum in unseren Kreisen, während sie bei den blutsverwandten Guanchen die Rolle von Lasttieren spielen. Man erkennt, daß sich das Verhältnis von Mann und Weib bei verschiedenen Völkern und nach der zeitlichen Folge nicht auf ein Muster zurückführen läßt, und so ist auch die Behauptung von B a ch o f e n, das Weib sei in den älteren gesellschaftlichen Verbänden dem Manne nicht nur gleich, sondern sogar übergeordnet gewesen, sicher nicht allgemein richtig; vollends muß man den Amazonenstaat den Dichtern überlassen. Wir begreifen, daß der größere oder kleinere Machteinfluß der Weiber im Verhältnis zu den Männern aufs Engste mit deren wirtschaftlichen Leistungen zusammenhängt; man fand verschiedene Stämme der Dakota-Indianer bald unter Vater-, bald unter Mutterrecht, und das letztere gerade stets dort, wo die Weiber in wirtschaftlicher Hinsicht mehr leisteten als gewöhnlich; daraus erklärt es sich, daß Ackerbauer meistens in Einehe leben, weil diese mehr dem Geschmacke des Weibes entspricht, während die viehzüchtenden Wandervölker, deren Wirtschaftsbetrieb in den Händen der Männer ruht, der Vielweiberei zuneigen. Diese Wirtschaftsstufe bildet, da sie der Rassenpflege und Zucht Vorschub leistet, allgemein die Schule der tatkräftigen Eroberervölker, eine Entwicklungsstufe, die auch die indo-germanischen Völker

zurückgelegt haben. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß man, hie und da, auch innerhalb desselben Stammes Vater- und Mutterrecht nebeneinander gefunden hat: Häuptlinge und Sklavenjäger mehren ihren Besitz, auch an Weibern, und halten sie in Unterordnung, während der dienende Haufe, nach altem Brauche und aus Not, an der Einehe festhält, vielleicht gar am Mutterrechte. Die Vielehe ist ja überhaupt meistens nur die Eheform der Reichen, die auf niederen Stufen der Entwicklung freilich auch die Tüchtigen sind.

Die Bedeutung des Weibes erschöpft sich aber nicht in ihrer wirtschaftlichen Betätigung, sie steigert sich noch mehr, wenn von der Fortpflanzung die Rede ist. Die Mutterschaft verleiht dem Weibe bei allen nicht mehr ganz rohen Völkern ein größeres Ansehen, ja in manchen Fällen einen Grad von Heiligkeit, was Tacitus auch bei den Germanen aufgefallen ist. Wenn das Weib dagegen im Mittelalter als Zauberin und Hexe zur Unholdin ward, so geschah es nur, weil das Christentum die alten Begriffe auf den Kopf gestellt hatte, denn die Hexe war ursprünglich die Priesterin — soweit das germanisch-slavische Weib also an dem alten Glauben festhielt, war es in den Augen der Mönche im Bunde mit dem Teufel.

Nach der Denkweise vieler Naturvölker sind sie die Nachkommen einer Stammutter, die ihnen den Namen gibt und göttliche Verehrung genießt; man redet in der Völkerkunde von einer mutter-rechtlichen Urfamilie und weist auf die „sabuah-parui“ (wörtlich: jene die von einem Bauche sind) hin — auf die Familie von Sumatra. Dort wohnen Mütter und Kinder bei ihren männlichen Blutsverwandten, wobei die Väter (und Gatten), die in der Hausgemeinschaft als Gäste verkehren, keine Macht über ihre Kinder haben. Der Vater darf sein Kind weder schlagen noch schelten, wenn er den Mutterbruder nicht beleidigen will; indessen bildet diese Familienform eine Ausnahme, und sie ist auch mit einer gedrückten Stellung des Weibes vereinbar. Die Kutschin, die ihren Kindern den Namen der Mutter geben, behandeln ihre Weiber wie Hündinnen, und der Heidah, der

den Stamm und Rang seiner Mutter erbt, verleiht dennoch sein Weib gegen Bezahlung an andere Männer.

Mutter- und Vaterrecht

Im ganzen scheint die Mutterfolge, indem sie die Verbindung solcher Paare verhindert, die eine gemeinsame Ahnfrau haben, eher trennend zu wirken, während man das Umgekehrte vom Vaterrechte sagen kann; es stand im Dienste der gesellschaftlichen Ausdehnungsbestrebungen. Wo an die Gesellschaft größere Aufgaben gestellt wurden als jene der Nahrungssorge, da versagte die Mutterfamilie, da stützte sich jene auf den stärkeren männlichen Arm. Dieser besitzt in gesellschaftlicher Hinsicht noch mehr Gestaltungskraft als der Mutterleib; denn in der Gesellschaft herrscht der Kampf und das Recht des Starken. Der Starke aber gewährt dem Schwachen Schutz und macht sich ihn dienstbar; der Wissende gibt dem Unwissenden Belehrung und der Reiche dem Armen Verdienst. Charakterstärke stellt den Helden an die Spitze und macht ihn zum Ersten — also zum Fürsten, unter dem die Menge ihr Glück in den Unternehmungen des Krieges und im Frieden sucht; gern setzt sie seinem Verdienst die Krone auf und macht seine Würde erblich.

Der Begriff der Blutsverwandtschaft wird von der Mutterfamilie auch auf gesellschaftliche Verbände übertragen; die Genossen nennen sich bei den indischen Ariern „dwiga“ — die zweimal Geborenen; sie gelten nicht nur als die Kinder ihrer leiblichen Mutter, sondern auch als die ihres Schutzheiligen. In Fahnen und Sinnbildern steht dieser bei Innungen, Vereinen und Regimentern auch heute noch im Ansehen. Ihm werden die Neuaufgenommenen geweiht: sie treten zu ihm in ein Kindschaftsverhältnis und werden auf seine Gebote und Satzungen — besonders zu gegenseitigem Schutze — verpflichtet.

Der Männerbund

war keiner Naturtatsache entsprungen wie die Mutterfolge, um so größer war seine Bedeutung. Darauf hat zuerst G. Klemm hingewiesen, während eine neuere Arbeit von H. Schurtz: „Über Altersklassen und Männerbünde“ uns ausführlich

über diese auch schon von dem Kulturforscher J. Lippert in allen wesentlichen Stücken richtig erfaßte Bildung belehrt. Vielfach besitzen die Verbundenen ein eigenes Männerhaus, das ihnen als Schlaf-, Speise-, Lehr- und Beratungsraum dient. Hier wurden die Bundesfeste gefeiert und die Gottesdienste gehalten. Der griechische Tempel ist aus einem Megaron hervorgegangen. Auch die älteste christliche Gemeinde fühlte sich als Männerbund. Bei den ost-afrikanischen Massai lebt die Jungmannschaft in besonderen Lagern von Raub und Krieg. Die Kschatrija der Indo-Arier und der Kriegeradel von Sparta wie die Land- und Seeheere der Germanen waren Männerbünde; das Band, das die Genossen zusammenhielt, war hier so stark, daß der „Fosterbruder", vor die Wahl gestellt, sich zwischen seinem leiblichen und Wahlbruder zu entscheiden, diesem die Treue hielt.

In den vor-christlichen Thiasen wurde mit den männerrechtlichen Grundsätzen insofern gebrochen, als auch das Weib, ja der Sklave aufgenommen werden konnte; wenn die Kirche dem Weibe aber unter ihrem Dache Schweigen gebot, so hielt sie, wenn auch unbewußt, an dem älteren Grundsatze fest. Alle diese Bildungen, soweit sie auch zeitlich, räumlich wie ihren Zwecken nach auseinandergehen, haben das eine gemein, daß sie Gruppen von Menschen unter einer gemeinsamen Absicht vereinigen; soviel aber die Zeit auch an dem Bundes- und Vereinsgedanken gebröckelt hat, er bildet das wichtigste Werkzeug der Geschichte; die Völkergeschichte ist eine Geschichte der Männerbünde, mag immer eine verweiblichte Zeit an dieser Wahrheit rütteln!

Vatersippe, Eheverbote, Blutrache

Die Vatersippe läßt sich nicht bloß bei Griechen und Römern nachweisen (genos, gens), sondern auch bei allen anderen indo-germanischen Völkern, z. B. bei den Saken (zona), Schotten (clan), aber auch außerhalb des indo-germanischen Völkerkreises, z. B. bei verschiedenen Indianerstämmen. Die Vatersippe gleicht darin der mutterrechtlichen Familie, daß sie sich durch Eheverbote und Blutrachepflicht absondert. Diese Gebote dienen dem inneren

Frieden und verleihen der Sippe Macht und Ansehen nach außen. Aber sie bedingen auch die Kampfstellung der Vatersippe. Nach Hubbart entstanden die meisten Fehden unter den nord-kalifornischen Indianern durch Frauenraub. Unter ihnen ging, wie bei den Griechen, die Sage vom Raube eines schönen Weibes. Bei den Serben kannte man den Frauenraub noch vor einem Menschenalter; die Römer hatten wenigstens die Erinnerung an ihn bewahrt (Raub der Sabinerinnen); wo auch sie verloren ging, da bleibt das Gebot doch in allerlei Hochzeitsbräuchen lebendig.

Sorgte das Eheverbot für den Frieden im Kreise der Gesippen, so suchten sie sich nach außen durch die Blutrache gefürchtet zu machen; diese bildet die älteste Form des peinlichen Gerichtes und ist, richtig besehen, kein Zeichen der Roheit, vielmehr ein älterer und ursprünglicher Ausdruck des Kampfes um Recht und Gerechtigkeit.

Die Geschlechtsgenossen bilden bei den ackerbauenden Völkern zumeist auch eine Siedelungsgenossenschaft, wobei der Geschlechtsname auf die Siedelung übertragen wird. Die Vatersippe stellt nicht bloß eine verwandtschaftliche Gruppe dar, sondern auch eine wirtschaftliche, politische, gottesdienstliche und rechtliche Körperschaft; die Engländer haben sie in Indien, die Holländer in Java als Verwaltungsorgan anerkannt; bei den Süd-Slaven hat sie sich, nur wenig durch die Zeit geändert, als eine triebkräftige, gesellschaftliche Bildung erhalten. Ihre Angehörigen bewohnen einen gemeinsamen Hof — die Communion; anderen Ortes, z. B. in China, wo die Sippe aber ihre wirtschaftliche und rechtliche Stellung schon längst aufgegeben hat, versammeln sie sich zu gemeinsamem Ahnendienst an den Gräbern der Verstorbenen, ähnlich im alten Israel. Auch Griechen und Römer sahen in dem gemeinschaftlichen Totenopfer das wichtigste Merkmal der Sippenzugehörigkeit; bei den Indern hieß die Sippe deshalb — die Opferkloß-Genossenschaft — Samonadaka. In Rom bestand der gemeinsame Ahnendienst bis in die Kaiserzeit.

Ein wesentliches sippenbildendes Band ist der Ackerbau: er hält die Gesippen in gleicher Weise zusammen wie sie

Jagd und Viehzucht zerstreuen. Wo der Pflanzenbau mehr Bedeutung gewinnt, die Menschen an die Scholle fesselt, wo sich auch die Männer der Feldbestellung zuwenden, da ist mit der schweifenden Lebensweise auch die Vereinzelung überwunden; indessen tritt sie noch einmal im Stadtleben in den Vordergrund, indem dies die Sippe zersetzt. Die Stadt baut ihre Häuser aus einzelnen Steinen zusammen, und so geht ihr Sinn durchaus auf die einzelnen Menschen, denn sie will alle jene öffentlichen Rechte für sich, die der Sippenverband beanspruchte. Was übrig bleibt ist ein Splitter, die Kleinfamilie und am Ende: das kinderlose Ehepaar, in anderen Fällen wohl gar das Sonntagsverhältnis! Mit dem Zerfalle der Sippe verschwinden auch die gesunden Instinkte, an deren Stelle ein leerer Geselligkeits- und Geschlechtstrieb zu treten pflegt. Dies Urteil mag streng klingen, aber es ist eine Tatsache, daß die Völker, seit 5000 Jahren, in ewiggleicher Weise, zugrunde gingen, sobald sie sich in Stadtvölker verwandelt hatten.

Dem politischen Abbau folgt der religiöse. Wie sich die Geschlechter in der Stadtgesellschaft auflösen, so die Geschlechtsgötter in der Stadtgottheit; auch das flache Land, wo die alten Zustände so lange als möglich festgehalten werden, vermag diese Entwicklung auf die Dauer nicht aufzuhalten; es erntet aber mit seiner „konservativen" Gesinnung den Hohn der städtischen Kreise und ihrer Treiber. Die Götter, die alledem ratlos zusehen, versinken dabei in einen traumhaften Zustand, der weder Leben noch Sterben ist.

Um so lauter klingt jetzt der Ruhm der Persönlichkeit; im Sippenverbande ist sie zurückgedrängt, denn dort hat der Einzelne nur als Sippengenosse Rechte und Pflichten, nur als solcher findet er Schutz; selbst die königliche Gewalt ist im Grunde nichts weiter als das Herrenrecht des Geschlechtsoberhauptes (Patriarchen). Auf den Abbau dieses Rechtes ist das ganze Trachten einer neuen Zeit gerichtet.

Neffenerbrecht

Das Vaterrecht ist nicht unmittelbar aus dem Mutterrechte hervorgewachsen; zwischen beiden steht eine Gesellschaftsstufe, auf der, wie in

der sabuah-parui, das ganze Recht bei dem mütterlichen Oheim der Schwesterkinder ist. Während nämlich, unter losen ehelichen Verhältnissen, die Verwandtschaft des Vaters mit den Kindern zweifelhaft ist, besteht im allgemeinen kein Zweifel in bezug auf die mütterliche Blutsgemeinschaft, also auch nicht zwischen Oheim und den Schwesterkindern. Auf diesen Umstand gründet sich das Neffenerbrecht, das man nicht nur bei manchen Indianer- und Negerstämmen fand, sondern auch im alten Ägypten und im Königreich Antschan in Elam. Hier erbten die Söhne nicht vom Vater, sondern von ihrem Mutterbruder; demgemäß waren auch im germanischen Altertum nicht die Königssöhne, sondern die Schwesterkinder der Fürsten die vornehmsten Geiseln.

Mutter- und Vaterrecht bildeten seit alters einen Gegensatz. Das Vaterrecht erschien als politischer Fortschritt und verbürgte den Geschlechtern, die ihm zuneigten, Macht und Herrschaft. Die Sage erzählt von Herakles-Misogyn, der sich vorgenommen hatte, die verächtliche (!) Weiberherrschaft gänzlich auszurotten und damit das Glück der Menschen zu begründen. In der Tat haben sich unter den amerikanischen Stämmen gerade nur solche mit vaterrechtlicher Verfassung über den Zustand eines rohen Jägerlebens zu geschichtlichen Lebensformen erhoben — z. B. die Quiches und Azteken. Die Männer betrachten das Weib, nachdem sie diese Stufe erklommen haben, nur noch als Sache; es wird geraubt, oder, auf einer höheren Gesellschaftsstufe, gekauft. Die Haustochter stellt jetzt einen gangbaren Tausch- und Verkaufsgegenstand dar; im Verkaufsfalle erhalten auch die Brüder Anteil an dem Erlös; nur die Mutter steht abseits und mag von dem Handelsgeschäft nichts wissen: sie sieht uraltes Herkommen und Recht mit Füßen getreten und verhehlt nicht ihren Groll; sie beansprucht nichts von dem Sündengeld, den Käufer ihrer Tochter will sie nicht sehen. In Australien war es üblich, daß sich die Schwiegermutter versteckte, wenn der Schwiegersohn vorüberging: dieser aber barg sein Gesicht hinter dem Schild. Ähnlich auf den Viti-Inseln und auf Neu-Seeland. Wo diese Gegensätze einer versöhnlicheren Stimmung weichen, da weiß die Schwieger-

mutter neuerdings Vorteile für ihre Tochter herauszuschlagen; bei den Lappen hat sie es durchgesetzt, daß sie noch ein Jahr nach der Verheiratung bei ihr wohnen darf, bei manchen Indianerstämmen grundsätzlich bis zur Geburt des ersten Kindes. Bei der niederschlesischen Landbevölkerung bleibt die Jungverheiratete wenigstens noch drei Tage und Nächte im elterlichen Hause. Aber im Ganzen schreitet die Zeit über diese mütterlichen Vorbehalte hinweg, ob freilich im Sinne der Vernunft und Menschlichkeit — kann zweifelhaft bleiben. Soviel aber steht doch fest, daß die Kaufehe den friedlichen Verkehr gefördert hat; wir wissen ja, daß sehr viele Kriege aus dem Frauenraub entsprungen sind. Diese Kämpfe standen dem gesellschaftlichen Fortschritt im Wege, wenngleich sie auch wieder die getrennten Stämme, wie jene der Griechen vor Ilion, zusammenfaßten.

Die gesellschaftlichen Fortschritte

knüpfen sich an den Zusammenschluß der getrennten Gaue zu einem staatlichen Ganzen. Man suchte sich diesem Ziele Schritt für Schritt zu nähern, indem man zum wenigsten Tempelgebiete und Festzeiten abgrenzte, wo die Waffen ruhten und die Stämme sich zum Güteraustausch, zum Gericht, zur Beratung und zur Festfeier zusammenfanden. Bei den Germanen ging dem Thing die Verkündung des Friedens und die Hegung (Heiligung) voraus; bei den Griechen schloß der Tempelfrieden alle, die zu dem Feste zogen oder von diesem heimkehrten, auf der ganzen Wanderung ein, so bei den Amphiktyonenspielen und Mysterienfeiern. Auch im deutschen Mittelalter war es die Sorge der Kirche, sich und ihren Feiern den „Gottesfrieden" zu sichern.

Indessen beruhte der geschichtliche und gesellschaftliche Fortschritt nicht lediglich auf der Friedensarbeit, auch die Eroberung übte ihren Einfluß. Der Krieger- und Landadel als Träger der bildenden Kraft war wohl in den meisten Fällen mit dem Heerschilde ins Land getragen worden; es gibt Herren- und Kulturvölker, wie es geborene Sklavenvölker gibt.

Besitz, Gewerbe, Handel

Bei dieser gedrängten Zusammenstellung der gesellschaftlichen Bildungskräfte gelangen wir zu einer solchen von allergrößter Bedeutung, ich meine den Besitz. Das von S t r a b o anerkannte Ureigentum des Mannes sind: Hammer (Axt), Schwert und Becher. Die beiden zuletzt genannten finden sich als Sinnbilder des religiösen und Rechtslebens im Stab und in der Schale. Das Eigentum geht auf das Ergreifen und, bei den Gebilden aus Menschenhand, auf das Erzeugen zurück: also auf Eroberung und Arbeit. Der erzeugte Gegenstand erscheint nicht nur als verkörperte Arbeit, sondern, wie das Kind, als ein Teil seines Erzeugers; im Altertum sprach man von Leibwaffen und Leibgeräten; man gab diese dem Verstorbenen ins Grab, indem man sie als untrennbare Teile seiner Leiblichkeit ansah. Die Begründung des Besitzes aus der Arbeit erstreckt sich nicht bloß auf Waffen und Werkzeuge, sondern auch auf den Erdengrund. Völker, die die Scholle nicht bearbeiten, wie die Jäger, kennen deshalb auch kein Eigentumsrecht am Grund und Boden; manche Araberstämme kennen zwar ein Besitzrecht an Fruchtbäumen, nicht aber an der Scholle, worauf jene gewachsen sind.

Mit dem sich steigernden Wirtschaftsleben gewinnen die gewerblichen Erzeugnisse eine wachsende Bedeutung; liegt anfangs alle bewirkende Kraft in den Menschen, so wird der Schwerpunkt jetzt mehr und mehr in die Güter verlegt. Der Besitz, zunächst in Waffen, Schmuckgegenständen und Werkzeugen niedergelegt, wächst und führt zur Anhäufung und zum Austausch, der sich nirgends im Tierreiche findet. Die ältesten Schätze, die man in der Erde vergraben fand, bestanden aus Anhäufungen von Waffen und Werkzeugen (Depotfunde); sie deuten auf Arbeitsteilung, die zur Massenherstellung führte; um leben zu können, waren die Erezuger dann gezwungen, mit anderen Erzeugern in Verbindung zu treten, um sich das sonst zum Leben Notwendige gegen die einseitigen Erzeugnisse ihrer Hand einzutauschen; damit war aber zu dem Gewerbe der Handel getreten; dieser läßt Vorteile und Gewinne entstehen und neigt zum Mißbrauch;

war es anfänglich der Held und vielleicht noch der geschickte Steinschläger, Schmied und Holzschnitzer, die reich wurden, so ist es nunmehr der findige Rechner und Geschäftsmann.

Der Reichtum ist eine der großen gestaltenden aber auch zersetzenden Mächte im Leben der Völker. Bildet er einerseits einen Kraftquell des gesellschaftlichen Geschehens, so führt er doch auch ungewisse und bedenkliche Maßstäbe in das Verhältnis von Mensch zu Mensch, das er vergiftet. Zwar ist ein mäßiger Besitz die erste Voraussetzung der Gesittung, nach Bismarck auch die beste Gewähr staatlicher Dauer — (Schiller sagt: „Etwas muß der Mensch sein eigen nennen, oder er wird morden und brennen") — indessen ist es doch gewiß, daß auch schon der kleinste Besitz die natürlichen Verhältnisse zwischen den Menschen verrückt: der Mensch wirkt nun nicht mehr lediglich mit dem was er ist, sondern, in steigendem Maße, auch mit dem, was er sein eigen nennt; und diese Veräußerlichung führt endlich dahin, daß der Mensch selbst gar wenig, der Reichtum alles bedeutet. Aber bis dahin ist ein weiter Weg; solange dieser nur als eine Folge wirtschaftlicher Arbeit oder heldischer Kraft auftritt, solange dem Stärksten und Kühnsten allenfalls ein etwas größerer Beuteanteil zufällt, solange ist auch der Reichtum nur eine Spiegelung des Menschenwertes, solange besteht auch das Wort: „Gold — gleich Blut" zu Recht; anders wenn die Selbstsucht Mittel und Wege ausfindig gemacht hat, sich die Kräfte, Fähigkeiten und Eroberungen der anderen nutzbar zu machen, indem der Findige die Hand auf Gegenstände legt, deren Besitz die Voraussetzung der Arbeit, ja des Lebens ist; in diesem Falle obsiegt nicht mehr der Starke und Tüchtige, nicht der Held, sondern der Gewissenlose. Hier beginnt das Reich des gewerblichen Truges, der Tarnkappe, des falschen Rechtes, Alberichs, des Schatzräubers und Fluchspenders, das Reich der Wucherer, Schieber und Kettenhändler.

Sklaverei Zu den Gegenständen, die sich, ihrem Wesen nach, nicht ohne schweren Schaden für die Gesamtheit zum Privatbesitz stempeln lassen, gehört die

Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht, insofern ihre Beschränkung nicht durch das Gemeinwohl begründet ist. Sie war für das Weib in Frage gestellt, als der Mann anfing, Handel mit ihm zu treiben, sie ging aber für ganze Schichten verloren, als man sie zu käuflichen Arbeitssklaven machte; nur darf man die Sklaverei nicht in Bausch und Bogen verurteilen; im Zusammenleben der Rassen und Völker bildet sie für einige derselben den Weg, der sie zur Gesittung führt; daß die Rothäute niemals Sklaven hielten, ist kein Ausdruck ihrer Menschlichkeit, sondern ein Zeichen ihres wirtschaftlichen Tiefstandes; dafür machten sie ihre Weiber zu Lasttieren. Sklaverei braucht gar nicht mit Unmenschlichkeit verbunden zu sein; die Mohammedaner verkehren nicht selten mit ihren Sklaven freundlicher wie manche Europäer mit ihren Untergebenen und Angestellten; und der gleiche Zug geht, trotz aller herrischen Laute, auch durch die Schichtungen der slavischen Welt. In Rußland konnte ich beobachten, wie Leute aus den untersten Schichten anständig, ja selbstbewußt, mit hohen Staatsbeamten verkehrten, die sie mit dem zutraulichen „Väterchen, du" anredeten; noch der Vater eines unserer Besten — E. M. Arndt's, war von hörigem Stande.

Grund und Boden

Neben der Freiheit der Person ist jene des Erdengrundes von der größten Bedeutung; wer den Grund und Boden sein eigen nennt, dessen ist auch die Arbeitskraft jener, die auf ihm wohnen und von seinem Ertrage leben. Der persönliche Besitz am Grund und Boden bedeutet deshalb eine andere Art der Knechtschaft. In richtiger Würdigung dieses Umstandes haben manche Religionsstifter und Gesetzgeber auch den Erdengrund vom Marktverkehre ausgeschlossen. (s. 3. Mose 25, 23). Es ist eine der großen Vorzüge der englischen Staatsverfassung, daß sie keinen Bodenwucher im Lande duldet. O. Beta erzählt in seinem Werke: „Deutschlands Verjüngung", den englischen Kindern würde in der Schule gelehrt, daß dieser Mißbrauch Freiheit und Ehre, Gesundheit und Glück der Völker vernichte. Was ein Roth-

schild von seinem Reichtum sagte: „Mein Geld ist meine Ehre!“ kann man mit einigem Rechte auf den Landbesitz anwenden, wenn man ihn vor Mißbrauch schützt. Übrigens vergleiche man mit jenem Ausspruche Rothschilds den Sachsenspiegel: „Gut ohne Ehre ist für kein Gut zu achten, und Leib ohne Ehre pflegt man mit Rechten für tot zu halten.“

Geldwirtschaft, Erbkapitalismus

Die zuvor aufgezählten Mittel der Ausbeutung werden aber durch das zuletzt genannte in den Schatten gestellt. Die Geldmacht beruht auf einer Sonderstellung von Geld und Kapital unter allen Gütern der Erde. Alle sind dem Verderben preisgegeben, eines mehr, das andere weniger, sie nehmen mit der Zeit ab und werden verbraucht, nur jene unterliegen diesem Gesetze nicht; sie beanspruchen, wie Gott, ewige Dauer; während also die Inhaber überflüssiger Güter gezwungen sind, dieselben auf den Markt zu bringen, wenn sie sich vor Schaden bewahren wollen, hat das der Geldbesitzer an und für sich nicht nötig. Er kann sein Geld zurückhalten und den Verkehr lähmen oder es auf den Markt werfen und dadurch auf die Preise aller anderen Güter drücken. Diese Vorzüge des Geldbesitzes hat der Geldmann noch in der Weise auszunützen verstanden, daß er eine Belohnung dafür beansprucht, wenn er sich überhaupt auf einen Handel einläßt — den Zins. Während jedermann, der einem anderen ein Gut zur Aufbewahrung gibt, ihm dafür ein Lagergeld zahlen muß, beansprucht der Geldgeber umgekehrt, eine Entschädigung. Gegen diese Scheingerechtigkeit haben schon die Propheten und Kirchenväter geeifert, denn sie raubt den Dingen ihre natürliche Lage und kommt aus der Hölle. An jedem anderen Gewinn haftet der Nasenschweiß, nur der Geldbesitzer kann in Faulheit und Stumpfsinn zusehen, wie sein Besitz wächst. Er liegt wie Fafner, auf dem Erwerbsleben und schläft und vergiftet es mit seinem Hauche.

Unter solchen Umständen ist das Geld so mächtig geworden, daß es auch die Gesetzgebung beherrscht: es hat sich in den Hypotheken-Börsen und Wechselordnungen Vorteile ge-

schaffen, durch die es die redlich Schaffenden an die Wand drückt, den Ertrag jeder Arbeit ausbeutet und vorwegnimmt (escomptiert), den Schuldner zum Sklaven macht und die ganze Sicherheit für sich in Anspruch nimmt, alle Gefahren aber dem Unternehmer aufhalst.

Auch das Erbrecht hat der Gesetzgeber einer solchen Scheingerechtigkeit angepaßt. Er sorgt mit der Erbteilung dafür, daß, wenn möglich bei jedem Todesfalle, der Familienbesitz auf den Markt geworfen werde und mit dem Besitz auch die Familie auf die Straße komme — wobei die Geldbesitzer dem gleichen Zwange wegen der unbeschränkten Teilbarkeit des Geldes nicht unterworfen sind; wenn auch sie vom Winde verweht werden, so geschieht dies aus anderen Gründen, die der inneren Gerechtigkeit des Lebens entspringen und nichts mit dieser sündhaften gesellschaftlichen Verfassung zu tun haben; denn am Ende erwürgt der Reichtum auch wieder seinen Mann; die Nation aber lebt von der Armut, wie es Wolfram von Eschenbach im Parzival ausgesprochen hat, indem er den Gral, der den Helden des Lichtes ewiges Leben verleiht, einen „Stein der Dürftigkeit“ nennt, während auch die Kirche mit ihrem Preisen der Armut zu erkennen gab, daß sie sich eine Ahnung dieser Zusammenhänge bewahrt hat.

Diese Auswirkungen eines falschen wirtschaftlichen Aufbaues sind nicht notwendig mit dem Besitz verbunden; das Bestreben, sich und den Nachfahren ihn zu erhalten, ist eine der starken und gesunden Regungen des Menschenwillens, die im Dienste der Gesittung steht. Indem das Erbrecht den Besitz in den Geschlechtern und Linien erhält, erleichtert es deren Fortkommen und gewährt ihnen einen Vorteil vor den Besitzlosen; solange der Besitz den Bessergearteten zufällt, ist er ein Mittel der Zucht; nur trifft diese Voraussetzung in Kulturzeitaltern nicht mehr zu, weil im Rennen um den Besitz nicht die bessere Artung den Ausschlag gibt, sondern gewisse einseitige Anlagen — nicht zuletzt Niedrigkeit der Gesinnung und Seelenverbrühung. Dabei sind die Söhne der Reichen bereits am Ziele, ehe sie sich noch erst richtig angestrengt haben, während der Arme eine Wüste

der Entbehrung durchqueren muß, ehe er es im günstigsten Falle erreicht. Mit Recht sagt A. Bebel: „Nicht die Leute mit hellem Kopfe und scharfem Verstande, sondern die mit den großen Geldmitteln sind die Herren der Welt". Man hat einen solchen Zustand „Erbkapitalismus" genannt; er bildet den letzten Akt in der Tragödie des Menschen, wo das Geld zum ersten Machtträger ward, wo es die Menschen beherrscht, indem es sie entwürdigt. Zwar lehnen sie sich in Haufen dagegen auf, aber nur in der Absicht, die Reichen beiseite zu schieben, um sich an deren Stelle zu setzen. Mögen einige unter ihnen sein, die es anders meinen, sie werden, nach einem Worte Goethes, das sich auf alle Schwärmer bezieht, zu Schelmen, noch ehe sie das dreißigste Jahr erreichten; und so führen die sozialen Kämpfe nicht aus den unsozialen Zuständen heraus, sondern, wenn möglich, noch tiefer in sie hinein.

Die Geschichte arbeitet mit jenen Kräften, die die Vorzeit angehäuft hat; sie verbraucht diese Kräfte. Wer seinen Kindern gesunde Knochen und Sinne hinterläßt, hat mehr für sie getan, als wer sie in Reichtum und Fülle setzt. Aber die Geschichte vernichtet auch die Bedingungen, unter denen sich jene inneren Reichtümer der Menschen in der Vorzeit entfalteten, weshalb heute alle Nachdenklichen, von ferne, an die Wiederherstellung derselben denken. Christian von Ehrenfels hat der Vielehe das Wort geredet, sie gebe den Tüchtigen die erwünschte Gelegenheit, sich rascher zu vermehren, und so wäre sie imstande, einem Volke auch im Zeitalter des Kapitalismus sein rassisches Erbe und seine heroischen Absichten zu erhalten und weiter zu bilden; indessen wäre die Polygamie unter den bestehenden Verhältnissen ein zweischneidiges Schwert, indem sie noch rascher und gründlicher mit dem letzten inneren Werte aufräumen würde.

Krieg Unter diesen Umständen sinken die Kräfte, die Völker gehen einem unrühmlichen Tode entgegen, und da den äußeren Anlaß zu ihrem Niedergange meistens Kriege bildeten, in denen ihr Siechtum offenkundig wurde, so hat man, im Verkennen des wahren Zusammenhanges der

Dinge, den Krieg für den Untergang der Völker verantwortlich gemacht. Man hat noch behauptet, daß die Kriege immer nur zur Ausrottung der Gesunden und Starken geführt hätten, indessen müßte man dann das Gleiche auch von den Friedenszeiten aussagen. Livingstone hat in Afrika beobachtet, daß jene Stämme, die den Frieden über alles lieben, von seiten ihrer Nachbarn unwürdig behandelt und unterdrückt würden. Wäre es dagegen richtig, daß der Krieg immer nur zur Ausrottung der Tüchtigen führe, dann wäre die Tapferkeit ausleseſeindlich, und es hätte sich niemals Heldentum in einem Volke behaupten können — die Menschen wären aus einem Zustande der Tatenlosigkeit und blöden Nahrungssuche unvermittelt in ihr Zeitalter der Plusmacherei eingetreten. In Wirklichkeit waren die Verluste an Menschenleben selbst in dem großen Weltkriege keine solchen, daß sie neben den anderen Einbußen an Volkskraft, die regelmäßig in den Zeiten gesteigerter Kulturentwicklung auftreten, noch wesentlich in Betracht kämen; in den früheren Kriegen vollends traten sie ganz zurück; so kostete uns der deutsch-französische Krieg von 70/71 40 000 Tote, während an der zugleich ausgebrochenen Pockenseuche in Preußen allein 120 000 Menschen gestorben sind, und die Verluste aus der freiwilligen Geburtenbeschränkung, Jahr für Jahr, solche Ziffern vollends in den Schatten stellen.

Unter den ungewöhnlichen Schrecken dieses letzten Krieges, der ja für alle Zeiten auch einen Wendepunkt der Kriegsgeschichte bedeutet, ist der schon zuvor getrübte Blick für die Bedeutung des Krieges völlig in die Irre geraten.

In einer Zeit, da man alle Dinge unter dem Gesichtswinkel augenblicklicher Vorteile zu betrachten gewohnt war, hatte man dem Heerwesen nachgesagt, daß es die Völker wirtschaftlich zugrunde richte, und zwar wurde dieser Einwand gerade von solchen erhoben, die von der Ausbeutung lebten. Darauf ist zu erwidern, daß durch die Aufwendungen für das Heer ein Teil des gehäuften Besitzes wieder in Umlauf gebracht ward — wenn man nur die Steuern in der richtigen Weise erhob. Ein Blick auf die Vereinigten Staaten von Amerika lehrt denn auch, daß die Anhäufung

der Riesenvermögen in diesem Lande mit, bis vor kurzem, sehr geringen Ausgaben für das Heer am weitesten fortgeschritten ist, und dabei erkennen wir noch, daß die gleichen Kreise, welche nicht genug gegen den Militarismus eifern konnten, wenn die Zeit gekommen war, sich in Kriegseiferer verwandelten..

Waren der Kriegführung schon immer gewerbliche Machtbelänge beigesellt, so ist er jetzt aber zu einer wesentlich technischen Veranstaltung geworden. In seinem Verlaufe haben die mechanischen und chemischen Mittel der Vernichtung immer mehr Platz gegriffen, wobei der eigentliche Männerkampf in den Hintergrund gedrängt wurde. Hier hat eine Entwicklung ihren Abschluß gefunden, die schon im germanischen Heldenzeitalter einsetzte — das Streben nach Vernichtung des Gegners durch Naturmächte und ohne Gefahr für das eigene Leben. Der Kaiser Franz Joseph duldete nicht, daß den Italienern, die vom Beginn des Feldzuges im Sommer 1915 die Österreicher mit giftigen Gasen überschütteten, Gleiches mit Gleichem vergolten werde, so daß diese erst nach seinem Tode zu Chlor, Phosgen und dergleichen griffen, nachdem diese Mittel schon große Lücken in ihre Reihen gerissen hatten. Der alte Kaiser mochte sich sagen, daß einer solchen Art der Kriegführung keine Vernunft mehr innewohne, daß da nicht mehr Heldentum, sondern Giftmischerei im Spiele sei.

In der Tat liegt hier der springende Punkt: Der Krieg ist heute kein letzter Vernunftgrund mehr, sondern ein gegenseitiges Ausräuchern und Auskaufen, und so frägt es sich in der Tat, ob man ihn noch mit den alten Worten rechtfertigen kann, und ob es nicht eine Aufgabe ist, daß die Menschheit sich nach neuen und besseren Verfahren der Auslese umsehe, die uns vor solchen Demütigungen und sinnlosen Metzeleien bewahren, wie sie dieser Krieg mit sich gebracht hat — eine Erwägung, zu der uns am Ende auch der Größenumfang des technischen Aufwandes zwingt, der zum Weißbluten der Parteien führt, auch wenn es etwa möglich wäre, die Kämpfe noch tiefer in das Innere der Erde zu verlegen und so die Menschenverluste einzuschränken.

Die Frage nach der Rechtfertigung des Krieges und seiner Formen ist übrigens so alt wie die Geschichte. Nach indogermanischen Begriffen war der Angriffskrieg nicht ohne weiteres gerechtfertigt, deshalb stellten unsere Vorfahren auch ihre landsuchenden Auswanderer in den Dienst göttlicher Absichten, indem sie dieselben, den „heiligen Frühling“, dem besonderen Schutze der Himmlischen empfahlen. Solches klingt selbst aus der Antwort, die der Vandalenkönig Gaisariks (Genserich) seinen Hauptleuten beim Auslaufen aus Karthago gab; als sie ihn frugen, gegen wen sich die Fahrt richte? da erwiderte er: „gegen die Völker, denen die Götter zürnen!“ Im Alt-Hochdeutschen heißt der Krieg Urlag, mit der Bedeutung: Schicksalsentscheidung. Der Sieger ist der Gerechtfertigte, übertrug man den Waffenweg doch selbst noch im Mittelalter auf bürgerliche Rechtshandlungen; auch wir reden heute noch von Streit und Krieg, wo es sich nur um bürgerliche Besitzfragen handelt.

In einer von A. Bonus übertragenen isländischen Novelle wird der in seinem Hause belagerte Held dem Flammentode preisgegeben, nicht ohne daß der Dichter das Bedenken äußert, ob denn ein solches neumodisches Verfahren noch auf die Billigung der Götter Anspruch machen könne. Es mag ein Rest gleicher Bedenken sein, wenn sich jedesmal zum Beginn eines der neueren Volkskriege die Massen in den Gotteshäusern drängten und ihre Gebete zum Himmel sandten.

Recht

Der Krieg selbst galt vordem, wie wir sahen, als Rechtshandlung. Nur durch ihn konnte der Gekränkte zu seinem Rechte gelangen — selbst nachdem der Richter sein Urteil gefällt hatte. Bei Ehrenhändeln blieb die gleiche Auffassung bis heute gerade in der verfeinerten Gesellschaft lebendig.

In der Rechtsgeschichte hat man früher das Rachegefühl unterschätzt, welches in seiner Auswirkung großen Einfluß auf die Entwicklung des Rechtsgedankens besaß. Da die Rachehandlung bei der Sippe lag, so bedeutete sie vom Beginne eine geschichtliche Tat. Es ist auffällig, wie die ältere

Geschichtsschreibung, mehr aber noch die epische Dichtung, bei der Rache verweilt; sie lassen uns erkennen, daß diese neben der Leidenschaft auch das nüchterne Abwägen durchaus nicht ausschloß, und so war sie in der Tat die Lehrmeisterin der Menschen auf ihrem Wege zum Recht. Wer zuerst Blutrache übte, der vollbrachte eine geschichtliche Tat von hervorragender Bedeutung.

Die bürgerliche Gesellschaft geht darauf aus, die Rachehandlung mehr und mehr aus dem Rechte zu verdrängen; sie wird dabei durch ihr Bestreben geleitet, unter allen Umständen die Ordnung aufrecht zu erhalten; gleiches bezweckt ja auch der Krieg, woraus sich abermals die Wesensgleichheit von Krieg und Recht offenbart. Richter wie Heerführer stehen vor der gleichen Aufgabe: Streitigkeiten so rasch und so vollkommen wie möglich aus der Welt zu schaffen; ein Richter, der aus einem Rechtshandel deren zwei oder mehrere hervorgehen läßt, wie ich es erlebte, hat seinen Beruf verfehlt; die Kunst, welche man den römischen Feldherren nachsagte, die sie befähigte, aus dem einen Kriege den Grund für den anderen herzuleiten, hat die römische Politik von alters her vergiftet.

Ich weise darauf hin, daß sich ursprüngliche Regungen eines Rechtsgefühles auch schon bei den Tieren nachweisen lassen. Wenn das Schoßhündchen einen fremden Kettenhund von unserem Hofe vertreibt, so stützt es sich mit seinem Gekläff auf ein Hofrecht und auf die Vollstreckungsgewalt seiner Herrin, die hinter ihm steht. Bei Naturvölkern findet man nicht selten ein scharf geprägtes Rechtsgefühl; auch das der Bauern ist stärker als jenes der Stadtbewohner; das Recht hat kaum eine Geschichte, entwickelt haben sich nur die Rechtsformen, die um so vollkommener wurden, je mehr das Recht in die Brüche ging. Seume sagt: „vor lauter Rechten gibt es bei uns kein Recht mehr!“

Der Niederschlag des Rechtes ist das Gesetz. Die ältesten Gesetzgeber sind die Religionsstifter; sie offenbaren die Befehle Gottes, dessen Macht und Strafgewalt sich in den Naturkräften (Blitz und Donner) verkünden. Die älteste Form

solcher göttlicher Gesetzgebungen beruhten auf einer Art Handelsvertrag zwischen Göttern und Menschen; diese verzichten auf den Genuß gewisser Nahrungsmittel, die sie dem Gotte überlassen, während er ihnen als Entgelt seine Hülfe in Not und Gefahr gewährleistet: es sind die sogen. Tabuierungsverträge: „so du davon issest, wirst du sterben“. Von hier aus führt dann ein langer und verschlungener Weg, auf dem die Religions- und Rechtsgeschichte sich vielfach begegnen.

Den Griechen der Solonischen Zeit erschien das Recht als eine Eunomie, ein vernünftiger Wegebau der Geschichte. Das deutsche Mittelalter verstand unter dem Rechte eine „Kunst des Guten und Heilsamen“, ein Ausdruck, der sich auch bei dem römischen Juristen Celsus findet. Neben einer solchen Kunst des Guten kannte das Mittelalter indessen auch ein böses Recht, so wie es neben den guten auch gefallene Engel kannte; dergleichen hat auch die spätere Rechtsphilosophie unterschieden; ein böses, gefallenes Recht ist das orientalische Strafrecht mit seinem „Aug um Auge, Zahn um Zahn“; denn das indo-germanische Recht war auf den entgegengesetzten Grundsatz aufgebaut: es sah jede Gewalttat wie jeden anderen bürgerlichen Streit als eine nichtöffentliche Sache an und ging lediglich darauf aus, den Schaden durch Sühn-, Buß- und Leutgelder zu ersetzen; im übrigen überließ es den Einzelnen oder Gesippen, darüber hinausgehende Rachehandlungen zu vollbringen; ein eigentliches Verbrechen erkannte es nur dort, wo der Mörder seine Tat zu verheimlichen suchte, etwa in der Weise, daß er den Leichnam des Erschlagenen verbarg, um sich der Verantwortung zu entziehen. Eine solche Auffassung findet sich als ein Überbleibsel älterer Denkart bei den Kassaren-Juden, welche Christenkinder, die sie rituell gemordet haben, niemals vergraben, sondern geradezu öffentlich ausstellen; dafür sind sie aber immer bereit, die Geldopfer aufzubringen, welche nötig sind, um die Täter loszukaufen, was ihnen freilich bei der zunehmenden Strenge in der Beurteilung solcher Missetaten nicht selten die größten Summen kostet. Nach chassidischem Glauben, der aber, wie gesagt, einer alt-indogermanischen

Denkweise entspricht, würden sie durch das Verscharren ihrer zu Tode gequälten Osteropfer einen Frevel begehen, durch den das erbeutete Opferblut entwertet würde.

Die ältere nordische Auffassung des Rechtes entspricht einer heldischen Gesinnung; sie beruht auch auf einer tieferen Einsicht in die irdischen Gegebenheiten. Ist denn der Mord unter allen Umständen das schwerste Verbrechen und nicht in zahlreichen Fällen nur der Ausfluß eines starken und gesunden Lebenswillens? Geschehen nicht alle Tage um uns zahlreiche schwere Vergehen, die ungesühnt bleiben? Wird das Leben nicht am Ende hülflos, wenn man es von allen Seiten und vor jedem Angriffe schützt? Tritt der Mord nicht zuweilen als Glied einer Kette von Handlungen auf, im Verlaufe von Herausforderungen, wo es sehr schwer ist, zu sagen: dieser war im Rechte, jener im Unrecht? Die gewöhnliche Entscheidung — von zwei Gewalttaten ist die erste Unrecht, die Gegentat, insoweit sie sich in gemessenen Grenzen bewegt, eine Rechtshandlung — läßt uns in vielen Fällen im Stich. Fürst Bismarck erläuterte das in einer seiner Reichstagsreden: Es begegnen sich zwei im Walde; der eine erscheint dem andern verdächtig; dieser greift in seine Tasche; jener glaubt einen Angriff abwehren zu müssen und langt nach seinem Revolver, während ihm der andere zuvorkommt, indem er ihn über den Haufen schießt: wer von beiden hatte nun angefangen, und wer war im Unrecht?

Das süd-indogermanische Blutrecht sinkt in der Tat in seiner rohen Unterscheidungslosigkeit, wie es aus dem alten Testamente spricht, unter die Linie, die selbst unser heutiges Strafrecht einhält, und wenn das Evangelium darauf mit einem milden: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!" antwortet, so ist dies die Verkündigung einer anderen, besseren Welt.

Das bürgerliche Recht behandelt jene Streitsachen, bei denen es sich um mein und dein handelt; es ordnet auch den Verkehr und die Beziehungen untereinander. Indessen sind diese sehr verschiedener Art, so verschieden wie die Menschen selbst, und dazu kommt, daß sie sich in einem immerwährendem Flusse befinden. Nicht in zwei Ehen geht es gleich zu, und die Ehe von heute ist eine ganz andere, als sie

vor 30 Jahren war; deshalb gelingt es kaum ohne Zwang, den bürgerlichen Verkehr für alle Zeiten zu regeln; diese Regeln müssen auch eine gewisse Biegsamkeit besitzen, sie müssen, neben dem Strome der Anschauungen und Gewohnheiten hergehend, sich eine gewisse Anpassungsfähigkeit bewahren; man kann sie deshalb auch nicht blindlings anwenden, es muß vielmehr in jedem einzelnen Falle „gefunden": es muß die allgemeine Regel erst auf den besonderen Fall angewendet werden. Der Richter muß, wenn er das richtig tun will, nicht nur das Gesetz, sondern auch das Leben kennen. Die Klagen über die Weltfremdheit der Richter haben sich aber unter der zunehmenden Vielgestaltigkeit des bürgerlichen Lebens zu Anklagen gesteigert; man hat die Frage aufgeworfen, ob der Richter überhaupt noch imstande sei, dem Leben vom Richtertische aus zu folgen, und ob man die Rechtsprechung nicht wieder den Ständen in die Hand geben solle? In den Kaufmanns- und Gewerbegerichten hat man eine solche Absicht teilweise verwirklicht. Ich komme darauf zurück.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Recht nur ein Notbehelf ist. Vielfach kämen die Parteien weiter, wenn sie zum Würfelbecher griffen; und die hervortretenden Schwierigkeiten nehmen zu, das Recht wird zum Narrenspossen, wenn die Rechtsuchenden bezw. ihre Vertreter nicht die gleichen inneren Überzeugungen haben. Man findet die Rechtsgötter nicht selten mit Netz und Schlinge ausgestattet, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man neben einem Gotte, der das gute Recht vertritt, auch seinem Widersacher, dem Verderber, einen Tempel baut; auch gibt es, weit verbreitet, einen Göttertyp, den „Hängegott", der seinem Widersacher zum Opfer fiel und, je nach Landesbrauch, gehängt oder gekreuzigt ward. Man muß bedenken, daß es unter dem gleichen Rechte einem Menschen oder Gotte, der das Recht mißbraucht, nicht schwer ist, den anderen, der es ehrlich anerkennt, zu Falle zu bringen; solche Gegensätze zeigen sich besonders da, wo Rassen mit verschiedenen seelischen Anlagen zusammenwohnen und für das Verbrechen geschulte Volkstrümmer, wie die Juden, unter Vertrauende aufge-

nommen wurden, deren Treu und Glauben sie mißbrauchen. Am Ende verhöhnen sie diese noch, indem sie verkünden: „So gaben wir ihnen denn Satzungen, die nicht ersprießlich waren und Rechte, durch die sie ihr Leben nicht erhalten konnten.“ Ez. 20, 25.

Rassische Belänge

Wir sind bei unserer Betrachtung zu den Wesensverschiedenheiten von Menschengruppen gelangt, die ihnen angeboren sind; man nennt solche Rassenunterschiede. Deren tiefere Ergründung hat im letzten Menschenalter große Fortschritte gemacht, nachdem G. Klemm und Graf Gobineau zu der Erkenntnis vorgedrungen waren, daß die Geschichte der Völker, ihr Entstehen und Vergehen, durch gewisse Grundwesenheiten und durch ihre Naturanlage bestimmt seien — daß es Erscheinungen in der Entwicklung und in der Geschichte der Völker gebe, zu deren Erklärung die Geschichte selbst, die sich immer nur mit den äußeren Wachstumsbedingungen der Völker befaßt, nicht ausreiche, vielmehr jene angeborenen Wesenheiten herangezogen und in die Gleichung des Völkerlebens eingestellt werden müssen; zugleich sprachen jene beiden die Überzeugung aus, daß es, genau gesehen, nur eine einzige Kulturrasse gebe — die weiße.

Dunkle und helle Völker leben über die Erde zerstreut, jene ihre Kräfte in der Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse erschöpfend, diese zur Beherrschung der Natur und zu höherer Bildung bestimmt. „Wie das Licht“ — sagt Wahrmund — „das uns von der Sonne bestrahlt, als Besieger der Finsternis und ihrer Begleiterin, der dunklen Furcht, von den Menschen zum Sinnbilde der geistigen Freiheit erhoben worden ist, so hat diese Freiheit und dies lichtbringende Wesen sich auch bei den lichtfarbigen Menschen vollkommener entfaltet. Eine hohe Stufe geistiger Entwicklung, durch lichtgewinnendes Eindringen in die Beschaffenheit der menschlichen Dinge und in das Verhältnis zur Gottheit allmählich erreicht, wird hier durch Siege über natürliche Feinde bestätigt und ist von der Kunst begleitet, die in der Natur tätigen Kräfte und die Stoffe, die sie uns

bietet, den Zwecken des Menschen und seinem Verlangen nach Schönheit entsprechend dienstbar zu machen und so einen dauernden Zustand der Dinge zu schaffen, den man Kultur genannt hat."

Schon die Römer wußten, daß die Wiege der geschichtlichen Völker an der Ostsee gestanden hat, eine Kenntnis, die den Späteren verloren ging. Von dort, aber auch von der Donau, wo ein Schwestervolk der Nordindogermanen wohnte, sind heerende Völker durch Jahrtausende in alle Himmelsrichtungen ausgezogen, um sich in den verschiedenen Ländern als heischende und herrschende Schicht, als Kriegeradel niederzulassen, aus deren Vorrat rassischer Spannkraft und Anlage die Geschichte ihre Antriebe entnahm. Diese Völker gehörten zumeist der blonden, hochgewachsenen Menschenart an, als der vornehmsten und begabtesten Vertreterin der weißen Rasse; sie sind in allen von ihnen eroberten Ländern die Träger der gesellschaftlichen und politischen Bewegung, insbesondere, unter glücklichen Sternen, auch der klassischen Völker gewesen; aber es war ihr Los, sich in ihren geschichtlichen Auswirkungen zu verzehren, so daß sie heute nur noch in dürftigen Trümmern vorhanden sind. Man hat die französische Umwälzung von 1789 einen Aufstand der dunklen Rasse genannt, und einige wollen auch den letzten großen Krieg als Rassenkampf ansehen, wenngleich sich die dunkle und vielfarbige Mehrheit diesmal unter der Führung der blonden Engländer befand; sieht man sich aber deren Treiber genauer an, so erkennt man bald, daß unter ihnen der ungermanische Typus vorwaltet. Will man entscheiden, auf welcher Seite in diesem Kampfe der Auswurf der Menschheit gefochten hat, so muß man sein Augenmerk auf die Art und Weise richten, wie man in den verschiedenen Lagern die Gefangenen behandelt hat, wenngleich da das Schlimmste in Nacht gehüllt ist, weil keine Zeugen mehr vorhanden sind.

Restvölker Unsere Gegner gingen darauf aus, uns aus der Reihe der selbständigen Staaten und Völker zu tilgen. Im Jahre 1913 erschienen französische

Druckschriften, in denen man Landkarten des zukünftigen Mittel-Europa finden konnte, wo Deutschland auf ein kleines Gebiet in Thüringen eingeschränkt war; wir sollten auf ein „Restvolk“ herabgesetzt werden. Solche Restvölker finden sich in weiter Verbreitung, als die Überbleibsel von Völkern und Rassen, die, zumeist in vorgeschichtlichen Zeitabschnitten, unterdrückt worden sind. Sie ragen, wie ältere Gesteinsbildungen, nicht selten inselgleich, als Zeugen ehemalig weiter Verbreitung, über jüngere Bildungen empor. Meist befinden sich diese Restvölker auf einer tieferen Gesittungsstufe; sie wohnen in unwirtlichen Landschaften, unzugänglichen Gebirgstälern, Sümpfen oder Einöden, wohin sie verdrängt worden sind und wo sie zumeist ein kümmerliches Dasein fristen. So sind die Herero, noch vor unseren Augen, nur dadurch der Vernichtung entgangen, daß sie in die Omahele flüchteten und dort die Gewohnheiten der Buschmänner annahmen, die ihrerseits ein Restvolk sind. In Europa sind es die Finnen, Basken und Juden; dahin gehören zahlreiche Völkersplitter des Kaukasus und Vorder-Asiens. Unter der breit hingelagerten Schicht der Mongolen liegen die Reste der Pal-asiaten (Ainu), nach Bälz die Abkömmlinge einer weißen Rasse. Die Wedda auf Ceylon, die Mon-Khmer in Hinter-Indien, die Senoi auf Malakka, die Toala von Celebes, die kraushaarigen Negrito der Philippinen, die schon erwähnten Buschmänner in Süd-Afrika und die Zwergvölker in dessen mittlerem Gebiet, endlich die Indianer Amerikas sind Beispiele für dies offenbar sehr verbreitete Vorkommen; sie alle sind unter dem Drucke von Eroberern gebannte Völkersplitter, denen oftmals, sowohl sprachlich wie auch nach ihrem Kulturbesitz, viel Eigentümliches anhaftet; manche leben noch in ihrem Steinzeitalter als unstäte Sammler und Jäger, viele sind Höhlenbewohner; nicht selten besitzen sie Werkzeuge und Waffen, die man bei keinem anderen Volke gefunden hat; so fischen die Ainu auf einem uralten, merkwürdigen Boote, führen die Buschmänner winzige vergiftete Pfeile, die sie, aus dem Hinterhalte, von einem Bogen abschießen, der nur 10 cm Spannweite hat. Natürlich sind die Restvölker auch die

Träger uralten Brauches, Glaubens und Aberglaubens, worauf ich schon bezüglich der Juden hingewiesen habe, ein Restvolk, das, unter immerwährender Vermischung mit seinen Wohnvölkern in auffälligen Bewegungen, zwischen Untergang und Weltherrschaft hin und herschwankt, indem es alte Vorteile und Satzungen den jeweiligen Zwecken anzupassen und weiterzubilden verstand.

Die Sprache

Mit diesen Aufzählungen und Erinnerungen sind die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Volks- und Gesellschaftskunde nicht erschöpft; was bisher vorgetragen wurde, bezog sich in der Hauptsache auf die körperlichen Verhältnisse; daneben müssen aber auch die seelischen Auswirkungen Berücksichtigung finden, die, als Denkformen aus dunklem Triebleben hervorgewachsen, neben dem handgreiflichen Geschehen einherlaufen; sie sind an die Ausdrucksmittel der Gebärde, Sprache, Schrift und Kunst gebunden, deren Schöpfungen gewissermaßen den Leib jener seelischen Wesenheiten bilden. Sie befähigen den Menschen, sich mit seinesgleichen zu verständigen und Rechenschaft über seine Umwelt zu geben, in deren Geheimnisse einzudringen und sich zuletzt, als Schöpfer und Künstler, zur Herrschaft über sie zu erheben — ja, als Überwinder, über sie und über Not und Zwang — in ein Reich der Schönheit und Güte.

Zunächst ein paar Worte über die Sprache. Nach Darwin hätte der Mensch zunächst singen und erst in der Folge sprechen gelernt. Neuere, freilich bestrittene Beobachtungen an Haustieren scheinen zu lehren, daß die Denkfähigkeit nicht in dem Maße von der Sprache abhängig ist, wie man früher angenommen hat; bei Pferden und Hunden scheint ein Denkvermögen zu schlummern, das nur eines Ausdrucksmittels ermangelt; jedenfalls beruht das Gebaren dieser, wie der Tiere überhaupt, nicht in solchem Maße auf bloßen „Reflexbewegungen“, wie die Schule angenommen hat, und deshalb können auch die Reflexlaute nicht die Wurzeln der Sprache sein, wie von anderer Seite angenommen worden ist; solche Laute werden, ohne das Bewußtsein zu wecken, durch äußere Reize ausgelöst — durch Überraschung, Schreck,

Verlangen; sie treten mit Gebärde und Miene in Verbindung und bilden ein allgemeines Mitteilungsvermögen, das sich ähnlich gearteten Geschöpfen ohne weiteres verständlich macht; es besitzt einen Auslesewert, indem es ihren Trägern manche Vorteile, z. B. bei der Abwehr von Feinden gewährt.

Damit soll indessen der Satz nicht umgestoßen werden, daß die geistigen Fähigkeiten des Menschen durch die Sprache gefördert worden sind; sie wurden durch diese in gleicher Weise angeregt und gebildet, wie durch alle anderen Einwirkungen der Umwelt; mit Recht sieht man im Erlernen fremder Sprachen ein allgemeines Bildungsmittel, das die Bildungsquellen in mancher Hinsicht übertrifft, die uns die Natur gewährt; deshalb ist auch das Denken der redenden Menschen ein anderes als jenes der Taubstummen, besonders das begriffliche Denken. Die Worte sind die Verkörperungen der Gedanken, die, ohne sie, im Maße ihrer Bildung, gleich wieder zerfließen würden, es wäre unmöglich sie festzuhalten, und das Denken wäre dann vielleicht nur der Vorzug genialer Einzelmenschen. So hat man denn mit einiger Begründung gesagt, die Geschichte der Sprache sei eine Geschichte des Menschengeistes.

Über die ersten Stufen des Sprachvermögens sind verschiedene Ansichten vertreten worden. W. v. Humboldt nahm an, daß sich unbewußt zustande gekommene Laute mit Begriffen vergesellschaftet hätten; er wies darauf hin, daß das Kind frühzeitig zwei unterscheidbare Laute bilde — baba und mama, welche die Eltern auf sich beziehen, aber in solcher Weise, daß bei verschiedenen Völkern bald die Mutter den einen, bald den anderen für sich in Anspruch nimmt, den zweiten dem Vater oder auch dem Oheim überlassend. Noire hat darauf hingewiesen, daß sich viele, offenbar alte Sprachwurzeln auf einfache menschliche Tätigkeiten beziehen, z. B. wühlen, scharren, graben, flechten, binden; er nahm an, daß sich diese aus den Ausrufungen von Menschen gebildet haben, die sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengeschlossen hätten; später hat Karl Bücher gezeigt, daß die Naturvölker ihre körperlichen Arbeiten fast

immer mit rhythmischen Lauten verbinden, denen anfänglich jeder begriffliche Inhalt gefehlt haben mag, und er nahm an, daß diese Laute, die sich mit der Zeit zu Worten und Sätzen zusammenfügten, endlich zur Sprachbildung geführt hätten, so daß diese gleichen Ursprunges sei wie Dicht- und Tonkunst. Karl v. d. Steinen hebt hervor, da er von den Indianern redet, die am oberen Schingu wohnen, daß es im Verkehre mit ihnen schwer sei, sich vor Mißverständnissen zu bewahren, weil sie, wenn man nach dem Namen einer Sache frägt, immer rasch bereit seien, sich über deren Gebrauch zu äußern; man bekäme den Eindruck, daß sich in ihrer Vorstellungsweise Wort und Sache, Hauptwort und Zeitwort noch nicht scharf gesondert hätten. Max Müller hat auf die Sprache der Kinder und Naturvölker hingewiesen, welche gern Töne nachahmen, die von den Gegenständen, besonders von lebenden Wesen ausgehen; so nennt das Kind die Kuh = Muh, den Hund = Wau. Auf solche Art mögen auch Tätigkeitsbezeichnungen wie: flüstern, gackern, glucksen, knistern, zirpen, zischen entstanden sein und zwar nicht selten erst noch in jüngerer Zeit, wenn sich zeigt, daß diese Worte älteren Sprachen fehlen. Max Müller hat diese Theorie der Schallnachbildung die „Wauwautheorie“ genant. In eigentümlicher Art ist diese von Ludwig Heyse weitergebildet worden; er nahm an, daß jedem von außen vermittelten Eindruck, z. B. jedem Gesichtseindrucke eine mehr oder weniger deutliche Klangvorstellung entspricht, wie andererseits feststeht, daß manche empfindliche Menschen mit bestimmten Tonfolgen auch bestimmte Gesichtseindrücke verknüpfen; wenn Kinder Personen und Gegenstände, mit denen sie in Berührung kommen, mit Eigenworten bezeichnen, die nicht auf Schallnachahmung beruhen und scheinbar ganz willkürlich sind, so muß man annehmen, daß diese Laute in ihnen durch die Eindrücke erweckt wurden, welche die Gegenstände und Personen in ihnen hervorgerufen haben. Neuerdings haben J. und O. Rutz gezeigt, daß die Betonung der Rede bei jedem Menschen in enger Beziehung zu seiner körperlichen Anlage steht, so daß man den einzelnen Dichter leicht aus der Klang-

führung, die in seinen Gedichten vorherrscht, herauserkennen oder doch zum Wenigsten einer bestimmten Gruppe angliedern kann, deren Zugehörige durch ihre Körperverfassung zur gleichen Klangführung neigen. O. Rutz glaubte zeigen zu können, daß jeder besonderen Art der Stimmführung eine bestimmte Einstellung der Rumpfmuskulatur und umgekehrt, daß jeder Muskeleinstellung eine bestimmte Art der Stimmführung entspreche. Dieser Spannungszustand ist nun für jeden Menschen durch seine Anlage bestimmt; setzt er sich in Handlungen, gleichgültig welcher Art um, z. B. in Sprechen, Singen, aber auch Zeichnen und Schreiben, so prägt er auch diesen seinen besonderen Stempel auf. Bei der Wiederholung dieser Gebilde oder bei aufmerksamer Betrachtung, beim Anhören eines Tonsatzes oder Gedichtes, stellt sich die gleiche Muskelspannung auch bei dem Nachahmenden wieder ein: es wird mit dem Gedicht auch ein gewisser körperlicher Zustand des Dichters wiederholt. So kommt es, daß man aus der Handschrift auf die innere Verfassung und den Charakter des Schreibenden schließen kann, weil die Schrift nicht nur eine Folge der Wortfügung, sondern der gesamten körperlichen und seelischen Verfassung des Schreibenden ist: es reden nicht bloß die Stimmbänder, es schreibt nicht bloß die Hand, vielmehr der ganze Mensch; die Griechen hatten wohl eine Ahnung solcher Zusammenhänge, wenn sie den Sitz des Gefühles in den Bauch verlegten.

Ed. Sievers hat diese Methode auf die Textkritik übertragen. Sind mehrere Verfasser an einem Schriftwerke beteiligt, so wird jemand, der es vorträgt, wenn er an eine „Naht“ kommt, d. h. an eine Stelle, wo die Arbeit eines anderen Verfassers einsetzt — sich innerlich, gemäß dem Typus dieses anderen, umstellen.

Von der romantischen Dichtung: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ wußte man, daß es eine Schöpfung Wackenroders und Tiecks sei; man wußte aber nicht, inwieweit der eine und andere daran beteiligt war. Es gelang aber Sievers, auf Grund des Rutzschen Gesetzes, nicht nur die Beiträge dieser beiden, sondern sogar Korrekturen und nachträgliche Überarbeitungen auf

das Genaueste zu unterscheiden und dem einen und anderen seinen Anteil an dem Werke nachzuweisen.

Solche Wahrnehmungen können uns nicht überraschen, wenn wir uns nur darauf besinnen, daß der Mensch ein Organisch-Ganzes ist, dessen Teile untereinander in lebendiger Wechselbeziehung stehen; wenn die Stimme eines Kastraten auch im Alter jene des Kindes bleibt, so ist dies ein Ausdruck dessen, was hier gesagt ist. A. Schleicher hat zuerst die Gesetze der tierischen Entwicklung auf die Sprache übertragen, wenn dabei auch anfänglich Übertreibungen mit untergelaufen sind; denn hier ist der Anpassung ein ganz anderer Spielraum gewährt als auf dem Gebiete der körperlichen Formgebung. Ein unter Negerknaben aufgewachsener deutscher Knabe hat nach wie vor blonde Haare und blaue Augen, wenn er sie von seinen Vorfahren ererbt hatte, aber in seiner Rede wird er sich nur wenig von seinen dunklen Gefährten unterscheiden. Die Sprache ist ja keine angeborene Tätigkeit, sondern erworben, und damit ist auch schon gesagt, daß sie bis zu einem gewissen Grade dem Wandel und der Willkür unterworfen ist.

Wie der Mensch im persönlichen und Gattungsleben allmählich von der Anschauung der greifbaren Dinge zur Begriffsbildung fortgeschritten ist, so hat sich auch sein Sprachvermögen stufenweise vom Gegenständlichen zum Begrifflichen entfaltet. Da sich das letztere aber auf das Übersichtliche und Allgemeine richtet, so sind gewöhnlich die einfachsten Sprachen die unbeholfensten und schwerfälligsten. Man findet in den Indianersprachen Worte für die feinsten Farbtöne, indessen keines für den allgemeinen Begriff: Farbe. Die (ausgestorbene) Sprache der Ureinwohner von Vandiemensland besaß für alle auf dieser Insel vorkommenden Bäume und Sträucher genaue Bezeichnungen, indessen kein Wort, das auf „Baum“ oder „Strauch“ gelautet hätte. Die Weddas von Ceylon haben nur ein einziges Zahlwort: eka (eins), und wiederholen es so viele Male als sie Einheiten ausdrücken wollen: eka-eka-eka-eka bedeutet also vier. Auf Tangarewa trägt die Kokosnuß, je nach ihrem Reifezustand, verschiedene Namen. Wenn im Bissaija, einer Philippinen-

sprache, nicht weniger als 35 verschiedene Worte für verschiedene Arten des Gehens, 40 für „Kaufen", im Suaheli eine wohl noch größere Anzahl für „Essen" vorhanden ist, so gibt es einen Begriff von der Schwerfälligkeit dieser Sprachen, die aus dem Mangel an Verallgemeinerungen und aus dem Verweilen bei den Sinnfälligkeiten entspringt. Die zuletzt genannte Sprache wird von Negerstämmen geredet, die vielfach Rinderzucht betreiben, dennoch besitzt sie kein Wort für das weibliche Rind und sagt für Kuh = mwanna m'ke ja m'kombe = die Frau des Ochsen. Der Begriff Kuh ist natürlich vorhanden, aber das entsprechende Wort läßt noch auf sich warten. Auch wir Mittel-Europäer besitzen nicht wenige Begriffe, die wir durch Umschreibung, Zeichnung oder durch einen rechnerischen Ausdruck wiedergeben können, für die uns das Wort fehlt. Gefühle zumal lassen sich oftmals leicht durch eine Gebärde oder auch durch eine Tonfolge ausdrücken, schwerer durch Worte; deshalb verzichtet die Tonkunst gerade in ihren höchsten Äußerungen (Symphonie) auf solche oder nimmt sie, wie in der Neunten, nur zu einer Steigerung zu Hülfe.

Aus alledem geht hervor, daß die Sprachbildung einer strengeren und ordnenden Regel entbehrt; was dem einfachen Sinne naheliegt, erhält viele unterschiedliche Wortzeichen, durch die die feinste Schattierung wiedergegeben wird, andere Begriffe, die für das fortgeschrittene Bewußtsein viel bedeutsamer sind, bleiben im Rückstande: man kann sagen, die Sprache folge der Entwicklung des Menschengeistes aus der Ferne nach, aber sie schlägt auf ihren Wegen zwei verschiedene Richtungen ein, indem sie das einemal von der Vielheit zur Einheit vordringt: Eiche, Buche, Weide-Baum, das andere Mal aber von der Einheit zur Mehrheit: Ochs-Stier, Kuh, Färse, Kalb; eine dritte Wegrichtung führt sie dann noch aus dem Greifbaren zum Unbegreiflichen, aus dem Reiche des Lebens in jenes des Todes, vom Gegenständlichen zum Eingebildeten und Begrifflichen, wobei sie leicht ins Maßlose verfällt. Als sie herausgefunden hatte, daß sie imstande sei, mit ihren Mitteln weibliches und männliches Wesen zu unterscheiden, da übertrug sie diese Unter-

scheidungen auch auf leblose Gegenstände, vielleicht in der Voraussetzung, daß die ihnen einverleibten Dämonen ihrerseits getrennt-geschlechtliche Wesen seien. Giordano Bruno zählt im ersten Dialoge seiner Schrift: „Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen“ eine ganze Reihe von Erscheinungen auf, die in ihrer angenehmen Hälfte weiblich, in der anderen, üblen aber männlich geprägt sind; der Wirrwarr - die Ordnung, der Schlaf - die Wachsamkeit, der Stumpfsinn - die Erinnerung, der Haß - die Liebe, der Irrtum - die Wahrheit, der Mangel - die Fülle, der Orkus - die Seeligkeit; daß dem aber kein durchgreifendes Gesetz entspricht, geht daraus hervor, daß viele Dinge, selbst so aufdringliche Naturerscheinungen wie: der Mond oder die Sonne, ihr Geschlecht mit der Sprache wechseln. Aus dieser Freiheit und Willkür entspringt aber auch wieder ein ordnender und verschönender Brauch, Anschaulichkeit und Greifbarkeit, die sich kaum jemals durch ein anderes sprachliches Mittel hätten erreichen lassen. Ausdrücke, die, gemäß dem gekennzeichneten Streben nach Verallgemeinerung, in Gedankenblässe zerflossen wären, gewinnen ein greifbares, warmes Leben; die Volksdichtung kennt diesen Vorzug der Sprache, indem sie die Geschlechtsbezeichnungen zu stimmungsvollen Anredeformen steigert; im Mittelalter redete sie von einer Frau Haselin, Frau Nachtigall, im 13. Jahrhundert auch von einem Herrn Tag, Herrn Winter, Herrn Auger, von einer Frau Krah, Minne, Maße.

Solche Wahrnehmungen erinnern daran, daß die Sprache nicht bloß Nützlichkeitszwecke verfolgt; sie ist ein mit dem Volke verbundenes Geheimnis, ein Teil der Volksseele selbst, der sich nicht willkürlich durch etwas anderes ersetzen läßt — so wenig wie etwa das Auge, mag dies, als Feinwerkzeug, immerhin viel unvollkommener sein als ein Erzeugnis von Zeiß; und deshalb tun wir gut, unsere Sprache, trotz ihrer Unvollkommenheiten, mit Ehrfurcht zu behandeln, wozu gehört, daß wir den Weltsprachlern die Türe weisen.

Die Deutschen in Amerika haben ihre Sprache vertauscht und damit ein wesentliches Werkzeug der Selbsterhaltung verloren; ist es etwa nicht auffällig, daß sich unter den dor-

tigen Denkern und Dichtern kein Deutscher befindet, und daß die Millionen Deutscher in den Vereinigten Staaten den Tollheiten Wilsons kein deutsches Wort entgegen zu setzen wußten?

Nicht nur die Völker kämpfen miteinander, sondern auch ihre Sprachen, nur daß es auf diesen Schlachtfeldern keine Gefallenen gibt, sondern nur Verstümmelte; denn von allen toten Sprachen finden sich Reste in lebenden, die um so größer und ansehnlicher sind, eine je größere Rolle die betreffende Sprache in der Geschichte gespielt hat; die Sprache der Griechen kann nicht sterben, solange es noch Menschen auf Erden gibt, die diesen Namen verdienen, und man könnte sie aus den Sprachen der halben Welt wieder zusammenbrauen, wenn sie verloren gegangen wäre.

Der Entwicklung der Sprachen im engeren Sinne folgt die Sprachforschung, die sich sehr zum Vorteil von dem unterscheidet, was man früher unter dem Namen Sprachwissenschaft verstanden hat. Während noch Augustin die Ableitung der Wörter, wie sie seinerzeit üblich war, mit der Traumdeutung vergleichen konnte, ist man allmählich durch die Ergründung der Laut-, Betonungs-, Beugungs- und Bildungsgesetze wie der Satzfügung zu einer befriedigenderen Erkenntnis gelangt. Nach O. Peschel sollen die ältesten Sprachen aus einem mäßigen Vorrate einsilbiger Wurzeln entstanden sein, die unverändert, lose, eine an die andere gereiht wurden, wobei ihre nähere Bedeutung durch die Stellung im Satze und Betonung des Redenden gegeben war; aus dieser einfachen Anlage hätten sich dann alle höheren Sprachen allmählich entwickelt. Eine solche tiefe Stufe der Bildung zeigt das Chinesische, wenngleich es nicht ausgeschlossen ist, daß wir es hier mit keiner ursprünglichen Bildung zu tun haben, indem diese Sprache, in einem Kreislaufe der Bewegung, erst wieder in ihre einfache Gestalt zurückgebildet worden ist; dagegen besitzen die Buschmänner, die doch auf einer sehr tiefen Stufe der gesellschaftlichen Bildung stehen, eine hochentwickelte Sprache, offenbar das Erbe einer höheren Kulturstufe, auf der sich dies verkommene Volk einstmals befunden hat: das Volk ist gesunken, die Sprache blieb auf der Höhe ihrer Prägung.

Man neigt zu der Ansicht, daß es besonders das Stadtleben sei, welches entartend auf die Sprachen wirkt; der Städter redet rascher wie der Landbewohner und bemüht sich, alles Entbehrliche aus seiner Rede wegzulassen: man redet vom Abschleifen der Sprachen in den Verkehrszeitaltern; eine abgeschliffene Sprache ist z. B. die hebräische; sie ist aus dem Arabischen hervorgegangen, unterscheidet sich aber von dieser Sprache wie Tag und Nacht. Man hat gesagt, das heutige Beduinen-Arabisch sei eine viel einfachere Sprache als das Hebräisch der Bücher Mose, dessen Alter doch auf 2000 Jahre zu schätzen ist; jenes ist immer nur von Stämmen gesprochen worden, die ein einfaches Leben führten, während das Hebräisch durch viele Straßengräben gezogen ward. Unter den indo-germanischen Sprachen hat sich die litauische einen sehr ursprünglichen Ausdruck bewahrt, und damit hängt ihr Formenreichtum zusammen; es ist eine Bauernsprache und am wenigsten unter allen indo-germanischen Sprachen abgeschliffen.

Der indo-germanische Sprachstamm ist aus einem reichen Wurzelstock hervorgewachsen und bildet einen Gipfel der Entwicklung, womit aber nicht gesagt ist, daß einzelne tiefer stehende Sprachen nicht Hülfsmittel besitzen, durch die sie, auf einem besonderen Gebiete, auch die indo-germanischen Sprachen übertreffen; so ist z. B. die Sprache der Senegambier imstande, viel genauere Ortsbestimmungen zu treffen; dort wechselt das Geschlechtswort seinen Selbstlauter, je nach der Entfernung eines zu kennzeichnenden Gegenstandes:

b'aye-bi — der anwesende Vater,
b'aye-bu — der Vater in der Nähe,
b'aye-bo — der Vater in einiger Entfernung,
b'aye-ba — der weit entfernte Vater.

Das wenige muß genügen, um die Unterschiede der Sprachbildung und das Verhältnis der Volks- und Sprachenentwicklung zu kennzeichnen: beide besitzen, jedes für sich, einen selbständigen Höhepunkt, der etwas weiter, hier oder dorthin, verschoben sein kann, wobei es aber einen Punkt gibt, von dem aus es sowohl in sprachlicher wie in

völkischer Hinsicht bergab geht. „Irgendwo" — sagt J. G. Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation — „gibt es notwendig einen höchsten Punkt der Anpassung der geschlossenen Wörter an die geschlossenen Begriffe und des geschlossenen Sinnbildes an die geschlossenen Lebensverhältnisse. Nachdem diese Höhe erreicht ist, kann das Volk nicht mehr, denn entweder seine gelungensten Meisterstücke verändert wiederholen, also daß sie aussehen, als ob sie etwas Neues, da sie doch nur das wohlbekannte Alte sind; oder, wenn sie durchaus neu sein wollen, zum Unpassenden und Unschicklichen ihre Zuflucht nehmen und ebenso in der Dichtkunst das Häßliche mit dem Schönen zusammenmischen und sich auf die Karrikatur und das Humoristische legen, wie sie in der Prosa genötigt sind, die Begriffe zu verwirren und Laster und Tugend miteinander zu vermengen — wenn sie in neuen Weisen reden wollen" — eine Betrachtung, die uns zu Hilfe kommt, indem sie in treffender Weise die gemeinsame Bewegung der Geister und deren Ausdrucksmittel veranschaulicht, wie sie trotz aller Einschränkungen besteht.

Hieraus folgt aber, daß sich die Sprachen nur sehr von weitem zur Begrenzung der natürlichen Völkergruppen heranziehen lassen; wohl kennt man Völker, die durch weite Räume voneinander getrennt sind, sich aber doch durch ihre gemeinsame Sprache als die Glieder eines gemeinsamen Volksstammes zu erkennen geben, z. B. die Indo-Germanen in Europa und Asien, die Bewohner Madagaskars und der Sunda-Inseln, die von Alt-Mexiko und Nord-Amerika; aber die heutigen Bewohner Griechenlands sprechen noch immer ihr Griechisch, während es doch Slaven sind, die nur die Sprache gewechselt haben; andererseits reden manche Völker ihnen wesensfremde Mundarten, die sie in Berührung mit Fremden angenommen haben, z. B. die Magyaren, deren Sprachverwandtschaft auf Asien hinweist, wo sie aber vermutlich nur vorübergehend beheimatet waren.

Die Schrift

Der Sprache gesellt sich in geschichtlichen Zeiten die Schrift. Ihre Schöpfung gehört zu den Großtaten der Menschheit, und die in neuerer Zeit

geglückte Entzifferung von Schriftarten, die lange der Vergessenheit verfallen waren, hat die Gesichtskreise über die Entwicklung des Menschengeschlechtes in früher ungeahnter Weise erweitert. Der einfache Mensch hat in der Schrift von jeher etwas Geheimnisvolles und Übernatürliches gesehen, und ein Rest solchen Glaubens findet sich in der Ehrfurcht, mit der viele Völker auf ihre „heiligen Schriften“ schauen: es mag das Erbe einer Zeit sein, in der man mit dem geschriebenen Worte noch den Gedanken des Zaubers verband; die ältesten Schriftzeichen haben wahrscheinlich auch gar nicht der Verständigung gedient, allenfalls nur jener zwischen Menschen und Göttern: es waren Zauberrunen; gehen doch einige allzumenschliche Schwächen selbst in unserem wissenschaftlichen Leben auf eine Überschätzung des gedruckten Wortes zurück.

Da sich die Schrift aus dem Bilde entwickelt hat, muß die Bildkunst die ältere gewesen sein; dies hat die Forschung insofern bestätigt, als sie wiederholt, an Orten, wo sich unter den aufgedeckten Altertümern noch keinerlei Spuren einer Schrift nachweisen ließen, bildnerische Darstellungen zutage förderte, z. B. aus eiszeitlichen Höhlen in Nord-Spanien, wo sich Tierdarstellungen mit sprechender Formgebung fanden; ein solcher Darstellungstrieb, der sich besonders den Bildern aus dem Tierleben zuwendet, findet sich nicht selten bei Kindern, ohne daß es im einzelnen Falle der Ausdruck einer künstlerischen Veranlagung zu sein braucht; es sind beide Male frühreife Früchte am Stamm menschlichen Kunstschaffens.

Das Tierornament hat sich dann im Norden, bei den Germanen, zu einer phantastisch-grotesken Linienführung entwickelt, aus der sich erst Dürer zu größerer Schlichtheit herausgearbeitet hat; das Zuviel an Einzelheiten und das Sichvertiefen in das Sonderbare, was dem deutschen Wesen überhaupt anhaftet, die Melancholie, hat unseren Künstlern allezeit ihre Wege verlegt, aber es hat dann als Widerstand, der die Kräfte und den Ernst erweckte, zu um so schöneren Siegen der Formgebung geführt.

Das Pflanzenornament ist erst in späterer Zeit in Ägypten

aufgetreten, ohne daß man für diese örtliche und zeitliche Umgrenzung einen verständlichen Grund anführen konnte.

Wo das Bild nicht mehr der bloßen Wiedergabe von Naturerscheinungen dient, sondern eine auf Übereinkommen beruhende Bedeutung gewinnt, da entsteht das Schriftzeichen; wer an diesem Übereinkommen teilgenommen hat, der versteht dies Zeichen ohne weitere Erklärung oder Auslegung: er kann es „lesen“. Ein Kerbholz, das zur Unterstützung des Gedächtnisses dient oder ein Gemälde bilden keine Schriftzeichen; wenn jenes eine Zahl gibt, ohne erkennen zu lassen, worauf sich dieselbe bezieht, so schildert dies einen einmaligen Vorgang, und zwar schildert es ihn viel zu umständlich, als daß es jemals zum Zeichen einer Sache oder einer Vorstellung werden könnte.

Die Bilderschrift hat zunächst gar nichts mit Lauten zu tun; insofern sie lesbar ist, kann sie von jedermann in seiner Sprache gelesen werden — ein Vorzug, den sich die chinesische Schrift in entfernter Weise erhalten hat: sie ist auch den Japanern und Annamiten lesbar; erst wo man mit dem Bildzeichen nicht bloß einen Sinn, sondern auch einen bestimmten Laut verbindet, da entsteht aus der Bilder- die Lautschrift. Das Bild eines Pferdes könnte man im Deutschen auch: Roß, Gaul, Mähre lesen, sobald es aber zum Lautzeichen geworden ist, kann es nur noch einem einzigen Worte oder Laute entsprechen. Durch Zerlegung der Worte in Silben und Buchstaben und Einsetzen entsprechender Bildzeichen wird das Schreiben, das noch für den Chinesen eine umständliche und schwierige Kunst ist, zu einem einfachen Geschäft, da die Sprachen wohl sehr viele Wortsilben, aber nur eine geringe Zahl unterscheidbarer Laute besitzen. Die Babylonier und Ägypter waren bei der Silbenschrift stehen geblieben; auch die chinesische Schrift ist eine Silbenschrift, da das Chinesische eine Silbensprache ist; erst die Perser haben die babylonische Schrift in eine Buchstabenschrift verwandelt.

K. Schirmeisen sieht in den alten Zauberrunen (Losstäben) die Grundzeichen der Buchstabenschrift; er nimmt an, daß sie, anfänglich zwölf an der Zahl, bei den Germanen

Götterzeichen waren, zugleich aber Sinnbilder des Tierkreises; die Mongolen brauchten früher die chinesischen Schriftzeichen fast nur zur Herstellung von Zauber- und Gebetszetteln; im Orient leben die Schriftkundigen von der Herstellung von Koransprüchen, die sie als Zaubermittel verkaufen; ähnliches war bei den Juden zur Zeit des Apostels Paulus im Brauche.

Gesang, Rhythmus, Tanz Unter allen Künsten ist wohl die Sangeskunst die älteste; sie ist mit dem Tanz verschwistert; beiden ist der Rhythmus gemein, der ursprünglich, nach K. Bücher, der Auslösung von Arbeitsbewegungen diente, denn die Naturvölker arbeiten durchweg unter Gesängen oder bei Musikbegleitung. Der ermüdete Mensch vergißt die Müdigkeit, der gelangweilte — die Langeweile, wenn er seine Bewegungen oder auch nur seine Gedanken rhythmisch gestalten kann. Nach Bücher wären wir niemals zu größeren Arbeitsleistungen, also wohl auch zu keiner Kultur gelangt, wenn uns der Rhythmus nicht zu Hilfe gekommen wäre. Auch unsere Arbeiter verstehen es noch immer, sich bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten — z. B. beim Dreschen, Rammen, Rudern, Lasten fördern — der Vorteile des Rhythmus zu bedienen, und die Arbeitsgesänge spielen bei den Slaven und anderen einfacheren Völkern noch eine große Rolle im gewerblichen und gemütlichen Leben; freilich verschwinden sie im Zeitalter der Maschinen um so mehr, je vollkommener dieselben werden. Unsere Maschinenbauer suchen ganz allgemein die pendelnden Maschinenteile in kreisende umzuwandeln, weil die Kreisbewegung keine toten Punkte hat und deshalb zu größerer Schnelligkeit gesteigert werden kann. Man vergleiche das Gatter mit der Kreissäge, die Spindel- mit der Rotationspresse, die Kolbendampfmaschine mit der Turbine, das Ruder mit dem Schiffsflügel. Ließen die älteren Maschinen noch so etwas wie ein rhythmisches Gefühl aufkommen, so hat das bei den neueren ganz aufgehört, und die Verwüstung hat sich aus dem Fabriksaal in die Handwerkerstube übertragen; endlich auch in die Wohnstube des

Arbeiters; aus dem jetzt das Geplärr eines schlechten Phonographen ertönt; freilich mag dazu der Verfall der rhythmischen und musikalischen Fähigkeiten, wie er allgemein in den Kulturzeitaltern wahrgenommen wird, viel beigetragen haben. Im Mittelalter war bei uns ein drei-, vierstimmiger Gesang etwas Gewöhnliches, heute erregt schon ein zweistimmiger Aufsehen.

Geister und Gespenster

Die hergezählten Ausdrucksmittel haben den Menschen befähigt, den Kampf mit der ihm anhaftenden Trägheit und geistigen Enge, mit dem Ungewissen und Ängstigenden aufzunehmen und endlich aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Alles Dunkle als Gefahrbringendes betrachtend, sucht er es zu durchleuchten, indem er nach Aufklärung strebt. Dieser steht aber sein noch sehr unvollkommenes Denken und dessen willkürliche Voraussetzungen im Wege; glaubt er doch hinter jedem Gegenstande einen wollenden, zumal übelwollenden Geist zu erkennen; so sieht er sich in eine Welt der Geister und Gespenster gebannt, denen er sich nicht zu entziehen vermag; er sucht sich also mit ihnen abzufinden; sie dünken ihm gefährlicher als alle seine Feinde unter den Tieren und Menschen; aber diese Sorge bildet den Antrieb zum Aufsuchen neuer Hilfsmittel und Vorkehrungen, zum Überlegen und zu neuen Fortschritten, so ist er ein Kind seines Wahnes, der ihn erst zu einem geistigen Wesen machte: aus lähmender Angst gelangt er unter allmählicher Überwindung der gröberen Formen seiner Denkweise zur Erkenntnis und Freiheit. Kein Tier kennt Geister und Gespenster, aber keines hat auch die Gesetze des Denkens ergründet.

Die Aufmerksamkeit des unerfahrenen Menschen lenkt sich zuerst auf alle Unterbrechungen im gewöhnlichen Gange der Dinge; was alle Tage gleichmäßig in seiner Umgebung vorgeht, beachtet er nicht; erst das Unerwartete und Überraschende weckt seine Gedanken; Gebresten, Tod und Unglück lassen ihn Fragen an das Schicksal richten: woher, wohin, zu welchem Zweck? sie wirken unmittelbar und werden als Äußerungen unsichtbarer Mächte gedeutet; der einfache

Mensch sieht sich von diesen umlagert und umlauert; sie schrecken ihn im Traum; er fürchtet sie und sucht sie sich räumlich fern zu halten oder er bemüht sich, sie zu seinen Gunsten zu stimmen und ruft sie gegen seine Feinde, wirkliche und gedachte, zu Hülfe; er opfert ihnen, indem er, auf einer tieferen Wirtschaftsstufe, bestimmte Fundstellen von Nahrungsmitteln oder einzelne Fruchtbäume meidet (tabuiert) und deren Ertrag jenen überläßt, oder ihnen, auf einer höheren, einen Teil der gesammelten Lebensmittel und Behelfe opfert. Da er seine Götter aber durchaus mit den Trieben ausstattet, die ihm selbst innewohnen, so denkt er sie sich auch als hungrige Wesen, die ihm seinen eigenen Besitz neiden; ihr Heer wird noch alle Tage durch die Seelen der Verstorbenen vermehrt, die sich im Tode zeitweilig von den Leibern trennen und unter die schweifenden Geister geraten. Er gibt seinen Toten deshalb soviel als möglich mit ins Grab — vor allem von dem, was ihnen im Leben gehörte. Aber es sind nicht bloß die Seelen der Verstorbenen, die ihn mit Sorge erfüllen, auch der Stein, der Baum, der Berg, der Bach, der Himmel, die Sonne, der Mond und die Sterne, sie alle sind die Träger und Wohnstätten mehr oder weniger gewalttätiger Geister, von deren Gunst und Ungunst er sich abhängig fühlt; sie alle verhängen Unheil und Glück, Not oder Fülle, und so werden sie auch alle zum Gegenstande der Furcht und Anbetung und verlangen nach Trank und Speise.

Die Götter

So kann man denn, so sonderbar der Gedanke auch anmutet, bei der Betrachtung der Götter im allgemeinen von dem Gegenstande der Anbetung absehen, weil es gar keinen Gegenstand wie keine Verbindung von Dingen gibt, die nicht, wenn es sich schickt, zum Gotte werden können; das Beständige in den göttlichen Dingen liegt nicht in diesen, sondern im Menschen, der sich seine Götter schafft. Was ihn dazu antrieb, war zwar ein scheinbar Unvernünftiges, das aber doch einen tiefen Kern der Wahrheit in sich schloß; in seinen Göttern verkörperte der Mensch zugleich sein ideales Streben, mit dem er neue

Kräfte in die Gleichung des Lebens einsetzte, durch die sie eine neue Auflösung fand.

Wenn jeder Gegenstand, unter passenden Bedingungen, zum Gotte werden kann, so kann es natürlich auch der Mensch; auch er kann Gott sein und Hülfe wie Gunst als Gegenleistungen für Darbietungen aller Art an die Bedürftigen, Ergebenen und Frommen austeilen; so bilden denn die göttlichen Dinge eine Fortsetzung der menschlichen, nur daß in ihnen der Einbildungskraft ein größerer Spielraum gewährt ist; aber gerade hierdurch gewinnt das Göttliche seine Weihe und Größe. Indem es den Sinn der Menschen vom Ich auf das All, vom Engen ins Weite, von Heute auf das Morgen lenkt, gewinnt es den größten Einfluß auf die Schicksale der Menschheit — ja es bleibt eine Frage, ob der Mensch, nachdem er sich seiner tierischen Triebe entäußert hat, überhaupt ohne göttliche Hilfe lebensfähig sei? Es spricht manches dafür, daß es nicht der Fall ist, und daß die Gottlosigkeit in Wahrheit eine Todsünde ist, an der die Menschen zugrunde gehen.

Mag dies dahingestellt bleiben — soviel ist gewiß, daß die Götter noch nicht gestorben sind; sie werden es erst sein, wenn die letzte Hoffnung auf die Verwirklichung des Ideales im Grau der Aufklärung zerflossen ist, wenn der letzte Dichter seinen letzten poetischen Gedanken zu Ende gedacht hat. Gewiß aber ist, daß dem Göttlichen eine große geschichtsbildende Kraft innewohnte; die erste Aufspeicherung von Wirtschaftserzeugnissen fand an den Opferstätten statt; auch heute noch gehen die Kirchenheiligen mit den Jahrmärkten. Wenn die Indianer Nord-Amerikas immer nur aus der Hand in den Mund lebten, so war dies darin begründet, daß sich ihre Götter durch Genügsamkeit auszeichneten; aber auch das Umgekehrte ist nicht gerade falsch: sie waren genügsam, weil ihre Gläubigen keine Vorräte anzuhäufen verstanden. Auch die Germanengötter machten wenig Ansprüche an das Leben. Ulfilas übersetzt Altar mit dem vieldeutigen „biuds“ = die Platte und opfern mit „blotan“. Karl d. Gr. konnte die germanischen Götter, ohne auf viel Widerspruch zu stoßen, kaltstellen — sicher ein Zeichen, daß

sie arm waren; die Kirchen der vorchristlichen Ostelbier, die Walburgen, bestanden aus Scherbenhaufen, in denen sich nur selten einmal ein Metallgegenstand findet. Anders in Ägypten, Griechenland, Italien. Zu Zeiten, da die Menschen im Tale des Nils das ärmlichste Leben führten und in Lehmhütten wohnten, errichteten sie ihren Göttern Paläste, die selbst die Jahrtausende nicht völlig vernichten konnten. Wenn aber das ältere Indien keine Städte, nur Dörfer besaß, so hing dies damit zusammen, daß dort, bei aller Frömmigkeit, der Hausvater den Göttern am Herde des Hauses opferte: damit fehlte der hauptsächlichste Anlaß zur Anhäufung von Vorräten und Reichtümern, aber auch zum Zusammenströmen der Menschen; und da sich unter diesem Volke der Glaube ausgebildet hatte, daß das Weiterleben nach dem Tode von den Opfern ihrer Angehörigen, besonders der hinterlassenen Söhne, abhängig sei und die Totenopfer an dem Familienbesitz hafteten, so gewann dieser eine besondere Weihe wie bei keinem anderen Volke, er ward zum Träger des Heils; denn da die Sorge für die Toten (und Götter) an die Erhaltung des Herdfeuers geknüpft war, also auch an die Erhaltung von Haus und Hof wie an unmittelbare (männliche) Nachkommen, so erkennt man wieder den innigen Zusammenhang der menschlichen und göttlichen Dinge: naturgemäß gingen jene Geschlechter als Sieger aus dem Lebenskampfe hervor, welche die frömmsten waren, d. h. den größten Ernst und die größte Sorge auf die Erhaltung von Haus, Hof und Nachkommenschaft richteten.

Opferwesen

Unter diesen Umständen ist es ein Wunder, daß sich der menschliche Sinn nicht noch rücksichtsloser auf die Erhaltung der irdischen Güter eingestellt hat, als es geschehen ist; in einzelnen Fällen verbindet sich dieser materialistische Zug in der Tat mit einer altertümlichen Frömmigkeit — wie bei den Juden; zugleich erkennen wir die Gefahren, die damit verbunden sind, denen wir nicht bloß in der ägyptischen und indischen Geschichte, sondern auch im Athen Solons wie im germanischen Mittel-

alter begegnen — überall dort, wo ein ursprünglich heroisches Leben in kirchliche Bahnen einlenkte. Die Unersättlichkeit der Götter wirkt wie eine Schraube ohne Ende; sie fordert immer neue Leistungen; mochte man noch soviel opfern, immer blieben Unglück, Krankheit, Not und Tod, aus deren Vorhandensein der fromme Sinn auf Forderungen der Himmlischen schloß. Jeder Gott und jeder seiner irdischen Vertreter konnte, wenn er es verstand sein Eisen zu schmieden, die Menschen dahin bringen, daß sie ihr Letztes und Bestes opferten; kein Römer der alten Zeit, kein Reicher des germanischen Mittelalters konnte sterben, ohne der Kirche einen Teil seines Vermögens zu übereignen; die ägyptischen Könige erzählen uns in langen Rollen, was sie den Göttern an Land, Vieh und Sklaven geopfert haben. Die staatlich anerkannten römischen Priesterschaften forderten eine jährliche Steuer von 1/5 der Einkommen, wenngleich sie damit noch hinter den Brahmanen, Druiden und jüdischen Hohepriestern zurückblieben, die am liebsten die ganzen Vermögen ihrer Gläubigen einstrichen, indem sie ihnen dafür, auf Zeit und Ewigkeit, eine Rente aussetzten; wer nichts hatte, dem blieb noch der Ausweg, sich dem Gotte als Knecht zu verdingen. Indessen dürfen wir nicht übersehen, daß die Menschen sich mit ihren Göttern auch einzigartige Vorteile geschaffen haben. Wo nur immer sie ihre Zwecke und Absichten, die über das Heute und Morgen hinaus gingen, mit den Absichten ihrer Götter in Einklang zu setzen verstanden, da gewannen sie die Macht über die Geister, über Trägheit und Unverstand, vor der alle Widerstände dahinschwanden. Ein Teil der Unfruchtbarkeit unserer Zeit vor deren großen Aufgaben liegt gerade darin, daß uns eine gleich starke Frömmigkeit abhanden gekommen ist, uns also auch die göttlichen Hülfen fehlen.

Das Opferwesen beruht auf der dämonistischen Denkweise und ihren Schauern. Im Lichte der Aufklärung sinken die Götter dahin. Die Römer hatten die Ablösung göttlicher Gerechtsame zu einem planmäßigen Verfahren ausgebildet. Der Dachdecker, der es, ohne die entsprechende Sühne, niemals gewagt hätte, das schadhafte Dach eines Tempels aus-

zubessern, stimmte unbedenklich für die Ablösung eines Gottesdiensts, der sich, im Lichte der Aufklärung, als veraltet und wirkungslos gezeigt hatte: der in einer Art von Gerichtsverhandlung in seinem Unvermögen erkannte Gott wurde abgesetzt, d. h. seiner Opfer beraubt; er versank damit in das Reich der Toten, von wo er weder schaden noch nützen konnte; natürlich lag in einer solchen Gefahr ein steter Antrieb für seine Diener, die mit ihm ihr Brot verloren, dem Volke auch wirkliche Dienste zu leisten: es bestand also ein Wettbewerb unter den Priesterschaften, der nur dort erlahmte, wo der Gott eine so feste und sichere Stellung erlangt hatte, daß er allen Gefahren trotzen konnte, — wo er den Anspruch auf ewige Dauer durchgesetzt hatte.

Die Götter bilden zu allen Zeiten eine starre Macht; so lange sie sich ihres Lebens freuen, halten sie am Althergebrachten fest; mögen sich die Gläubigen von der Menschenfresserei abgewendet haben, ja diesen Brauch verabscheuen — die Götter fordern weiter ihr Menschenopfer. Nach den Begriffen der Azteken, die doch einen hohen Grad von Gesittung erreicht hatten, hing das Wohl des Staates wie der Gesellschaft von der regelmäßigen Abfütterung ihrer Götter mit Menschenfleisch ab; Gilden wie Einzelne wetteiferten untereinander im Erjagen, Mästen und Opfern von Menschen. Wo diese blutigen Gottesdienste endlich überwunden werden, da halten die Götter an Bräuchen (Riten und Symbolen) fest, die auf die alte Ordnung hinweisen; es ist eine Ausnahme und zeugt von der hohen Gesittung der israelitischen Bauern, daß ihr Gott Abraham das Sohnesopfer, das er soeben noch gefordert hatte, zurückweist und durch ein Tieropfer ersetzen läßt; solche Ablösungen und Versittlichungen werden von Abgesandten und heiligen Männern durchgesetzt, die im Namen ihrer Götter reden, aber dennoch bisweilen auf den Widerspruch der Priesterschaften, ja des Volkes stoßen; indessen mag es in anderen Fällen auch die kahle Not gewesen sein, die die Menschen zwang, ihren Göttern die gewohnten Opfer zu entziehen oder einzuschränken; man begnügte sich hinfort mit der Darbringung der Hostie statt des Menschen, des Opferkuchens anstelle

des Stieres, der Anrufung (des Gebetes) anstelle des wirklichen Opfers.

Der Kulturforscher J. Lippert lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß besonders die Hirtenvölker sehr rasch die ersten Staffeln solchen Fortschrittes erklimmen, denn sie finden in ihrem Vieh den passenden Ersatz für das grausame Menschenopfer, während diejenigen Völker, die nicht durch diesen Zustand hindurchgeschritten sind, z. B. die Phöniker, Alt-Mexikaner, Ozeanier, meistens zäh an Menschenopfern und Menschenfresserei festhalten; dagegen hatten die schweifenden Skythen, zu Herodots Zeiten, da sie noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung standen, ihre Blutopfer bis auf einzelne sinnbildliche Überreste überwunden.

Wald-, Feld- und Hausgötter, Göttersöhne

Spuren des älteren, blutigen Opferwesens finden sich fast in allen gottesdienstlichen Ordnungen (Christi Blut); man begreift solche, wenn man sie auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückführt; es finden sich auch in den meisten Götterversammlungen, neben fortgeschrittenen Gottheiten, solche niedern Ranges, die zäh an dem alten Opferbrauche festhalten und die Aufklärung von sich weisen; nicht selten werden sie nur im Geheimen durch einzelne Gesellschaftsgruppen verehrt; so kann man sagen, daß der Gott der Chassiden in Rußland, der noch immer an seiner blutigen Forderung festhält, dem zur Osterzeit Jahr für Jahr eine Anzahl von Christenkindern zum Opfer fallen, nur wenig mit dem Gotte Israels zu tun haben kann, der das Menschenopfer schon vor ein paar tausend Jahren abgeschafft hat; aber diese Erscheinung bildet keine Ausnahme: neben den erhabensten Göttern und Gottesdiensten findet man in der Geschichte fast jeden Volkes einen Kult von Stock und Stein, Speisungen, Beschwörungen, Austreibungen, Blutsegen — Künste, denen sich auch die Vertreter höher gearteter Gottheiten, oftmals der Not gehorchend, nicht ganz entziehen können, wie man denn in einzelnen römischen Kirchen und im Angesichte wundertätiger Marienbilder den

blanken Götzendienst mit allen seinen Hülfsmitteln wahrnehmen kann; steckt doch ein Rest uralten Schauers und Aberglaubens schließlich in jedem Menschen, der sich Ausdruck verschafft, wenn die Umstände günstig sind; so erwachen nicht selten in armen Menschenseelen Ahnungen und Verlangen, die die Zeit schon längst überwunden hat oder denen sie höchstens einen bescheidenen Winkel in ihrem Tempel gewährt; während sich die höheren Götter in den Wolkenhimmel zurückziehen, schweifen geringere, nach wie vor, in Wald und Feld, oder sie schlagen ihren Wohnsitz in den Hütten der Menschen auf; wo Völker und Rassen verschiedener Herkunft zusammenwohnen, da sind die Himmlischen gewöhnlich die Götter der Eroberer, während die Unterjochten sich an die Erdgötter halten; die Indo-Germanen zeigen sich in einer stolzen Sprachgleichung als ein solches auf die Verehrung der „Himmlischen" eingestelltes Herrenvolk (indisch = devas, lat. = divus, gäl. = devo, lith. = devas, alt-preuß. = deivas, altnord. = tivar) — wobei die Bedeutung dieser alten gemeinschaftlichen Stammsilbe aber dunkel ist: nach einigen geht sie auf: leuchten zurück; im Slavischen heißt divo = das Wunder.

Wo die Götter, am Ende ihrer Laufbahn, zu Ideen und Idealen verblassen, da bleibt ihr Andenken im Sprachgebrauche und in den Werken der Dichter erhalten; die Denkweise, aus der sich ihr Ursprung herleitet, bildet ja den Grund aller Poesie; die bloße Vernünftigkeit kennt sie nicht; diese Denkweise unterscheidet Faust von dem Herrn der Ratten, Wanzen, Läuse. Wie der Naturmensch, unterschiedslos, Tiere, Pflanzen, Steine, Seen, Flüsse, Berge, Himmel und Hölle mit geistigen Wesen bevölkert, so der Dichter die Welt mit den Kindern seiner Einbildungskraft; und er schafft damit eine Welt des ganzen, ungeteilten, fühlenden Menschenherzens. Auch in der griechischen Tragödie kämpfen diese beiden Welten miteinander. Sokrates bleibt auf der Straße in Gedanken stehen und hält Zwiesprache mit seinem Dämon; Goethe ruft die heilsamen Nymphen zu Hilfe, die Quellen und Felsen bewohnen . . .

Dieser umfassende dichterische Zug zur Beseelung und

Beseeligung bestätigt den schon ausgesprochenen Grundsatz, daß die Einbildungskraft in den göttlichen Dingen alles, die Dinge selbst gar wenig bedeuten; von dem Gotte, der seine Wohnung im Steine oder Stocke aufgeschlagen hat, gehen die gleichen Bewirkungen aus wie von dem erhabensten Himmelsgotte, der dem Andächtigen ja um so ferner steht, je mehr er vergeistigt ist: er zerfließt endlich im Nebel des Unbegreiflichen. Der israelitische Bauer pilgerte, so lange es ihm vergönnt war, dem Zuge seines Herzens zu folgen, an Jerusalem vorüber, zu den alten Baum- und Steingöttern und zu den „Gräbern und Höhen", an denen seine Seele hing; nach ihnen sehnt sich der Prophet in der Fremde. Der Mensch verlangt für sein Höchstes nach einem irdischen Schrein: darin ist auch die Rolle der Mittler und Göttersöhne begründet, die dem Menschen das Göttliche näher bringen und vertraulich machen; wie groß gerade die Formenfülle dieser ist, geht daraus hervor, daß Ehrenreich sie in eine Reihe von Gruppen ordnen konnte, unter denen ich die Gruppe der Frühlingsgötter, der Sonnengötter und Erdgeweihten nennen will; einige unter ihnen, z. B. Christus, tragen verschiedene, sonst bei mehreren Gruppen vorkommende Artmerkmale. Johannes ist schon im alten Babylon (unter dem Namen Oannes) sein Vorläufer.

Nochmals will ich aber betonen, daß die Götter nicht bloß die ewighungrigen Dämonen sind, sondern auch die Träger der geistigen Kräfte; sie halten die Völker zusammen und richten sie auf; sie führen sie in den Kampf und geleiten sie zu den Werken des Friedens; sie pflegen die Künste und Wissenschaften. Das Streben der Familien und Stämme verkörpernd und sie durch Verträge an sich bindend, machen die Götter die Ziele der Menschen zu den ihren; sie breiten die Fittiche des Friedens über den häuslichen Herd und kämpfen zu ihren Häupten in der Feldschlacht; sie fördern alles Lebendienliche und rotten das Verderbliche aus — sie sind die eigentlichen sozialen Richtkräfte und züchterischen Gewalten. Odhin befiehlt den Seinen, die Feigen im Sumpfe zu ersticken, und der thrakische Tanzgott Sabazjos hält in jedem zweiten Jahre eine Auslese zur Fortpflanzung unter

den Männern und Weibern seines Volkes; auch Lykurg züchtet sein Volk in einer auf den Verkehr gestellten Umgebung nach heldischer Absicht.

Monotheismus Sind die Götter also auf das engste mit den Schicksalen der Menschen verbunden, so müssen sie auch dem gleichen Verhängnis unterworfen sein wie jene. Herodot spricht es gelassen aus, daß das gleiche Schicksal über Göttern wie Menschen walte; auch die Götter haben ihre Jugend und ihr hülfloses Alter, und endlose Scharen derselben sind im Laufe der Jahrtausende dahingesunken. Von dem Negerfetisch, der, heute erkoren, schon morgen am Wege weggeworfen worden ist, bis zu dem die Jahrtausende überdauernden Gotte, der ganze Völkerkreise, sei es durch Waffengewalt, sei es durch die Kraft seines Geistes überwand, gibt es alle nur erdenklichen Übergänge, und leicht geht einigen besonders schöpferischen Völkern die Übersicht über ihre Göttervielheit verloren; überall findet man aber ein Streben nach Vereinfachung ihrer Kreise; dessen Endziel ist der eine Gott; er ist keine Erfindung eines einzelnen Volkes, nur verstanden es die anderen nicht, so viel Wesens daraus zu machen wie die Juden. Einen Gottvater kennt auch Hesiod. Selbst einige Indianerstämme besaßen Götter, die mit dem Anspruch auf Alleinherrschaft aufgetreten sind; sie trugen verschiedene Namen; bald nannte sich ein solcher Gott: „der Große Unbekannte“, bald: „der Herr des Lebens“, bald wieder: „der Alte, der niemals stirbt“; andere Male wieder: „der Große Geheimnisvolle“ oder „der Große Geist“; in einigen Fällen verzichteten solche indianischen Gottheiten sogar auf Opfer, wenngleich es ihr gewöhnliches Schicksal ist, nachdem sie sich als Sonnen- oder Mondgötter eingerichtet haben, doch wieder die alten Wege zu gehen, sich, wie alle anderen, mit Sagen, Bräuchen und Opferladen zu umgeben und ihren Anspruch als einziger Gott nur noch im Namen festzuhalten, worauf dann der also freigewordene Platz des „einzigen und obersten“ Gottes gleich wieder von einem neuen alleinigen Gotte beansprucht wird. Ähnliches gilt sogar von den obersten

Gottheiten der Indo-Arier, unter denen fast jeder einzige den Anspruch auf den obersten Rang erhebt; von da aus ist es aber nur noch ein durch die Gunst der Umstände gebotener Schritt, nun auch den Anspruch eines alleinigen Gottes zu erheben; so ist der Monotheismus überall in der Anlage vorhanden.

Sonnen-, Mond- und Erdgötter

Unter allen Dingen, die zum Gefäße oder Bilde der Gottheit auserkoren werden, sind die häufigsten und vornehmsten Sonne und Mond. Drängt sich jene als der auffälligste und rätselhafteste Teil der Schöpfung auf, so beschäftigt dieser die Einbildungskraft der Menschen in noch stärkerem Maße. Vielfach denken sich die Mondgläubigen ihre Gottheit als eine jugendliche Nymphe, manchmal auch als gebückte Alte. Ist der Mond, wie im deutschen Sprachgebiete, männlich, so gilt er als der erste Mensch, dessen Leben, Sterben und Wiederauferstehen in seinem Wechsel versinnbildlicht ist; nicht selten ist er auch der Gott einzelner Erwerbsgruppen, insbesondere der Schmiede, Spinner und Weber, in anderen Fällen der Wächter und Fuhrmann, aber auch der Gott des Pflanzenwuchses wie des Trieblebens überhaupt, insbesondere auch der weiblichen Zeugungskraft. Hie und da tritt er auch als Wettergott auf wie als Herr der Gestirne; als Meergott ruft er die Gezeiten hervor, und dem Erdenwanderer ist er der freundliche Führer und Begleiter. Die Sonne wird, wie schon hervorgehoben ward, zumeist von Eroberern verehrt; sie verkörpert den Sieg und die Herrschaft über das Dumpfe, Bängliche und Schwache; vor allem ist sie die Trägerin alles Lichten; ihre Strahlen werden von den Germanen mit dem blonden Haar ihrer Göttersöhne verglichen. Wie der Mond als Kahn, so wird die Sonne als Wagen angesehen und zwar wird sie von feurigen Rossen durch den Weltraum bewegt. Vielfach bezeichnet der Sonnengott auch den Gipfel- und Wendepunkt der divinen Entwicklung. Der polynesische Religionsphilosoph H u a i n a k a p a k begann an ihrem göttlichen Wesen zu zweifeln, indem er sagte: sie könne doch unmöglich die

Weltschöpferin sein, da doch Leben wie Entwicklung auch des Nachts und ohne ihr Zutun weiter fortbestehen; ein Gott, der am Morgen aufstehe und Abends wieder versinke, könne nicht der Urgrund aller Dinge, ein solcher müsse allgegenwärtig sein.

Neben der Sonne und dem Mond ist, besonders von Ackerbauern, auch die Erde vergöttert worden; bei den Chinesen stellt sie das weibliche, der Himmel das männliche Grundwesen dar; nach der Sage der Muyscas-Indianer vereitelte das schöne, aber böse Weib alles, was der Mann schaffen wollte; da verjagte er das böse Weib für immerdar und sammelte seine verführten Brüder; der Griechengötter verjüngtes Geschlecht zwingt die Söhne der Göttin-Mutter nieder; nicht selten stehen Erde und Himmel auch als Geschwister zueinander (Artemis-Apollo), aber auch im Verhältnis von Mutter und Kind (Demeter-Dionysos).

Auf verschlungenen Wegen, von denen das Gesagte nur die flüchtigste Andeutung gewährt, hat sich der Gottgedanke, je nach Zeiten und Umständen und nach den Anlagen der Menschengruppen, sehr verschieden entfaltet; bald herrscht der Sternenglaube, wie bei den Babyloniern, bald ein bildsames Idealmenschentum, wie in Hellas, bald vertiefen sich die Gottgedanken in Abgründe und dunkle Geheimnisse, wie in Indien, bald nehmen sie die Richtung auf sittliche (und unsittliche) Forderungen, wie in Juda; das Christentum, anfänglich eine schlichte aber wundertiefe Herzensreligion, hat nach den getrennten Völkergruppen Europas — den Romanen, Germanen und Slaven — dreifach verschiedene Bildung angenommen und scheint an diesen Prägungen solange festhalten zu wollen, bis eine die Oberhand gewinnt oder es sich im Ganzen überlebt; es ist aber fraglich, ob der Vernunftglaube, unter dem sich die gespenstische Vorstellungsweise in ursächliches Denken aufzulösen versucht, auf die Dauer die Oberhand gewinnt; dies ist sogar unwahrscheinlich, wenn die Vernunft nach wie vor die Sorge um das Gedeihen der Menschen, eine Sorge, von der manche heidnische Gottheiten ganz erfüllt waren, in den Wind schlägt; in dieser Hinsicht ist aber das Leben bei der Kirche, trotzdem diese

wenig oder gar nichts von Rasse oder Volk wissen will, besser aufgehoben als unter den Einflüssen der „Moderne", die kein anderes Ziel zu kennen scheint als es zugrunde zu richten und herunterzuwirtschaften.

Philosophie

Auf dem Wege der nüchternen Vernunft war auch der Buddhismus und Mosaismus ein Stück vorgedrungen; der Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, entspricht einem so umfassenden Begriff, daß er mit den Ausprägungen unseres eignen physikalischen Denkens zu vergleichen ist. Der Glaube ist ja den Weg der Philosophie gegangen, als er von der Seele des Verstorbenen zum Familien-, Stamm- und Weltgott emporstieg, vom Stein- und Baumfetisch zu dem Gotte der Vollkommenheit. In Brahma wurde das Wort zum Gotte, bei Pythagoras die Zahl, bei Kant das Ding an sich, bei Hegel — die Idee, bei Schopenhauer — der Wille, bei Haeckel — die Plastidule. Vergessen wir aber nicht, daß alles dies nur Hülfsmittel sind, die dem Verstande die unentwirrbare Fülle der Gesichte näher bringen und übersichtlich machen sollen. Wo vordem der zürnende oder liebende Gott über den Wolken thronte, da waltet endlich, in Ätherhöhe, der reine Gedanke, der aber ein Vorzug Weniger ist. Die vielen und kleineren Geister verharren bei dem, was sie begreifen, und nicht wenige verlieren sich wieder in den uranfänglichen Zauberspuk, in Theosophien und christliche Wissenschaften. Auf der anderen Seite aber entfaltet sich die Herzensroheit Übersatter, die das Verlangen der geängstigten Menschenseele verlachen und zufrieden sind, wenn sie Macht und Reichtum zur Befriedigung ihrer Gelüste gewinnen — so türmt sich Verirrung und Unrecht hüben und drüben zu Bergen auf . . .

Indessen bäumt sich der schaffende Geist gegen solche Irrtümer auf; er sucht nach einer besseren Ordnung und Gerechtigkeit, unter der der Tüchtige gedeihe; er sinnt, wie er aufs neue einen Kreis des wohlumhegten Lebens schaffe, eine Prägstätte des Edlen, Hohen und Lichten auf Erden, einen Garten der Mitte und Wohnstätte der Guten.

3. Die ursprünglichen Menschenrassen

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Goethe.

In dem Maße als die Völkerkunde im Zeitalter der geographischen Entdeckungen ihre Gesichtskreise erweiterte, unterschied sie eine immer größere Zahl von Menschenrassen. Indessen wurde nach G. Fritsch unsere Einsicht in die tatsächlichen Zustände umso kürzer, je länger die Reihe wurde, bis endlich Cuvier deren Zahl, wie vor ihm schon Herder getan hatte, auf drei einschränkte — die schwarze, gelbe und weiße.

Der Urmensch

Wir wissen heute, daß Europa schon zur Eiszeit verschiedene menschliche Spielarten, im Tertiär aber eine ganze Musterkarte von Menschenaffen beherbergt hat; diese haben sich erst allmählich von Europa nach den übrigen Weltteilen verbreitet. Indessen sind die heute lebenden Menschenaffen, nach Klaatsch, keineswegs als die Vorfahren des Menschen anzusehen: sie sollen sich zwar mit ihm aus einer gemeinsamen Urform entwickelt, in der Folge aber weiter von dieser entfernt haben als jener; so käme es, daß dieser die uranfängliche Körperform in mehr als einer Hinsicht vollkommener bewahrt habe, als Gorilla, Schimpanse, Orang und Gibbon, und dieser Tatbestand würde noch deutlicher zutage treten, wenn nicht gerade jene Menschenaffen, die sich am weitesten von der Urform entfernt haben, ausgestorben wären. Es scheint, daß ihre Entwicklung von vornherein eine Richtung innehielt, die zum Untergange führte, zeichnen sich doch auch die heute noch lebenden Menschenaffen durch eine gewisse Hinfälligkeit aus. J. v. Oertzen berichtet, daß die afrikanischen Menschenaffen selbst in der dortigen Gefangenschaft sehr bald an

Mundfäule zu leiden anfingen, und wie rasch sie bei uns an der Schwindsucht zugrunde gehen, wissen die zoologischen Gärtenverwaltungen aus Erfahrung. Daran ändert selbst die sorgfältige Pflege nichts. Damit vergleiche man die robuste Gesundheit der gefangenen Raubtiere und der Wiederkäuer.

Bei diesen körperlichen Umformungen handelt es sich, nach Klaatsch, um eine Verlängerung der Arme, um Verkürzung der Beine, Rückbildung des Daumens wie um Vergrößerung der Eckzähne; diese Umformungen waren schon im Tertiär im Gange; man muß also dem Urmenschen, der sich nicht an dieser abartenden Entwicklung beteiligt hat, ein sehr hohes, nach Jahrhunderttausenden zählendes Alter zuerkennen.

Einiges spricht dafür, daß auch die rassische Spaltung des Menschengeschlechtes einer ähnlichen Frühzeit angehört, zum mindesten ist es eine zum Nachdenken anregende Erscheinung, daß sowohl die Affen mit breitem Schädel wie auch diese Art Menschen in Asien, beide Gruppen mit langgestrecktem Schädelbau aber in Eurafrika wohnen: ist es dort der Orang und die gelbe Menschenrasse, so hier der Gorilla und Schimpanse neben der schwarzen und weißen; auch ist zu berücksichtigen, daß der Raum zwischen diesen beiden Ländergebieten im Tertiär von einem Meere eingenommen war, welches dieselben schärfer von einander abgrenzte, als es heute der Fall ist. Die erwähnten Umbildungen der Menschenaffen hängen offenbar mit ihrer Lebensweise zusammen: sie haben sich an ein reines Baumleben gewöhnt, während der Mensch zum Erdbewohner wurde; damit dürfte sowohl der aufrechte Gang wie die geistige Entwicklung des Menschen zusammenhängen.

Mischrassen

Wahrscheinlich ist es falsch, die Cuvier-Herderschen drei Menschenrassen in eine Reihe zu bringen; genau genommen, dürfte nur die schwarze eine unvermischte Grundrasse darstellen, dagegen sowohl die gelbe wie auch die weiße Rasse aus dem Hereinspielen einer ausgestorbenen Tierart mit wahrscheinlich dunklerer Rückenfärbung entstanden sein. Sergi sieht in der weißen Rasse

einen unter dem Einflusse gelber Blutwellen ausgebleichten schwarzen Typ. Ich glaube, man kann diese Auffassung genauer umschreiben, wenigstens habe ich, schon vor Sergi auf die Wahrscheinlichkeit einer solchen Kreuzung der schwarzen und gelben Menschenrasse hinweisend, als deren Ergebnis die braune ozeanische Rasse angenommen und die weiße aus dieser hergeleitet. In der Tat sind die Beziehungen gerade zwischen der weißen und braunen Menschenrasse von so auffälliger Art, daß unbefangene Beobachter schon immer eine Blutsverwandtschaft zwischen ihnen angenommen haben; die meisten freilich wollten in dem braunen ozeanischen Menschen einen gesunkenen Europäer erkannt haben, der durch Vermischung mit dunklen Stämmen entartet sei. Nach meiner Ansicht ist das Umgekehrte richtig: die braune Rasse bildet den Ausgangspunkt, und aus ihr ist der weiße Mensch entstanden; sie bildet das, was die Züchter einen flüssigen Typ nennen, weil sie Mischblut enthält, nämlich solches der beiden ursprünglichen Rassen, und daher kommt ihre Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und ihr kulturelles Geschick; dabei ging die Vermischung der schwarzen und gelben Rasse so weit, daß ganz reine Vertreter derselben kaum noch anzutreffen sind. Bei dieser Vermischung ist eine Musterkarte verschiedener Typen entstanden. G. Fritsch gelangt in seiner Schrift: „Über die ethnologischen Probleme im tropischen Osten“ zu dem Ergebnis, daß man zu einer widerspruchslosen Deutung der verwickelten Erscheinungen, wie sie die Völkerkarte der ozeanischen Welt darbietet, nur gelangen kann, wenn man annimmt — „daß alle die verschiedenen, so abweichend gebildeten Völkergruppen, welche die Abgrenzung der Blumenbachschen Rasse so liebevoll umfaßt, ungleich zusammengesetzte Völker der indischen und chinesischen Stämme darstellen, die an den Berührungsflächen großer Völkerströme entstanden sind“ — und er fügt noch hinzu, daß verschiedene Umstände dafür sprächen, daß die ozeanische Bevölkerung der weißen Rasse viel näher stehe, als man nach den geographischen Verhältnissen anzunehmen wage. „Ein junges Mädchen der Tonga-Inseln“ — so fährt er fort — „von Samoa oder Hawai, ein junger Maori von

Neu-Seeland erinnern nach Gesichtszügen und Körper-entwicklung so lebhaft an europäische Formen, daß man ganz überrascht wird."

Ich komme genauer auf diese Verhältnisse zurück und stelle hier zuerst die auffallenden Kennzeichen der beiden Grundrassen zusammen.

Die schwarze oder äthiopische Rasse findet sich am reinsten in demjenigen Teile Afrikas, der sich vom Südrande der Sahara bis zu den Wohnsitzen der Hottentotten und Buschmänner erstreckt. Der unvermischte Neger, der indessen nach Winwood Reade „selbst unter Negern eine seltene Spielart ist", hat einen schmalen und hohen Schädel, vortretende Oberkiefer, stark ausgebildete Kauwerkzeuge mit schiefgestellten (prognathen) Zähnen, dunkle Hautfarbe, kurzes, im Querschnitt länglich rundes Haar, das häufig der Länge nach gespalten, gekräuselt oder büschelförmig verfilzt ist. Eine derbe sammetartige Haut, lebhafte, der heißen Zone gemäße und auffällige Ausdünstung *) vervollständigen das Bild, wie es schon die ältere Völkerkunde entworfen hat, während aus neueren Messungen auch noch eine Überlänge der Gliedmaßen, im Vergleich zu den übrigen Menschenrassen, hervorgetreten ist. Daß dieser eigentliche Negertyp, wie schon bemerkt, selbst in Afrika nur ausnahmsweise zur Beobachtung gelangt, mag damit zusammenhängen, daß dieser Erdteil seit jeher von Fremdvölkern aufgesucht worden ist, die sich zwar nirgends

*) Zu der hohen Wärme kommt in vielen tropischen Tieflandgebieten noch eine sehr große Luftfeuchtigkeit mit drückender Schwüle. Diesen Verhältnissen ist das Hautdrüsensystem der Neger auf's Beste angepaßt, es läßt den Schweiß ohne Tropfenbildung verdunsten, durch welche doch bei uns der große Teil desselben verloren geht, ohne Verdunstungskälte zu erzeugen. Damit hängt wohl auch die sammetartige Beschaffenheit der Negerhaut zusammen wie der Umstand, daß sie sich um so kühler anfühlt, je heißer es ist. In gleichem Sinne wirkt die dunkle Hautfarbe; sie bildet einen besonderen Schutz gegen die ultravioletten Strahlen, die leicht chemische Zersetzungen (Insolationen) in den Hautpartien hervorrufen.

dauernd behaupten konnten, ihre Spuren aber doch im Bilde der afrikanischen Völkerkarte hinterlassen haben: besonders an den Rändern des Erdteiles zeigen sich solche Spuren.

Dem niedrigen körperlichen Bildungsgrade des Negers entspricht dessen seelischer Tiefstand, und dieser beherrscht auch die Negersprachen. Auf einer besonders tiefen Stufe der Entwicklung befinden sich die Sudansprachen, die, dem isolierenden Sprachstamme angehörend, wie die Sprache der Kinder, einzelne selbständige, unveränderliche Laute aneinanderreihen.

Meinhof:

e-tso	kpe	elo	nu
er nehmen	Stein	schreibt	etwas,

was sagen soll: er nahm einen Griffel. In anderen Fällen haben afrikanische Sprachen eine unvergleichlich höhere Entwicklungsstufe erreicht; häufig finden sich sinnbegrenzende Teilwurzeln, die den Wörtern in den Bantu-Sprachen vorangestellt (Praefixe), in manchen nord-afrikanischen aber angehängt sind (Suffixe). Die Neger von Ost-Afrika teilen ihren Wortschatz mit Hülfe solcher Vorsatzsilben nicht bloß in übersichtliche Gruppen ein, sondern unterscheiden damit auch Einzahl und Mehrzahl, Wortform u. a. m. Diese Sprachen gehören zu den zusammenleimenden; sie stammen aus dem ozeanischen Sprachgebiete.

In dem Wortschatze der Neger spiegelt sich natürlich erst recht die Seele dieser Völker, ihr Triebleben, ihre Unstetigkeit und rascher Stimmungswechsel, die Willkür der Gedankenfolge. Ihre Handlungen folgen den Augenblicks-Eindrücken, und die Lebensfürsorge ist auf das äußerste beschränkt. Nach Burton richtet sich die Aufmerksamkeit der Schwarzen nur auf Gegenstände, die man hören, sehen und fühlen kann; nach Baker sind die Gedanken der Anwohner des Albert-Nianze durchaus auf Augenblicksbedürfnisse gerichtet, wenn sie nicht, in einem Zustande der Sättigung oder des Behagens, ganz zur Ruhe gekommen sind; dabei erscheint aber schon die allernächste Vergangenheit in Dunkel gehüllt; nur in einigen Gegenden finden sich

Stammessagen und eine Art moralisierender Literatur, deren Träger meist die alten Leute sind. Was uns Frobenius in solcher Hinsicht vom Kongo berichtet hat, will freilich mehr bedeuten als erwartet werden konnte. Dies und manches andere bringt uns die Schwarzen auch wieder näher, so vor allem ihre Unbefangenheit, nicht ganz seltene Kindlichkeit, reges Auffassungsvermögen, zum wenigsten auf Seiten der Jugendlichen, Mitteilsamkeit und eine ausgesprochene dramatische Begabung. Shakespeare konnte einen Neger ungezwungen in den Mittelpunkt seines Dramas stellen; an der gleichen Stelle könnten wir uns kaum einen Chinesen denken. So erklärt es sich auch, daß der Schwarze ein bildsames Wachs in der Hand seiner Erzieher ist. Afrika-Reisende haben aus ihren schwarzen Begleitern nicht selten Helden gemacht, denen der Tod gleichgültig war. Ein junger Suaheli-Neger, der Reichardt auf mehrjährigem Zuge begleitet hatte, warf sich in die Speere der Wagogo, als er seinen Vater fallen sah. Das Verhältnis der Schwarzen zu ihren Kindern ist nicht selten von großer Zärtlichkeit, und als ich in Ugogo die Unterhaltung einer Mutter mit ihrem Schoßkinde durch die Wand einer Hütte vernahm, da glaubte ich heimatliche Töne zu hören.

Indessen ist der Neger doch ganz außerstande, sich auf eine höhere Stufe geistiger, gewerblicher oder gesellschaftlicher Bildung emporzuschwingen. Die Kinder lernen in den Missionsschulen sehr leicht, aber nur bis zu einem gewissen Alter, dann bleiben sie rasch hinter gleichaltrigen weißen Schulkindern zurück. Demgemäß haben auch die Neger alle Kultur-Behelfe, die ihnen in Fülle zugetragen wurden, niemals verarbeitet, sondern immer wieder abgestoßen, und so sind sie auch niemals zu eigentlich geschichtlichem Leben erwacht. Zenker berichtet von den Jaunde: „Über die Geschichte des Volkes war nichts zu ermitteln . . . In der kurzlebigen Tradition erhalten sich Nachrichten nur für ein Kurzes über die unbedeutenden Stammesfehden, oder Nachrichten darüber, wie viele Frauen und Sklaven bei dem Tode dieses oder jenes Häuptlings getötet wurden. Die Familienhäupter kennen kaum die Namen ihrer unmittel-

baren Vorfahren.“ Selbst tausendjährige Berührungen mit den mittelländischen Kulturen haben in dieser Hinsicht keine Folgen gezeitigt; auch im Kaplande und in Amerika sind die Neger, trotz aller gegenteiligen Redensarten der Menschenverbrüderer, die gleichen geblieben, die sie vom Anbeginne waren, allenfalls sind ihre Ansprüche gewachsen; und damit vergleiche man den Aufschwung der germanischen Stämme, als sie mit den Römern und Griechen in Berührung kamen. Wenn sich die Kirche eifrig bestrebt, die Neger für das Christentum zu gewinnen, so übersieht sie, was schon Augustin erkannt hatte, daß die Natur selbst den verschiedenen Rassen ihre Ziele setzt: der Neger wird sich aus dem Christentum immer nur das aneignen, was seinem inneren Wesen entspricht; bewirkt doch schon das Maß von dunklem Blute in den Adern der romanischen Völker, daß sie sich eine Art des Fetischglaubens daraus zurecht gemacht haben. Die in den Missionen erzogenen Neger stehen aber auch in moralischer Hinsicht auf keiner höheren Stufe als ihre heidnischen Brüder; werden sie aus dem Gehege der Mission entlassen, so verwandeln sie sich nur zu leicht in Gaukler und Diebe und sinken noch unter ihre ungeschulten Brüder; freilich wurde es Wißmann s. Z. arg verübelt, als er solches aussprach: aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man sich als Reisender in Afrika vor jedem Schwarzen hüten soll, der irgend eine europäische Sprache redet.

So hat sich denn der Kultureinfluß in ganz Afrika verderblich gezeigt, nicht zuletzt dadurch, daß die Straßenpolizei und die christlichen Ehegesetze die Auslese zurückdrängten. Trotz des Sklavenhandels, mit dem er Hand in Hand geht, befreit der Islam die Schwarzen von ihrer Europa-Krankheit und bringt ihnen teilweise Genesung; der gesunde Instinkt aber führt die Schwarzen dem Islam entgegen. Durch die Zurückhaltung vom Alkoholismus, die natürlichere Moral, durch die Vielweiberei breitet er einen schützenden Mantel über sie, während ihnen das Christentum Steine reicht statt Brot.

Ich werfe noch einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Man wollte auch den afrikanischen Familienverfassungen mit dem Schema Bachofens eine Zeitlang

Gewalt antun, indessen hat man in Afrika bei dem genauen Studium, von der Vielweiberei abgesehen, nur Spuren älterer Familienformen angetroffen, z. B. in Angola, wo die Väter nicht die geringste Macht über ihre Söhne besitzen, indem diese unter dem Gebote des als „Tate" angeredeten Mutterbruders stehen: bei den Wanoima erbt an Stelle des Sohnes der Schwestersohn, ingleichen bei einigen nubischen Stämmen. An der Loangoküste gebären Prinzessinnen Prinzen, auch wenn sie sich mit Leuten geringer Herkunft verbunden haben; dafür ist strenge Einehe gar nicht selten.

Neuere Forschungen führten zu ethnischen Trennungslinien quer durch den Erdteil. Frobenius hat im westlichen Afrika malaiische Einflüsse nachgewiesen, während sie Ankermann genauer auf den mittlerweile von Gräbner abgegrenzten ostpapuanischen Kulturkreis zurückgeführt hat. Diese ozeanische Kultur soll von der Mündung des Sambesi, dessen Lauf verfolgend, in das Innere gedrungen, sie soll durch Männerbünde, Stammesmarken, Rohr- und Holzschilde, durch das Klangbrett, die Panpfeife, vielleicht auch durch die Holztrommel, ferner durch Rindenstoffe und figürliche Darstellungen gekennzeichnet sein; ihre Wohnungen bestehen aus rechtwinkligen Hütten mit Giebeldächern, die wohl aus Pfahlbauten entstanden sind, während die afrikanische Stammbevölkerung in Rundhütten wohnt; beide Gebiete trennen sich durch eine Zone, in der bienenkorbähnliche Häuser vorwalten; diese Trennungslinie verläuft von Nordost nach Südwest.

Ein Rätsel für sich bildet die afrikanische Eisenerzeugung. Manche verlegten den Ursprung der Eisengewinnung in das zentrale Ländergebiet dieses Erdteiles; man findet auf ägyptischen Wandgemälden Darbringungen von Metallbarren, die man auf Eisen bezieht; es soll über Ägypten aus dem Innerafrika um 1000 v. Chr. nach Syrien, aber erst um 875 nach Assur eingeführt worden sein. Noch bei Homer gilt ein Eisenklumpen als ein Schatz, ingleichen das Eisen als solches in der späten Bronzezeit Mitteleuropas als Kostbarkeit. Zieht man alles dies in Betracht, so muß man jene Negerstämme, die um ein bis zwei Jahrtausende v. Chr.

den kulturell hochstehenden Ägyptern Tribut in Eisen zahlten, doch wohl höher einschätzen; es finden sich ja in Afrika noch an verschiedenen Orten urtümliche Eisenschmelzereien, die Rasenerz verarbeiten, wenngleich man sich von ihren Leistungen keinen allzu hohen Begriff machen darf. Da die Hitzegrade, die die dortigen Schmelzer mit ihren Handgebläsen erzielen, nicht sehr hoch sind, so bringen sie das Metall zunächst nur in schwammigen Massen aus, um es erst nachträglich durch Ausschmieden zu verdichten. Immerhin bedeutet die Anwendung eines Gebläses für die Metallgewinnung schon etwas, und so stehen wir hier vielleicht vor einem Wahrzeichen, daß es mit den afrikanischen Menschen, ähnlich wie mit den dortigen Affen, nicht vor, sondern rückwärts gegangen ist.

Die schwarze Rasse war zu einer bestimmten Zeit nicht bloß in Afrika verbreitet, sondern auch über das südliche Europa und Asien. Vielleicht ist sie im Verlaufe zwischeneiszeitlicher Hitzewellen mit der afrikanischen Tierwelt in diese nördlichen Gebiete gezogen; indessen war ihr Fortkommen doch immer an eine wärmere Zone gebunden, so daß wir ihre heutige Verbreitung im Kaplande und in Nordamerika bis nach Kanada als eine Unregelmäßigkeit anzusehen haben.

Die gelbe Rasse müssen wir ganz anders bewerten. Zwar stehen uns ihre Angehörigen in mancher Hinsicht näher wie die Schwarzen, aber gerade diese Nähe läßt sie uns mit einem gewissen Befremden betrachten. Ihre nach unseren Begriffen unschönen Maße: vorspringende Backenknochen, Schlitzaugen, schlechtgeformte, nach Klaatsch auf einer Stufe der Unfertigkeit stehen gebliebene Nase, wie die kurzen Beine, verleihen ihnen in unseren Augen ein läppisches, ja zuweilen geradezu äffisches Ansehen. Gobineau nannte den Gelben „ein verunglücktes Experiment des Schöpfers". Auch seine Nüchternheit und Plattheit fällt uns an ihnen auf, eine Art, die zwar auch in Europa zuhause ist, hier aber als das Ergebnis

seelischer Verbrühung, wenn nicht gar als die Folge turanischer Blutwellen erscheint. Auch die gelbe Rasse findet sich kaum an einem Punkte der Erde in unvermischter Reinheit; selbst ihre besondere Hautfarbe bildet vielleicht kein ursprüngliches Merkmal. Die Färbung der Schwarzen und Gelben ist ja in anatomischer Hinsicht auf die gleiche Ursache zurückzuführen: es sind hier wie dort braune Farbstoffkörner, die sich in der untersten Oberhautzellschicht (dem sog. Pflasterepithel) abgelagert haben; je nach ihrer Menge bedingen sie die mehr oder weniger schwarze oder gelbe Färbung: in der Negerhaut kommen sie in größerer Dichte vor; es finden sich aber bei den Gelben, besonders im frühen Kindesalter, nicht selten ganz anders gefärbte Hautstellen, die sog. Mongolenflecke; hier lagert der Farbstoff nicht in der Oberhaut, sondern in der tiefer liegenden, mächtigeren Lederhaut; diese Flecke findet man nach Baelz bei Chinesen, Japanern, Koreanern, Malayen. Nansen hat sie bei Eskimokindern gesehen, und sie sind auch bei den Papua, Hova, Polynesiern und Indianern beobachtet worden, als freilich große Seltenheit auch bei den Kindern von Weißen. Wo die Haut an sich schon dunkel gefärbt ist, da sind sie natürlich schwerer zu erkennen, bei hellerer Hautfärbung zeigen sie einen blauen Schein, wie die mittelst Tusche hergestellten Tätowierungen, bei denen der Farbstoff ja auch in die Lederhaut gebracht worden ist; indem die schwarze Unterlage durch die Oberhaut hindurchschimmert, kommt, nach einer bekannten zuerst von Goethe festgestellten Regel, die blaue Färbung zustande.

Diese Flecke verschwinden meist kurz nach der Geburt, in anderen Fällen bleiben sie indessen jahrelang bestehen; sie finden sich, in Handtellergröße, gerade nur in der Kreuzgegend, einem Körperteile, dessen Gewebe noch manche Besonderheit zeigen. Wir stehen hier, nach meiner Ansicht, vor den Resten einer Rückenfärbung einer besonderen asiatischen Art der Menschenaffen, die sich mit der schwarzen Menschenrasse vermischte, wobei die allgemeine Hautfärbung dieser die Oberhand gewann, während die blaue Rückenfarbe der anderen nur noch in Rudimenten erhalten blieb.

Die besonderen körperlichen Merkmale der gelben Asiaten: Augen- und Haarform, vortretende Backenknochen und Körpergestalt, wären dann auf diese am Rücken mit blauer Schutzfärbung versehenen Urrasse zurückzuführen.

Nach dieser Auffassung gebe es dann im Grunde genommen heute, wie schon oben bemerkt, nur eine einzige selbständige Menschenrasse, nämlich die schwarze, während alle anderen, einschließlich die gelbe, als Mischformen anzusehen wären. Wie sich nun aber die schwarze Menschenrasse nur in ihren ursprünglichen Wohnräumen in verhältnismäßiger Reinheit erhalten hat, so auch die gelbe; beide gewannen hier, die schwarze in Afrika, die gelbe in Asien, nach allen Überflutungen mit fremden Blutwellen, stets wieder die Oberhand; China z. B. hat wiederholte Überschwemmungen durch Völker mit hellerer Hautfarbe erlebt, und trotzdem ist nicht viel europäisches Blut bei seinen Bewohnern nachzuweisen; zwar werden die Hakasch am Jenissej, die Eroberer des chinesischen Reiches, noch im 8. Jahrhundert als große, blonde, kriegerische Leute geschildert, während auch die Herrengeschlechter der Niutschen in Nordchina, denen Dschingischan und seine Nachfolger angehörten, nach Rubruquis, eine auffallende Ähnlichkeit mit den fränkischen Königen besaßen — alle diese Einwanderer sind aber spurlos in dem Meere gelben Blutes untergegangen, und selbst die Mandschu, deren Herrscherhaus erst vor kurzem abgetreten ist, sind im Verschwinden, nachdem ihnen die chinesischen Kaufleute alle ihre Weiber weggeheiratet haben.

Die gelbe Rasse nimmt in biologischer Hinsicht eine besondere Stellung unter den Völkerrassen ein; sie ist das Lehrbeispiel einer Völkergruppe, die man seit Klemm als die passive bezeichnet hat. Je nachdem sich diese Völker als unternehmend und eroberungslustig erweisen, unterschied sie dieser Forscher als aktiv oder passiv. Die gleiche Unterscheidung kann man auch im Tierreiche machen, wo der Wolf der Vertreter einer aktiven, das Schaf der passiven Art ist. Unter den letzteren überleben nicht die kampftüchtigen und erprobten, sondern jene, die das größere Geschick entfalten,

sich in die Verhältnisse zu finden, Nahrungsmittel zu verwerten, eine Hungersnot zu überdauern, sich nach einer solchen rasch wieder aufzufüttern und vor allem — den Gefahren, die sich ihnen entgegenstellen, klug und vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Die Auslese führt hier nicht zu Mut und Kraft, vielmehr zu einer gesegneten Verdauung, zur Mastfähigkeit und zu einer geschäftigen Nüchternheit im Aufsuchen der Vorteile. Sehen wir genauer zu, so erkennen wir in diesen Merkmalen die Eigenheiten der gelben Rasse. Der Wuchs des Menschen, der einer solchen Auslese unterworfen ist, beschränkt sich auf ein Mindestmaß, und die Persönlichkeit ist entsprechend verkümmert. Den normännischen Helden begleitete sein Ruhm in den Kampf und verbreitete Schrecken vor ihm; die Auslese führte hier zur Hebung und Kennzeichnung des Einzelnen: zu starkem Gesichtsausdruck, vorspringender Nase, flammenden Augen, bedeutendem Mienenspiel. „Eine der ersten Beobachtungen" — sagt Gobineau — „zu denen der Anblick der germanischen Welt Anlaß gibt, ist die, daß der Mann darin alles, das Volk gar wenig bedeutet: man gewahrt hier den Einzelnen, ehe man der Masse in ihrer Vereinigung ansichtig wird" — wogegen der Einzelne bei der gelben Rasse hinter dem dichten Haufen zurücktritt.

Neuere Untersuchungen über die Masse lassen erkennen, daß der Mensch seine Natur inmitten einer Ansammlung seinesgleichen verändert, indem sein Urteilsvermögen wie sein Verantwortungsgefühl herabgesetzt werden. Während die Vereinzelung zur Freiheit erzieht, zieht die Masse in ihren Bann. Stolz und Freiheit führen aber wieder zur Vereinzelung und Selbständigkeit, und diese Umstände wirken fort und fort und führen zur Ausprägung eines Geschlechtes, welches das Fürchten verlernt; dagegen fühlt sich der Turanier am wohlsten, wenn er sich unter seinesgleichen befindet und sich hinter ihnen verstecken kann, wobei er bestrebt ist, die Verantwortung den anderen zuzuschieben. Soll er geschichtlich zur Geltung kommen, so bedarf er eines Herrn und Führers.

Eine Frage ist es, ob bei diesen Prägungen nicht auch

verschiedene Ernährungsweisen mitgewirkt haben? In dem oben aus der Tierwelt herangezogenen Beispiele ist der Gegensatz offensichtlich in diesem Umstande begründet; vielleicht ist damit in Zusammenhang zu bringen, daß die aktiven Völker zumeist durch den Zustand des Jäger- und Viehnomadentums hindurchgegangen sind. Auch die besondere seelische Veranlagung verschiedener Typen scheint mit solchen Umständen in Verbindung zu stehen; die unter uns lebenden Vegetarier neigen meistens einem unheroischen Lebensbegriffe zu; sie schwärmen für den voraussetzungslos-ewigen Frieden. Es scheint, daß die augenblickliche Kraftsteigerung, die der ungebrochene Mensch nach reichlichem Fleischgenuß empfindet, die sich bis zu einer Art von Rausch entwickeln kann, den einmal auf den Weg blutiger Ernährung gelangten Menschen von Bluttat zu Bluttat führte, denselben Menschen, dessen Stammeltern zweifellos Fruchtesser waren, wie es ja die menschenähnlichen Affen auch sind. Indessen scheint eine solche Entwicklung doch ihren auf- und absteigenden Ast zu besitzen, indem die Fleischkost dem geschichtlichen Menschen auf die Dauer verleidet wird. Die Indo-Arier sind als Viehräuber und leidenschaftliche Fleischesser nach dem Pandschab gezogen und haben sich erst dort in Vegetarier verwandelt; nachdem die Jägervölker Amerikas auf den Hochebenen von Mexiko und Peru zu höherer Kultur gelangt waren, hielten nur noch ihre Götter an der blutigen Ernährungsweise fest; auch unsere Stadtbevölkerung scheint im Begriffe, der Fleischkost mehr und mehr den Rücken zu kehren, wozu vielleicht die Erfahrungen des Krieges beitragen werden, indem sie die Annahme der Physiologen über die natürlichen Bedürfnisse der Menschen in Bezug auf gehaltreiche Nahrungsstoffe widerlegten. Bei einigen Indianerstämmen Amerikas waren nur die Weiber zur Pflanzenkost übergegangen, wobei sie sich, nach Gesichtsschnitt und Hautfärbung, im Gegensatz zu den Männern, der gelben Rasse angeglichen zeigten.

Zur weiteren Kennzeichnung der gelben Menschenart komme ich wieder auf die Ausdrucksmittel zurück. Die chinesische Sprache ist erst unter der Ts'in-Dynastie zur

Staatssprache geworden, und zwar ordnungsgemäß, im Verlaufe eines Aufstandes, der die altchinesischen Überlieferungen über den Haufen geworfen hatte. Es gibt in dieser Sprache so viele Laute, daß es die Europäer in China meistens vorziehen, nicht erst mit dem Erlernen anzufangen; diese Laute sind starr und unveränderlich, gleichgültig, ob es sich um die Bezeichnung einer Sprache, ihrer Beschaffenheit oder um eine Tätigkeit handelt. Twan = die Kugel, aber auch: rund und rundum, Sin = Ehrlichkeit, ehrlich, ehrlich sein, ehrlich handeln, aber auch: — vertrauen, und zwar je nach der Stellung des Lautes im Satz und nach dem Sinne der Rede. Zur weiteren Begrenzung werden noch Bilder herangezogen. Unstimmigkeit heißt: ni = tung, wo = sie (ich ost, du west), plaudern: ni = wen, we = ta (ich fragen, du antworten), Gewicht: khing = tschung (leicht, schwer); dabei werden abstrakte Begriffe durch eine Zusammenstellung kennzeichnender Laute ausgedrückt: so heißt z. B. Tugend-tschun=njau=tse = i, entsprechend: Untertanentreue, Ehrfurcht gegen die Eltern, Mäßigung, Gerechtigkeit. Durch solche, im einzelnen freilich recht umständliche Hülfen, vermag die chinesische Sprache eine ziemlich klare und verfeinerte Rede zu führen, wenngleich sie natürlich recht große Anforderungen an den Redenden wie an den Hörenden stellt. Die Beziehungen zwischen den Worten und ihr näherer Sinn werden hierbei nicht selten durch einen leisen Hauch, der über den Worten liegt, kenntlich gemacht, durch den die Rede ihre Feinheit erhält.

Zu einer sehr viel höheren Bildung haben sich die ural = altaischen oder finnisch = tatarischen Sprachen erhoben, die in Finnland, im nördlichen Asien, aber auch an der Donau gesprochen werden; sie sind wieder durch das Zusammenleimen gekennzeichnet, das aber durch den sog. Vokalzusammenhang ergänzt wird, wobei sie sich sinnbegrenzender Anhangsilben bedienen, die ihre Vokale der Stammsilbe entnehmen, indem sie sich auf diese einstellen; sie sind in naher Verwandtschaft unter einander und erscheinen wie die Mundarten einer einzigen Muttersprache. Es wird behauptet, daß die Türken ihre Vettern an der Lena besser

verstünden, wie die Schweizer die siebenbürger Sachsen; der gleiche Zug der Einheitlichkeit wiederholt sich auch in den Sagenstoffen dieser Völker.

Die turanischen Blutwellen brachten überall eine leidende und sänftigende Tonart, Achtung vor den Schwachen und Geringen, vor Recht und Gerechtigkeit in das Leben der Völker; im Hinblick auf die Kunst begünstigen diese Blutmischungen schwermütige Stimmungen und einen nach dem Vergangenen gerichteten Blick. Die Finnen singen von ihrer Laute:

> Sie ist nur aus Not gezimmert,
> Kummer band dann ihre Teile,
> Bittre Sehnsuchtstränen spannten
> Und die Leiden ihre Saiten.

Dieser schwermütige Grundton findet sich auch in dem durch turanisches Blut bestimmten slavischen Volkscharakter, der, in seinen thrakischen Ursprüngen, dergleichen so wenig kannte wie der germanische; die hervorragendste Eigenschaft der Thraker war, nach Plato, feurige Willenskraft.

Ganz Europa steht seit Jahrhunderten unter dem Einflusse gelber Blutwellen. Schon seit dem Beginn der Metallzeit schieben sich aus dem Osten, zwischen die blonden Nordvölker und die dunkleren mittelländischen Stämme, turanische Horden ein, die besonders in den Alpen Fuß gefaßt haben, und die man schlechtweg: alpine Rasse genannt hat — ein dunkler, meist kleinwüchsiger Menschenschlag, der der weißen Rasse mit gewerblichen Leben mit Erfolg den Boden streitig macht und immer mehr Einfluß auf die Geschicke Europas gewinnt; dem Gesetze seines Blutes folgend, läßt er sich weder durch Ansprüche an das Leben noch durch eine regere Einbildungskraft in seinen nüchternen Berechnungen irre machen; er hält in Lagen aus, die dem Germanen unerträglich scheinen und ihn veranlassen, alles von sich zu werfen und davon zu laufen. Frenssen hat uns diesen Vorgang in seinem „Jörn Uhl" geschildert und die alpine Rasse in den Kreyen gekennzeichnet; diese halten auf der hypothekenbelasteten und darob fluchbeladenen Scholle ge-

lassen aus, von der der freie germanische Bauerssohn zur Stadt geflüchtet ist, um dort, nach menschlichem Ermessen, binnen nicht langer Zeit zugrunde zu gehen — er oder seine Nachfahren.

Wo sich Reichtümer ansammeln, wo die Arbeitskraft der Menschen rücksichtslos ausgebeutet wird, wo ein gefälschtes Bodenrecht den Landmann zum Schollenidioten herabwürdigt und den Städter entarten läßt, wo der Jude feilschend umherschleicht, da öffnet sich dieser Menschenart die Tür. In Kalifornien versuchten es die Amerikaner, in Australien die Engländer, ihrer durch Ausnahme-Gesetze Herr zu werden; es ist indessen nicht anzunehmen, daß solch künstliche Mittel sich auf die Dauer bewähren. Hat man den Chinesen im Westen von Amerika die Türe gewiesen, so dringen heute turanisierte Horden aus dem östlichen Europa, die sich Juden nennen, in die amerikanischen Industrie-Gebiete, werfen die anglikanischen Arbeiter mit einem niedrigen Arbeitsangebot auf die Straße und sind im Begriffe, aus New-York ein neues Jerusalem zu machen: soll doch daselbst bereits eine reichliche Million russischer Juden wohnen.

So stellt sich uns denn die Zukunft der weißen Rasse in einem sehr trüben Lichte dar. Unser industrielles Zeitalter begünstigt, wie kein anderes, den unheroischen, nüchternen Menschen. Ein Reisender, H. Smith, nennt die Chinesen die geborenen Industriearbeiter, das Volk ohne Nerven. Sie ertragen die Einförmigkeit des Werkeltages unvergleichlich und fühlen sich noch behaglich, wo Deutsche und Engländer verzweifeln. Wurden die turanischen Völker in einer heroischen Zeit in die ärmlichen, unfruchtbaren, öden, unwirtlichen Gegenden und ungünstigen Zonen, z. B. in die vereisten Erdteile verdrängt, so verbreiten sie sich in industriellen Zeitaltern in den blühendsten Landschaften, und zwar nur vorübergehend als Unterschicht, bald auch als Herren zu endgültiger Besitzergreifung dieser Länder; bald wird die turanische Art des Denkens und der Ziele auch in den oberen Klassen begünstigt, werden die Geister auf eine kurzsüchtige Nüchternheit, auf das Geschäft

eingestellt, ein Zustand, der der weißen Rasse abträglich ist. So begünstigt dann nicht nur die stoffliche, sondern auch die geistige Atemluft die gelbe Rasse in ihrem Fortkommen. Der Sinn der Germanen war auf Eroberungen und Schöpfungen gerichtet, dagegen riet selbst Konfutse, in dem sich die Ziele jener bis zu einer höchsten Läuterung fortgebildet hatten, seinen Schülern, sich nicht auf Eroberungen einzulassen, sich auch nicht um den Himmel zu kümmern, solange auf Erden noch genug zu tun sei: und sie haben sich an den Rat gehalten.

Nach einer älteren Ansicht war Europa lange vor der weißen Rasse von dunklen, kleinwüchsigen Menschen bewohnt gewesen, indessen ist das nur in Betreff einiger beschränkter Landschaften richtig. So scheinen die Finnen vor den Germanen nach Skandinavien gekommen zu sein; im Mittelalter nannte man sie nicht Finnen, sondern Sinen; ihre Sprache ist im 17. Jahrh. ausgestorben, indessen durch W. Hansen unter einem Volkssplitter der sibirischen Ostjaken wieder aufgefunden worden; dabei hat sich gezeigt, daß sie Beziehungen zum Indo-Germanischen aber auch zur Sprache der Etrusker und Babylonier unterhielt; aber es bestehen auch Verbindungen zwischen mongolisch-burjätischen und polynesischen Sprachen; endlich hat noch Sieg im westlichen China eine sehr altertümliche Sprache entdeckt, die er die tocharische nannte und die sich gleichfalls durch Anlehnungen an indo-germanische Sprachwurzeln auszeichnet.

Alles dies bestätigt die Annahme, daß die gelbe Rasse schon in der Vorgeschichte eine große Rolle, zumal in Asien, gespielt hat. Dort sind in einem Meere gelben Blutes schon in der Frühzeit wiederholt europäische und ozeanische Völkerströme aufgelöst worden, indem es sich immer wieder durchsetzte und auf seine ursprünglichen Marken einstellte. Neuerdings ist es über seine Ufer getreten. Im Weltkriege, da sich die Völker der weißen Rasse zerfleischten, erweiterten sich die Aussichten der Gelben ins Ungemessene als der lachenden Erben, und dieses selbe Lächeln erglänzt auf den Gesichtern der turanisierten Kassaren-Juden, die, mitten unter uns, den gleichen Typ, nur in einer anderen

Spielart vertreten, und wenn der demokratische Gedanke heute über alle Umgrenzungen hinaus sein Siegeslied anstimmt, so ist dies nur die Verkündigung einer neuen Zeit, in der die gelbe Rasse sich zur Herrin der Erde aufzuschwingen hofft.

4. Ozeanien, die Urheimat der weißen Rasse

> Wenn eine Gesamterscheinung wie diese jenseits aller Kunde liegt, so wird sich die Vermutung hörbar machen dürfen.
>
> Jacob Burckhardt.

Kreuzungsregeln

Entsprechend einer allgemeinen Erfahrung aus dem Tier- und Pflanzenleben dürfen wir bei der Vermischung der schwarzen und gelben Menschenrasse eine Verflüssigung der ursprünglich starren Formen und einen bunten Wechsel der Erscheinungen erwarten; wie oben schon angedeutet wurde, trifft diese Voraussetzung auch zu. Nach der Mendel'schen Regel treten bei der Kreuzung zweier in nur drei Merkmalspaaren verschiedener Arten bereits 64 neue Bildungen auf, unter denen sich sechs neue Arten befinden, d. h. solche Mischformen, die sich unverändert fortpflanzen. Die Zahl der Merkmalspaare, durch die sich diese beiden Rassen anfänglich unterschieden haben: Größe, Hautfarbe, Schädel- und Gliedmaßenlänge, Beschaffenheit der Haare usw. ist aber sehr viel größer, so daß auch die Zahl der möglichen Formen, die aus dieser Kreuzung hervorgehen konnten, eine sehr große ist.

Es ist bekannt, daß sich die Tier- und Pflanzenzüchter der Kreuzung bedienen, um neue, bestimmten wirtschaftlichen Zwecken angepaßte Formen zu erzielen, indem sie dieselben in der Folge durch Engzucht von den anderen Mischgestalten trennen; am Ende soll ja, nach Ansicht namhafter Forscher, auch die geschlechtliche Vermischung die Formen lediglich vor Erstarrung schützen und der Auslese mehr Angriffsfläche bieten.

Die ozeanischen Völker zeichnen sich demgemäß durch einen größeren Wechsel ihrer Erscheinung aus. Sie nennen sich in einem Zweige oran-malayu: schweifende Menschen. Ihr Formenreichtum hat die Beschauer nicht selten in Staunen versetzt. G. Fritsch sagt in einer Besprechung des F. Lehmannschen Atlas der Kopf- und Gesichtstypen ost-asiatischer und melanesischer Völker: „Der Autor kämpft in seinem Werke einen Riesenkampf, um der widerspruchsvollen Verworrenheit der Malayenfrage gerecht zu werden. . . . Ich bitte mir zu verzeihen, wenn ich offen bekenne, daß ich nicht vermag, ihm in diesen Irrgarten zu folgen. . . . Geht man weiter hinaus, nach Madagaskar, dem Kap der guten Hoffnung oder den polynesischen Inseln, so wachsen die Schwierigkeiten einer Umgrenzung des malaiischen Typus ins Unmögliche." Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Verfasser, daß ihm die Annahme einer malaiischen Rasse im Sinne Blumenbachs ganz unzulässig erscheint: „Man stelle einen Malayen vom Kap der guten Hoffnung, einen Hova von Madagaskar, einen malaiischen Indier, einen Dajak von Borneo und einen Samoaner nebeneinander, um dieselben als einer Rasse zu bezeichnen und wird sicherlich bei dem unparteiischen Beschauer eine fröhliche Stimmung hervorrufen." Pater W. Schmidt betont, es sei ganz unmöglich, die Malayen von anderen Typen scharf abzugrenzen; sie gingen allmählich in die asiatischen, afrikanischen und australischen über; deshalb ist es auch begreiflich, daß sie von einigen, z. B. Wagner, Latham, Walace, Peschel als Zweige der gelben Rasse, von anderen, z. B. Hartmann, mit scheinbar gleich guten Gründen, für Entwicklungsformen der schwarzen Rasse angesehen werden. E. Baelz, ein genauer Kenner der ost-asiatischen Völker, hält es wiederum für unmöglich, eine scharfe Trennungslinie zwischen Mongolen und Malayen zu ziehen, da die Übergänge so allmählich sind, daß jeder Versuch zu neuen Widersprüchen führt. Alle diese Widersprüche verschwinden aber, wenn man annimmt, daß die ozeanischen Völker aus der Vermischung der schwarzen und gelben Rasse hervorgegangen sind. Hierbei

sieht man die schiefe Augenstellung des Turaniers stufenweise verschwinden, die Backenknochen zurücktreten, den Wuchs und die Gesichtszüge sich denen des Europäers angleichen, indem das Profil, z. B. bei den Maori und Tonganesen, an Bedeutung gewinnt; und dabei zeigen sich Typen, wie wir sie unter uns aus dem täglichen Umgange kennen, die einen auf das lebhafteste an diesen oder jenen Bauern, Handwerker oder Professor erinnern, denen man in Thüringen oder im Hannöverschen begegnet ist; auch fremdvölkische Typen, wie man sie in Rußland, in der Türkei oder in Vorderasien findet, ausgesprochene Zigeunergesichter, Rothäute, kurz eine ganze Musterkarte von Typen sehen wir vor uns. Von den Papua sagt O. Schellong: „Vielfach wird des jüdischen Gesichtsschnittes derselben Erwähnung getan. Es wäre aber falsch, wenn man diesen Typus als den vorwiegenden ansehen wollte. Ich bin zahlreichen Gesichtern begegnet, die mich an alle möglichen guten Christen erinnerten.“ In der Tat bin ich bei meinem fortgesetzten Aufmerken auf diese Erscheinungen nur einem Manne begegnet, der alles dies rundweg ableugnete — nämlich dem Mediziner Wilser in Heidelberg, der, aus Voreingenommenheit gegen meine Ideen, den Verhältnissen Zwang antut und jede Formenverwandtschaft zwischen europäischen und ozeanischen Typen für Einbildung erklärt.

Unter den tatsächlichen Verhältnissen kann es denn nicht Wunder nehmen, daß die Beobachter immer wieder auf den Gedanken gekommen sind, die Ozeanier seien gesunkene europäische Völker. Die Vettern Sarasin stießen im Inneren von Celebes auf einen Menschenschlag von ganz europäischem Gepräge; auch ihr erster Gedanke war: „der gesunkene Europäer“, und erst nach längerem Überlegen wiesen sie ihn zurück. Einige haben die Möglichkeit erwogen, ob hier nicht etwa indo-arisches Blut im Spiele sei? In engeren Grenzen mag diese Annahme zutreffen, indessen gehen die Beziehungen zwischen den Hindu und Insulindern nachweislich nicht weiter zurück als bis ins 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und der Einfluß des indischen Blutes ist nach H. Schurtz nicht weiter nach dem ozeanischen Osten

vorgedrungen als bis nach Ternata und der kleinen, den Übergang zu Mikronesien vermittelnden Insel Tobi, nordöstlich von Halmasera; aber von den Malayen hatten schon die Griechen der klassischen Zeit Kunde, und ein richtiges Malayenvolk, die Dravida, haben Indien lange vor den Ariern bewohnt; auch die ostwärts gerichteten malaiischen Wanderungen über Formosa nach Japan lassen sich viel weiter zurück verfolgen, als bis in die beginnende christliche Zeit, bestätigen also gleichfalls das hohe Alter dieser Seevölker. Dabei fanden sie in Japan eine Bevölkerung als die Ureinwohner vor, der, wie sich Graf Wilczek ausdrückte: die Schiffernatur im Blute lag — die Ainu, die also höchstwahrscheinlich lange vor den Japanern dieselben Seewege entlang gezogen sind; ihr hochentwickeltes Fischerboot ist vielleicht das älteste von allen die wir kennen; schon die beglaubigte Geschichte der Japaner geht aber in das 7. vorchristliche Jahrhundert zurück.

V. Hochstetter nahm an, daß die Besiedelung Neu-Seelands wenigstens 2000 Jahre zurück liegen müsse, weil ein, nach erdgeschichtlichen Feststellungen, seit dieser Zeit erloschener Vulkan, der sich dort befindet: Kampololo = der blutige Himmel heißt; und so könnte man, wenn man darauf ausginge, wohl noch manche Tatsachen zusammentragen, die für das hohe Alter der Ozeanier sprechen, so daß von ihrer Abstammung von einigen arischen Hirtenstämmen, die im Lichte assyrischer Quellen nach Indien gezogen sind, wirklich nicht mehr die Rede sein kann. So weist die Sprache der Hovas z. B. nicht die geringste Beeinflussung aus dem Sanskrit auf: man kann daraus keinen anderen vernünftigen Schluß ziehen, als daß diese zu einer Zeit nach Madagaskar gezogen sind, da sich noch kein indischer Einfluß im malaiischen Archipel bemerkbar gemacht hatte.

Aus alledem kann man folgern, daß die braune Rasse nicht der junge Sproß am Baume der Menschheit ist, wofür ihn einige gehalten haben, im Gegenteil, sie ist das Holz, auf dem viele andere Völker gewachsen sind. Wenn die Entstehung neuer Kreuzungen auf Berührung und sich anschließender Sonderung gegründet ist, so dürfte es kaum ein

anderes Gebiet auf Erden geben, das diesen Voraussetzungen mehr entspräche als die Inselfluren des stillen Ozeans, die nicht nur trennen, sondern auch verbinden; zum wenigsten gilt das von der Zeit, wo der Mensch mit der See vertraut wurde, und es liegt aller Grund zu der Annahme vor, daß dies am ehesten in der Südsee geschehen ist.

Der Schiffbau der Ozeanier

ist uralt. Auf manchen ozeanischen Inseln bildeten die Schiffbauer eine besondere Kaste unter dem Namen der Königshandwerker. Ihre Kunst überragt in gewissem Sinne selbst die Leistungen des heutigen Schiffbaues, dem es nicht möglich ist, mit einem gleich geringen Aufwande von Hölzern Schiffe herzustellen, die die gleiche Festigkeit besäßen wie jene der Alten, die auf ozeanische Einflüsse zurückgehen; allenfalls mag das amerikanische Klipperschiff aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts die gleiche Widerstandskraft gegen den Wellenschlag erreicht haben wie die Schiffe der phönikischen Seeräuber — aber nur durch eine maßlose Verschwendung von Holz und auf Kosten der Ladefähigkeit, bei sehr geringem Verhältnis von Länge und Höhe. Das Geheimnis liegt z. T. darin, daß die Alten ihre Schiffe, so wie es die Ozeanier heute noch tun, nicht nagelten, sondern nähten: sie verkeilten die Hölzer nicht mit Spanten, sondern verknüpften sie mit Tauen, die in besonderen Führungen liefen: so ist es zu verstehen, wenn man von den Fahrzeugen der Ozeanier (aber auch der Araber) liest, daß sich an ihnen kein Nagel fände: Tagbanda(=Nähschiffe) kamen auch in Westgotland noch in geschichtlichen Zeiten vor, und nach E. Hahn haben auch die alten Ägypter ihre Nilbarken in der gleichen Weise gefestigt, wodurch, wie G. Rawlinson zeigen konnte, die Angaben Herodots über ihren Schiffbau, die früher rätselhaft waren, erst verständlich geworden sind.

Der Brauch, Hölzer mit Tauen zu verbinden, dürfte vom Floßbau — der einfachsten Art der Schiffsbautechnik herrühren. Die Eingeborenen von Carpentaria fahren auf solchen genähten Flößen bis nach Australien und trotzen dabei dem Sturme; ebenso führen einige Küstenstämme Ceylons

und der Koromandelküste weite Fahrten auf solchen Flößen aus.

Gemäß meiner Überzeugung von der zentralen Stellung der Ozeanier führe ich die seetechnischen Errungenschaften auf einen gemeinsamen Ursprung zurück. Ich halte es nämlich für beweisbar, daß die Seefahrt überhaupt nur ein einziges Mal im Leben der Menschheit erfunden worden ist und zwar eben in der Südsee; wo immer sie in der weiteren Folge Bedeutung gewann, da geschah es in Anlehnung oder in Wiederaufnahme ozeanischen Brauches. Selbst die günstigsten äußeren Umstände haben die Chinesen nicht zu Seefahrern gemacht, und daran hat auch die ihnen seit lange geläufige Kenntnis der Magnetnadel nichts geändert, wogegen die Schiffernatur der Japaner, die von einem ozeanischen Seevolke herstammen oder doch sehr erhebliche ozeanische Blutwellen aufgenommen haben, selbst durch eine mittelalterlich-feudale, dem Seeverkehre bewußt feindliche Haltung mächtiger Fürsten und eine darauf gerichtete Gesetzgebung nicht ausgetilgt werden konnte; es sind diese malaiischen Einflüsse, die die Japaner von heute angespornt haben, noch vor uns Turbinen in ihre Kriegsschiffe einzubauen.

Ozeanische Schiffahrt, Wanderungen

Die Ozeanier sind nach Fr. Ratzel jene Völkergruppe — „bei der in allen Lebensäußerungen der Glanz und die Größe des Meeres durchbricht, deren ganzes Wesen von einem Hauche von Seeluft durchweht ist.“ Dieser Verfasser erkennt in der Schiffahrt überhaupt ein kräftigendes und zusammenfassendes Element. Die Naturgewalt des Meeres, so sagt er, zwinge den Menschen, der sich mit ihr einließ, zur Anspannung und möglichsten Steigerung nicht bloß seiner Körperkräfte, sondern auch der geistigen Fähigkeiten; sie eröffne ihm neue Fernen und Tiefen.

Wir können uns von der Ausdehnung der ozeanischen Gewässer nur schwer einen Begriff machen; es ist aber kennzeichnend, daß die Spanier, als sie im 16. Jahrhundert das erste Mal die Südsee befuhren, nur einige wenige Inseln aus den dichtesten Anhäufungen entdeckt haben; wie hoch ist

dann aber der Wagemut und Unternehmungsgeist jener ozeanischen Völker einzuschätzen, wenn man erwägt, daß sie selbst die abgelegensten Eilande entdeckt und besiedelt haben?

Es ließ sich nachweisen, daß früher von manchen Inselgruppen aus regelmäßige Fahrten von mehr als 1000 Seemeilen (d. i. 1/18 des Erdumfanges), ausgeführt wurden, ja, gelegentlich auch von 3000; sie dauerten nicht selten drei Monate und länger, und die sie unternahmen, blieben, wenn ihnen die Nahrungsmittel ausgegangen waren, noch lange Zeit am Leben, was übrigens auch europäischen Segler-Genossenschaften (z. B. Kapitän Bligh mit seinen Leuten) gelungen ist; man fischte während der Fahrt und bediente sich aufgefangenen Regenwassers zum Trinken; ganz allgemein nahmen früher auch Weiber an solchen Fahrten teil.

Dergleichen Reisen müssen seit Alters bei den Ozeaniern in Übung gewesen sein, hat man doch auf einigen abgelegenen und unbesiedelten Eilanden Dolmen, cyklopische Mauern, Befestigungen und Steinbilder aufgefunden. Auf der Christmas-Insel fand sich, unter einem Guanolager begraben, neben anderen Kulturresten, ein regelrechtes Straßenpflaster.

Das alles wäre nicht wohl zu verstehen, wenn wir nicht wüßten, daß die Südseevölker eine nicht gewöhnliche Kenntnis des Seewesens besaßen; bei den Marshall-Insulanern fand man sog. Stabkarten, auf denen zwar nicht, wie man früher glaubte, die Meeresströmungen, aber doch die Dünungen angegeben waren, die im Windschatten der Inseln entstehen und natürlich zu diesen hingeleiten, wenn man ihnen folgt; anderes ist an diesen Karten unaufgeklärt geblieben, da sie die Inselbewohner selbst zu lesen verlernt haben; ihre Kultur hat sich in venerische Krankheiten, in Schnaps und in Schulden aufgelöst, und so haben sie keine Seekarten mehr nötig, zumal ihre letzten Fahrzeuge in die europäischen Museen gewandert sind.

Wie haben wir uns den Bildungsvorgang dieser Völker zu vergegenwärtigen. Ich nehme an, daß die schwarze Rasse in einem gewissen Zeitabschnitte erstmalig von Afrika nach dem südlichen Asien vorgedrungen ist; dort kam sie mit der gelben in Berührung; wir finden auf den großen Inseln süd-

lich dieses Erdteiles die Negrito und Papua, die sich nur wenig von afrikanischen Bevölkerungen unterscheiden; ich nehme an, daß diese Vermischung erstmalig in Hinter-Indien erfolgte, und daß hier auch die Wiege der Schiffahrt erbaut wurde. Nach der Ansicht von Richthofen kann diese nur an einer reichgegliederten Küste oder in einer Inselflur gestanden haben; das ganze große Amerika kannte z. Z. seiner Entdeckung keine Seefahrt, mit Ausnahme etwa der Fjordküste des Feuerlandes, Grönlands und der Karaiben; auch Australien und Afrika befanden sich in ähnlicher Lage; damit vergleiche man nun Skandinavien, Japan, Griechenland! Aber selbst in diesen bevorzugten Gebieten sind die Bedingungen für den Seeverkehr weniger günstig als in Hinter-Indien. Dieser Erdteil löst sich ganz allmählich in Inselgruppen auf und leitet seine Bewohner, die sich an die Seeluft gewöhnt haben, durch flache Gewässer und ein Gewirr von Straßen und Buchten auf die offene See hinaus; in dies Gebiet verlegt W. Schmidt auch die Wiege des Monkhmer, einer hinterindischen Sprache, die der vorauszusetzenden Ursprache der Melanesier, Indonesier und Polynesier gleichzusetzen ist, die alle gemeinsame Bezeichnungen für die hinterindische Pflanzen- und Tierwelt besitzen, diese Sprache wird von der Südspitze Hinter-Indiens bis nach Vorder-Indien gesprochen. Schmidt nennt das von Hinter-Indien bis nach Australien sich erstreckende Gebiet das Australische; von hier aus haben sich nach meinem Dafürhalten die ozeanischen Zweigvölker nach allen Richtungen verbreitet, und zwar schon im ältesten Dilivium, vielleicht gar schon im Tertiär, da der Kreuzungstyp ja bereits in so alten Zeitabschnitten in Europa nachgewiesen ist, und man ihm doch Zeit gewähren muß, dahin zu gelangen. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Stämme, die heute das Mon-khmer reden, nun auch die Vorfahren der braunen und mittelbar der weißen Rasse seien, vielmehr ist anzunehmen, daß in dieser uralten Wiege der geschichtlichen Menschheit nicht nur das eine Kind, sondern, nach immer wiederkehrender Zeugung, deren manche geschaukelt worden sind, die aber alle den Stempel ihrer Familie an sich trugen.

Was einmal im Diluvium oder gar schon in tertiärer Zeit geschehen ist, das konnte auch in der Folge wieder geschehen, solange die Bedingungen die gleichen blieben. Die Natur liebt die Wiederholungen. Aus Skandinavien, aus der arabischen Halbinsel sind in verschiedenen Zeiten heerende Völker hervor gebrochen, um die Welt zu erobern: es handelt sich um dauernde, immer wiederkehrende Bewegungen wie Geburt und Tod im Leben der Familien.

Hans Hallier gelangt in seiner Abhandlung: „Über frühere Landbrücken, Pflanzen- und Völkerwanderungen zwischen Australien und Amerika“ zu dem Schlusse, — Indonesien, Australien und Polynesien hätten ehedem, und zwar noch in Zeiten, da der Mensch die Erde bewohnte, ein einheitliches Landmassiv gebildet, dessen Ost-Nordostrand durch die jetzigen Sandwich- und Paumotuinseln gebildet wurde; dies Festland sei durch eine Landbrücke mit Amerika verbunden gewesen. Es sind pflanzengeographische aber auch sprachkundliche Wahrnehmungen, die den Leidener Botaniker, der sich lange in der Südsee aufgehalten hat, zu dieser Überzeugung brachten. Er fand u. a. daß die Flora Polynesiens nicht nur aus asiatischen, australischen und rein polynesischen Formen besteht, sondern auch aus amerikanischen; dies gilt besonders von den Sandwichinseln. In der genannten Schrift und ausführlichen brieflichen Ergänzungen Halliers fand ich ein ganzes Museum von Beweisstücken für die zentrale Bedeutung des ozeanischen Völkerproblems, nur muß ich gestehen, daß man alles das, was Hallier wahrgenommen hat, auch ohne das ausgedehnte Festland und die Landbrückentheorie erklären kann, wenn man einen altozeanischen Schiffsverkehr von dem Umfange annimmt, wie ich ihn mir denke. Heute, im Zeitalter der Schraubendampfer, findet ein Austausch zwischen Amerika und Europa statt, der gewiß viel intensiver ist, als er ohne unsere modernen Verkehrsmittel nur über irgendeine Landbrücke zwischen beiden Erdteilen stattfinden könnte. Vielleicht darf man aber jenen Schiffsverkehr, trotz der Kleinheit der polynesischen Schiffseinheiten im Verhältnis zu den modernen Ungetümen, seiner Wirkung nach, mit diesem vergleichen. Wir haben

ja in betreff der vorzeitigen Völker schon manches zugestehen müssen, was uns bei dem ersten Anblick unglaublich erschien, aber wir sind in dieser Hinsicht bescheidener geworden, und gerade die Größe der polynesischen Gewässer sollte uns den Maßstab für diese nautischen Leistungen nicht zu gering wählen lassen.

Diese ozeanischen Völkerwogen, die von dem Süden Asiens sich dem Meere anvertrauten und, je nach den Umständen, an den Gestaden Ostasiens, Amerika's, Madagaskars oder der afrikanischen Küste brandeten, bildeten die eigentlichen Quellen, die den Strom des geschichtlichen Lebens speisten; sie sind auch in geschichtlichen Jahrtausenden nicht unterbrochen worden. Die Frühgeschichte Japans und Hinter-Indiens kennt sie. In einem Zeitabschnitte bildete Java den Ausgangspunkt weitreichender Wanderungen, ein anderer vorgeschichtlicher Posten war Sawaii, das Hawaiiki der polynesischen Sagen, sowie Narotonga, die Heimat der Neu-Seeländer. Wie in einem Brennspiegel zeigen sich diese Flutungen noch einmal in Australien; die Völker dieses Erdteiles spotten dem Versuche, sie in ein Rassenschema einzufügen. Schötensack war der Meinung, sie wären die Urrasse, aus der alle Völker der Erde hervorgegangen seien; aber Reisende versichern, daß ein Haufe Australier von einem Haufen verlumpter Europäer kaum zu unterscheiden sei. Stockes sagt: „die Australier wechseln ebenso seltsam wie ihr Boden“, und R. A. Wallace behauptet, es müßten alte Beziehungen zwischen ihnen und den Völkern Europas bestehen.

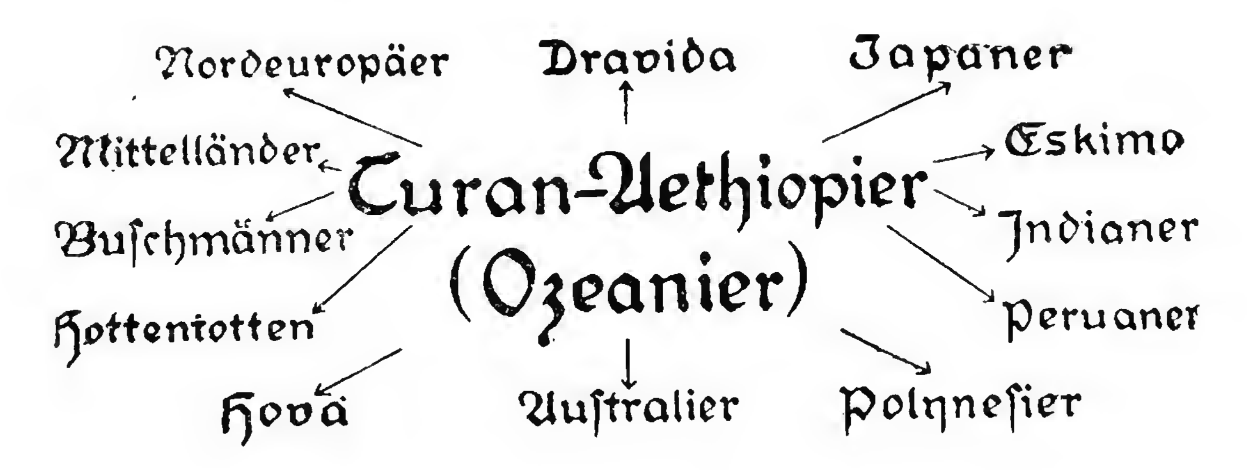
Einen Zweig der ozeanischen Rasse bilden die Rothäute Amerikas; soweit sie den Nordwesten des Erdteiles bevölkern, lassen sie nach Körperbeschaffenheit, Sprache und Kulturbesitz Beziehungen zu den Maori Neu-Seelands erkennen; zwischen Schädeln von Peru und Bolivien und solchen von Melanesien hat Sergi auffällige Übereinstimmungen nachgewiesen, während nach Luschan auch Kolumbien von Melanesien aus besiedelt worden ist. Dagegen sollen die Aleuten, soll die Davisstraße von Japan aus bevölkert worden sein. Die Verwandtschaft der Eskimo und Japaner

ist sicher, und in Peru und Mexiko haben sich Nachrichten über ozeanische Einwanderungen bis in die geschichtliche Frühzeit dieser Länder erhalten. Der Priesterkönig Montezuma lebte in abergläubischer Furcht vor der Wiederkehr der sagenhaften „weißen Götter“, die man aus den dortigen Grabgemälden als blonde, blauäugige, bärtige Gestalten kennt; als er von den ersten Europäern hörte, da erklärte er, das Ende seines Reiches sei gekommen. Manco Capac, der Gründer der peruanischen Herrscherfamilie der Inkas, Viracocha, die Meergottheit der Aymara's und andere peruanische Gottheiten trugen die oben bezeichneten Züge. Auch die megalithischen Baudenkmäler wie die Ornamentik Peru's weisen auf ozeanische Vorbilder hin; und die Sage berichtet, jene Götter seien über den Ozean gekommen und hätten das Reich gegründet. Von Peru hat sich dann die polynesische Kultur weiter nach dem Norden verbreitet, wo sie in Mexiko eine Zweigniederlassung gründete, deren Verwandtschaft mit peruanischen und ozeanischen Stammformen unverkennbar ist. Die späteren peruanischen Herrscher, von denen man annimmt, daß sie von den sagenhaften Aymara stammen, deren Sprache wahrscheinlich noch die ihre war, heirateten, zur Wahrung ihres Bluterbes, schließlich nur noch ihre leiblichen Schwestern, ohne doch durch diese zweischneidige Maßregel ihrem vorherbestimmten Schicksale zu entgehen.

Erhebliche ozeanische Einflüsse lassen sich auch in Afrika erkennen; ich habe schon darauf hingewiesen. Die neuere Untersuchung der Suaheli, Zulu, Hottentotten und Buschmänner hat überall die Zeichen gelber Blutwellen erkennen lassen: Schlitzaugen, vorstehende Backenknochen, schlichtes Haar und gelbe Hautfarbe in ziemlicher Verbreitung. Die Hottentotten fallen auch sprachlich aus dem Kreise afrikanischer Begrenzungen heraus; sie sollen von der Ostküste über Maschona nach dem Westen vorgedrungen sein. Im südöstlichen Afrika läßt ein großer Reichtum steinzeitlicher Altertümer, der jenem vergleichbar ist, welcher sich im Nordosten Deutschlands findet, einen hervorragenden ozeanischen Außenposten erkennen, während für das mittlere

Afrika, wie bereits hervorgehoben, von Ankermann eine Zone ost-papuanischer Einflüsse nachgewiesen ist. Nach Frobenius erstrecken sie sich von Westafrika auch nach Westeuropa. Die steinzeitlichen Funde von der dänischen und norddeutschen Küste zeigen verwandtschaftliche Beziehungen zu ägyptischen, japanischen und ozeanischen Formen; freilich müssen wir heute annehmen, daß diese Beziehungen zeitlich viel weiter zurückgehen als früher allgemein angenommen worden ist; in dieser Hinsicht kommt dem Hauserschen Funde von 1910 eine entschiedene Bedeutung zu.

Nach dem Gesagten können wir uns von der Entstehung und von den Wanderungen der verschiedenen Menschenrassen ein Bild entwerfen und nun auch den Zug der Einheitlichkeit begreifen, der die Völker der Erde umfaßt und die Verwunderung der Betrachtenden hervorgerufen hat.



Bastian redete von „Völkergedanken", indem er darauf hinwies, daß sich nicht selten in Gebieten, die durch Meere und unübersteigbare Gebirge getrennt sind, nicht nur dieselben Rassen, sondern auch die gleichen Geräte und Waffen wie übereinstimmende Gebräuche, Sagen und Überlieferungen finden; die gemeinschaftliche seelische Anlage sollte unter gleichen Voraussetzungen überall zu den gleichen Bildungen führen; indessen versagt eine solche Erklärung, wo die Umstände nicht die gleichen, sondern verschieden sind, wo sich jene übereinstimmenden Bildungen als phantastische Gedanken-Spielereien offenbaren, und wo es sich, wie bei den Sprachen, um sehr verwickelte Gebilde handelt. Das Bastiansche Prinzip wird überflüssig, oder es muß stark

eingeschränkt werden, wenn es richtig ist, was ich behaupte, daß die Völker der Erde alle von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgegangen sind, indem die beiden anfänglich getrennten Rassen, die schwarze und gelbe, ihre Blutwellen miteinander vermischt und die Kinder aus dieser Verbindung sich in Strömen über das Erdenrund verbeitet und auch die beiden Elternrassen in ihren Ursitzen überflutet haben. Sie haben dann den Stammteil ihres Kulturbesitzes aus ihrer gemeinsamen Heimat über die Meere und Länder getragen und, je nach den Umständen, umgebildet.

Dieser Ansicht, der ich zuerst 1902 Ausdruck verliehen habe, ist Wilser in Heidelberg entgegengetreten, während sich ihr später der römische Anthropologe Sergi, sicher ohne Kenntnis meiner Ansichten, bis zur Berührung genähert hat; dieser erklärte im Jahre 1919:

1. Der Neanderthaler (homo primigenius) ist ausgestorben;

2. die heute noch fortbestehenden Grundrassen — die schwarze und gelbe — bilden die Bausteine der geschichtlichen Völker;

3. die weiße Rasse ist aus der schwarzen unter dem Einfluß gelber Rassenbestandteile hervorgegangen.

Auf Grund der Feststellungen dieses kenntnisreichen Forschers werden meine Ansichten mehr Gewicht bekommen, zumal dieselben durch neuere Forschungen seit 1902 mehrfach bestätigt worden sind.

Man hat früher, wenn von der Entstehung der weißen Rasse die Rede war, von einer Anpassung dunklerer Typen an die nordische Schneelandschaft geredet; darauf ist zu erwidern, daß solche Anpassung zwar in der Tierwelt nicht selten ist, indessen ausnahmslos zu einem rein weißen Haarkleide geführt hat (Eisbär, Hermelin, Schneehuhn), während das Blond dieser Rasse eher der Farbe der Wüstentiere, z. B. jener des Löwen entspricht oder sich der einer sonnendurchfluteten Dünenlandschaft nähert. Diese Angleichungstheorie hat also wenig überzeugende Kraft. Es ist nun aber auffällig, daß dieselbe blonde Haarfarbe sich im Südseegebiete in weiter Verbreitung findet, früher noch in größerer

gefunden und dort als ein Zuchtideal gegolten hat; so hat z. B. O. Finsch an der Südostküste von Neu-Guinea Leute angetroffen, die sich in bezug auf ihre Hautfarbe durchaus nicht von Germanen unterschieden, während man

Eries

bei der Entdeckung der verschiedenen Inseln, auf Tahiri, Narotonga, Nukuhiva und Hawaii, aber auch auf den Ladronen, einen religiösen Bund angetroffen hat, der seine Angehörigen einer züchterischen Auslese mit Rücksicht auf möglichst helle Haut- und Haarfarbe unterwarf und die abartenden Kinder entweder zu töten befahl oder sie einer dienenden Kaste zuführte. Die Angehörigen dieses Bundes nannten sich Eriois oder Eries, ein Name, der an das Arii der Inder erinnert, weshalb ich annehme, daß die Indo-Arier, als sie nach Indien kamen, denselben auch hier vorgefunden und ihren Zwecken dienstbar gemacht haben. Ohnedem würde ich es nicht verstehen, weshalb sich ähnliche Kastenbildungen nicht auch in Persien durchgesetzt hätten, dessen indo-arische Einwanderung doch fast in jeder Hinsicht mit derjenigen Indiens übereinstimmt. Indien muß aber z. Z. der Einwanderung der Indraverehrer eine sich Arii nennende Herrenkaste besessen haben, wie sie auf den polynesischen Inseln zu Hause war, und die Einwanderer müssen diese Kaste zur Reinhaltung ihres Bluterbes übernommen haben. Es gibt heute noch einzelne „Königsfamilien" z. B. auf Rojatea und Houahine, die sich bei hohem Wuchs durch blondes Bart- und Kopfhaar wie durch helle Augen auszeichnen, die einen bläulichen Schimmer besitzen.

Ich glaube also, daß die Aufhellung der ursprünglich dunkleren Rasse nicht auf Anpassung an eine nordische Schneelandschaft zurückgeht, sondern auf eine bewußte züchterische Veranstaltung, die vielleicht von einer Sprungvarietät ausgegangen ist, wie sie übrigens in albinotischen Bildungen gar nicht selten bei dunklen Rassen beobachtet wurde. Daß der Norden hier durchaus nicht mitzuspielen braucht, geht ja schon daraus hervor, daß die eigentlichen Polarvölker, z. B. die Eskimo, schwarzhaarig sind. Freilich dürfen wir, wenn es sich so verhält, in Zukunft nicht mehr

achtlos an den Spuren züchterischer Veranstaltungen vorübergehen, wie sie die Vorzeit darbietet; werden wir doch erkennen, daß z. B. die europäischen Völker bis an die Schwelle der geschichtlichen Zeiten, zumal in ihren Kulten, sich züchterischen Veranstaltungen unterworfen haben, deren ursprüngliche Gestalt wir bei den Thrakern erkennen werden. Indem der thrakische Tanzgott Sabazjos sein Volk unter ein Zuchtgebot stellte, wurde er zum Schöpfer einer neuen Welt der Schönheit und Ebenmäßigkeit: er lehrte die Menschen, durch Wahrnehmung natürlicher Vorteile, ihre körperlichen wie seelischen Kräfte zu steigern und zu entwickeln. Diese Königskunst ist aber, so müssen wir annehmen, zuerst in der Südsee geübt worden, und dort hat denn auch die Wiege aller Königskinder gestanden.

Der Sternenglaube

Nach L. Frobenius: „Das Zeitalter des Sonnengottes“ hat sich auch der Sternenglaube von da aus verbreitet und mit diesem Glauben auch ein höherer Begriff vom Berufe des Menschen auf Erden. Dieser Glaube ging von der Frage aus: Wie gelangt die Sonne, wenn sie abendlich in die Flut niedersinkt, wieder gen Morgen, um dort, neugeboren, emporzusteigen? Die Antwort aus einem kindlichen Auffassungsvermögen aber lautete: Im Bauche eines großen Fisches, der sie im Westen verschlingt und im Osten wieder frei gibt. Von der Südsee hat sich diese Vorstellung, wie Frobenius gezeigt hat, in immer neuen Ausprägungen über alle Erdteile verbreitet; war es dort die Maui-Mythe der Neu-Seeländer, so im Orient, nach vielen Wandlungen — die Jonas-Legende und in unserem Märchenwalde — das Rotkäppchen, wo sich das Seeungeheuer allerdings, der anders gearteten Umwelt entsprechend, in die Gestalt des gefräßigen Wolfes verwandelt hat, von dem „Sonnenkinde“ aber nur noch das rote Käppchen als Wahrzeichen übrig geblieben ist. Frobenius hat die Richtlinien aufgedeckt, nach denen sich dieser Sternenglaube über das Erdenrund verbreitet hat und damit ein Mittel gegeben, durch das wir die oben geäußerten Ansichten über die Völkerwanderungen

überprüfen können; ist es doch ohne weiteres klar, daß jene Sagenstoffe mit heerenden und erobernden Völkern, als deren Glaubens und als Rechtfertigungsgedanken, gewandert sind; diese Sagen beginnen gemeiniglich mit der Geburt von Sonnenkindern und schildern deren Schicksale. Ich gebe in der folgenden Tafel die Züge wieder, nach denen sie sich, nach Frobenius, über das Erdenrund verbreitet haben.

Asien
Japan
Europa
Nord-Amerika
Nordost-Afrika
Ozeanien
Zentral-Amerika
West-Afrika
Süd-Afrika
Süd-Amerika
Australien

Dies Bild deckt sich im wesentlichen mit meiner oben gegebenen Völkertafel, und man begreift nun, daß es sich mit ihr decken muß. Der Mensch, der zum ersten Male den Blick von der Erde nach dem Himmel richtete — aus der Nähe in die Ferne, der sich die Sterne zum Wegweiser erkor —, er hat, in unbefangenem Eroberermute, ganz von selbst, auch die fernsten Gestade erreicht. Solange er nur die Feste bewohnte, hatte sich sein Blick auf die nächste Umgebung und deren Mannigfaltigkeit gerichtet; als Herr des Meeres ward er zum Herrn der Welt, und machte auch im Reiche des Geistes neue Eroberungen. Seine Gedanken blieben nicht mehr an den kleinen Dingen der Umwelt haften, an den Bedürfnissen des Tages wie allenfalls noch am Zauberspuk; sie rangen nach Weltanschauung; die Sonne ging bald auch in seinem Geist auf, und auch hier entspann sich ein Kampf zwischen dem Lichte und der Finsternis. Der Sonnenpriester Tupuja, der auf einem europäischen Schiffe ausgefahren war, um die Welt zu sehen, jener Hohepriester von Hawaii, der den unerträglich auf seinem Volke lastenden Totendienst, unter dem Widerstreben desselben Volkes, ablöste, sie unterscheiden sich von unseren Helden, Eroberern

und Geistschöpfern nur dem Grade nach; und so ist es auch begreiflich, daß das Christentum von keinem anderen Naturvolke so willig und verständig aufgenommen worden ist, wie von den Völkern der Südsee: die Verchristung Polynesiens zeigt manche Ähnlichkeit mit jener Germaniens.

Gegen eine so hohe Einschätzung der ozeanischen Völker könnte man vielleicht den Einwand erheben, daß die Entdecker sie vielfach in einem Zustande der Wildheit angetroffen, ja, daß sie sogar hie und da noch der Menschenfresserei gehuldigt haben; indessen, wie weit liegt es denn zurück, daß unsere Vorfahren den Göttern blutige Opfer dargebracht haben und allerlei Blutaberglauben huldigten? Die Goten waren, als sie von der Ostsee nach dem Süden zogen, Viehtreiber, und doch waren sie zugleich die Väter der italienischen Renaissance. Auch die Maori erzeugten, kaum daß sie die gemäßigte Zone Neu-Seelands gewannen, ganz aus sich, Formen des Lebens, denen man geschichtlichen Wert nicht absprechen kann. Natürlich dürfen wir die Südseebewohner von heute nicht mit jenen vergleichen, die als die Stammeltern der europäischen Völker zu gelten haben. Sie sind deren schwächliche Nachkommen und Mischlinge. Man findet unter den Bildern der „weißen Götter" Perus einzelne aus der Art geschlagene Gestalten, mit wulstigen Negerlippen, die auf eine Unterschicht hindeuten. Auch jene Mischlinge, die heute in Südafrika aus schwarzen Weibern und gelben Kulis geboren werden, sind keine Anwärter der Weltherrschaft mehr, auch deren Erzeuger sind die gesunkenen Nachfahren kraftvollerer Eltern.

Der vorgetragene Gedanke fordert eine aufmerksamere und gewissenhaftere Prüfung als er bislang erfahren hat; mit der Entrüstung einiger Rassenschwärmer darüber, daß man ihr Volk in verwandtschaftliche Beziehung zu der braunen Menschenrasse bringen will, ist es nicht getan; wir führen heute den Stammbaum der Menschen noch viel weiter, ja, in ununterbrochener Folge, bis an die Quellen des organischen Lebens zurück. Dieser Gedanken läßt sich auch im Besonderen weiter überprüfen. Dazu laden die physiologischen Blutproben ein, aber auch manche rätselhafte anatomische

und pathologische Erscheinung. Dodd hat im „Lancet“ einen Krankheitsfall beschrieben, in dessen Verlauf aus einem hochgewachsenen, blonden Engländer, der an einem Augenübel litt, ein ausgesprochener Mongole entstand, dessen Augen allmählich eine nach innen und schief nach unten gerichtete Stellung bekamen, wie man sie häufig bei Japanern findet, ja, auch die Mongolenfalte, jener senkrechte, die Tränendrüse verdeckende Hautlappen, stellte sich ein, und zugleich schrumpfte der ganze Mensch auf die Gestalt eines Japaners zusammen.

Man kennt die Leberflecken, Sommersprossen und Male sowie die schon besprochenen Mongolenflecke, in denen das dunkle Blut gelegentlich auch bei den reinsten Vertretern der weißen Rasse zur Ausblühung gelangt.

Ähnliches erstreckt sich auch auf die Schwingungen der Seele. Ich kannte Knaben, die im Geiste gänzlich im Seeberufe aufgingen, ohne jemals das Meer gesehen zu haben: ihre Teilnahme verdichtete sich um den Schiffbau und die Seefahrt. Die Frau eines bekannten Professors erzählte, sie sei als junges Mädchen in Tränen ausgebrochen, als sie zum ersten Male mit Bewußtsein vor einem gemalten Seestücke gestanden habe: es regte sich in ihr, mit Ahnungen aus einer tausendjährigen Vergangenheit, das Schifferblut.

5. Die Eiszeit und der eiszeitliche Mensch

Da erhebt sich im Osten, im Eisstromlande,
Des reifkalten Riesen dornige Rute,
Mit der er im Schlaf die Völker schlägt.
Hrafnagaldr.

Für den Werdegang der weißen Rasse hat die Eiszeit sicher eine große Bedeutung; es ist ein nach Jahrhunderttausenden zu bemessender Zeitabschnitt, in dessen Verlauf unsere Erde sich, im Wechsel klimatischer Bedingungen wie in der Verteilung der Pflanzen- und Tierwelt, den gegenwärtig herrschenden Zuständen angenähert hat. Dieser Zeit ging im nördlichen Europa ein Zeitalter voraus, das tertiäre, welches sich, im Gegensatze zur Eiszeit, durch höhere Wärmegrade auszeichnete, so daß z. B. in Spitzbergen ein nahezu tropischer Pflanzenwuchs bestand; dann trat eine Veränderung der Witterungsverhältnisse ein: reichliche, andauernde Niederschläge ließen die Seen und Flüsse steigen, während das Land sich mit Eisfeldern bedeckte, die sich von einzelnen Kältemittelpunkten ausbreiteten; da aber auch das Alpeneis immer mehr Raum gewann, so wurde schließlich der größte Teil von Deutschland, aber auch England, im Eise begraben, so daß nur in Süddeutschland, zwischen dem Alpen- und Nordlandeis, eine kleine Strecke eisfrei blieb. In dieser Zeit bildete die Sahara eine wohlbewässerte Landschaft. Da die Schneegrenze aber um volle tausend Meter tiefer lag als heute, so waren auch die geringeren Bodenerhebungen Mitteleuropas, z. B. das Riesengebirge und die Vogesen, vergletschert. Frankreich, Spanien und Portugal aber erfreuten sich eines gemäßigten Klimas.

In einem folgenden Zeitabschnitte änderten sich die Verhältnisse: Die Gletscher zogen sich unter dem Einflusse trockner und warmer Lüfte zurück, so daß am Südrande der

Alpen wieder tropische Wachstumsbedingungen herrschten. Deutschland, Frankreich und Rußland bedeckten sich mit Steppenpflanzen, Ziesel- und Springmäuse drangen aus dem Südosten vor, während vom Süden die afrikanische Tierwelt (Elefant, Löwe, Rhinoceros, Antilope) ihren Einzug in Mittel-Europa hielten.

In hohen Lößlagern häufte sich der Steppenstaub; da er keine Reste von Pflanzen und Tieren enthält, so muß man schließen, daß sich das Leben in diesem Abschnitt an die Flußläufe zurück gezogen hat, wo noch die erforderliche Feuchtigkeit vorhanden war.*)

Auf die Steppenzeit, in der sich die Gletscher noch über ihre heutigen Grenzen zurückgezogen hatten, rückte das Eis wiederum vor; abermals verhüllte sich der Sonnenball in dicke andauernde Nebel, und wieder starben Pflanzen und Tiere oder wanderten aus, soweit sie sich nicht den veränderten Bedingungen anzupassen vermochten. Aus dem Elefanten entwickelte sich das Mammut, welches sich in einen schützenden Haarpelz gekleidet hatte; es weidete am Rande der Gletscher. Dieser zweite Vorstoß des Eises geschah nicht mit jenem Nachdruck wie der erste; während sich das Eis damals bis in die Oberhälfte der norddeutschen Ebene erstreckt hatte, reichte es diesmal nur bis zum Fläming und weiter ostwärts bis Posen. Mächtige Ströme, aus Schmelzwässern gebildet, durchfluteten, am Rande des Eises ein Netzwerk von Wasserläufen bildend, das Land. Die Oder ergoß sich in die Elbe, ihr Bett hinter dem zurückweichenden Eisfelde der Reihe nach aus dem Glogau-Baruther in das Warschau-Berliner und zuletzt in das Thorn-Eberswalder Tal verlegend. Die eiszeitlichen Rinnen dieser Ströme, die sich bis zur Elbe erstrecken, durchfurchen heute die norddeutsche

*) Diese Angabe ist neuerdings von Soergel widerlegt worden, der im Löß eine subarktische Steppenfauna mit Einschluß des Moschusochsen nachwies. Der Löß wäre demnach nicht zwischeneiszeitlichen, sondern eiszeitlichen Ursprunges — er entstand aus dem im Winde getrockneten und verwehten Schlamme der eiszeitlichen Wasserläufe, an deren Nähe er gebunden ist. Vielleicht sind diese Annahmen Soergels mit einer Theorie in Verbindung zu bringen, auf die ich gleich noch zurück komme.

Ebene; sie bedingen den Stufengang, den die Oder eingeschlagen hat, indem sie jeweilig ein Stück ihres Weges in diesen Tälern festgehalten hat; die Wässer waren damals kühler wie heute, was zur Folge hatte, daß der Karpfen, der ein wärmeres Naß beansprucht und in tertiärer Zeit überall in Deutschland verbreitet war, in diesem Zeitabschnitt ausgestorben ist; erst die Römer haben ihn wieder nach Deutschland gebracht.

Neuerdings hat F. Solger Vermutungen über das Verhältnis der Eis- und Zwischeneiszeiten ausgesprochen, wonach es sich mehr um ein räumliches Neben- denn um ein zeitliches Nacheinander handeln soll. Die Südpol-Forschung hat nämlich gezeigt, daß vor den großen Eisflächen mit ziemlicher Regelmäßigkeit trockne Winde streichen, wodurch an ihren Rändern ein ausgesprochenes Wüstenklima herrscht, indem sich hier der trockne „Eiswind" erwärmt; das norddeutsche Inlandeis soll von einem Wüstengürtel umrandet gewesen sein, an den sich weiter ein Steppengebiet anschloß, das wieder von einem Waldgebiete begrenzt war. Auf dem kahlen Wüstenboden trieb der Wind sein Spiel, wirbelte den Staub in dichten Wolken auf und blies ihn in die Steppe, wo er sich zwischen den Gräsern (lößbildend), niederschlug. Mit dem Eise wanderten, immer nach Solger, auch diese Breiten, mit ihnen auch der Mensch, der sich aber vornehmlich an die Steppe gehalten, also seine Jugend in Europa zwischen einer Eiswüste und einem Waldgebiete zugebracht hätte.

Zu ganz anderen Ansichten gelangte Penck; dieser unterscheidet in den Alpen vier einzelne, zeitlich getrennte Vereisungen, die jeweilig von einer Steppenzeit abgelöst wurden; unter den Eiszeiten sind die beiden mittleren die größten. Seine Ansichten hat neuestens Jaeckel auf Grund langjähriger Studien am Saßnitzer Steilufer bestätigt; er konnte daselbst vier übereinander gelagerte Geschiebedecken nachweisen, die Grundmoränen der Eisfelder. Diese Geschiebedecken sind durch Sandablagerungen getrennt, welche auf eisfreiem Grunde entstanden sind, also zwischeneiszeitliche Bildungen darstellen. Die beiden älteren Ablage-

rungen fallen vor, die späteren hinter die große Verwerfung des „Baltischen Bruches", der das Land in einzelne Schollen zerriß. Die älteste Grundmoräne hat eine Dicke von 2—4 Meter, die zweite eine solche von 7—10, die dritte 12—15, die vierte 6—7. Die erste Eiszeit dürfte nach Jaeckels Ansicht nicht weit über Rügen hinausgekommen sein, die dritte reichte bis Mähren.

Unter diesen Umständen wird man heute die entgegengesetzte Ansicht von Lepsius als erledigt ansehen können, der nur eine einzige zusammenhängende Eiszeit gelten lassen will und, demgemäß, die zwischeneiszeitlichen Bildungen, z. B. die Hottinger Breccie über Innsbruck, für tertiären Ursprunges hält.

Ursachen der Eiszeit

Sehr verschiedene Ansichten sind über die Bedingungen geäußert worden, unter denen sich die Eisdecken gebildet haben; nach E. Brückner sollten sie durch andauernde Regengüsse verursacht worden sein. Die Witterungskunde kennt eine 36—37 jährige, regelmäßig wiederkehrende Regenzeit, in deren Gefolge das Jahres-Wärmemittel um $1/2^{0}$ C. heruntergeht, während das Mittel der Eiszeit, nach Brückner, auch nur um $3—4^{0}$ C. unter dem heutigen lag. Da nun jenes $36 1/2$ jährige Regenmeistausmaß, das sich auch im Anschwellen der Ströme, z. B. mit der größten Deutlichkeit in dem der Elbe nachweisen läßt, nach Lokyer, einer gleichen Regelmäßigkeit im Wechsel der Sonnenflecken entspricht, so könnte die Ursache der Eiszeit, wenn sie wirklich in dieser Richtung zu suchen wäre, in einem wiederholten Wechsel des Zustandes der Sonne gefunden werden; dagegen hat aber E. Meyer geltend gemacht, daß die Firnbecken der Schweizer Gletscher während der Eiszeit nicht weiter gefüllt waren als heute, und er hat daraus geschlossen, daß die Niederschlagsmengen während der Eiszeit die heutigen nicht übertroffen hätten.

Einige Geologen haben darauf hingewiesen, daß den Eiszeiten, auch jenen, die in älteren geologischen Zeitabschnitten nachgewiesen werden konnten, immer Kohlen-Ablagerungen

vorausgegangen sind, in deren Verlauf naturgemäß eine Abnahme im Kohlensäuregehalte der Luft stattgefunden haben muß. Der schwedische Naturforscher Arrhenius hat in seinem Buche: „Das Werden der Welten“ aber darauf hingewiesen, daß dies Gas, in so geringer Menge es auch der Luft beigemengt ist, dennoch einen erheblichen Einfluß auf den Wärme-Haushalt der Erde ausübt: es ist zwar für Sonnenstrahlen sehr durchlässig, nicht aber für die dunklen Wärmestrahlen, wodurch es einen Wärmeschutz für die Erde bildet. Nach genauen Feststellungen müßte das durchschnittliche Jahresmittel schon um 4° C. herabgesetzt werden, wenn der Kohlensäuregehalt der Luft die Hälfte des Gegenwärtigen, von 0,03 auf 0,015 vom Hundert gemindert würde. Nach Berechnungen Högboms und Chemberlins findet sich aber in den pflanzlichen und tierischen Resten der Erde eine Menge von Kohlenstoff, welche die Menge, die sich in der Luft befindet, wenigstens 25 000 mal übertrifft, und der noch vorhandene Rest (also 0,03%) wäre auch schon längst erschöpft, wenn er nicht ständig durch Vulkane und Kohlensäurequellen aus dem Erdinnern wie durch das Atmen der Tiere ergänzt würde. Jene geologischen Zeitabschnitte, in deren Verlauf die vulkanische Tätigkeit der Erde zugenommen hat, zeichnen sich aber, wie Frech nachgewiesen hat, tatsächlich durch ein wärmeres Klima aus, und damit stimmt überein, daß die vulkanische Tätigkeit während der Eiszeit, allem Anscheine nach, zur Ruhe gekommen war, während sie in der vorhergegangenen tertiären Zeit mit ihrem hohen Jahresmittel aufs äußerste angespannt war. Man kann also annehmen, daß der Pflanzenwuchs im Tertiär zugenommen, der Kohlensäure-Gehalt der Luft aber und das Jahresmittel der Luftwärme abgenommen haben, und daß damit die Bedingungen gegeben waren, die die Eiszeit herbeiführen konnten.

Indessen ist damit die Reihe dieser Theorien noch lange nicht erschöpft: ich will aber nur noch einige wenige erwähnen. Nach Lepsius soll die Eiszeit damit zusammenhängen, daß die Alpen wie die skandinavische Gebirgslandschaft, in nach-tertiärer Zeit, bis zu einer sehr großen Höhe

emporgetürmt gewesen sind, so daß sie ihre Gletscher weit in die Ebenen entsandten; in dem Maße nun, wie deren Schuttmassen in die vorgelagerten Ebenen verfrachtet wurden — und zwar geschah es mit Hilfe derselben Gletscher — dort in die Alpen-Vorländer, hier in das nördliche Rußland und die norddeutsche Tiefebene, — gingen auch die Gletscher allmählich auf ihr heutiges Maß zurück. Über die seiner Auffassung widersprechende Annahme mehrfach sich wiederholender Vergletscherungen Europas hilft sich Lepsius, wie schon bemerkt, durch die Annahme einer geschlossenen Eiszeit hinweg.

Nach Geinitz war die Eiszeit dadurch veranlaßt, daß Europa in dieser Zeit mit Island-Grönland durch eine Landbrücke verbunden war. Die Eismassen, welche heute im Atlantischen Ozean abschmelzen, sollen sich damals über diese Landbrücke bis nach Europa vorgeschoben haben; und dadurch sollen Verhältnisse hervorgerufen worden sein, wie wir sie heute in Grönland finden, dessen Südspitze nahezu die geographische Höhe des nördlichen Schottland erreicht, dennoch aber im Eise vergraben ist.

Man sieht, es fehlt nicht an Versuchen, die Eiszeit zu erklären, wenngleich die Vielheit der Theorien der Annahme widerspricht, daß diese Erklärung schon jetzt endgültig gelungen sei; die Entscheidung darüber, welche dieser Theorien die richtige sei, und ob vielleicht mehrere und z. T. noch unbekannte Ursachen zusammengewirkt haben, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Hier wende ich mich der Frage zu: Wie stand es während der Eiszeit um den Menschen?

Der eiszeitliche Mensch

Unsere Kenntnisse haben auf diesem Gebiete die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Wir wissen heute, daß Europa bereits in der frühen Eiszeit, ja, vielleicht schon in tertiärer Zeit von Menschen bewohnt gewesen ist. Schötensack fand 1907 unweit Heidelberg, in einer Tiefe von 24 Meter, aus zweifellos tertiärer Schicht, einen Unterkiefer, der seinem Knochenbaue nach von einem Gorilla oder Gibbon herrühren konnte, aber eine rein menschliche Bezahnung trug; auch aus eiszeitlichen Schichten kennt man seit längerer Zeit

Menschenreste, die gleichfalls tierähnliche Bildungen zeigen; man nennt diesen eiszeitlichen Menschen, nach seiner ältesten Fundstätte, den Neanderthaler, während ihn Wilser — homo primigenius genannt hat; er soll sich, nach diesem, stufenweise, bis zum geschichtlichen Menschen vervollkommnet haben, insbesondere soll er, hinter dem Ren herziehend, an die Ostsee gelangt sein, wo er zum ersten Male die See befahren hätte.

Für diese Ansicht schien die Wahrnehmung zu sprechen, daß einige sehr alte Schädel etwa die Mitte zwischen dem Neanderthaler und dem heutigen Menschen hielten; indessen kann jener nach neueren Einsichten überhaupt nicht als Vorfahre des heutigen Menschen in Betracht kommen, er ist, nach Schwalbe, vielmehr gänzlich ausgestorben, so daß von seiner allmählichen Umbildung in den heutigen Menschen gar nicht die Rede sein kann. Dem entsprechend fand O. Hauser im Jahre 1919, unter einem Felsendache bei Combe Capelle in der Dordogne, in eiszeitlicher Schicht, das nahezu vollständige Knochengerüst eines Menschen in Hockerstellung, das sich, bei näherer Untersuchung, als zu einem vom Neanderthaler gänzlich verschiedenen Menschenschlage zugehörig erwies und sich in keinem wesentlichen Stücke vom heutigen Menschen unterschied. Man besann sich jetzt, daß auch früher bereits in eiszeitlichen Schichten Schädelfunde zutage gefördert waren, die Funde von Egisheim, Cro Magnon, Gallay Hill, Brünn, die nur geringe Berührungspunkte mit dem Neanderthaler gezeigt hatten. Besaß dieser eine plumpe Gestalt bei flacher Schädeldecke, runde Augenhöhlen, ein mächtiges Gebiß, so zeigte der neue Mensch, den Hauser, wieder nach seinem Fundorte, den von Aurignac genannt hat, bei schlankem Körper, keinerlei tierische Abzeichen: kleine Gelenkenden, gerade Gliedmaßenknochen, während jene bei dem Neanderthaler aufgetrieben, diese gebogen und viel kürzer waren. Trotzdem der neue Mensch nicht größer war als der Neanderthaler, muß er neben ihm wie ein Apoll ausgesehen haben; sein Schädel gleicht mit dem Breitenmaß von 65 einem reinen Germanenschädel, also daß man sich kaum einen größeren Gegensatz

denken kann als zwischen diesen beiden eiszeitlichen Menschenrassen.

Der Zufall wollte, daß Hauser gleichzeitig, in geringer Entfernung und aus der nächstälteren eiszeitlichen Stufe (dem Mousterien), auch noch einen Vertreter der Neanderthalerrasse auffand; beide Funde sind vom Berliner Museum erworben worden.

Wir müssen schließen: Wenn der heutige Mensch schon in der älteren Eiszeit gelebt hat, und zwar neben dem Urmenschen, so kann er sich nicht erst im Laufe der Eiszeit, stufenweise, aus jenem entwickelt haben: die Wilsersche Ansicht ist also nicht richtig; dieser Mensch ist nicht in Europa entstanden, sondern als Fremdling eingewandert, nachdem er seine Jugend in einem anderen Erdteil zugebracht hat; er gehört nach Klaatsch der östlichen Gruppe an, während der Neanderthaler mit dem Schimpansen und Gorilla eine ganz andere Gruppe bildet, die nichts mit jener Ostgruppe zu tun hat. Klaatsch hat die Vermutung ausgesprochen, der Aurignac-Mensch stamme aus dem angeblich im indischen Ozean versunkenen Lemurien, indessen kennt die Erdgeschichte keinen solchen Erdteil, dafür wissen wir um die ozeanischen Inselfluren.

Hauser fand nun im Besitze des neuen Menschen tatsächlich ein Angebinde des Ozeans: das Skelett trug am Halse 12 aufgereihte (durchbohrte) Muscheln der Nassa reticulata, die im Atlantischen Ozean zu Hause ist. Dieser Mensch, der ziemlich entfernt von der Meeresküste in Frankreich lebte, hatte also noch Verbindung mit ihr; er muß aber auch bereits auf einer ziemlichen Höhe gestanden haben, denn er kannte die Besonderheit der Zwölf, vermutlich auch ihre verschiedene Teilbarkeit, er verstand zu rechnen! und so besaß er bereits jene Überlegenheit, die ihm über seinen Gegner, den Neanderthaler, aber auch über die zahlreichen Feinde unter den Tieren, den Sieg verleihen sollte. Sein Zeichen war die Überlegenheit des Geistes über die Masse, die dort, wo sich der Geist seine alte Gabe erhielt, noch immer zum schönen Siege führt. Daß die beiden gekennzeichneten Menschenrassen tatsächlich miteinander gekämpft haben,

bestätigen Ausgrabungen bei Krapina, wo sich Knochenreste beider Menschenrassen unter Umständen fanden, die darauf hinweisen, daß hier eine Schlacht geschlagen wurde, an die sich eine Kannibalen-Mahlzeit schloß, wobei der edlere Mensch, für diesmal, dem tierähnlichen unterlegen war; indessen kann dies Vorkommnis nicht vorbildlich gewesen sein, denn der neue Mensch verbreitete sich sehr bald, auf Kosten seines Gegners, über ganz Europa, ja, nach R. Forrer findet sich die gleiche Bestattungsart, wie sie Hauser in der Dordogne fand, auch in Ägypten. Dieser neue Mensch, hinter dessen steilerer Stirn mit dem Sternenglauben auch der erfinderische Gedanke thronte, ist in einem bestimmten Abschnitte der Vorzeit (dem Magdalenien) auch nach England und Deutschland gekommen und von da in die skandinavischen Länder; vielleicht ist er dabei wirklich hinter dem Ren hergewandert, das sich in dieser Zeit aus Mittel-Europa nach dem Norden zurückzog. Auffällig ist aber, daß sich dieser körperlich hochentwickelte Mensch noch im Besitze der rohesten Waffen befand, denn wir kennen sein noch sehr einfaches Gerät aus dem Kjökkenmöddinger, den Abfallhaufen seiner Wohnplätze, besonders sein roh zugehauenes Steinbeil — den großen Spalter — der, immer wieder verbessert, freilich bald zu neuen und vollkommeneren Waffen und Werkzeugen führen sollte, die von der dänischen Küste ihren Weg bis nach Asien und Afrika genommen haben.*) Wie aber Achill seinen Gegner erst besiegen konnte, als ihm seine Mutter, die silberfüßige Thetis, die besseren Waffen vom Himmel herunter geholt hatte, so knüpften sich auch die Siege des neuen Menschen über seinen älteren Widersacher an das geschliffene Steinbeil.

Die Entwicklung der Steinschlägerkunst läßt sich auf den dänischen Inseln Schritt für Schritt verfolgen; während die steinzeitliche Kultur überall sonst, zwischen dem Magdalenien und Neolithikum eine sprunghafte Unterbrechung erfuhr (man redet von einem „Hiatus"), zeigt sie im dänischen

*) Auch dieser Umstand spricht für das Einwandern. Der neue Mensch mußte sich erst einmal mit dem vorhandenen Steinmaterial vertraut machen und von vorne mit einfachen Mitteln beginnen.

Inselgebiet eine stetige Entwicklung; und daß diese in der Tat von der weißen Rasse getragen wird, folgt daraus, daß sich im eiszeitlichen Europa, mit Ausnahme des Urmenschen, überhaupt nur Schädel finden, die man als Germanenschädel ansehen könnte; der mongolische Breitschädel fehlt hier ganz, wenngleich einige französische Forscher geneigt sind, die steinzeitliche Kultur des Flenusien dieser Rasse zuzuerkennen; mit mehr Sicherheit hat man dagegen das Tardenoisien (von Tardenois an der Aisne), das sich durch kleine, regelmäßig geformte Feuerstein-Geräte auszeichnet, der mittelländischen Abart der weißen Rasse zuerkannt, also jener Menschenart, die mit dem langen Schädel die dunkle Haut- und Haarfarbe verbindet, deren frühgeschichtliches Verbreitungsgebiet sich mit dem Vorkommen dieser „geometrischen" Steinwerkzeuge deckt.

Diese Menschen waren Höhlenbewohner; sie leben noch immer in den Franzosen von heute weiter, deren Gewandtheit und technisch-formales Geschick auf sie zurückzuführen sind; und dieselbe Rasse findet sich auch in den westlichen Gebieten der britischen Inseln, deren Bewohner, nächst den Basken, heute wohl die reinsten Vertreter der mittelländischen Rasse sind; sie wohnen schon länger im westlichen Europa als die Indo-Germanen, haben sich aber teilweise ihre alte Lebenskraft bewahrt; dies gilt wenigstens von den Basken, die, trotz ihrer geringen Kopfzahl, den französischen und spanischen Städten ihren Nachschub liefern und gleichzeitig im mittleren Amerika Hunderttausende von Siedlern angesetzt haben; eine ähnliche Rolle spielen auch die Iren im Verhältnis zu England und Nord-Amerika. Die Politik dieser Länder wird z. T. durch diese rassischen Gegebenheiten bedingt, die auch in den Völkerkampf hineingespielt haben, auf den wir zurückblicken; wurden die Iren vor Zeiten von den blonden Engländern verdrängt und teilweise ausgerottet, so wenden sie sich jetzt gegen ihre Unterdrücker und werden sie vielleicht in Zukunft beerben.

6. Die Indo-Germanen, ihre europäische Wiege und ihre Wanderungen

Süßeres weiß ich wohl nicht
Als Heimatland zu erkennen.
Odysseus.

Die ältere Ansicht

Seit dem Erscheinen des F. v. Schlegelschen Werkes: „Über die Sprache und Weisheit der Inder" im Jahre 1808 galt es als sicher, daß Indien die Heimat der Indo-Germanen, also der durch Sprachverwandtschaft verbundenen europäischen und vorderasiatischen Völker sei. Nur ganz wenige wagten es, von ihrem sicheren Gefühle für die Wirklichkeit geleitet, dieser Schulmeinung zu widersprechen, so vor allen P. J. Clement, dessen bedeutendes Buch aus dem Jahre 1840: „Die nord-germanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge" eine Reihe wichtiger Umstände herzählt, die der Schlegelschen Ansicht widersprechen. „Der Ursprung der Nord-Germanen" — sagt Clement — „ist unbekannt. Ob sie so alt wie ihr Boden sind, läßt sich weder leugnen noch beweisen. Von ihrer angeblichen Einwanderung in diese Ebene ist keine Spur und kein haltbares Zeugnis vorhanden. Aber es sind Zeugnisse vorhanden, daß sie nicht aus Asien gekommen sind, nämlich ihre Sprache, ihr geistiges Gepräge und ihre körperliche Beschaffenheit . . . Die Natur ist treu und irrt sich nicht; selbst die Mißgeburt ist menschliche Schuld und Sünde. Von den schwarzhaarigen Eltern werden nun und nimmer hellhaarige Kinder erzeugt, wenn nicht die Großeltern und Urgroßeltern der Kinder hellhaarig gewesen sind. Nur auf der norddeutschen Ebene war das ganze Volk ein helles, alle anderen Völker auf dem ganzen Erdboden sind dunkel. Von diesen dunkeln und häßlichen Völkern allerwärts kann am allerwenigsten ein ganzes Volk von schöner Form und heller Farbe, wie das nord-germanische war,

hervorgegangen sein. Man könnte sagen, ihr Boden, den sie nach der angeblichen Ureinwanderung aus Asien einnahmen, habe solchen Einfluß auf Form und Farbe gehabt; aber so müßte ja auch derselbe Boden noch jetzt denselben Einfluß auf dieselben Nachkommen desselben Volkes üben, in einer Zeit, wo die Vermischung mit dunkeln Fremden schon so groß geworden ist. Das ist zum Beweise genug, daß die Nord-Germanen nicht aus Asien stammen."

Man erkennt hier, wie einem gesunden Sinne die Wahrheit nicht verschlossen blieb, die sich allen anderen verhüllte! Ich weise noch darauf hin, daß Clement auch vor dem Seegeschick der nordischen Völker nachdenklich stehen geblieben ist; sie seien, so sagt er, darin sowohl den Römern wie auch den Griechen überlegen gewesen, und fügt noch hinzu: „wer weiß wie uralt der Ursprung der nordischen Seefahrt ist?"

Was Clement über das Verhältnis der Indo-Germanen zu dem nordischen Klima sagt, findet seine Bestätigung in den Erfahrungen, die über die Besiedelung tropischer Ländergebiete durch Angehörige der blonden Rasse vorliegen; diese pflanzen sich weder in Indien, noch in Ägypten fort, und in Zentral-Afrika gelingt es den blonden Frauen auch bei der größten Sorgfalt nicht, ihre Kinder aufzuziehen; sie verkümmern oder gehen ganz zugrunde; allenfalls haben sich in einigen tropischen und halbtropischen Gebieten blonde Stämme unter dem Schutze kühler See- oder Gebirgsluft dauernd erhalten, wie z. B. die persischen Kurden oder die Kabylen des Atlas. Die indischen Arier lebten anfangs, nach ihrer Einwanderung, in den Gebirgstälern des Hindukusch, inmitten einer Umwelt, die sich nicht allzusehr von derjenigen der Balkantäler unterscheidet, aus denen sie gekommen waren; dagegen starben sie oder hielten sich doch nur als Mischlinge, als sie in das sonnendurchglühte indische Flachland vorgedrungen waren.

Es verdient auch noch Erwähnung, daß der Ansicht Schlegels über die indische Urheimat der Germanen schon früh auch von einigen Sprachforschern widersprochen wurde, nur fanden solche Äußerungen keine Beachtung. A. Bezzenberger wies bereits in den 70 er Jahren des vorigen

Jahrhunderts nach, daß die Voraussetzung Schlegels über die Urtümlichkeit der vedischen Sprache keineswegs zutreffend sei; er zeigte, daß die litauische Kirchensprache, trotzdem sie erst im 9. Jh. schriftmäßig festgelegt worden ist, dennoch einer voraussetzenden indo-germanischen Ursprache näher kommt als jene, in der die Inder in so viel früherer Zeit ihre heiligen Bücher verfaßt haben. Auch einige Engländer waren beim Studium dieser Schriften auf Unstimmigkeiten gestoßen, die sich nur schlecht mit der Schlegelschen Ansicht vertrugen; sie fanden dort die Namen solcher Tiere und Pflanzen, die in einer gemäßigten, nordischen Zone leben, aber in Indien unbekannt sind, so z. B. Bär, Wolf, Lachs, Aal, Birke, Buche, Eiche; unter den Brotpflanzen kannten die Inder die Gerste, die mit ihrer kurzen Wachstumsdauer einem nordischen Wirtschaftskreise angepaßt ist, während sich der Aal und der Lachs nicht einmal im Stromgebiete des kaspischen Meeres finden; noch auffälliger war aber, daß die Inder das Meer und die Seefahrt gekannt hatten, ja den nordischen Winter, indem in den Veden von Schnee und Eis wie von gewöhnlichen Dingen die Rede ist.

Neuere Ansichten

Unter dem Gewichte dieser Tatsachen verlegten einige Forscher, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Heimat der Indo-Germanen in eine mehr nord-westliche Zone und zwar, Schritt für Schritt, immer weiter, bis sie endlich an die Ostsee gelangten; zuletzt wies Penka darauf hin, daß das Ursprungsland in dem norddeutschen Kreidebecken gesucht werden müsse, da alle indo-germanischen Sprachen eine gemeinsame Wurzel für die Buche besäßen, also für eine ausgesprochene Kalkpflanze, die östlich der Linie Königsberg-Krim in Beständen nicht mehr vorkäme. Dieser Baum, dessen Wachstumsbedingungen ziemlich genau mit dem Klima zusammentreffen, das dem Indo-Germanen zuträglich ist, bevorzugt schon im mittleren Deutschland die frischen Gebirgshänge und gedeiht in Sizilien erst in Höhen von 1500—2000 Meter, während sein Wuchs an der Ostsee am besten ist; von dort beziehen

unsere Maschinenfabriken, insofern sie Holz verarbeiten, ihre schönsten Buchenstämme.

Die Ansicht Penka's, die etwa gleichzeitig oder auch schon zuvor von Wilser und Krause vertreten ward, wurde bald auch von Seiten der Spatenforscher bestätigt; es zeigte sich, daß die Küstenländer der Ostsee seit der Steinzeit einen ununterbrochenen Herd der Gerätebildung darstellten, dessen Mittelpunkt Wilser 1881 in das südliche Schweden, Much, etwas später, an die westlichen Gestade der Ostsee verlegten. Penka aber war mittlerweile noch einen Schritt weiter gegangen: er stellte die Tatsache fest, daß die Indo-Germanen am besten in einem Seeklima gedeihen: in Skandinavien besser wie in Deutschland, in Kalifornien, trotz des höheren Jahresmittels, besser als im amerikanischen Festlande, und er zog daraus, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Ostseeländer bis vor etwa 10 000 Jahren unter Gletschern vergraben waren, den Schluß, daß die erste Heimat der Indo-Germanen im südwestlichen Europa zu suchen sei. Dieser Ansicht pflichtete der gründlichste Kenner der europäischen Altertümer — Kossinna bei; er konnte zeigen, daß sich die Geschichte der Völker in den Altertümern

Die archäologischen Provinzen

spiegelt, die man dem Boden entnimmt, so daß man auf Grund der Funde auch die Grenzen festlegen kann, innerhalb deren sie sich abgespielt hat; und er zog daraus den Schluß, daß sich in gleicher Weise auch die Räume feststellen lassen, die solche Völker eingenommen haben, über die wir keine Überlieferung besitzen. Kossinna gelangte, als er diesem an sich ja naheliegenden Gedanken nachging, dem aber die Fachgelehrten leidenschaftlich widersprachen, zu der Überzeugung, daß die sog. archäologischen Provinzen tatsächlich auf Völker und Stämme zurückgehen, deren Spuren sie beherbergen; er konnte zeigen, daß man auf Grund der Altertümer mit aller Bestimmtheit nicht nur feststellen könne: da und dort haben die Wikinger ihre Niederlassungen gegründet — sei es in der Normandie, auf den britischen Inseln, in Rußland oder in Island, sondern auch,

weiter zurück, welche Völkerwanderungen sich in vorgeschichtlichen Jahrtausenden von der Ostsee über den Erdteil ergossen haben und in welcher Reihenfolge es geschah. Es ist aber begreiflich, daß dieser Weg, bis ans Ende verfolgt, zu den Quellen führen muß, von denen die Völkerströme ausgegangen sind.

Die ältesten Wohnräume, Nord- und Süd-Indo-Germanen

Bei dieser Untersuchung hat sich in der Tat gezeigt, daß die eigentliche Urheimat der Indo-Germanen im südwestlichen Europa zu suchen sei, von wo dieselben in zwei getrennten Zugrichtungen, einerseits an die Ostsee, andererseits in das Donaugebiet gezogen sind, wo sie jedesmal eine besondere Kultur geschaffen haben. Die Ostseegruppe nennt man Nord- oder Westindogermanen, die Donaugruppe: Süd- oder Ost-Indogermanen. Richteten sich die Wanderzüge der ersteren vornehmlich westwärts, so die der letzteren ost- und südwärts, bis nach Indien. Die Sprachen der Ostseegruppe hat man, nach deren kennzeichnendem Zahlworte für 100 — die Centumsprachen genannt, jene der Donaugruppe — die Satemsprachen (von set, sat, sto für hundert); beide Gruppen haben sich freilich in der Folge in ihren Zügen vielfach gekreuzt. Die Ostsee-Indogermanen schwärmten nicht bloß nach dem Westen des Erdteils, sie wanderten auch nach dem nördlichen Österreich, nach Süddeutschland, nach der Schweiz, ja, in einzelnen Zügen auch nach Südrußland — bis an den Kaukasus, nach Griechenland und Italien; andererseits kolonisierten die Süd-Indogermanen nicht nur in östlicher Richtung, sondern auch in Mittel-Deutschland, in der Schweiz, in Nord-Frankreich.

Zu den Satemvölkern gehören auch die Balkanstämme (Thraker), die indischen Arier und Perser, die Slavo-Letten und Armenier; es verdient aber Erwähnung, daß einige Schriftsteller (ich nenne F e i s t und W i l s e r) dieser Unterscheidung nicht beipflichten; hundert lautet in dem sonst zweifellos süd-arischen, neuentdeckten Tocharisch: kant, würde diese Sprache also der Centumsgruppe zuweisen; indessen ist

dies doch nur eine Ausnahme, die uns nach allem, was wir über die Abwandlung von Wortstämmen aus der Berührung und Durchmischung der Völker wissen, nicht wunder nimmt.

Topfkunst, Feuerstein-Geräte

Im Besonderen fußt Kossinna auf der Untersuchung der gewerblichen Erzeugnisse; hier hatten die Süd-Indogermanen schon frühzeitig einen erheblichen Vorsprung gewonnen; ihre farbenfrohe Kunst ist besonders durch die Bandverzierung und die Spirale gekennzeichnet; nachdem sie sich an der Donau und am Dniepr wie auf den griechischen Inseln (Kreta!) zu ganzer Schönheit und Reife entwickelt hatte, bricht sie jählings ab — vermutlich infolge Überflutung durch erobernde Ostseevölker.

Solche Eroberungszüge der Nord-Indogermanen sind in drei getrennten Zügen nachzuweisen: der erste ist durch das Vorkommen von Kragenfläschchen, Trichter-Randbechern und Mond-Henkelkrügen, der zweite durch Megalithgräber (sog. kujavische) und Kugel-Amphoren, der dritte durch die sog. Schnurkeramik gekennzeichnet; dieser letzte Zug gelangt, den Dniepr überschreitend, bis an das Schwarze Meer. Die Gräber dieses Wandervolkes sind mit einem einzigen großen Steinblocke eingedeckt, soweit solche Felsstücke zur Verfügung standen. In den Gräbern aller drei Züge finden sich häufig Schmucksachen aus Bernstein und Feuersteingeräte, die bei den Süd-Indogermanen eine Seltenheit bilden; neben dem Feuerstein hat im Gewerbe der Nordgruppe das Holz eine große Rolle gespielt.

Wir wissen, daß die Ostseeküste in der Nacheiszeit mit Kiefern bestanden war, denen mit der Zeit Eichenbestände folgten, die aber zuletzt der Buche gewichen sind. Nun stammen die ältesten nordischen Siedelungen, die durch die Küchenabfallhaufen gekennzeichnet sind, aus der Eichenzeit; sie halten sich an die Küstenstriche und lassen damit erkennen, daß ihre Bewohner hauptsächlich von der See gelebt haben.

Kjökkenmöddinger

nennen die Dänen diese Abfallhaufen; sie sind von Worsaae und Olsen, später von Steenstrup und S. Müller untersucht

worden und gehören verschiedenen Zeitaltern an: die jüngsten reichen bis in die Zeit der Steinkammergräber. Sie bestehen in der Hauptsache aus Muschelschalen, führen aber auch Reste vom Hering, Dorsch, Aal und anderen Seefischen; daneben finden sich Knochen vom Hirsch, Reh, Wildschwein, in jüngeren Schichten auch solche des Schafes und Rindes, überall auch vom Hunde. Es fanden sich Äxte und Pfeilspitzen aus Feuerstein, auch Hirschhorn-Geräte. Das Vorkommen von Rehgehörnen aller Altersstufen läßt erkennen, daß die Haufen das ganze Jahr hindurch bewohnt gewesen sind; daß sie im Winter nicht verlassen wurden, folgt auch daraus, daß sich in ihnen nicht selten die Knochen des Singschwanes fanden, der nur im Winter auf den dänischen Inseln verweilt.

Pfahlbauten, Holzgewerbe

Steenstrup hat bei seinen Ausgrabungen auf den Küchenabfallhaufen sorgfältig auf etwaige Anzeichen von Wohnungsanlagen geachtet, hat aber keinerlei Spuren solcher gefunden, insbesondere auch keine Pfahlreste. Dieselben müssen völlig verwittert sein, und ich vermute, daß dazu der starke Kalkgehalt dieser Erdmassen beigetragen hat; liegt doch Grund genug zu der Annahme vor, daß die Kjökkenmöddinger Pfahlbau-Dörfer getragen haben. Die Indo-Germanen der Frühzeit wohnten im Nassen wie im Trocknen in Pfahlhäusern; dem Sprachgebrauche nach wohnen wir ja heute noch in „unseren vier Pfählen“. Dem Pfahlbau liegt ursprünglich die Absicht zugrunde, die Wohnstätte so hoch zu legen, daß ein reichliches Gefälle für die Küchenabfälle entsteht; baute man, wie es in Celebes üblich ist, in die Flutzone, so sorgte die See für deren Beseitigung; wo man aber auf dem Trocknen oder an einem flutfreien Gestade wohnte, da häuften sich die Abfälle an, bis die Wohnstätte darin versank und man zu einem Neubau schreiten mußte, dessen Pfähle nun entsprechend höher zu stehen kamen. Wenn die Pfahlenden auch in den dänischen Abfallhaufen nicht nachweisbar sind, so kennt man sie doch aus den Schweizer Seen und aus der Po-Ebene, von den westlichen Gestaden Euro-

pas und von der Donau; die Pfähle werden an der Ostsee nicht gefehlt haben, nur sind dort keine Reste übrig geblieben.

In den „Lauben“ unserer Städte und Marktflecken lebt der Pfahlbau weiter, der Name ist mit Loba verwandt, der Bezeichnung des Männerhauses in Celebes, das einen Pfahlbau darstellt, der zugleich Tempel, Rathaus und Herberge ist; aus einer solchen Anlage hat sich, nach Sarasin, auch der griechische Tempel entwickelt, der ja auch aus einem Männerhause (Megaron) entstanden ist; er bestand noch im griechischen Mittelalter aus Holz; die älteste (dorische) Säule ist die Stütze eines Pfahlhauses; die Triglyphe ist aus dessen Fenster hervorgegangen.

Aus der Verbreitung des Pfahlbaues und aus dem Umstande, daß er das ozeanische Ursprungsgebiet der weißen Rasse beherrscht, geht hervor, daß er beiden indo-germanischen Völkergruppen eigen war; überhaupt war das Holz und nicht der Stein der wichtigste Grundstoff dieses Zeitalters. Nicht nur das Haus, der Tempel, die Burg, das Drachenschiff, der Wagen beruhten auf dessen Nutzung, sondern auch die Geräte- und Waffentechnik; das Steingerät bildet nur die Ergänzung, und das Gleiche gilt von der Bronzezeit im Verhältnis dieses Metalles zum Holze. Die Täuschung kommt daher, daß letzteres nur geringe Spuren hinterläßt, und sogar restlos verschwindet. Der Römer Priscus, der als Gesandter zu Attila kam, berichtet über dessen Palast, der sich auf einer Anhöhe erhob und schon von weitem die Blicke auf seine ragenden Türme lenkte: seine Balken waren poliert und so genau ineinander gefügt, daß das Ganze aus einem Stücke zu bestehen schien; das Haus der Königin war mit erhabenen Schnitzereien geziert, die selbst dem Römer in die Augen stachen; daneben lagen gedeckte Hallen, in denen die Gesandten lustwandelten. Nach einer Bemerkung Lindenschmidts, dessen „Altertümern der Vorzeit“ ich diese Angaben entnehme, kann dieser Holzbau weder von Hunnen noch von römischen Baumeistern herrühren — er war gotischen Ursprunges, wie die Sprache an König Etzels Hofe die gotische war. Heute noch ähneln die Holzkirchen Ungarns den norwegischen und er-

innern in mancher Hinsicht an die Schilderung des Priscus; und die gotischen Baumeister, die den Palast des Hunnenkönigs errichteten, haben ihre Kunst sicher nicht erst auf ihren Wanderzügen erlernt, sondern aus der Heimat mitgebracht, die gleiche unvergleichliche Holztechnik, deren Überreste wir in den schwarzwälder und schweizer Holzbauten bewundern. Als die Römer im 4. Jh. wieder einmal die schwarzwälder Siedelungen verwüsteten, da staunten sie über die Schönheit und Großzügigkeit des alemannischen Hauses.

Auch im Waffengewerbe herrschte das Holz, wie schon bemerkt, neben dem Steine, später neben der Bronze. Die vornehmste Waffe des Germanen war, auf der Jagd wie im Felde, der Speer; er legte sie nur selten aus der Hand; sie war gewöhnlich nur mit einer kleinen Spitze aus Stein, später, wenigstens bei den Vornehmen, aus Metall versehen; letzteres war ja noch in geschichtlichen Jahrhunderten eine Kostbarkeit; bei den ripuarischen Franken galt im 7. Jahrhundert ein Schwert mit Schneide um sieben Kühe. Die altnordischen Schwerter haben zudem so kleine Griffe, daß sie nicht recht zur Männerfaust passen, man deshalb schon die Vermutung ausgesprochen hat, daß sie lediglich Schmuckstücke und Würdeabzeichen waren.

Unter diesen Umständen ist es berechtigt, wenn man mit Sarasin von einem Holzzeitalter redet, und insbesondere von einer Pfahlbauzeit. Eine Erinnerung an diese glaube ich in der Edda gefunden zu haben, wo Loki dem Wanengotte Niördr, den wir als einen Gott der Meeresküste anzusehen haben, vorwirft, daß die Töchter Hymirs einstens seinen Mund zur Ablagerung ihrer Küchenabfälle benutzt hätten; darunter wird man den Strand verstehen und dann den Sinn dieser Äußerung begreifen. Hymir wäre dann der Gott der Pfahlbauer; die Veden bringen ihn, als Yama, mit eiszeitlichen Erinnerungen in Verbindung; auch damit wäre er als der Gott einer älteren Bevölkerungsschicht gekennzeichnet, von der die Muschelhalden herrühren. Dem Niördr der Nord-Indogermanen entspricht der indische Wishnu, der gleichfalls mit dem Meere in Verbindung gebracht wird; die Erinnerung an das Meer haben sich auch die Süd-Indo-

germanen bewahrt, oder sie ist ihnen durch nordische Einwanderer übermittelt worden: bei dem Begräbnis Achills erscheint dessen Mutter, die Meeresgöttin, in der Schar ihrer Nymphen und netzt den Leichnam des geliebten Sohnes 17 Tage lang mit ihren Tränen.

Seefahrt

Die Beziehungen der Indo-Germanen zum Meere waren den Alten bekannt. „Völker, die in der Vorzeit wanderten, pflegten nicht zu Lande zu kommen, sondern zu Wasser“ — bemerkt Tacitus — und die Forschung gibt diesem Ausspruch einen vieldeutsamen Inhalt. Nach Montelius (Die Kultur Schwedens) werden in skandinavischen Inschriften Flotten von 600—700 Schiffen genannt, und aus Felsenbildern der Bronzezeit (z. B. in Bohuslin) sind Darstellungen erhalten, auf denen man Schiffe mit je einem Viertelhundert von Ruderbänken erkennt; ihr Bug trägt nicht selten einen Unterwassersporn, der Vordersteven läuft in einen geschwungenen Hals mit zurückgebogenem Kopfe aus. Während aber die Ägypter selbst der vordynastischen Zeit (nach Vasenbildern) Segelbarken von einer vollkommenen Bauart besaßen, ist das Segel dem Norden bis in die christlichen Jahrhunderte fremd; während es in den meisten indo-germanischen Sprachen gemeinsame Wurzeln für Schiff und Ruder gibt, wechseln jene für Mast und Segel, selbst wenn man nur Europa in Betracht zieht, von Volk zu Volk; wir besitzen nur die Überreste zweier nordischer Seeschiffe in den Museen zu Stockholm und Kiel, die aber kaum über ein Jahrtausend alt sind; dagegen sind nicht selten Einbäume aus Mooren gehoben worden.

Sprachforschung

Trotz lückenhafter Kenntnis dürfen wir das Verhältnis von Nord- und Süd-Indogermanen als ein solches von See- und Landvölkern bezeichnen; bei den letzteren begünstigte der Feldbau mit seinem friedlichen Segen die Ausbildung einer gewerblichen und geistigen Kultur, besonders auch der Religiosität. Wir verdanken diese Kenntnis besonders der Sprachforschung,

wenngleich deren Feststellungen kritisch aufzunehmen sind; besonders vorsichtig muß sie nach Schrader vorgehen, wenn es sich um Schlüsse auf den Kulturbesitz vorgeschichtlicher Völker handelt, weil die Worte im Laufe der Zeit ihren Sinn gar nicht selten verändern; vergleicht man z. B. die Ansichten der Sprachforscher über den Besitz von Metallen in der Hand dieses oder jenes Volkes, so stellt sich heraus, daß auch nicht bezüglich eines einzigen derselben volle Einstimmigkeit besteht: alle Metalle werden von einem dem indogermanischen Urvolke zugestanden, ihm von einem anderen wieder abgesprochen; daß wir zwei indo-germanische Stammvölker zu unterscheiden haben, die sich schon in der Steinzeit gesondert hatten, mag viel zu diesen Unstimmigkeiten beitragen, dieselben gehen in anderer Richtung soweit, daß nicht einmal der rassisch feststellbare Völkerkreis der Indo-Germanen mit dem indo-germanischen Sprachkreise zusammenfällt: teils zieht der Volkskundige einen größeren als der Sprachforscher, wenn er z. B. Basken und Hamiten in Beziehung zur indo-germanischen Stammrasse bringt, teils einen engeren, wenn er einen Teil der Slaven, Letten aber auch Romanen und Süddeutschen, die alle indo-germanische Sprache reden, wegen ihrer Körperbeschaffenheit von den Indo-Germanen sondert, insofern er es genauer nimmt.

Die indo-germanischen Sprachen

sind von allen die am reichsten ausgestatteten, nur sind sie, wie übrigens auch die polynesischen, Rückbildungen unterworfen, nicht aber ohne den Verlust durch Aneignung fremden Sprachgutes und fremder Ausdrucksmittel wieder gut zu machen; sie haben sich nahezu alle Hülfen angeeignet, die die Sprachen der Welt vereinzelt in Anwendung bringen, um sie unbefangen zu verwerten und zu einem lebendigen Ganzen zu verschmelzen. Bald bedient sich unsere Sprache einsilbiger Laute, wie die chinesische, z. B. Heil, Macht, Schall, bald verleimt sie: Schön-heit, Herr-lich-keit, Vor-bild-lich-keit, einmal gebraucht sie Anlaute, wie die Sprache der Suahelineger und Polynesier: Ge-rät, Ge-flecht, Ge-mäuer, Ge-mach, ein anderes Mal Auslaute,

wie jene der Dravida: Hauf-es back-te, wobei es ihr aber nicht darauf ankommt, die sinnbegrenzenden Laute auch einmal in die Mitte des Wortes zu verlegen: jugum, lat. das Joch, ju-n-go: ich verbinde; das oben angezogene: ich backte können wir indessen auch in semitischer Art durch einen Wechsel des Selbstlautes ausdrücken: ich buk, oder Trank, Trunk, trinken, Getränk.

Verschiedene indo-germanische Sprachen und Dialekte bevorzugen bestimmte Vokale und erhalten so ihren eigenen Klang; das gemein-indogermanische, in semitischer Weise, auf drei Mitlauter gestellte g (h) r-d (t), das Gehege, Umzäunung bedeutet, kennen wir als Garten, Grat, Gräte, die Dänen als Goard — der Hof, die Russen als gorod — die Stadt wie als gorodyschtsche — die Walburg, die Polen als ogrud — der Garten, die Tschechen als hrat — die Burg.

Zu alledem tritt noch ein großer Reichtum von Tätigkeitsbegrenzungen, der mit dem unscheinbaren Laute des Hülfszeitwortes einsetzt, in seiner späteren Fülle den indo-germanischen Sprachen aber die Fähigkeit verleiht, den Dingen der Welt, ihrer Lage, Bewegung, Begrenzung wie ihren Beziehungen und zeitlichem Nacheinander in sehr vollkommener Weise zu folgen und das Weltbild mit mehr Treue zu spiegeln, als es irgend einer anderen Sprache möglich ist — Umstände, die freilich erkennen lassen, daß die übertriebenen Sprachreinigungs-Bestrebungen mancher guten Leute in dem urtümlichen Brauche unserer Vordern, der so großes geschaffen hat, nicht zu begründen ist.

Arier Uns ist kein Name der beiden indo-germanischen Urvölker bekannt; das kann auch nicht Wunder nehmen, sind doch auch die uns geläufigen Völkernamen zum Teil erst vor unseren Augen entstanden. In Indien und Persien nannten sich die Indo-Germanen Arier: sanscr. Arja, altpers. Arija, eine Bezeichnung, die sie, nach früher Gesagtem, vielleicht in den eroberten Ländern vorgefunden haben; sie kennzeichneten sich mit diesem Namen als die bevorzugte Adelskaste. Nach L a s s e n und P i c t e t soll

arja auf den in areta enthaltenen Sinn von: geehrt zurückgehen, dagegen nach Z i m m e r : zu den Freunden gehörig — bedeuten, einer Bezeichnungsweise, auf die bekanntlich auch unser „deutsch“ (zu dem Volke gehörig) zurückgeht.

Wandervölker Einige Schriftsteller haben viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß die Indo-Germanen der Frühzeit als Wandervölker in die Weltgeschichte eingetreten sind; indessen darf man das nicht überschätzen: im Grunde waren schon die frühgeschichtlichen Indo-Germanen seßhaft; ihre Wanderungen waren nur der Ausdruck einer gesteigerten Herrschaft über die Umwelt, ein Kulturausdruck; wo immer sie, z. B. im römischen Reiche, aufgetreten sind, da ging ihr Verlangen weniger nach Weide und Jagdgrund, denn nach Fruchtland; erst wo die anfängliche Anlage durch Rassenvermischung erschüttert wird, wie bei den Kelten und Skythen, da tritt eine wirkliche Hinneigung zur schweifenden Lebensweise zutage; auch die Buren in Südafrika „treckten“, aber auch nur unter dem Zwange der Umstände und in der ausgesprochenen Absicht, neue und sichere Sitze zu gewinnen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß ein unverdorbenes Volk, das sich seiner ungebrochenen Kraft erfreut, mehr Nachkommen erzeugt, als es zu ernähren vermag; es gibt, wie der Bienenstaat, von Zeit zu Zeit seine Schwärme ab; und diese Erscheinung mag in der Frühzeit nicht selten das Wandervolk vorgetäuscht haben; auch der Umstand, daß die Indo-Germanen, wie alle erobernden Völker, in Vielweiberei lebten, erschuf einen in die Ferne reichenden Unternehmungsgeist. Bei dieser Familienverfassung findet die Überzahl der Männer in ihrer Heimat nicht mehr den wirtschaftlichen und moralischen Ankergrund, und dieser Zustand führt naturgemäß zu einem nach außen gerichteten Überdruck; so sind denn die Indo-Germanen zwar keine geborenen Wandervölker, wohl aber Eroberer, Auswanderer und Siedler; und wo sie dies nicht mehr sind, da ist es wohl stets ein Zeichen ihres Verfalles. Im Altertum wanderte aber nicht der Einzelne, sondern eine

Gemeinschaft; was sie dann im einzelnen Falle in Bewegung setzte, sind äußere Umstände, deren Wesen sich die Geschichte nicht klar gemacht hat; sie hat den wirtschaftlichen Belängen, dem Streben nach wirklicher oder eingebildeter Verbesserung der Lage viel zu wenig Bedeutung beigelegt; das Streben der Kinder, ihre Lage, sei es auch nur dem Scheine nach, besser auszugestalten als jene der Väter, heute der Quell so vieler Veränderungen, hat auch im Altertume die Massen in Bewegung gesetzt; das Abströmen der heutigen Landbevölkerungen in die Fabrikstädte, der Zufluß der Goldgräber in die Dorados — sind neuzeitliche Abwandlungen uralter Bewegungen. Besonders scheint das Aufkommen der Metalle und der durch sie geschaffene stärkere Verkehr zur Auflockerung der alten Verbände beigetragen zu haben. Nach Penka hat die Bronzekultur ihren Ursprung im Fichtel- und Erzgebirge, also in Gebieten, die auf der Verbindungslinie der Nord- und Süd-Indogermanen liegen, von wo sich die Errungenschaften beiden mitteilen konnten; das Eisen scheint eine Neuauflage des gleichen Eroberungsdranges mit sich gebracht zu haben, der die geschichtlichen Zeiten eingeleitet hat.

Leichenverbrennung

Diese Umwälzungen zeigen sich auch auf kultischem Gebiete. Während der ganzen Steinzeit und noch in der beginnenden Bronzezeit war die Leichenverbrennung, nach allem was wir wissen, die seltene Ausnahme; erst in der späteren Bronzezeit, um 1500 v. Chr. verbreitete sich diese Art der Bestattung über Europa, um mit dem Ausgange dieses Zeitalters wieder zu verschwinden; dann kommt der Leichenbrand noch einmal in der Eisenzeit auf und behält bis zum Erscheinen des Christentums die Oberhand. Der Orient, von dem, nach einer vielverbreiteten Ansicht, in vorgriechischer Zeit alle Kulturbewegung ausgegangen sein soll, kennt ihn nicht, aber der Umstand, daß die Brandbestattung in der Frühgeschichte gerade soweit reicht als Indo-Germanen wohnen, macht es denkbar, daß das Umsichgreifen derselben beide Male auf indo-germanische Wanderungen zurückgeht. In Italien finden sich in der

Steinzeit fast nur Erdbestattungen, während in der Bronzezeit auch hier der Leichenbrand allgemein ist; bei den Etruskern verschwindet er wieder, und es treten Bestattungsarten auf, die sich den orientalischen Bräuchen anschließen; dieselben sind hier, im Morgengrauen der italischen Geschichte, so fest eingewurzelt, daß das Auftreten der latinischen Einwanderer, mit denen der Leichenbrand von Rechts wegen wieder auftreten sollte, sie nicht zu erschüttern vermag, so daß das Christentum den Brauch ungezwungen fortsetzen kann; es weist den Leichenbrand hinfort den Abtrünnigen und Hexen zu, die es bei lebendigem Leibe den Flammen preisgibt, während es die Frommen in geweihter Erde bestattet.

Das Aufkommen des Leichenbrandes dürfte mit jener Denkweise zusammenhängen, deren Kenntnis uns die Gesänge Homers vermitteln; die im Feuer geläuterte Seele trennt sich reinlich vom Körper und begibt sich in das Schattenreich, von wo aus sie keinen Einfluß mehr auf die irdischen Dinge ausübt, die sie ganz den Lebenden überläßt; wenn es richtig ist, so beruhte der Leichenbrand auf einer starken Ausprägung des Diesseitsbewußtseins, das sich, mit einer kühnen Erhebung der Seele verbunden, ja gerade in der homerischen Dichtung ein Denkmal errichtet hat. Mit der Leichenverbrennung läuterte sich auch die Gesinnung der Lebenden, die so alles Dunkle, Dumpfe und Ängstigende mit dem Übermaße der Verpflichtungen gegen die Toten hinter sich ließen und ihre Hände für die diesseitigen Werke frei bekamen. Inwiefern sich Nord- und Süd-Indogermanen in dieser Hinsicht verschieden verhielten, ist nicht leicht zu sagen: sie bildeten bereits eine vielverschlungene Vielheit. Bei Homer stehen sie einander vorbildlich und lebendig in den Gestalten des Achill und Hektor gegenüber, in einer seelischen Verfassung, die uns auch aus den nordischen Sagas bekannt ist; dieselbe führt zu einem ununterbrochenen Männerkampfe, während die Frauen Schonung genießen und den unvermeidlichen Kämpfen der Gatten und Brüder gelassen zusehen, mit denen sich auch ihr eigenes Schicksal entscheidet.

Heldentum Helena, die Urheberin des Kampfes vor Troja, wandelt in den Mauern der Stadt, bewundert selbst von den Greisen, unter demselben Volke, dem ihr Einzug Verderben gebracht hat. Was alle Bewegung in dieser Gemeinschaft erzeugt, ist im Grunde immer wieder der grenzenlose Drang nach Kampf und Sieg, der aus Blutrache und Fehde seinen Antrieb erhält. Wir besitzen die ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung eines skandinavischen Helden, Harald Hardradis, eines Riesen, der in der Schlacht bei Sticklastad verwundet, landflüchtig zu seinen Freunden nach Rußland, dann nach Apulien und nach Byzanz zieht; hier wird er zum Heerführer ernannt und gelangt nach Sizilien, Palästina und Ägypten; wieder nach Rußland, wo er zum Schwiegersohne Jaroslaws von Kiew aufsteigt, ja, nach seiner Rückkehr, zum König von Norwegen; er fällt in England in der Schlacht bei Stamfordbridge; was ihm und vielen anderen gleichgearteten in allen Lebenslagen den Vorrang verleiht, ist der ungebrochene Mut und Tatendrang, der vor keiner Not und Gefahr zurückschreckt. Aber dieser Geist wurde auch planmäßig in Spiel und Sport gepflegt. Eine norwegische Sage erzählt, wie zwei starke Männer, Hrafn und Krak, einmal an den Hof des Yarl Thorgang von Jütland kamen; sie wiesen diesem ihre Kunst im Ballspiel; den ganzen Tag behielten sie die Oberhand; viele Männer warfen sie; am Abend aber hatten drei ihrer Gegner die Arme gebrochen, nicht wenige aber waren verwundet oder erschlagen.

„Nur zwei Seiten hat die Gefahr, entweder ich werde leben oder sterben“ — war ein verbreitetes Sprichwort. Ein Bauer verabschiedet sich von seinem Sohne, der den Seedrachen besteigt: „Was willst du tun, wenn du weißt, in dieser Schlacht mußt du sterben?“ der Junge erwidert: „Was ist da zu sagen: ich will mit beiden Händen zuhauen.“ Ragnar Lodbroks letzte Worte waren: „Des Lebens Stunden sind vergangen, ich will lachend sterben.“ Die Jomsvikinger sitzen auf einer Bank, einem nach dem anderen wird von Thorkal der Kopf abgeschlagen, als Thorkal bei dem vierten angelangt ist, frägt er: „Wie dünkt dich der

Tod?“ Spricht dieser: „Gut, es geschieht mir wie meinem Vater, ich muß sterben.“ Einer aus der Reihe befiehlt, Thorkal solle ihm von vorne über den Kopf hauen, denn er wolle nicht wie ein Schaf sterben. Karl Weinhold sagt in seinem Buche: „Altnordisches Leben“: „Wenige starben ein friedliches Alter; man lese die Sagas und stelle die Zahl derer fest, die nicht im Viking, in der Fehde, durch Blutrache oder auf der See umgekommen sind: in Island zum wenigsten werden es von hundert kaum zehn gewesen sein.“

Dithyrambe Etwas anders lagen die Verhältnisse bei den Süd-Indogermanen, denn das blutige Ausleseverfahren war hier durch ein unblutiges abgelöst; die Lebenskraft schäumte nach innen, sie erzeugte den dithyrambischen Rausch, der aus den dionysischen Festen und aus der leidenschaftlichen Religiosität der Mysterienfeiern spricht; in diesem Gegensatz zeigt sich der große Zweiklang, auf den Fr. Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ hingewiesen hat, der sich ganz allgemein in der Frühzeit einstellt, wo immer Nord- und Süd-Indogermanen auf geschichtlichem Boden zusammentreffen und auch auf dem engeren Gebiete unseres Heimatlandes, wenn auch in abgeblaßter Form, nachzuweisen ist.

Man hat früher versucht, die indo-germanische Prägung auch auf religiösem und rechtlichem Gebiete abzugrenzen, indessen zu Unrecht. Der Menschengeist besitzt überall viel Gemeinsames, so daß das Besondere erst bei den abgeleiteten, geschichtlichen Auswickelungen zutage tritt. Solche Versuche, wie der von Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ — eine besondere religiöse Prägung des Ariers festzustellen sind gleich müßig wie die Versuche von Jhering und Leist, besondere arische Rechtsbegriffe festzustellen; sie gehen von einer Überschätzung der Rasse aus. In dem Gewebe des Menschenlebens bedeutet sie nur den Einschlag, während die Kette aus bunten Fäden besteht, unter denen ich nur zwei: Wachstum und Läuterung nennen will. Im Grunde fließt ja, wir wissen es, in den Adern aller Völker der gleiche Blutstrom. Indem

sich aber Mut und Kraft, in der Auslese gesteigert, Trotz und Ausdauer, Anbetung und Beseeligung einem Gedanken unterordnen, wobei sich der starre Zwang in Schöpferwonne, verworrenes Umherirren zum klaren Anschauen des Göttlichen erhöht und Kampflust durch Treue geadelt wird, — da tritt vor uns: der edle Mensch, da erhebt sich auch das Ideal über dem Grabe der Hoffnung. Es lebt im Werke des Künstlers, wenngleich die Gefahr vorhanden ist, daß es in einem ganz auf die Ausrottung des Edlen eingestellten Zeitalter der Vernichtung preisgegeben ist; und sein Träger war von jeher der Indo-Germane. Herodot schildert die Erscheinung der thrakischen Götter nach dem Vorbilde ihres Volkes; im Maße dies Vorbild zerrinnt, sinken auch jene dahin. Seiner Anlage nach ist der edle Mensch keineswegs vor dem Untergange bewahrt, im Gegenteil, er neigt dazu vom Anbeginn. Graf Gobineau spricht von dem auffälligen Talente seiner Vorfahren, eines frühen und gewaltsamen Todes zu sterben. „Der Edle stirbt" — sagt auch Schiller. Diese Hinfälligkeit ist allem Lichten auf Erden als Angebinde in die Wiege gelegt; denn es ist das Verfeinerte und Verwundbare.

Dem Ungewöhnlichen gesellt sich der Wahn und die Verletzung naturgeschaffener Umgrenzung — die Sünde: der Sterbende ruft die Mächte des Himmels in die Schranken, aber nur, um wie Faust, vor ihrer ewigen Größe in Nichts zu versinken.

Taine schildert uns in seiner „Reise in Italien" die Niobe, ein erhabenes Meisterwerk der bildenden Kunst, das zu den Schätzen von Florenz gehört: „Rings um sie fallen ihre Töchter und ihre Söhne, alle die sie liebt, unaufhörlich unter den Pfeilen des unsichtbaren Bogenschützen. Einer von ihnen ist hintenüber gefallen, und seine durchbohrte Brust zuckt, ein anderer, der noch lebt, erhebt umsonst seine Hände zu dem himmlischen Mörder, und die allerjüngste verbirgt ihr Haupt in dem Gewande der Mutter. Sie indessen, kalt und starr, richtet sich hoffnungslos auf, und, mit zum Himmel emporgerichteten Augen, betrachtet sie, mit Bewunderung und Entsetzen, die Arme weit gebreitet, den

strahlenden und tötlichen Schein, die unvermeidlichen Pfeile und die unversöhnliche Heiterkeit der Götter."

Dieser verklärende Blick, den wir Idealismus nennen, der aus einem leidvollen und unvollkommenen Erleben ein vollkommenes Gesichte herleitet und es zum Vorbilde der eigenen Innerlichkeit erhebt, er ist, soweit es sich sein Bluterbe erhalten hat, unserm Volke nicht völlig entfremdet; er gibt uns den Mut, in einer Zeit, die reich an bitteren Erfahrungen ist, das Auge noch einmal emporzurichten zu jenen Höhen, aus denen das Licht auf das Dunkel der Erde niederstrahlt, Leben und Schicksal verklärend.

7. Die Frage des Semitismus

Dann erst sollt ihr das Verlöschen des Weltenlichtes fürchten, wenn eine Seele nichts mehr für die andere vermag.

Mohammed.

Die ältere Auffassung

Die Geschichtsphilosophie geht darauf aus, das Leben der Völker im Sinne einer gesetzmäßigen Erscheinung begreiflich zu machen; dagegen blieben die Ansichten über den Ursprung und den Werdegang der Juden mehrfach in veralteten, dämonistischen Vorstellungsweisen befangen, und zwar nicht etwa nur bei den Theologen. Man fand die Juden im Mittelalter überallhin zerstreut, man wußte, daß bald nach der Kreuzigung des Heilandes Jerusalem zerstört worden war: das eine sollte auf das andere zurück gehen; und wenn den Juden selbst auch nichts ferner lag, als eine solche Auffassung ihrer Schicksale, so zählte ihre eigene Meinung doch in dieser Hinsicht nicht mit, denn sie lebten in den Augen der Christenheit nicht nur in der Zerstreuung, sondern auch in Verblendung. Aber noch mehr: Der wahre Gott hatte sich, nach der heiligen Schrift, zuerst den Juden offenbart, sie seiner besonderen Gnade gewürdigt und zu seinem heiligen Gefäße gemacht — also standen sie außerhalb des natürlichen Geschehens und demnach wohl auch außerhalb der geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten; sie waren die lebenden Zeugen des Heilsplanes Gottes, ja, sie hatten den Gottessohn selbst in ihrer Mitte wandeln sehen — er war von ihrem Stamme; indem sie ihn mordeten, machten sie sich zum Werkzeuge des Bösen, zu Gegnern des Göttlichen und wurden verurteilt, wie Kain, unstet und flüchtig zu sein. Diesen Gedankengang schien auch die Geschichte zu bestätigen, denn die Juden standen und stehen dem Anscheine nach über dem Kommen und Gehen der Völker — sie scheinen zu ewigem Leben berufen zu

sein, und zugleich erregen sie den ewigen Haß der Völker; sie sind nach Lagarde: ein Pfahl in ihrem Fleische, die eiternde Wunde an ihrem Körper und die Ursache weit verbreiteter Gebresten. Treitschke nannte sie: unser Unglück, Wahrmund — „gefrorene Verwesung", R. Wagner: „den plastischen Dämon des Verfalls", während Luther Juda gar, wenn nicht als den Teufel selbst, so doch als dessen nächsten Verwandten anredete.

Eine neuere Betrachtungsweise

glaubte das, was die Juden von den anderen Völkern trennt, auf ihre rassische Besonderheit zurückführen zu sollen, in Ablehnung der herkömmlichen Einschätzungsweise der Judenschaft als einer Religionsgemeinschaft; hiergegen haben sich indessen gewichtige Stimmen und zwar nicht bloß solche aus jüdischem Lager erhoben; in der Tat hat diese Theorie das Rätsel Judas nicht aufgelöst; sie bildete nur das Stichwort für einen übel beratenen antisemitischen Chor.

Andere wieder sahen das Judentum als das Anpassungsprodukt an das mittelalterliche Ghetto an, aber man muß erwägen, daß dies Ghetto doch nur ein kurzes Zwischenspiel in dessen Leben bildete, das von 1500 bis 1800 reichte, während die Juden im Altertum, als es noch kein Ghetto gab, in gleicher Weise gehaßt, gefürchtet, verflucht und verachtet wurden wie heute.

Mehr in die Tiefe ging der Versuch des Orientalisten A. Wahrmund, den Semitismus und also auch das Wesen des Judentums aus den eigenartigen Bedingungen des Wüstenlebens herzuleiten und seine Lebensweise auf jene der Wüstenbewohner zurück zu führen, von denen sie angeblich abstammen sollten. Dieser Versuch führte in der Tat zu neuen und überraschenden Einblicken in das Wesen des Judentums. In seinem Buche: „Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft" weist Wahrmund darauf hin, daß sich das jüdische Wesen deutlich im arabischen Sprachgebrauch spiegelt: wo die arischen Sprachwurzeln auf einen Stand oder eine Lage der Dinge oder auf einen Zu-

stand derselben hinwiesen, da redet der Semit von ihrer Drehung, Veränderung oder von ihrem Wechsel. Unserem Worte Staat (lat. status, franz. état) entspricht das arabische Wort hâl (Mehrzahl ahwâl), das auf die Wurzel h-v-l zurück geht. Diese Wurzel bedeutet: Umdrehung, Revolution; das sei, so erklärt Wahrmund, auch ganz natürlich: wie für den Ackerbauer und Staatsbürger das Beständige und Stetige in Wohnstätte und Staat die Grundbedingung seiner Lebensweise ausmacht, so bilde der Wechsel der Wohn- und Weideplätze für den Nomaden die Grundlage des Auskommens; dementsprechend bedeute dann auch das arabische Wort für wohnen: sakan eigentlich nur: ruhen, wie weiterhin auch: bejt (Zelt, Haus) nächtigen bedeutet. Die freie Beweglichkeit ist dem Wüstenbewohner eine Daseinsbedingung und die Voraussetzung seines erträumten Glückes; die Begriffe: festwohnen und arm und elend sein sind ihm eines; er bezeichnet sie mit der gleichen Wurzel s-k-n, den Armen und Elenden nennt er demgemäß: miskin, eine Bezeichnung, in der enthalten ist, daß derselbe unfähig sei, weiterzukommen oder sich fortzubewegen; dagegen nennen wir die Fremde: das Elend (ahd. Eli-lenti und Eli-sazzo=Elsaß).

Der semitische Sprachgebrauch läßt sich auch in dem heutigen Judendeutsch erkennen. Das vielgebrauchte hebräische Wort: Pleite leitet sich, wieder nach Wahrmund, von p'leta=die Rettung, das Entkommen her, woraus folgt, daß der Jude dort die Rettung sieht, wo bei dem Deutschen nicht selten mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruche auch der seelische eintritt; und so bedeutet auch die schon oben herangezogene Wurzel h (auch a)=v=l: sich drehen in davlet= arab. Staatsmacht, Herrschaft — auch Macht und Glück schlechtweg, weil der mit jeder Umdrehung oder Umwälzung gegebene Wechsel der Verhältnisse, die Revolution, dem Beweglichen, Kühnen und Unternehmenden aber auch dem Gewissenlosen die sehr erwünschte Gelegenheit verschafft, sich über den seither Besitzenden und Glücklichen zu erheben und ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen. Demgemäß nennt der von den Juden am meisten gelesene jüdische Geschichts-

schreiber, Prof. Grätz, die Revolution — den Stern Israels.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es die gleichen Wesenheiten sind, welche die eigentliche Stellung des Judentums wie die Besonderheiten des arabischen Nomadentums bedingen; was hier die Schicksalswenden und Umwälzungen, die Palastrevolutionen und Abschlachtungen sind, das sind dort die wirtschaftlichen Krisen und der Krach, der Bankerott und die Ausbeutung der Schwachen, Seßhaften und Arglosen. In der Macht des Wechsels, im Steigen und Fallen der Kurse sieht der Jude seinen Vorteil und ist darauf bedacht, diejenige Beweglichkeit (Mobilisation) in alles Feststehende und Stetige zu bringen, die ihm Gelegenheit zum Erreichen seiner Zwecke verleiht. Er sucht diese Beweglichkeit und Flüssigkeit aller Verhältnisse den Völkern als in ihrem eigenen Vorteile liegend, darzustellen und alle Gebundenheiten zu beseitigen, die ihr im Wege stehen. Er tut es, indem er überall an die Spitze der demokratischen und demagogischen Bestrebungen tritt und mit seinem agitatorischen Geschick auch solche Kreise zu blenden weiß, deren Vorteile dem seinen ihrem Wesen nach zuwider sind, also z. B. die Arbeiter, als deren Vertreter er sich in der Neuzeit mit Vorliebe ausspielt.

Dieser Kampfstellung ist der Gemütszustand des Juden aufs Beste angepaßt; er ist auf die Gerissenheit gestellt, während ihm das, was wir Gewissen nennen, fremd ist. Dies mag auch der Grund sein, weshalb dem Juden die Fähigkeit zu jeder organischen Schöpfung abgeht, und das Gleiche gilt von seinem Verhältnis zur Kunst; selbst als Schauspieler bringt er es niemals zum innerlichen Erfassen eines darzustellenden Charakters, vielmehr spielt er in allen Rollen immer nur sich selbst, trotzdem er doch niemals zu schauspielern aufhört; dasselbe Judentum, das sich von jeher immer nur tragisch zu geben wußte, hat doch noch niemals eine Tragödie geschaffen — was es dafür ausgab, war nur eine Grimasse. Auch auf diesem Gebiete leben die Juden von den Schöpfungen der anderen, deren Werke sie zersetzen und zerstören wie die Motte das Pelzwerk. Mommsen,

den die Juden auf ihren Schild erhoben, nannte sie ein „Ferment der Dekomposition", und von den arabischen Wüstennomaden sagt ihr Geschichtsschreiber Ibn Kaldun ungefähr das Gleiche, wenn er erklärt, daß der Islam alle Länder verwüstete, in denen er sich ausgebreitet hat; solches gälte schon von den ältesten Kulturländern — von Babylon, Persien, Syrien und Nord-Afrika. Dieser Schriftsteller vergleicht den Semitismus mit dem Steppenbrand, der alles Brennbare in Flammen setze und vernichte und Graus und Leere hinter sich zurücklasse. I. Mose 15, 17 und II. Mose 24, 17, sowie Ez. 1—3 wird auch Jahwe mit einem verzehrenden Feuer verglichen; aber schon lange vor Jahwe verliehen die Ägypter dem Gotte aller Feinde ihres Landes, den sie Set nannten und den Wahrmund dem Gotte Abrahams: El Schaddai gleichsetzt, die Farben des Sonnenbrandes auf dürrem Wüstensande — gelb und rot.

Ein neuerer Schriftsteller, O. Beta, der die furchtbaren Verheerungen schilderte, die das Judentum zu Anfang der 70. Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland angerichtet hat, überschrieb einen diese Verhältnisse kennzeichnenden Abschnitt seines Buches: „Auf der Brandstätte", und W. Sombart schreibt: „Wie eine Sonne geht Juda über die Völker auf, und wo es sich abwendet, da verdorrt das Land."

Rassisches

Gehen wir von diesen Umschreibungen zu der vielerörterten Frage nach der semitischen Rasse über, so stoßen wir auf eine ziemliche Verwirrung. Ranke faßte die Semiten als mulattenhafte Übergangsformen zwischen Schwarzen und Weißen auf. Dafür spricht, daß, wo immer man der schwarzen Rasse in einer übergeordneten Stellung begegnet, ihre Vertreter ein semitisches, in einzelnen Fällen ausgesprochen jüdisches Aussehen haben; ich erwähnte bereits die Juden-Gesichter der Papuas; man kann auch auf die Fundsch und Monbuttu in Afrika und auf die Mischvölker Mittel-Amerikas hinweisen; indessen sind die Ägypter, an deren Mulattennatur doch keiner zweifelt, auch in Jahrtausenden keiner Semitisierung verfallen, ja, sie

haben das semitische Wesen, als es z. B. der Hyksos, vorübergehend bei ihnen eingedrungen war, in machtvollem Ringen überwunden und ausgeschieden.

Wohl durch den Eindruck des Wechsels hebräischer Typen bewogen, hat Chamberlain die dehnbare Theorie aufgestellt, der Semitismus sei das Ergebnis übertriebener und uferloser Rassenmischungen; das ist sicher teilweise richtig: überall wo eine vielfache Durchmischung der Rassen stattgefunden hat, da nähert sich der Gesichtsschnitt dem jüdischen. In Italien, Griechenland, Spanien hält man leicht jeden dritten Menschen, dem man auf der Straße begegnet, für einen Juden, in Nord-Afrika, Klein-Asien, Armenien nicht anders; und das sind Länder, wo die Völker durcheinander gemischt worden sind.

In einer Arbeit: „Neue Beiträge zur Anthropologie der Juden" bestätigt der Russe Konstantin Ikow, auf Grund von Schädelmessungen, die von aufmerksamen Beobachtern schon lange vertretene Meinung, daß sich die russischen Juden wesentlich von ihren Glaubensgenossen unterscheiden, die, in dürftigen Resten, im Morgenlande, in England und Holland leben: es sind zwei anthropologisch entgegengesetzte Typen. Haben die russischen Juden runde Gesichter mit meist vorstehenden Backenknochen, stumpfe, aufgeworfene Nasen, kleine graue Augen, so kennzeichnen sich jene (orientalischen) Juden durch längliche Gesichter, gebogene Nasen, große, dunkle, glänzende Augen: sie entsprechen dem arabischen Vorbilde. Während die russischen Juden mit 61% dem breitköpfigen Typ angehören, vertreten die west-europäisch-mittelländischen, mit 93%, die ausgesprochenste Langköpfigkeit, wie sie heute bei keinem anderen europäischen Volke mehr vorkommt; und während die orientalischen Juden in dauernder Verbindung mit der Meeresküste geblieben sind, indem sie sich längs alter Seewege verbreitet haben, zeigen die russischen Juden eine ausgesprochene Scheu vor dem Wasser.

Die beiden so verschiedenen Typen fließen in Mittel-Europa ineinander.

Diese Angaben von Ikow sind von anderer Seite bestätigt

worden. Welker hat an alten Schädeln vom Judenacker zu Jerusalem ein mittleres Breitenlängenmaß von 73,2 gefunden, also deren Langköpfigkeit bestätigt.

Beide Typen sind von ganz verschiedener Herkunft; die russischen Juden stammen aus der Krim und dem Wolga-Gebiet, wo sich seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert das skythisch-turanische Volk der Kassaren nachweisen läßt, dessen Blütezeit ins 7. Jahrhundert fällt; es bewohnte das Gebiet zwischen der mittleren Wolga bis zum Dniepr, betrieb die Landwirtschaft, den Fischfang und die Jagd und hatte ausgedehnte Handelsbeziehungen. Arabische Schriftsteller des 8. Jahrhunderts nennen den Kaspisee das kassarische Meer; kassarische Prinzessinnen saßen mehrfach auf dem byzantinischen Throne. Die Stärke der Kassaren bestand in einem Waffenadel, dessen Kern 7000 Panzerreiter bildeten; ihre Hauptstadt war Itil an der Wolgamündung; am Ausflusse des Don hielten sie die Festung Sarkel (Weißenburg), deren Namen uns die Wogulen überliefert haben. Im 8. Jahrhundert unterwarfen sich die Kassaren den rabbinischen Satzungen und der Beschneidung, nachdem eingewanderte Juden den größten Einfluß auf die Regierung des Landes und das öffentliche Leben gewonnen hatten, und ihr Kaiser Kagan sich der judäischen Lehre angeschlossen hatte. Die Kassaren waren, so wie wir heute, damals in ihr Zeitalter des Verkehres geraten: sie unterhielten Handelsbeziehungen mit Rußland, Persien, Byzanz, ja, mit China und Indien; man weiß von kassarischen Gesandtschaften bei den westfränkischen Königen.

Nachdem Svjatoslaw von Kiew ihre Macht 965 endgültig gebrochen und die Kassaren unterworfen hatte, wollten sie dessen Sohn, Wladimir den Heiligen, für sich gewinnen; aber dieser spie vor ihren Gesandten aus, nachdem er ihren Vortrag erst ruhig angehört hatte und ließ sie ihrer Wege ziehen. Man vergegenwärtige sich aber, wie anders die Geschicke Europas sich erfüllt hätten, wenn auf den Thronen von Kiew, Moskau und Petersburg der Reihe nach beschnittene Fürsten gesessen und das große Ländergebiet des Ostens heute unter der Botmäßigkeit der Rabbinen stünde, statt

daß es den übertriebenen jüdischen Anforderungen wenigstens bis in die jüngste Zeit Widerpart gehalten hat, — freilich nur um zuletzt einem judaischen Konsortium in die Hände zu fallen und völlig ausgeschlachtet zu werden. Im Jargon der Juden heißt eine solche Räubergesellschaft „Chavrusse“. Die oben mitgeteilten Angaben der Chronisten beweisen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Kassaren-Juden ihre Einsätze in das politische Spiel Europas machten; nun waren sie aber durch den gesunden Instinkt der Großfürsten auf ihr eigenes beschränktes Gebiet verwiesen, wo die Folgen ihrer Verjudung nicht lange auf sich warten ließen; gleich Rabenschwärmen erhoben sich die jüdischen Händler aus dem verpesteten Reiche, um sich über Kiew, Litauen und Polen auszubreiten und diesen kulturell rückständigen Ländern den zweifelhaften Segen des Verkehrs zu bringen; besonders die vertrauensseligen und geldhungrigen Sarmatenherzöge öffneten ihnen willig die Tür, indem sie ihre Bauern dem Nomadenvolke zur Auspressung preisgaben.

Die Kassaren sind als selbständiges Volk von der Bildfläche verschwunden; nur ein Splitter scheint sich eine Zeitlang erhalten und später in die antirabbinische Sekte der Karaiten verwandelt zu haben; diese verwerfen den Talmud, halten sich lediglich an das alte Testament und erfreuen sich, in geringer Zahl in Rußland und im ferneren Orient lebend, eines guten Rufes: sie sind ehrlich, arbeitsam und seßhaft; ihr religiöser Mittelpunkt war durch die Jahrhunderte Kairo.

So ist es denn nicht gut möglich, die Stammesverwandtschaft aller Juden und ihre Herkunft von den 40 000 noch weiterhin zu behaupten, die der Sage nach aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sind; es liegt vielmehr nahe, daß die 3½ Millionen heute in Rußland lebenden Juden, aber auch ihre Glaubensgenossen in Deutschland, von den Kassaren abstammen, und daß sie von der älteren orientalischen Schicht nur die judäischen Überlieferungen und rabbinischen Zuchtmittel überkommen haben — allenfalls noch einen kleinen Zuschuß „semitischen“ Blutes aus irgend welchen trüben Quellen; dann ist indessen auch die Frage berechtigt,

ob der andere Zweig der heutigen Juden, die Sephardim, wie sie sich, zum Unterschiede von den russischen und deutschen Juden, den Aschkenasim nennen, ihrerseits von den palästinensischen Juden abstammt, und ob die Annahme von der ewigen Dauer des jüdischen Stammes nicht zu den ethnologischen Fabeln gehört? Bei der Erörterung dieser Fragen ist zu berücksichtigen, daß Palästina in römischer Zeit nur einen kleinen Teil aller Juden beherbergte; die Masse derselben häufte sich in den großen Verkehrsplätzen an, z. B. in Alexandrien und Rom; was liegt näher als auch sie als das Erzeugnis völkischer Zersetzung anzusehen, einen durch die Rabbinen zusammengeschweißten Verein der Ausbeuter und Händler? Nur muß man ihnen in der Tat, mit Rücksicht auf ihren mehr einheitlichen Körperbau, einen geschlosseneren Ursprung zuerkennen und sie aus arabischen Quellen herleiten. Im übrigen widerlegt sich auch in Bezug auf sie die Behauptung der ewigen Dauer, denn sie sind nach den Angaben solcher Schriftsteller, die ihre Verhältnisse kennen, in raschem Niedergange begriffen. Chamberlain behauptet in seinen „Grundlagen“, daß sie dem Aussterben bis jetzt nur dadurch entgangen seien, daß sie sich in den letzten Menschenaltern, planmäßig, mit russischen, polnischen und deutschen Juden verschwägert haben — so z. B. die Montefiore in England. Unter den holländischen Juden, die angeblich portugiesischen Ursprunges sind, fanden sich im Jahre 1903 in einer Zahl von 103 988 nur 8645 Sephardim, während sich alle anderen zum Stamm der Aschkenasim bekannten. Die Angehörigen dieses Stammes haben im letzten Menschenalter auch nach Amerika übergegriffen, wo sich der Präsident Wilson zu ihrem Anwalte aufgeworfen hat, um durch diese Begünstigung das Weltjudentum gegen Deutschland ins Feld zu führen. In New-York allein sollen — ich sagte es wohl schon — weit über eine Million russischer Juden Unterkunft gefunden haben.

Judaisierungsherde gibt es auch außerhalb des kassarischen Reiches, ein solcher läßt sich im 13. Jahrhundert in Ungarn nachweisen, wo die im frühen

Mittelalter dort gestrandeten hunnisch-avarischen Völkertrümmer um diese Zeit zum Semitismus heranreiften; ähnliches wird aus dem 3. Jahrhundert aus Chuzistan und vom Euphrat gemeldet. Es wäre aber falsch, wenn man dabei immer nur an minderwertiges Pack denken wollte; auch die Indo-Germanen sind der Semitisierung unterworfen; eines dieser Völker, an dem man die Semitisierung verfolgen kann, sind die Kelten, die in dem erwachenden Verkehre der Eisenzeit gewissermaßen ersoffen sind und, nachdem sie sich ein paar Jahrhunderte, eine andere Art Zigeuner, in Europa und Vorderasien herumgetrieben hatten, der Verjudung verfallen sind; vielleicht waren auch die Galiläer (Gallier?) Kelten. Andererseits wissen wir, daß auch die Karer der griechischen Frühgeschichte das gleiche Schicksal erlitten, indem sie mit einer semitischen Sprache, die dem Hebräischen nahverwandt ist, völlig semitische Lebensformen angenommen und sich in die Phöniker umgebildet haben; auch die Etrusker strebten dem gleichen Ziele entgegen, und heute tun es die Italiener; es ist nur in äußeren Umständen begründet, wenn wir die Wandlung der israelitischen Bauern, die aber selbst von den Geschichtsforschern noch nicht recht begriffen ward — in das palästinensische Judentum als einzigartige Erscheinung auffassen, da es doch einer dauernden historischen Figur entspricht. Die biblische Legende selbst wird ja freilich nicht müde, sinnbildlich auf diese Wandlung hinzuweisen und in Gestaltenpaaren (Jakob-Esau, Judas-Christus) das Verhältnis des Semitismus zum Indo-Germanentum zu kennzeichnen.

Am Ende darf darauf hingewiesen werden, daß die Verjudung auch unter uns rasende Fortschritte gemacht hat und auch die Beschneidung (unter einem hygienischen Vorwande) schon mehrfach in Vorschlag gebracht worden ist. Die Verjudung der Kapitalistenwelt, die man als goldene Internationale bezeichnet, aber auch der schwarzen (Jesuitismus) und roten (Sozialdemokratie), wie der grauen Internationale (des Freimaurertums) rückt die Gefahr für die ganze derzeitige Kulturmenschheit in gefahrdrohende Nähe.

So mag denn die Rankesche Ansicht, die semitische Rasse

sei das Ergebnis äthiopisch-arischer Kreuzung, immerhin einen Kern von Wahrheit enthalten, der man sich besonders in Ägypten bewußt wird, wo die christlichen Kopten und Syrer auch bei aufmerksamer Beobachtung nicht von Juden zu unterscheiden sind: die Frage nach Ursprung und Wesen des Semitismus ist mit dieser Annahme noch lange nicht entschieden, weil hier noch andere als Blutsfragen in Betracht zu ziehen sind. Fragen der geschichtlichen und gesellschaftlichen Bildungskräfte, die in ihrer tieferen Begründung z. T. noch im Dunkeln liegen; wir erkennen auf Grund des Gesagten vielmehr eine rassische Grenzlinie, auf die sich die Völker aus inneren Entwicklungsgesetzen einstellen, wenn sie in der Kultur und demnächst auch in der Entartung weit genug fortgeschritten sind; daß auch wir, wie gesagt, von einem solchen Zustande nicht allzu weit entfernt sind, hat uns gerade der Krieg mit Bitterkeit zum Bewußtsein gebracht, indem er nicht unbeträchtliche Teile unseres Volkes in Reih und Glied mit dem judäischen Händlervolke wetteifern ließ, als ein profitgieriger, aller heroischen und geschichtlichen Antriebe barer Haufe, freilich nur in Beschleunigung eines Vorganges, der schon lange vor dem Kriege eingesetzt hatte.

Islam Einen einzigen, großen Semitisierungsherd bildete die mittelländische Welt unter dem Islam; freilich ist diese Bewegung nicht mit dem Elende unserer modernen Verjudung zu vergleichen, denn sie stützt sich nicht auf den Schacher, vielmehr auf den Schwertkampf; sie setzt sich in Asien und Afrika bis heute fort, in Bestätigung dessen, daß der Islam und mit ihm der Semitismus, nicht an eine bestimmte Rasse gebunden ist. Es gibt auch türkische, indische und chinesische Juden, wo nur immer die völkischen Gegensätze durch rabbinische Schulung überbrückt werden. Der Semitismus lebt von der Ausbeutung, und deshalb hat er immer völkische Schichtungen zur Voraussetzung. Nun gilt das letztere auch vom Ariertum, das geschichtlich fast ununterbrochen in Herrschaftsstellungen beharrte; aber hier beruhen dieselben auf organischer Bildung und gemeinsamer

Kulturarbeit. Jenes semitische Ausbeuteverhältnis findet seinen Ausdruck auf einer niedrigeren Stufe in Steuererpressungen, auf höherer in einer Kapitalknechtschaft, die sich auf gefügige Gesetzgebungen stützt: diese sind in dem byzantinischen Obligationenrecht in ihre vollkommenste Gestalt gebracht worden, wenngleich die Neuzeit durch das Trustwesen besondere Formen in dessen Aufbau eingefügt hat. Damit ist es nun auch begreiflich, daß sich der Semitismus immer erst auf einer gewissen Höhe der gesellschaftlichen Bildung einfindet und daß der Jude mit aller Kraft für die gesellschaftliche Entwicklung, also für den Fortschritt, eintritt. Unter den Rothäuten Amerikas ist der Semitismus undenkbar, wogegen das Ariertum immer schon mit einem Fuße im Semitismus steckt. Es gibt Gestalten in sehr alten isländischen Erzählungen, die einem ausgefeimten Schacherjuden gleichen.

Die niederste Form des Semitismus fand Professor Schweinfurt bei den Monbuttu im tropischen Afrika: die Unterschicht diente hier der herrschenden Klasse als Schlachtvieh. Jene bildete eine kleine Minderheit von etwa 5% der Gesamtbevölkerung und zeichnete sich durch hellere Gesichtsfarbe, blonde Haare und einen ausgesprochen jüdischen Gesichtsschnitt aus. Schweinfurt wollte deshalb, kindlicherweise, in den Monbuttu-Herren die Stammväter der Juden erkannt haben. Wenn das Alte Testament ein gleiches Verhältnis zweier Volksschichten bildlich festhält und mehrfach vom „Fressen" der Völker redet und der Talmud diesem Gedanken einen neuen, haßerfüllten Inhalt verleiht, so sind dies in gleicher Weise echte Äußerungen des Semitismus. Bei den afrikanischen Beduinen fand Nachtigall altertümliche Herrschaftsverhältnisse; er schildert die Lebensweise des Araberstammes Aulad-Soliman, der von Tunis durch die Wüste bis nach dem Sudan eine Anzahl seßhafter Negerstämme in Knechtschaft hält und in regelmäßigen Raubzügen brandschatzt. Auch die Türken nennen ihre Untertanen raja — Herde, während der Islam, trotz seiner heldischen Grundlage, vom Anbeginn, auch ein Gesellschaftsunternehmen zur Plünderung der Andersgläubigen war; das

Geschäft stand zu Omars Zeiten in solcher Blüte, daß dem Säuglinge der Ärmsten noch 200 Dirhem zugewiesen werden konnten.

In einem Anfluge von Schwärmerei ruft Mohammed zwar jeden Menschen zur Bekenntnis Allahs, zur Teilnahme an den Rechten der Gläubigen auf, aber in der Tat hat er immer zwischen Raubenden und solchen, die zu berauben waren, unterschieden; jene können ja nicht ohne diese bestehen, so wenig wie der Jude ohne den Christen; bei der Vereinigung aller in einen einzigen Friedensbund müßte der Semitismus in das Grab sinken. Jeder Neubekehrte brachte dem Islâm also eine Herabsetzung seiner Einnahmequellen, da er hinfort von allen Lasten mit alleiniger Ausnahme des Zehnten, der für Almosen bestimmt war, frei kam. Dagegen hatten alle andern die Hälfte des Rohertrages ihrer Felder an die Staatskasse abzuliefern. Gegen das Jahr 700 wurde der Zustrom der Besiegten wegen dieser Vorteile der Gläubigen aber so bedenklich, daß sich der Islam gezwungen sah, einen Damm zu errichten und die Neuaufgenommenen von diesen Vorteilen auszuschließen.

Im übrigen können wir auch hier das oben Gesagte bestätigt finden. Die Semiten, Araber von Abstammung, bildeten nur einen geringen Teil aller Mohammedaner; die Masse stellten gesunkene arische Völker — Syrer, Griechen, Römer, Goten, Basken u. a. Selbst die Führer im Chalifenreiche stammten meist von nichtarabischen Müttern. Perser waren die Geschichtsschreiber, Sterndeuter, Gewerbetreibenden. Byzanz lieferte die Baumeister und den Stil, Griechenland die Philosophie, der Islam nur die Fahne, unter der sich alles dies zusammenfand und einigte, und die zerschlagene Menschenseele einen neuen Mut zum Leben fand.

Dabei erschien der Islam in Byzanz, Spanien, Sizilien und Afrika, trotz aller Bedrückungen, dennoch als der Befreier von größeren Lasten; in Spanien machte er den endlosen Fehden des gotischen Adels ein Ende, unter denen das Land verblutete, in Byzanz beseitigte er das religiöse Gezänk, das zu einem ununterbrochenen Kampfe aller gegen alle geführt hatte, wie er denn, trotz gegenteiliger Beschul-

digung der wahrheitsliebenden Engländer, als Wächter des Heiligen Grabes die griechischen und armenischen Christen abhält, sich an dieser heiligen Stätte, die jene mit Bomben bewarfen, die Köpfe abzuschneiden. So brachte er auch den afrikanischen Stämmen, die den Hamburger Schnapshändlern preisgegeben waren, mit seinem Alkoholverbot und seinen besseren Ehegesetzen neue Lebensmöglichkeiten; dieselben waren vom Fusel, durch die christliche Ehepolitik und den Polizeidienst aufs Äußerste geschwächt, wozu in vielen Gegenden noch die Syphilis hinzukam, und von diesen Leiden brachte ihnen der Islam teilweise Befreiung; es ist deshalb nicht zum verwundern, wenn er sich nahezu überall in Afrika in das Bett legte, das die christlichen Missionare für sich zurecht gemacht hatten, wobei diese nicht genug über solch rätselhafte Erscheinung staunen können, aber es geht mit rechten Dingen zu: der Instinkt treibt die schwarzen Christen zum Islam wie zu einer schützenden Mutter, und so kommt dieser heute in Afrika in einem Jahrzehnte weiter wie früher in einem Jahrhundert.

Wahrmund führte auch das Wirtschaftsleben der Juden auf das Gesetz der Wüste zurück. Wie die Kamele im Vorbeiziehen deren Pflanzendecke abgrasen, die der nächtliche Tau, unterirdische Wasserläufe oder ein seltener, dafür aber umso ergiebigerer Gewitterregen hervorzauberten, wie der Wüstennomade schweifend die Steuern von seinen Knechtsvölkern erhebt, so brandschatzt auch der Jude, wenn er von Warschau nach Posen undBerlin und von da nach Paris oder London weiterzieht, die Völker, die an seiner Straße wohnen. Wie die Beduinen in anderen Fällen nachts die Dörfer überfallen und ihre Bewohner ausplündern, so läßt auch der jüdische Wanderlagerer und Revolutionär, wenn er von dannen zieht, nur Leere, Graus und vernichtete Hoffnungen zurück.

Nochmals Juda

Die arabische Sprache kennt nur eine Gegenwart und Vergangenheit, und auch diese nur im Spiegel der Gegenwart; auch der Wüstenbewohner überläßt die Zukunft Allah, und so sagt denn auch

Goethe, der ein genauer Kenner der Judenseele war, der Jude kenne nur Augenblicksabsichten, und seine fernsten Ziele seien noch immer auf das heute gerichtet, weshalb er dann auch alles nach seinem Augenblickserfolge bewertet; und darin liegt der Grund, daß der Jude niemals in ein richtiges Verhältnis zur Wissenschaft und Kunst treten kann. Die heilige Schrift der Juden ist eine Sammlung von Altertümern, und mit dem Talmud ist allenfalls der Gipfel der Geschmacklosigkeit erstiegen: „Gott schuf die Akkum (Nichtjuden) — berichtet dieser — in Menschengestalt, zur Ehre der Juden, denn nicht wurden die Akkum erschaffen, als nur um Tag und Nacht den Juden zu dienen und nicht abzulassen von ihrem Dienst. Und es ist nicht geziemend für einen Königssohn (also Juden), daß ihn bediene ein Tier in Tiergestalt, wohl aber ein Tier in Menschengestalt."

So äußert sich Juda indessen nur hinter verschlossenen Türen und auch da nur in einer vieldeutigen Zeichensprache; vor der Welt spielt er die Rolle des Bedrückten, der sich nach Freiheit sehnt und diese Freiheit auch den anderen zu vermitteln sucht; aber man muß begreifen, daß der Jude niemals um der Freiheit willen für die Freiheit kämpft, so wenig wie der Engländer für die Freiheit der Meere, vielmehr in der Absicht, seine eigne rücksichtslose Herrschaft an die Stelle jener der Kaiser und Päpste zu setzen; und in dieser zweideutigen Rolle hat sich das Judentum der ganzen Welt auch im Verlaufe des Völkerringens in vollem Glanze gezeigt. Durch seine Presse das Feldgeschrei der Demokratie über alle Länder der Erde verbreitend, leistete es einem politischen Zustande Vorschub, in dem es die Massen in der Hand behielt und seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen wußte, indem es den Sinn aller Völker nach seinem Sinne lenkte. Anfangs den Krieg mit allen Mitteln schürend, später, als der große Raubzug auf wirtschaftlichem Gebiete geglückt war, „das Ganze halt!" blasend, hat Juda in Wahrheit die Völker wie Schafherden auf die Schlachtbank getrieben. Diesen Krieg haben alle verloren, und nur der Jude hat ihn gewonnen; er hat die Welt in eine jüdische Domäne verwandelt.

Inhalt des ersten Teiles

1. Ausblick 1
2. Allgemeine Gesetzmäßigkeiten 21
3. Die ursprünglichen Menschenrassen 77
4. Ozeanien, die Urheimat der weißen Rasse 95
5. Die Eiszeit und der eiszeitliche Mensch 113
6. Die Indo-Germanen, ihre europäische Wiege und ihre Wanderungen 123
7. Die Frage des Semitismus 143



Varuna. Das Gesetz des aufsteigenden Lebens in der Völkergeschichte von Willibald Hentschel

Zweiter Teil: Zweckbetrachtungen aus der Völkergeschichte

Vierte Auflage 1924

Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig

Den Druck besorgte Rudolf Gerstäcker, die Buchbinderarbeiten E. O. Friedrich, beide in Leipzig / / Printed in Germany
1924

1. Das Weltbild der Babylonier

Gisch, wohin rennst du?
Das Leben, das du suchst,
findest du nicht!
Gilgameschepos.

Die Landschaft

In einem früheren Abschnitte dieses Buches ist darauf hingewiesen worden, daß die Menschen im Naturzustande rassische Kräfte aufspeichern, die sie, zu geschichtlichem Leben erwacht, in kulturelle Leistungen umsetzen, wobei in den meisten Fällen zwischen diese beiden zeitlichen Abschnitte räumliche Verschiebungen — Völkerwanderungen — eingeschaltet sind. Ein frühes Ziel solcher Wanderungen bildet das Zweistromland am persischen Meerbusen, der Verbindungsweg zwischen dem westlichen Randgebiete und Inner-Asien. Dies Gebiet war in der jüngeren Erdgeschichte wiederholt im Meere untergetaucht und wieder emporgestiegen; zuletzt aber sind die Strommündungsgebiete, noch in geschichtlicher Zeit, gegen den Ozean vorgeschoben worden. Im Norden, Osten und Westen von Gebirgsländern eingefaßt, wird es von trockenen Luftströmen beherrscht, die besonders im Süden des Landes, wo die Regenmengen am geringsten sind, ein Steppenklima bedingen, also eine Landschaft, die sich im Frühjahr mit einer üppigen Pflanzendecke bekleidet und während dieser Zeit eine fruchtbare Weide bildet, den übrigen Teil des Jahres aber in der Sonnenglut verschmachtet — wenn sie nicht die Kunst des Menschen mit befruchtendem Nasse versieht und in ein Paradies verwandelt. Das Gebiet südlich des heutigen Bagdad ist eine Sumpf- und Fieberlandschaft (Irak), höher liegt das mittlere Mesopotamien, zwischen Euphrat und Tigris (El Dschesire genannt), am höchsten Ober-Mesopotamien, wo das Land allmählich Gebirgscharakter annimmt und, ohne Bewässerung, Getreide zeugt — es ist die Heimat der Assyrer.

Diese Länder werden durch die beiden Ströme zu einem Ganzen verbunden: der Euphrat ist doppelt, der Tigris ein und einhalb Mal so lang wie der Rhein, wobei deren Stromverhältnisse aber nur in den Unterläufen regelmäßige Schiffahrt zulassen.

Sumer und Akkad

In welchem Jahrtausend diese Länder erstmalig besiedelt worden sind, entzieht sich unserer Kenntnis; die Baureste zeigen es uns als Kunstschöpfung mit einem Labyrinth von Kanälen und Stauseen und volkreichen Städten. Die älteste nachweisbare Sprache der Keilinschriften läßt Beziehungen zu der Sprache der Dravida erkennen — weist also auf ein oceanisches Ursprungsgebiet hin; es ist die Sprache eines Eroberervolkes — der Sumerer — die sich noch in einer zweiten, mundartlich verschiedenen Form — dem Akkadischen findet. Geschichtliche Nachrichten über diese Völker fehlen; sie treten erst mit einem neuen Erobervolke, den Babyloniern auf, das aus Arabien stammt, zu dessen Zeiten die Sprachen von Sumer und Akkad Kirchen- und Gelehrtensprachen, so etwa wie das Latein im Mittelalter, waren; wie dieses waren auch sie durch Aufnahme neuer (hier also babylonischer) Sprachbrocken z. T. bis zur Unkenntlichkeit verdorben.

Zur Kennzeichnung des Sumerischen führe ich einen Satz nach Helmolts Weltgeschichte an: igal Ur-gur ungal Ur gal i-An-na in ru-a-ka-ta, zu deutsch: Palast, Urgur, König, Ur, Mensch i-Anna, er baute, in (im Palaste des Urgur, des Königs von Ur, des Erbauers i-Anna), wobei i-Anna ein Tempel ist. Der Ausdruck ist ein zusammenhängendes Ganzes, etwa unserem Kompositum entsprechend; Genitiv und Ortsbestimmung sind an das Ende des Satzes gerückt; die Umschreibung: „Mensch, er baute“ für „des Erbauers“ entspricht dem türkischen Sprachgebrauche, dessen sich auch unsere Kinder nicht selten bedienen.

Wie sich nun zahlreiche lateinische Sprachwurzeln in die späteren europäischen Sprachen eingedrängt haben, so auch sumerische in die nachfolgenden Sprachen Vorderasiens, vor

allem in die an sich semitische Sprache der Babylonier. Diese älteren Wurzeln finden sich besonders dort, wo es sich um die Bezeichnung von Gegenständen handelt, die dem Gebiete der Landeskultur, der Gewerbe, des Rechts und Kultes entnommen sind. Man kann daraus schließen, daß die Sumerer auf all diesen Gebieten die Lehrmeister der Babylonier gewesen sind, deren politische Macht sich wiederum darin zu erkennen gibt, daß die sumerischen Städtenamen vielfach durch semitische ersetzt worden sind. So hieß z. B. Babylon im Sumerischen: Ka-dingi-ra-ki (Pforte Gottes), während es die Eroberer in Babiloni umbenannt haben; das uralte Kutha heißt später Tiggaba (bei Plinius Digba-Digubis).

Die Babylonier

Die Babylonier haben eine höchst bedeutende Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt, wobei nur daran festzuhalten ist, daß sie nicht die eigentlichen Schöpfer als vielmehr die Übermittler der älteren (sumerischen) Kulturwerte sind: bis zu ihnen kann man — nach Sayce, dessen Ansicht durch die neuere Forschung bestätigt worden ist — die Künste und Wissenschaften, die Dichtung, die religiösen Überlieferungen und die Philosophie der Assyrer, Phönizier, Aramäer und Hebräer zurückverfolgen, in gewissem Sinne auch jene der Griechen. Die Keilschrift, welche C. Grotefend (1802), ein rheinischer Sprachlehrer, entziffert hat, war ursprünglich eine lineale Bilderschrift, die sich, wie die ägyptische und chinesische, allmählich zur Silbenschrift, endlich, bei den Persern, zur Lautschrift entwickelt hat. Die Babylonier nahmen von den Sumerern aber nicht nur deren Sprache an, die sie, wie schon bemerkt, als eine Gelehrten- und Kirchensprache weiterpflegten, sondern auch deren Trachten, Lebens- und Denkweise, Künste und Wissenschaften, ja, selbst die Familiennamen. Der gleiche Vorgang läßt sich in der Folge noch wiederholt — im Verhältnis wieder neuer Einwanderer zu den Babyloniern — verfolgen: man kann eine regelmäßige Erneuerung dieser Völker durch Menschenströme nachweisen, die, durch den Reichtum des Landes angelockt, den in der Üppigkeit rasch hinfällig gewordenen Geschlechtern, in regelmäßiger Wiederkehr, die

Herrschaft aus der Hand nehmen und sich an ihre Stelle setzen.

Die ältesten Keilinschriften der Babylonier beziehen sich auf städtische Gemeinwesen; es ist dort von Stadtkönigen die Rede, welche, wenn sie unterworfen werden, Patesi heißen, wobei auch die Stadtgottheit, nachdem sie vor das Angesicht des Siegers gestellt worden ist — unter Jubelhymnen des Volkes — wieder in ihr Stadtviertel zurückkehren darf.

In einer späteren Zeit bilden sich größere Reiche; die Fürsten nennen sich noch einmal: Könige von Sumer und Akkad; sie wohnen am südlichen Euphrat; das ganze Land ist zuerst von dem nordbabylonischen Fürsten Sargon zusammengefaßt worden, dem auch Syrien und das nördliche Arabien gehörten; dieser Großkönig soll bereits auf das mittelländische Meer hinausgefahren sein — der älteste Welteroberer, von dem uns Kunde ward; sein Nachfolger, Naram-sin, hat auch Elam behauptet, wo sich eine ähnlich alte, wenn auch einfachere Kultur entwickelt hat wie in Babylon; aus dessen Regierungszeit stammen die ersten semitischen Inschriften (3000 v. Chr.).

Hammurabi

Dann finden sich im Zweistromlande die Kanaanäer ein, unter denen Babylon selbst zur Hauptstadt des Gesamtreiches wird. Ihr namhafter Fürst ist Hamurabi (2257—2213), in der Bibel Ammurapi, bei Luther Amrephal genannt, dessen Gesetzbuch man i. J. 1901 in Gestalt eines Dioritblockes in Susa aufgefunden hat.

Kossäer und Hatti

Zwei Jahrhunderte nach Hammurabi dringen die Kossäer vom Osten erobernd in das Land; sie sind in Elam zur Macht gekommen, ihre Sprachlaute mengen sich von jetzt ab aufdringlich in das baylonische Semitisch; gleichzeitig flutet aber vom Nordwesten ein Volk herein, das zweifellos indo-germanischen Ursprunges ist: es sind die Hatti, die den Ägyptern,

offenbar in einem ihrer Stämme, als Mitani bekannt waren, deren Götter — Varuna, Mithra und Indra — sie als die Verwandten der indisch-persischen Arier erkennen lassen; vielleicht gehen die oftmals bemerkten Berührungen germanischer Sagenstoffe und Bräuche mit den babylonischen auf diese Einwanderung zurück.

Die Assyrer und Perser

Mit dem 17. vorchr. Jahrhundert treten die Assyrer auf den Plan. Man hat sie die Preußen Vorderasiens genannt; sie sind die Erben der Hatti-Arier; vielleicht waren sie ein indo-germanisches Mischvolk, das der Semitisierung verfiel; sie treten, als ein Bauern-, Kolonisten- und Soldatenvolk, auch in Armenien auf und behaupten sich bis 600 v. Chr., wo sie von den Persern abgelöst werden, dem ersten indo-germanischen Volke, dessen Semitisierung wir im hellen Lichte der Urkunden verfolgen können; ihren Großkönigen verdanken wir den überwiegenden Teil unserer Kenntnis der babylonischen Altertümer. Es ist dasselbe Verdienst, das sich das artverwandte Engländertum im vorigen Jahrhundert in Indien erworben hat.

Die babylonische Kultur

zeigt durch die Jahrhunderte eine große Beständigkeit; was die Städte zu der Zeit waren, aus der die ältesten Nachrichten stammen, das blieben sie in aller Folge — nämlich Kirchenstädte mit herrschsüchtigen Priesterschaften und einer Bevölkerung, die vom Landwucher lebte und nebenher eine gewerbliche Tätigkeit (Teppichweberei) betrieb. Die Tempel sind zugleich Bankhäuser. Das Geld — sag-du (mit der Bedeutung, ähnlich Kapital — von caput-Haupt, Vieh oder Sklaven) — beherrscht das öffentliche Leben. Man kennt Gold- und Silbermünzen sowie Kleingeld aus Kupfer; man stellt Kursschwankungen wie Zinsen (lalu: das Junge, der Nachwuchs, das Zicklein) in Rechnung; selbst von Zinseszinsen ist nicht selten die Rede; der Wucher steht in Blüte; wenn die babylonische Sprache diesen nicht kennt, so wohl nur aus dem Grunde, weil die Sache etwas so gewöhnliches war, daß man nicht mehr darüber redete. Nach einer von

Oppert übersetzten Urkunde aus dem Schatzhause der Ister von Arbola lieh diese Göttin ihr Geld mit einem Jahreszins von 200% aus und verlangte 80% Verzugszinsen obendrein. Man kennt Kauf- und Darlehnsverträge, die einem ausgefeimten Schieber und Halsabschneider der Neuzeit Ehre machen würden.

Die Rechte haften, soweit nicht Götter in Frage kommen, überall nur an der Person, wobei der Unterschied zwischen In- und Ausländern im Babylon des 3. Jahrtausend v. Chr. nicht größer ist als heute bei uns in Deutschland. Auch die Frau darf für sich erwerben und frei über ihren Besitz verfügen; vor Gericht ist sie mundfähig; selbst der Sklave darf rechtsverbindliche Geschäfte schließen.

Die Ehe beruht auf dem Kauf: der Bräutigam zahlt den Frauenpreis-tirhatu.

Der Grund und Boden ist z. T. in privaten Händen, teils von Göttern und Fürsten vergebenes Lehen.

Bewässerung

Die ältesten Bewohner Babylons müssen das Land dem Meere und der Wüste abgerungen haben. Zwischen zwei Strömen abwechselnd in der einen und anderen Richtung abfallend, lud das Land zur Bewässerung ein; einige von der Natur geschaffenen Verbindungsgräben zwischen den beiden Strömen erleichterten das Unternehmen; man hatte ein enges Netz z. T. gemauerter Kanäle angelegt, daneben Stauseen von solchem Umfange, daß einer derselben die Flotte Alexanders, während eines Sturmes, in Gefahr brachte. Schleusen verteilten die Wässer und Schöpfräder hoben sie, wo das Gefälle versagte; diese Künste gipfelten in den gerühmten hängenden Gärten. Babylon war das Paradies auf Erden, ein Treibhaus und Fruchtgarten. Weizen und Gerste gaben den 200-, ja 300 fachen Ertrag. Datteln, Sesam, Hülsenfrüchte, Äpfel wurden in großen Mengen erzeugt; so konnte der Sänger von dem Lande sagen: „Dem Haine der Bäume der Götter war es an Ansehen gleich. Smaragden trug es und Frucht.“ Und noch in später Zeit erhebt sich der verbitterte Zelot im Rückblick auf die Schönheit des Landes zu Worten voll

dichterischen Schwunges: „Assur war wie eine Ceder auf dem Libanon . . . das Wasser zog ihn auf, seine Ströme flossen rings um seine Wurzeln, und seine Bäche ließ er abfließen zu allen Bäumen des Landes, und unter seinem Schatten wohnte die Versammlung sehr vieler Völker" (Ez. 31, 3).

So gehört denn auch in Babylon die Eröffnung eines Kanales zu den geschichtlichen Ereignissen: „Als Anu und Bel" — so schreibt Hammurabi, der König — „das Land Sumer und Akkad mir zu beherrschen verliehen hatten und ihre Zügel in meine Hand legten, da grub ich den Kanal: ‚Hammurabi ist der Segen der Menschen', der das Wasser der Fruchtbarkeit führt nach Sumer und Akkad. Seine beiden Ufer machte ich zu bestelltem Lande, Getreidespeicher richtete ich ein, Wasser für immerdar besorgte ich dem Lande Sumer und Akkad."

Die Blüte des Landes beruhte in der Tat auf der Bewässerung; mit dem Verfalle der Kanäle verwandelte sich auch das Land wieder in eine öde Wüste, und wenn es noch einmal der Kultur zurück erobert werden sollte, so müßten dieselben Kanäle abermals im Vordergrunde aller Unternehmungen stehen. Natürlich setzt diese Technik entsprechende Kenntnisse und Einrichtungen voraus: in Babylon sind zuerst Meßinstrumente erfunden, Entfernungen, Flächen und Körper berechnet und Massen bewegt worden.

Meßkunst, Technik, Mantik

Von der Entwicklung ihrer Meßkunst gibt der Umstand einen Begriff, daß die Babylonier es verstanden, die Mittagslinie zu ziehen und die Stellung von Mond, Sonne und Sternen mit Genauigkeit zu bestimmen. Im Almagest des Ptolemäos sind Angaben über Mondfinsternisse enthalten, welche aus babylonischen Quellen stammen, die von neueren Berechnungen nur um neun Minuten abweichen. Die tägliche mittlere Bewegung des Mondes hatten die babylonischen Astronomen zu 13° 10' 35" bestimmt, was bis auf die Sekunde richtig ist; den mittleren synodischen Monat setzten sie nur um etwa ½ Sekunde zu lang an, und

die durchschnittliche Zeitdauer von einer Erdnähe des Mondes zur anderen nur um 3 und ½ Sekunden zu kurz.

Die Feldbewässerung hatte die Babylonier zur Geometrie geführt, und ihre an irdischen Gegenständen erprobte Meßkunst wendete sich dem gestirnten Himmel zu. Besonders suchten sie die Regelmäßigkeiten in den Bewegungen der Himmelskörper zu erforschen, weil sie glaubten, dadurch Einblick in die zukünftigen Schicksale der Menschen zu erlangen; sie glaubten nämlich in den zeitlichen und räumlichen Erscheinungen Spiegelungen entdeckt zu haben: die Ereignisse der Stunde wiederholten sich in jenen des Tages; die des Tages im Laufe des Jahres und des Jahres im Zeitalter, indem diese Zusammenhänge durch die Bewegungen der Himmelskörper geregelt würden. Man nennt eine solche im Grunde mechanistische Anschauung: Mantik und versteht darunter — im Gegensatze zu der auf innerer Erleuchtung beruhenden Voraussage (Prophetie) — eine berechnende Wahrsagekunst. Nach dieser Anschauungsweise wird der Weltlauf zwar auch von überirdischen Wesen bestimmt, die aber nicht aus eigenem freien Ermessen herrschen, sondern auf Grund gesetzmäßiger Umläufe, die sich in einer unabänderlichen Folge zu erkennen geben und demgemäß auch vorausbestimmen lassen. Die Dinge dieser Welt stehen untereinander in harmonischen Beziehungen, und in diese ist auch der Geist eingebaut, so daß man aus den einen auf den anderen, aus dem Stande der Sterne und Planeten auf die Schicksale der Menschen, wie sie sich in der Zeit erfüllen, schließen kann. Einer ähnlichen Anschauungsweise huldigten ja auch die Römer, im Grunde wohl alle älteren Völker, nur daß die Anschauungsweise bei ihnen nicht bis zu der Vollkommenheit entwickelt war wie bei den Babyloniern, und sie nicht die Himmelserscheinungen zum Ausgangspunkte ihrer Wahrsage machten, sondern irdische Begebenheiten — den Vogelflug, die Eingeweideschau —, natürlich aber in Verbindung mit einem vielgestaltigen Opferwesen.

Indessen erkannten Römer wie Griechen den höheren Grad der babylonischen Wahrsagekunst an, die sich auch im germanischen Mittelalter — wohl durch Vermittlung der

Araber — durchgesetzt hatte, wo wir ihr bei Wallenstein begegnen und K a s p a r P e u c e r, der Schwiegersohn Melanchthons, am ausführlichsten über sie berichtet hat. Während die Mantik und Astrologie aber hier als „schwarze Kunst“ in einen gewissen Gegensatz zur Kirche gebracht wurde, hatte sie sich in Babylon mit dem Tempeldienst verbunden, wobei die Priester daran festhielten, daß die Sterne, insofern sie uns die menschlichen Schicksale erkennen lassen, dies als Verkünder göttlicher Absichten tun; sie werden ausdrücklich „Dolmetscher“ der Götter genannt. Die Bewegungen der Himmelskörper beobachten, hieß also den Willen und die Entscheidungen der Götter erfassen: dies war die Aufgabe des Frommen und Wissenden; der Kluge aber unterrichtet sich bei diesem, der eine tiefere Einsicht besitzt, kraft seiner Wissenschaft: er unternimmt nichts, bevor er ihn nicht befragt hat; dadurch entgeht er dem bösen Schicksal und weicht dem Unglück aus. Der König zieht nicht in den Krieg, der Kaufmann tritt keine Geschäftsreise an, ehe er nicht die Zustimmung der Götter eingeholt und ihren Ratschluß erkundet hat.

Hieraus erklärt sich denn auch die Macht, der Reichtum und das Ansehen der Götter, deren jeder seine Priesterschaft, seine Sternwarte (den Tempel), seinen Hofstaat, zu dem die Edlen des Landes gehören, seine Sänger, seinen Sagenkreis und seine Festzeit hat.

Die Götter wohnen in den Sternen, aber da die irdischen Dinge die himmlischen wiederholen und spiegeln, so wohnen sie zugleich auch auf Erden, aber auch in der Unterwelt; und hier besitzen sie ihre besonderen Sommer- und Winterwohnungen. So wohnt die Göttin-Mutter Anna in Uruk, Bel, der Herr der Länder und des silbernen Himmelsgewölbes — in Nippur, der Sonnengott — in Larsa, der Mondgott — in Ur, Ea, der Meergott — in Eridu. Dessen Sohn ist Tammuz, der jugendliche Geliebte der Istar. Gleichfalls von Ea stammt Marduk, der Erlösergott. Sein Geburtsfest im Monat Nisan ist das Neujahrsfest; seine Geschichte gleicht jener des oceanischen Gottes Tairi, des Hauptgottes Kamehamehas, wie ein Ei dem anderen — trotz

des Zeitraumes so vieler Jahrhunderte, der zwischen ihrem Erscheinen liegt. Die meisten dieser Götter stammen aus der Urzeit, dagegen lassen sich einzelne, z. B. Adad, ursprünglich verfolgen: er ist mit den Kanaanäern nach Babylon gekommen.

Durch das Orakel besaßen die Priester den größten Einfluß und die politische Macht; sie bestimmten über Krieg und Frieden und machten die Gesetze; natürlich durfte auch keine öffentliche Bestimmung angeordnet werden, ehe nicht die Zustimmung der Götter eingeholt war. Auch die Freiheit des Volkes ist an die Gegenwart des Gottes gebunden: wenn dessen Bild von dem Sieger davongetragen wird, so hat das Land seine Selbständigkeit verloren. Der Gott gilt als der eigentliche Eroberer: ein Gott kann, der Reihe nach, sehr viele Länder und Städte erwerben, wobei die Menschen seine Streiter sind, eine Anschauungsweise, die wir von den Juden kennen, die sich ja Gottesstreiter (Israel) nennen. Und so regierte denn der Sonnengott nicht nur in Larsa, sondern auch in Sippar, die Ester thronte in Uruk und Agade.

Die babylonische Weltbetrachtung schwebte nicht so völlig in der Luft wie man annehmen möchte, die Spiegelungen, von denen sie ausging, beruhen z. T. auf richtigen Wahrnehmungen. Wer die Bewegungen der Himmelskörper und ihre Gesetzmäßigkeiten kennt, der kann ihre zukünftige Stellung, aber auch die Verfinsterungen im voraus bestimmen; gewisse neuzeitige Bestrebungen, die Wettervoraussage auf deren Bewegungen zurück zu führen und sie dadurch sicherer zu machen, gehen auf babylonische Grundsätze zurück: (s. G. Lambrecht: Wetterkalender, Bautzen 1905); am Ende ist es eine auch uns geläufige Vorstellung, daß das vollkommene Denken im Stande sein müsse, aus einer Gleichung, die alle Belänge des augenblicklichen Weltzustandes in sich schlösse wie der bewirkenden Kräfte — den gesamten kommenden Verlauf der Dinge vorauszuberechnen.

Wenn die babylonische Wissenschaft also die Meß- und Rechenkunst zum Ausgangspunkte ihrer Bestrebungen

macht, so nähert sie sich bis zu einem gewissen Grade unseren eigenen wissenschaftlichen Verfahren, und es ist gar nicht abzusehen, wohin sie mit der Zeit gelangt wäre, wenn sie keine Unterbrechung erlitten hätte.

Kalenderwissenschaft

So beschränkte sie sich freilich auf das was wir Kalenderwissenschaft nennen; aber als solche hat sie Erstaunliches geleistet, wissen wir doch, daß den Babyloniern sogar die Bewegungen der Nachtgleichen bekannt waren, die in 70 Jahren einen Bogengrad, in 2 Jahrtausenden die Breite eines Tierkreisbildes ausmachen! Die Sonne, welche heut z. Z. der Frühlingsgleiche im Sternbilde der Fische steht, stand um 400 v. Chr. in der gleichen Jahreszeit, im Widder, seit dem 3. vor. christl. Jahrtausend aber in jenem des Stieres, seit dem 5. in den Zwillingen. Demgemäß wird die Zeit Nabunasirs (740 v. Chr.) in den Texten das Zeitalter des Widders genannt; wir wissen auch, daß z. Z. dieses Königs eine Kalenderverbesserung erfolgte, die auf den veränderten Stand der Sonne Rücksicht nahm, und die auch die Zeitrechnung des klassischen Altertums beeinflußt haben dürfte. Nach babylonischer Betrachtungsweise begann mit jedem neuen Sternbilde, unter dem der Jahresanfang stand, ein neuer Geschichtsabschnitt: der Gott dieses Sternbildes gibt dem Zeitalter jeweilig Sinn und Inhalt; und so beginnt denn auch jedes Zeitalter mit Kämpfen und Umwälzungen, deren größte sich in der Vorzeit abgespielt haben, wo der Sonnengott Marduk mit dem Weltungeheuer (der Finsternis) kämpfte, es bezwang und dadurch den Weg der Schöpfung frei machte. Babylon selbst, die Stadt, ist unter dem Zeichen des Stieres groß geworden; der Stier ist deshalb ein wichtiger Baubestandteil der babylonischen Tempel und Paläste, den Assyrer und Juden, ohne Verständnis für dessen Bedeutung, übernommen haben.

Aus dem Zustande des Kalenders muß man aber auch schließen, daß sich die Babylonier bereits um 5000 v. Chr. über diese kosmischen Verhältnisse im Klaren gewesen sind. Damit die Jahreszeiten ihren Sinn behielten und die Som-

mermonate nicht allmählich in den Winter verschoben wurden, mußte nämlich der bisher erste Monat mit jedem neuen Sternbilde, also immer nach 2000 Jahren, zum zweiten, der zweite zum dritten werden usw., demgemäß aber auch der letzte zum ersten; der dritte Monat des babylonischen Kalenders gehört nun dem Mondgotte — dem „Vater der Götter“ an; er wird als der Monat der Tag- und Nachtgleiche bezeichnet, was seit dem 3. vorchr. Jahrtausend keinen Sinn mehr hatte, wohl aber um 5000 v. Chr. H. Winckler glaubt, daß die römische Jahresrechnung nur deshalb mit einem Dezember schließt, weil der zwölfte Monat um 4500, der 11. um 2500 v. Chr. an den Anfang des Jahres gerückt worden sind, so daß sie nicht mehr den Platz in der Reihe einnehmen, den sie nach ihrer Bezeichnung einnehmen müßten. Ähnliches hat man bei den Germanen für möglich gehalten, wo Thor das Zeitalter der Zwillinge beherrscht haben soll, die die Germanen in der Gestalt von Ziegenböcken (Thors Gespann) dachten. Nach Winckler hätte sich dann auch in den Bockbierfesten ein Brauch von 4000 v. Chr. bis in unsere Zeit erhalten.

Festfeiern

Die Babylonier verstanden es, besser als alle anderen Völker, Feste zu feiern; als das Fest aller Feste sahen sie aber die Feier des Jahresbeginnes an, den sie in den Frühling verlegten. In dem Siege dieser Jahreszeit erkannten sie den Sieg Marduks über Tihamat, den Dämon der Finsternis und Winterstarre. Wie sich die Götter nach Marduks Sieg zur Beratung und zu fröhlichem Mahle zusammengefunden hatten, so vereinigen sich in dieser frohen Zeit auch die Menschen zu Gesprächen und festlichen Gelagen. Die Götter aber besteigen ihre Wagen und statten sich gegenseitig, unter großem Gepränge, Festbesuche ab; hierbei fahren sie auf Schiffen, die man auf Räder gestellt hat; man will unseren Karneval auf diese Veranstaltung zurückführen und den Namen von carrus navalis — der Schiffswagen — herleiten. Seinen Höhepunkt fand das übermütige Treiben dieses Festes an dem Tage, wo der Gott des Winterreiches — Nabu — aus seinem Tempel in Bor-

sippa zum Besuche seines Vaters kam. Die Festfeier dauerte sieben Tage lang; und auch das richtete sich nach dem gestirnten Himmel. Die Babylonier zählten nämlich das ordentliche Jahr mit nur 360 Tagen und sahen die übrigen fünf, denen sie noch einen Tag der Vorfeier und einen zum Beschluß zugaben, als eine Ausnahmezeit des Übermutes und der Tollheit an; diese Woche stand unter der Herrschaft eines eingebildeten Machthabers, den wir bei unserer gleichartigen Feier den „Prinzen Karneval" nennen. Nach einer Inschrift des Fürsten Gudea von Lagasch (um 3000 v. Chr.) soll in dieser Zeit der Herr der Sklav und der Sklave der Herr sein, eine Anschauungsweise, die auch den Römern der Frühzeit geläufig war und auf die am Ende auch die Maifeier unserer Arbeiter zurückgeht; nur besitzen wir nicht die Unbefangenheit und Laune, sie mitzumachen; es liegt aber doch kein Grund vor, den Handarbeitern ihren soviel geringeren Übermut zu verargen und nicht diesen Tag zu gönnen, wo sie nicht auf das Wort ihrer Dienst- und Arbeitgeber zu hören brauchen; es ist nicht das Schlimmste was sie uns zumuten.

Was nun die Götter zur Festfeier Marduks beraten und beschlossen haben, das gelangt im Jahreslaufe zur Abwicklung; aus diesem Grunde ist denn auch Neujahr die Zeit, wo man ihre Beschlüsse zu ergründen sucht; zu diesem Zwecke achten alle Berufenen und Unberufenen auf den Stand der Planeten, und alle sind voll der Meinungen über dessen Bedeutung; vor allem richten sich die Blicke auf Jupiter, den Stern Marduks; aber auch da wissen wir aus den Resten ähnlicher Auffassungen Bescheid: die Slaven achten im Frühjahr auf den Kuckucksruf, als die Verlautbarung des Vogels der Frühlingsgöttin, und die deutsche Jungfrau sucht in der Neujahrsnacht ihren Zukünftigen aus krausem Bleiguß zu erraten.

Gilgamesch

Das älteste literarische Denkmal der Menschheit ist das babylonische Epos von Gilgamesch (abgekürzt: Gisch): sein Held, früher Is-tu-par gelesen, ist das Vorbild des Übermenschen, der babylonische Herakles; er

tritt als Städteerbauer auf; sein Freund Engidu ist im Kampfe gefallen, und dessen Tod bringt ihn in Verzweiflung; er rennt über den Kampfplatz, Entsetzen packt ihn; um den Gefallenen ins Leben zurückzuführen, fährt er in die Unterwelt, bei seinem Urahn Ut-napischtim Rat zu holen; aber sein Wunsch ist unerfüllbar, denn nichts auf Erden hat Dauer. Du bist wie ich — so frägt er den Alten: wie fandest du das ewige Leben? und nun erzählt ihm der Ahn seine Geschichte und zugleich die Geschichte der Sintflut.

Enlil, der Gott der Erde, hat die Vernichtung der sündigen Menschheit beschlossen, aber Ea, der Gott des hellen Auges, befiehlt Ut-napischtim, ein Schiff zu bauen:

> Laß fahren Reichtum, suche Leben,
> Hab und Gut verachte, das Leben rette,
> Allerlei Lebenssamen führe in das Schiff!

Nachdem Ut-napischtim in sein schwimmendes Haus gegangen ist, erheben sich die Mächte der Zerstörung: schwarzes Gewölk bedeckt den Himmel; Adads Donner erdröhnt, und die Dämonen der Tiefe, von innen heraus die Erde mit gewaltigen Stößen erschütternd, vollenden die Vernichtung. Die Erzählung ähnelt in vielen Stücken der biblischen Sage von Noah; sie enthält aber auch Anknüpfungen an andere Sagenstoffe. Die Ausgrabungen der Amerikaner in Nippur haben in jüngerer Zeit neue Bruchstücke dieses Epos zutage gefördert, die älter sind, als die früher bekannten, noch nichts von Marduk wissen und die Schöpfung auf eine weibliche Gottheit: Nintu zurückführen; sie klagt, die anderen Götter sönnen auf die Vernichtung der „Schwarzköpfe", woraus man schließen darf, daß in dies Heldengedicht auch Rassenfragen hineinspielten. Noah heißt hier nicht Ut-napischtim, sondern Ziugidda, während auch alle anderen Könige und Priester Namen mit indo-germanischer Klangfarbe tragen; es dürfte also wohl eine Übertragung des Sagenstoffes auf die indo-germanische Bevölkerung sein, von der oben die Rede war, wenn es sich hier nicht überhaupt um den ursprünglichen Kern der ganzen Heldensage handelt. Auch hier erlangt Ziugidda Unsterblichkeit, indem er auf eine Insel des persischen Meerbusens versetzt wird. Wie Hindujuga,

eine indische Quelle, gibt dieser Bericht die vorsintflutliche Zeit genau mit 432 000 Jahren an.

Ich kehre noch einmal zu Ut-napischtim zurück; er berichtet über das Ende der Sintflut:

> Sechs Tage und Nächte geht der Sturm, wirft der Südsturm das Land nieder,
> Als der siebente Tag herbeikam, ließ ab der Südsturm im Kampfe,
> Den er gekämpft gleich einem Heere: es beruhigte sich das Meer,
> Zog sich zusammen, der Sturm hörte auf.
> Ich blickte nach dem Wetter, da war Stille eingetreten,
> Und alle Menschheit war zu Lehmerde geworden,
> Wie ein Söller war ebenmäßig das Gefilde.
> Da öffnete ich die Luke, und das Licht fiel auf mein Antlitz:
> Ich kniete nieder und setzte mich weinend hin,
> Über mein Antlitz gehen nieder meine Tränen.

Arthur Bonus schließt eine sinnreiche Betrachtung dieser ältesten Dichtung der Menschheit mit folgenden Worten:

„Es hat etwas Großes, zu sehen, wie so am Anfang der Geschichte, in Riesengestalten in die Dämmerung geschrieben, die Aufgabe steht: das Leben zu suchen . . . ‚Gisch, wohin rennst du? das Leben, das du suchst, findest du nicht!' . . . Orient und Okzident haben sich über diesem Programm geschieden. Der Orient hat verzichtet, und weil er den Tod nicht überwinden lernte, hat ihn der tiefe, vieltausendjährige Schlaf des Laotse und des Buddha angeblasen . . . Er entschloß sich zu sterben, ob er gleich lebte, zu sterben, um nicht zu werden. Das Abendland fand die umgekehrte Lösung, fand das: Stirb und werde! Wo ist die Wahrheit? Der Müde wird anders antworten als der Jugendfrische, und wir sind jung und suchen das Kraut, des Name ist: Als Greis wird wieder jung der Mensch."

Dies Kraut hatte Gilgamesch, nach der Belehrung Ut-napischtims, vom Grunde des Meeres emporgeholt.

Aber ist denn das, was A. Bonus hier sagt, auch richtig? Sind wir denn noch die Jugendlichen? Hat nicht auch uns, als wir halt machten, eine Schlange, so wie dem Gilgamesch, dies Kraut gestohlen? . . .

2. Der ägyptische Kulturprozeß

Was ich den Menschen getan, war voller Versöhnung, und wie ich Gott geliebt, das weiß Gott und mein Herz. Ich gab Brot dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleider dem Nackten, und dem Wanderer gewährte ich Obdach. Durch Opfer verehrte ich die Götter und durch Totenspenden die Verstorbenen.

Steininschrift eines Pharaonengrabes zu Biban el Muluk.

Das Niltal

So alt wie die Geschichte der Ägypter, so jung ist, geologisch betrachtet, ihr Land. Das Schwemmland des Niltales entstand erst seit dem Tertiär, das Delta erst im Diluvium. Jenes, 5—20 Kilometer breit, ist von der Wüste und von Felsgebirgen umrahmt; die letzteren besitzen eine mittlere Gipfelhöhe von 1500 Metern; sie liefern Baumaterial, auch Edelsteine. Das Klima ist durch Regenmangel bestimmt; ohne Bewässerung würde sich das Land in nichts von der benachbarten Wüste unterscheiden; die Verhältnisse nähern sich also jenen, die im Zweistromlande herrschen.

Im Innern Afrikas setzt im Juni der Monsun ein und bringt reichliche Regengüsse mit sich, die bis in den November dauern; der Nil schwillt, und da er nur ein geringes Gefälle hat, so setzt er feine Trübung — die Schwarzerde — ab, einen kalk- und tonhaltigen Schlamm, der, getrocknet, sich auch zum Hausbau eignet und dem Lande seinen alten Namen: Chemt — Schwarzerde — gegeben hat.

Von außen ist Ägypten nur schwer zugänglich, auch die Häfen am mittelländischen Meer taugen nicht viel und sind leicht zu verteidigen, und dies mag dazu beigetragen haben, daß wir die Ägypter geschichtlich meist nur in einer Verteidigungsstellung finden.

Die Vorzeit Der erste König von Ägypten, Menes, ägypt. mena, der sagenhafte Begründer von Memphis, hat nach Manetho, einem ägyptischen Priester, der um 260 v. Chr. schrieb, etwa 5000 Jahre vor Christi Geburt gelebt; ihm soll aber, der Sage nach, eine 4000 jährige Zeit der Halbgötter vorausgegangen sein, deren letztes Herrscherhaus jenes der Nekyes war; man hat diesen Namen, ob mit Recht weiß ich nicht, mit Neck-Nachen in Zusammenhang gebracht; nach Plato soll diesem Zeitalter der Halbgötter dann noch ein solches der eigentlichen Götter vorausgegangen sein; es ist das ein vorbildlicher Aufbau, wie ihn die Geschichte vieler Völker zu verkünden weiß.

Man hat im ägyptischen Schwemmlande noch in Tiefen von fast zwölf Metern Scherben gefunden. Legt man die jährliche Ablagerung des Niles zu Grunde, so kommt man freilich auf eine Zeitentiefe von 12 000 Jahren ägyptischer Töpferkunst. In großen Mengen finden sich auch Steinwerkzeuge; seltener und erst aus der neueren Steinzeit kennt man Beinreste, aber doch gleich in einer solchen Vielheit der Gestalten, daß man zu der Ansicht gelangt, das Niltal sei schon in der Vorzeit der Sammelplatz sehr verschiedener Völker gewesen.

Nach Schweinfurt machen sich im ältesten Ägypten arabische Einflüsse geltend. Die Araber sollen sich am oberen Nil angesiedelt und die Sykomore eingeführt haben, — deren Früchte man in den ältesten Königsgräbern als Beigabe findet — aber auch die Aloe; dagegen sollen die Brotfrüchte von einem anderen Erobervolke stammen, das vom Norden eingedrungen ist; es macht sich auch schwarzes Blut bemerkbar, mit einem Typ, wie wir ihn aus Ober-Ägypten, Nubien und Abessynien kennen; nach Flinders Petrie handelt es sich um Buschmänner. Die Ägypten benachbarten Wüstenbeduinen finden sich im Besitze von Gebrauchsgegenständen, welche solchen, die man in den ältesten Königsgräbern findet, sehr ähnlich sehen; die Könige der Monbuttu tragen nicht nur altägyptische Gesichtszüge, sondern erscheinen auch in einem ganz ähnlichen Aufzuge

wie die alten Ägypter; so führen sie auch das Krummmesser, das man aus Abbildungen kennt; selbst altägyptische Gewebe- und Becherformen hat Frobenius am Kassai gefunden, und im Reiche von Muata Yamvo und seiner Nachbarfürsten hat man Schnitzereien beobachtet, die solchen aus dem altägyptischen Reiche zum Verwechseln ähnlich sind.

Wichtig wurden die Ausgrabungen des schon erwähnten Flinders Petrie und de Morgan bei El-Amrah, Abydos, Negada u. a. Orten; sie zeigten uns den Werdegang der ägyptischen Kultur, die man zuvor nur als ein Fertiges gekannt hatte; die Funde stammen aus einer Zeit, die 7000 Jahre zurückliegt — jener des Menes. Es handelt sich um Ziegelbauten mit Resten von Holzsäulen und mit Steinplatten; das Königsgrab des Menes selbst fand sich bei Negada; die Beigaben hatten künstlerischen Wert; Leichenreste fehlten, bis auf den Arm einer Königin mit vier herrlichen Armbändern aus Gold und Edelsteinen; die aufgedeckten Tongefäße erinnern zwar in ihrer Linienführung an die nachfolgende ägyptische Kunst, zeichnen sich aber doch durch eine kindliche und noch unfertige Bildung aus; eine Merkwürdigkeit, die diese alte Kunst scharf von jener des ältesten Vorderasiens und Europas unterscheidet, ist das Vorwalten von Darstellungen aus dem Pflanzenreiche, wobei die sichere Behandlung der Gegenstände auf eine lange Vorübung hindeutet.

Die Nordländer

Die Beingerüste, welche man in diesen alten Gräbern fand, ähneln solchen aus Nordeuropa; sie finden sich in der Hockerstellung, wie sie gleichfalls von dort bekannt ist, zeigen hohen Wuchs, lange Schädel und eine vortreffliche Bildung. Kollmann redet von Libyern der Nordküste Afrikas, wo sich, in den Megalithgräbern, ähnliche Knochengerüste finden, die nach Broca an die schönsten Norwegens erinnern.

Die Nordländer — ägypt. Tamehu — haben in der Geschichte Ägyptens eine große Rolle gespielt. Die Pharaonen der 7.—10. Reihe, auch jene der 19. haben mit ihnen gekämpft. Der König Psammetich I. (aus der 22. Reihe)

wie der letzte Pharao — Amosis — sind über das mittelländische Meer gekommen. G. Mehlis verlegt die ältere nordische Einwanderung an das Ende der Steinzeit und läßt sie aus Mittel-Deutschland kommen; sie soll ihren Weg über Frankreich, Spanien und Gibraltar genommen haben, ähnlich den Vandalen und Westgoten, und sich längs der afrikanischen Küste nach Ägypten und bis Syrien verbreitet haben. Noch immer nimmt die Zahl der Blonden vom Westen des Randgebietes nach dem Osten hin ab; aber die gleiche Völkerwanderung soll, nach demselben Verfasser, auch wieder über Syrien, auf den Osten Europas zurückgestrahlt sein und so einen völligen Kreislauf vollendet haben, so daß die Schläfenlocke, die man bei den polnischen Juden, welche die Leipziger Messe besuchen, aber auch bei den alten Ägyptern findet, beidemale aus Mittel-Deutschland herstammt. Mehlis betont, daß man auf dem ganzen Wege von Thüringen, über den Rhein, nach Madrid, Gibraltar und Ägypten, als Wegspuren dieser alten Völker, die gleichen Gefäßscherben vom „Rößner Typ“ findet; auch die Hockerbestattung findet sich in diesem ganzen Ländergebiete; man hat auch darauf hingewiesen, daß die Leichen in Ägypten ihr Antlitz meist nach Westen gerichtet haben, in Übereinstimmung mit einer Neigung der Menschen, ihren Blick im Sterben dahin zu richten, von wo sie gekommen sind.

Afrikanische Einflüsse

Neben den Hockergräbern finden sich in dem Ägypten der ältesten Zeit aber auch solche mit lose durcheinander geworfenen Beinresten; es ist eine Art der Bestattung, wie sie heute noch bei manchen Negerstämmen vorkommt: man setzt den Toten in der Hütte bei, wo er gelebt hat und bestattet die Leichenreste erst, nachdem die Seele ihre Ruhe gefunden hat; es ist ja auch bei uns üblich, dem Toten zum wenigsten noch einen mehrtägigen Aufenthalt in seiner Wohnstätte zu gönnen.

Nach alledem dürfen wir zusammenfassend sagen, daß im Ägypten der vorgeschichtlichen Zeit weiße Ansiedler neben einer schwarzen Urbevölkerung gelebt haben; jene breiteten

sich auf dem Schwemmlande des unteren Flußlaufes aus, während das damals noch sumpfige Delta unbewohnt blieb; südwärts wohnten dann noch arabische und abessynische Stämme. Dagegen finden sich keine Anzeichen einer Volksgemeinschaft mit Vorderasien; die Altertümer zeigen vom Beginn ein selbständiges ägyptisches Gepräge.

Die Königsreihen, auch die ältesten, sieht man für geschichtlich an, wenngleich natürlich viel Sagenhaftes mit unterläuft; man weiß heute auch, daß der 1. und 2. Dynastie des Manetho ein Reich der Könige von Thinis entspricht, ein Beamtenstaat, dem ein Zeitalter der Kleinstaaten vorausgegangen ist, die lange Zeit als gesonderte Verwaltungsbezirke — Nomen — bestehen blieben; es ist wie im heutigen Preußen, wo gleichfalls einige Regierungsbezirke älteren staatlichen Bildungen entsprechen; dergleichen liegt in der Natur der Dinge und kehrt immer wieder. Geriet die zentrale Macht einmal ins Wanken, so bekamen die Kleinstaaten wohl auch wieder politische Selbständigkeit, während auch die wiederholte Verschiebung der politischen Macht zwischen Ober- und Niederägypten teilweise mit dem Wiederaufkommen der älteren politischen Einheiten zusammenhängen mag.

Das alte Reich Während Babel seine historischen Antriebe aus der wechselnden Naturanlage seiner Einwanderer erhält, wodurch die Geschichte dieses Landes von tiefen Einschnitten durchfurcht ist, bildet in Ägypten die kirchliche Autorität eine Macht, welche keine wesentliche Neuerung aufkommen läßt. Ägypten ist, mit Ausnahme vielleicht von Sparta, das konservativste Land, nur daß es dort nicht die Kirche, sondern der Staatsgedanke war, welcher alle individuellen Regungen unterdrückte; und der Grund zu dieser inneren Festigkeit ist schon im alten Reiche gelegt. Mochte diese starre Gebundenheit immerhin zu inneren Spannungen und endlich zu Erschütterungen führen: über ein Kurzes hatte die Kirche abermals die alte Ordnung wieder hergestellt. Es hängt wohl damit zusammen,

daß im ägyptischen Tempel nicht die messende Beobachtung herrschte, vielmehr der Glaube an übernatürliche Mächte und der Sinnentrug, welche die Geister gefangen nahmen, um sie nicht wieder frei zu geben.

So haben denn die Sumerer für die Euphratländer, die Pelasger für Griechenland eine ganz andere Bedeutung, als die Träger des „alten Reiches" in Ägypten. Sie unterscheiden sich in ihrem geschichtlichen Verhalten in keinem wesentlichen Stücke von denen des neuen, mögen sie ihrer Herkunft und Naturanlage nach noch so verschieden gewesen sein.

Über den Umsturz, welcher das alte vom neuen oder mittleren Reiche trennt, berichtet ein von A. Erdmann (1919) übersetzter Papyrus. Es war eine regelrechte Revolution: „und nun drehte sich das Land wie eine Töpferscheibe tut". Die hohen Räte hungern und die Bürger müssen an der Mühle sitzen, während die Damen in Lumpen gekleidet gehn. Im Lande herrscht Raub und Mord, die Städte werden zerstört und die Gräber erbrochen. Das Land ist wüst „wie ein abgeerntetes Flachsfeld" . . . . Man lacht nicht mehr, und selbst die Kinder werden des Lebens überdrüssig. Selbst gegen den König wendet sich der Aufstand, und die Residenz verschwindet in einem Augenblick. Es herrscht der Pöbel. Aber es sind nur wenige „sinnlose Leute", die all das Unheil anrichten — „besonders Fremde".

Bald aber ist all das vergessen und Ägypten das was es immer war.

Man kann aber nicht gut von ägyptischer Geschichte reden, ohne am Beginn, in der Mitte und am Ende der Totenpflege zu gedenken. Die Geschichte Ägyptens ist viel mehr als die irgendeines anderen Landes Kultgeschichte. Die besondere Art der ägyptischen Leichenpflege — die Einbalsamierung — war zwar der Zeit, aus welcher die Negadagräber stammen, noch fremd, aber das alte Reich war doch schon von ihr beherrscht, ingleichen das Zeitalter der Pyramidenerbauer. Man glaubt, daß sämtliche Pyramiden in der kurzen Zeitspanne von 70 Jahren entstanden seien — so rasch konnte im alten Ägypten eine Kultur die

andere ablösen! Natürlich hing solches immer nur mit dem Wechsel der herrschenden Schichten zusammen. Manetho zählt während der 11. Dynastie in 45 Jahren nicht weniger als 16 Herrscherfamilien auf; nur im mittleren Reiche scheint eine größere Beständigkeit der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse bestanden zu haben. Es ist die Zeit, wo sich der Schwerpunkt der politischen Macht (in der 12. Dynastie) von Memphis nach Theben verschoben hat, und die uneingeschränkte Herrschergewalt der Pharaonen durch eine Adelsherrschaft gemildert war, ein Zeichen, daß in dieser Zeit viel wertvolleres Menschenmaterial in Ägypten angesiedelt ist. Während es im alten Reiche, offenbar aus dem Mangel an edlen Geschlechtern, vorkommen konnte, daß jemand in den Kreis der Würdenträger aufgenommen wurde „von dessen Ahnen man nichts wußte" — war solches im mittleren ganz undenkbar.

Die Hyksos

Um 1750, also in einer Zeit, wo in Vorderasien nachweislich Indo-Germanen herrschen, ist auch Ägypten das Ziel einer neuen Einwanderung, die das Feld mehrere Jahrhunderte behauptet hat. „Es regierte bei uns" — so berichtet Manetho — „ein König Namens Timaios. Zu seiner Zeit geschah es, ich weiß nicht wieso, daß ein Gott uns zürnte, und von Osten her erschienen, auf unerwartete Art, Leute geringer Abkunft, die mutig in unser Land einbrachen und es gewaltsam in Besitz nahmen, ohne ernsten Widerstand. Nachdem sie die Machthaber gefangen genommen hatten, verbrannten sie unsere Städte, zerstörten die Götterwohnungen und taten den Einwohnern alle Grausamkeiten an. Die einen wurden erschlagen, die Weiber und Kinder der anderen zu Sklaven gemacht."

Diese Leute von geringer Abkunft hatten dann an geeigneten Orten Festungen gebaut, von wo aus sie Ober- und Niederägypten beherrschten. Der Name eines dieser Plätze — Avaris — erinnert an die frühmittelalterlichen Avarenringe; vielleicht entspricht diese Örtlichkeit dem Wallager, das im Winter 1905 bei Tell el Yehudisch aufgedeckt worden ist, also nahe einem Orte, dessen Name an Juda ge-

mahnt. Auch den ersten Herrscher in der Hyksosreihe kennen wir mit Namen, der merkwürdig an den Titel Josephs von Ägypten — biblisch Schallit — anklingt. E. Cavagnaro, ein italienischer Forscher, will behaupten, daß Hyksos und Hebräer ein und dieselbe Völkerschaft gewesen sind. In Unterägypten ist auch eine Grabstätte aufgedeckt worden, die man für eine solche aus der Hyksoszeit ansieht, mit Gefäßen, wie man sie aus Syrien kennt.

Überhaupt knüpfen sich an die Hyksos noch viele ungelöste Fragen. 1916 hat der Göttinger Ägyptenforscher Sethe versucht, die phönikische Schrift auf ägyptische Schriftzeichen zurückzuführen; er glaubt, daß diese Umwandlung 1700 v. Chr. gerade in der Hyksoszeit erfolgte, also bald 1000 Jahre vor der eigentlich phönikischen Periode; dabei wußte Sethe noch nicht, daß das von ihm angenommene phönikische Uralphabet mittlerweile von Gardiner in Sinaiinschriften entdeckt worden ist, die F. Petrie schon zwölf Jahre zuvor aufgefunden hatte.

Die Hyksos haben nach neueren Annahmen nur 100 oder 200 Jahre in Ägypten gewohnt, wobei ihre Könige natürlich ägyptische Namen angenommen und ägyptische Tempel, wie alle anderen Herrscher, gebaut haben. Diese Zeit stand im Zeichen des Verkehres; der Tauschhandel wurde durch den Münzverkehr verdrängt; den Münzen folgten allerlei asiatische Erzeugnisse und Modewaren; Weichlichkeit und Genußsucht nahmen überhand; Arbeiteraufstände und Streiks erinnern, Zug um Zug, an anderweitige Semitisierungsvorgänge, insbesondere entwickelte sich ein Wucher mit den Erzeugnissen des Landes, unter dem es Joseph möglich war, ohne nur die sieben mageren Jahre abzuwarten, das „ganze Land Pharao leibeigen" zu machen.

Unterdessen schürte Ammon wider die Fremdlinge, die es vergeblich versucht hatten, ihren Gott zum Hauptgotte des Landes zu machen. Ammon hatte in Amosis von Theben einen geschickten Sachwalter gefunden, den er an die Spitze einer neuen Dynastie, der 18. gestellt hatte; er kämpft mit den „Semiten" und vertreibt sie erst aus Oberägypten; er dürfte der Herrscher gewesen sein, von dem es in der Bibel

heißt: „da stand ein neuer König über Ägypten auf, der Joseph nicht kannte“ — das heißt wohl: der nichts von dem freisinnigen Treiben wissen wollte und darauf ausging, das Land wieder zu seinen geschichtlichen Überlieferungen und Quellen zurückzuführen.

Der Semitismus stützte sich in Ägypten besonders auf die falschen Instinkte, die sich unter den oberen Zehntausend verbreitet hatten; er beruhte, ähnlich wie bei uns, auf einem geistigen Banne; die nach Bildung und Besitz Maßgeblichen gingen voran und zogen das Gesindel hinter sich her. Der Widersacher Ammons war ein gewisser Tete'an, der — nach einer Inschrift — die Bösen wider Amosis gesammelt hatte; ihm mußte Amosis eine Schlacht liefern.

Aber nachdem die Macht des semitisierten Adels gebrochen war, kam eine neue und bessere Zeit für Ägypten; dem Landwucher wurden Grenzen gezogen, das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben wieder auf eine vernünftige Grundlage gestellt; es verdient aber Beachtung, daß die Semitisierung gerade in eine Zeit gefallen war, wo sich in ganz Vorderasien indogermanische Einflüsse Geltung verschafft hatten, so daß man sich frägt, ob sich nicht auch unter den Hyksos eine führende arische Schicht gefunden haben mag?

Die Amenophis Die Dynastie, unter der Ägypten, nach Vertreibung der Hyksos, sein klassisches Zeitalter erlebte, war jene der Amenophis — eine Reihe von vier Königen, deren erster sich auf staatlichem und politischem Gebiet große Verdienste erwarb, während mit dem vierten der gewöhnliche Abstieg einsetzte, nicht ohne daß das wertvolle Blut, welches um diese Zeit im Königshause wie in den breiteren Schichten der Gesellschaft kreiste, noch einmal eine erstaunliche Blüte trieb. Auf das Zeitalter des klassischen Tempelbaues der ersten Amenophis folgte nämlich unter Amenophis IV. die ägyptische Reformation

mit dem Könige als Kirchenneuerer. Schon in den vorhergehenden Zeiten werden einzelne Stimmen laut, die neue Forderungen stellen — Rückkehr zur Natur und zu einer vernünftigeren Auffassung von Welt und Mensch. In einer Grabinschrift wird in ganz rationalistischer Weise dem Glauben an ein jenseitiges Leben widersprochen: dort herrsche der Tod, der gänzlich unempfindlich gegen Gebet und Opfer sei; die Verstorbenen aber lägen still, sehnsüchtig zurückschauend auf die glücklichen Gefilde des Lebens . . .

Als Amenophis III. im Jahre 1375 v. Chr. die Augen schloß, folgte ihm der jugendliche, frühreife, schwärmerische König, der in seiner Erscheinung aber auch in seinem Wesen viel Ähnlichkeit mit dem letzten russischen Kaiser aus dem Hause der Romanoff besaß; er verband mit einem hohen Sinn für Ideale eine vollkommene Unfähigkeit, dieselben auch nur im Geringsten zu verwirklichen. Unter den verschlungenen Amts- und Standesbezeichnungen des jungen Königs verdient jene besondere Beachtung, worin er sich „der von der Wahrheit Lebende" nennt; er glaubte diese Wahrheit in der Natur, insbesondere in einer innigen Anschauung des strahlenden Tagesgestirnes erfunden zu haben. Schon in der ägyptischen Frühgeschichte wurde die Sonne als oberste Gottheit verehrt; es scheint nun, daß der König sich bewußt an diesen älteren Kult (des Gottes Ra) angeschlossen habe, so wie ja auch in der deutschen und persischen Reformation die älteren Formen der Gottesanschauung erneut zur Geltung gelangen, die als die verschütteten Brunnen des Lebens angesehen werden.

Mit seiner poetischen Schwärmerei für den Sonnengott — Aton — verband der König einen grimmen Haß gegen den thebanischen Staatsgott und seine Priesterschaft; welche besonderen Erfahrungen und Eindrücke ihn dazu bewogen hatten, wissen wir nicht, genug, daß er beschloß, selbst die Erinnerung an den Verhaßten auszutilgen: er gab den Befehl, den Namen Ammons aus allen Denkmälern und Tempelbauten, ja selbst aus den nicht öffentlichen Inschriften auszukratzen; es mag sein, daß er sich dabei von der Auffassung tragen ließ, die sich vielfach in der Frühgeschichte

findet, daß ein Wesen zu sein aufhöre, wenn sein Name nicht mehr genannt wird. Nun trug der König aber den verhaßten Namen selbst, und so beschloß er auch dies Ärgernis zu beseitigen und nannte sich Echn-aton — der Aton Wohlgefällige. Aber er wollte auch die Luft nicht mehr mit den Ammonspriestern atmen, weshalb er seinen Baumeistern befahl, eine besondere heilige Stadt für sich und seine Weggenossen zu erbauen. Er wählte hierzu eine weit nördlich von Theben gelegene Landschaft — das heutige Tell el Amarna, die er als den „Sonnenhorizont" bezeichnete. Aber er kann die Fertigstellung seines Palastes nicht erwarten und verlegt den Hof schon in die neue Stadt, da kaum der Grundstein zu dem Königsschlosse gelegt ist. Am Tage der Weihe dieses heiligen Bezirkes fährt der König in einem prächtigen Staatswagen „leuchtend wie die Sonne, wenn sie am Himmel emporsteigt und die Welt mit ihrem Glanze erfüllt", von Nord nach Süd und von Ost nach West, durch das geheiligte Land, um dann in einer feierlichen Ausrufung zu beschwören, daß er dessen Gemarkung niemals wieder verlassen werde! . . .

Vieles an dieser eigenartigen Menschenseele wird uns immer dunkel bleiben, aber manches können wir doch aus der Betrachtung der unter den Augen des Königs und unter seinen Anregungen entstandenen Bildwerke und Dichtungen verstehen, welch letztere teilweise den König selbst zum Verfasser haben. Staunend gewahrt man, wie aus der noch kurz zuvor im Herkommen erstarrten bildenden Kunst mit einem Male alles Unnatürliche verschwunden ist; man steht vor Darstellungen von so schlichter Natürlichkeit, daß man an manches realistische Bildwerk unserer Tage erinnert wird.

Das gleiche Streben nach Schlichtheit, Unabhängigkeit und Wirklichkeit zeigt sich in den Sonnenliedern des Königs, deren eines ich hier wiedergebe:

Wie mannigfaltig sind alle deine Werke,
Sie sind vor uns verborgen,
O, du einziger Gott, vor dem es keinen anderen gibt!
Du hast die Erde nach deinem Herzen geschaffen, du allein,
Mit Menschen, Herden und Tieren.

Alles auf Erden, was sicher geht auf Füßen,
Alles was da schwebt, was mit Flügeln fliegt,
Die Länder Syrien, Nubien und das Land Ägypten.
Du setzest jedermann an seinen Platz
Und gibst jedem, wessen er bedarf.

Freilich hatten diese Poesien ihre Kehrseite. Die Staatsgeschäfte litten darunter, die Verwaltung wurde vernachlässigt, die „Schreiber" trieben es bunter als je, das Volk murrte, und unter den Anhängern des Königs waren viele, die es nur um des klingenden Lohnes waren. Als er starb, zerfiel sein Werk in nichts; männliche Nachkommen waren ihm versagt; von seinen sechs Töchtern starb Nekt-aton schon vor dem Könige; den Thron bestieg der Gemahl der ältesten Prinzessin — Merit-aton: Semenchka-ra; eine jüngere, Gemahlin eines gewissen Tut-anch-aton, kehrte, bald nach des Königs Dahinscheiden, in den Schoß des alleinseligmachenden Gottes von Theben zurück. Die letzten Reste der Reformation tilgte dann der neue Schützling Ammons — Horemhebi, ein anderer Schwiegersohn des Königs, der zwar ein Verehrer des Gottes Hor von Alabastronpolis war, indessen mit Ammon gegen den Schwärmer aus dem Sonnenhorizonte gemeinsame Sache machte, wie aus einer von Lauth und Brugsch übersetzten Inschrift hervorgeht. Danach reiste der Gott von Alabastronpolis in eigener Person nach Theben, in Gesellschaft seines Sohnes = Horem-hebi, damit dieser den Thron besteige. Ammonra selbst „der König der Götter, trat hervor, umarmte den Horem-hebi, der mit der Königskrone gekrönt war und überreichte ihm das goldene Bild der Sonnenscheibe" — woraus ersichtlich ist, daß Ammon dennoch dem Sonnendienst gewisse Zugeständnisse gemacht hatte, er war ja mit Horus und Ra, ursprünglich gleichfalls ein Sonnen- und Eroberergott.

Von Horem-hebi wissen wir, daß er dann mit kräftiger Hand dem Treiben der Schreiber und sonstigen Schädlinge entgegengetreten ist, er wußte, daß diesem Volke von Mestizen anderes not tat als schwärmerische Sonnenhymnen.

Der Totendienst besonders zehrte an den Kräften des Landes, die Opfer der Stände und Bürgerlichen überstiegen jedes erträgliche Maß. Ramses III. teilt der Welt in einer 133 Fuß langen Rolle mit, was er den Göttern dargebracht habe: 169 Städte, 133 433 Sklaven, 193 386 Rinder, über eine Million Maß Acker usw. Den Löwenanteil bekam natürlich der Gott von Theben; da aber auch noch eine große Zahl kleinerer Götter versorgt sein wollten, so kann man sich denken, daß eine Zeit heranrückte, wo die Kirche, im Sinne Mephistos, das ganze Land aufgefressen hatte, und die weltlichen Mächte hülflos dastanden. Das Schlimmste aber war, daß die Ägypter alle ihre frommen Stiftungen, sowie das deutsche Mittelalter — „für ewige Zeiten" schufen — im Gegensatze zu der alt-indogermanischen Totenpflege, die sich nur auf drei Geschlechterfolgen erstreckte: denn dies Verfahren mußte ja das Leben endlich unter den Lasten des Todes begraben und am Ende die Könige zu Sklaven der Priester machen, ein Zustand, der tatsächlich erreicht worden ist, indem der letzte Ramesside von dem thebanischen Oberpriester vom Throne gestoßen ward und die nachfolgenden Pharaonen nur noch ein Scheindasein führten. Es ist eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie bei den neueren Staaten im Verlaufe ihrer „Demokratisierung" erlebt haben, wo die Fürsten ingleicherweise eines ihrer Rechte nach dem anderen dem Götzen opfern (wenn auch einem modernen) und zuletzt nur noch Puppen darstellen.

Mehemed Ali die Mameluckenherrschaft, Politischer Wirrwarr

Es kam nun, nach Manetho, eine böse Zeit, wo die Großen des Landes wider einander tobten und sich gegenseitig mordeten — „sie taten was ihnen gefiel, denn sie hatten keinen Herrn mehr". Leute aus dem Norden und Süden kämpften gegeneinander; in Bubastis gründeten die Libyer ein eigenes Königreich; 790 steht Ägypten unter dem Äthiopier Pianchi, 671 unter assyrischer Herrschaft; dann erscheinen jonische Abenteurer und britische Seeräuber, 525 die Perser,

322 Makedonier, 306 beginnt die Herrschaft der Ptolemäer, die sich in Alexandrien wie Griechen gebaren, aber in Oberägypten im Stile von 2000 v. Chr. Ammontempel bauen; der zweite dieser Reihe nennt sich P-nuter-anut — der helfende Gott; zwar bringen sie neues Leben nach Ägypten, aber es ist von kurzer Dauer; sie versinken, wie alle anderen, in dem rassischen Sumpf. Ptolemäos I. Soter war blond, ingleichen Philadelphos, dann zeigt sich das Mestizenblut und dazu Fettleibigkeit, die ein schlechtes Vorzeichen ist; der Rest ist Schweigen. 30 erscheinen, getreidehungrig, die Römer auf der Bildfläche; sie bringen die verfallenen Bewässerungsanlagen wieder in Gang; Augustus macht Ägypten zur kaiserlichen Domäne, nicht ohne zuvor mit einem reichen Getreidehändler abgerechnet zu haben.

Im ersten christlichen Jahrhundert verbreitet sich in Unterägypten, einem Lauffeuer gleich, das Christentum; die Kirche findet hier einen vortrefflichen Boden und bekommt sogar durch Vermischung mit dem Isiskult ihre historische Gestalt. 395 kommt das Land an Ostrom, 616 erscheinen nochmals Perser, 641 hält Omar seinen Einzug, nicht ohne daß die koptischen Monophysiten ihren dogmatischen Groll durch Parteinahme gegen Byzanz zur Geltung bringen, während nur Alexandrien den Ruhm der Christenheit rettet und eine lange Belagerung über sich ergehen läßt.

Unter den Mamelucken entwickelt sich eine selbst für Ägypten unerhörte Menschenschlächterei, der erst Napoleon ein Ende bereitet. Nach ihm kommen Albanesen, kommt Mehemed Ali, der, nach einem Festmahle, 500 mameluckische Große umbringen läßt, sich dann aber als ein ganz manierlicher politischer Kopf gebärdet; er verfällt nur zuletzt in Stumpfsinn.

Die ägyptische Neuzeit

Ägypten ist nun reif für England und die Börse, die über die Könige und Götter triumphiert; sie sieht sich selbst für einen Gott an. Nach den Urteilen und Verkündungen ihrer Gläubigen bringt sie der Welt die Erlösung, und hat in Ägypten ihr Meisterstück geschaffen. Das Land ist unter

ihr aus tausendjährigem Schlafe erwacht, seine Finanzen sind geordnet, die Stau- und Rieselanlagen in einem früher für unmöglich gehaltenen Umfange im Gange; der Traum Ramses II., an dessen Verwirklichung schon das alte Ägypten erfolglos gearbeitet hatte — die Wasserstraße zwischen den zwei Meeren, ist in Erfüllung gegangen, das große Verkehrshindernis der ältesten Völkerstraße beseitigt; im Niltale laufen Dampfpflüge, und Alexandrien wetteifert mit mancher europäischen Großstadt, — aber alledem fehlt doch ein wesentliches — die Seele; denn der Kapitalismus ist der starrste aller Götzen. Mochte Gott Ammon die Hand auf alles Land legen und alle Reichtümer an sich ziehen, am Ende mußten die Erträge dem Volke doch wieder zugute kommen, die Bodenerzeugnisse mußten verzehrt, die Rinder geschlachtet werden. Wenn der ägyptische Tempel von einem dreisten liberalen Klüngel immer nur unter dem Gesichtswinkel Mephistos betrachtet wird, so ist dies zurückzuweisen: am Ende ruhte die tote Hand weniger schwer auf dem Lande wie die mobile der modernen Bankokratie.

Der im Ammontempel waltende Gott, der die Welt und das Menschenherz mit Licht und Wärme durchstrahlte, vor dem alle anderen Götter nur Formen, Namen und Bilder waren, von dem der Menschengeist ausgegangen war, um sich, nach seinem Tode (als Osiri), wieder mit ihm zu vereinigen — er war ein besserer und heilsamerer Gott als jener Gott der Börse, für den der Mensch nur ein Mittel unter anderen Mitteln ist, durch die er seine Vorteile erreicht. Dieser ist ein Gott der Toten, während jener in Wahrheit dem Leben diente — mochte er immerhin auf seinem verlorenen Posten, im Bereiche dunkler Mächte, gezwungen sein, sein Ziel tiefer abzustecken.

Der Ammontempel war die große Mutter Ägyptens, die das Land an ihren wärmenden Busen schloß; zu ihr hatte sich das Leben geflüchtet; sie sorgte für ihre Kinder mit immerwährender Liebe. Unermüdlich zwang sie die Reihen der fremden Abenteurer, die in das Tal der Götter drangen, in ihren Dienst, geduldig mit den

Übermütigen, trostreich den Armen, die Hungrigen speisend, die Durstigen erquickend, mit den Geschmähten Schmach erduldend; mit den Befreiten jauchzend. Sie nährte, in Zeiten der Bedrängnis, die Hoffnung in den Herzen der Guten und spannte ihre Kräfte, sie schmiedet ihnen die Waffen und führte sie zum Siege. Durch das Gewicht ihrer Ewigkeitsgedanken brachte sie Stetigkeit und Sinn in der Erscheinungen verwirrende Flucht — in den verzehrenden Feuerregen der ägyptischen Kultur. Wie die christliche Kirche des Mittelalters hatte schon der ägyptische Tempel sich das hohe Ziel gesetzt, das ganze Menschenleben mit Liebe zu erfüllen, und ganz wie sie hatte auch er nur geringes Verständnis für die rassischen und völkischen Besonderheiten. Es war ihm genug, die Eroberer zu ägyptisieren; aber um wie viel strenger verfuhr er doch schon mit dem Semitismus, mit dem die christliche Kirche fertig zu sein glaubt, wenn sie ihr Wasser gesprengt und das Weihtum der Taufe gespendet hat! Ist doch Gott Ammon gerade im Kampfe mit dem Wüstengotte (Set-Suchet und el Schaddai) zu seiner ganzen Größe emporgewachsen; und wie weit er sich dabei von den engherzigen Beschränktheiten seiner Mitgötter entfernt hatte, geht daraus hervor, daß er die Menschen (nach einer aus der Ramessidenzeit stammenden Inschrift) auffordern konnte, ihm, dem Fürsten und Vater aller Götter, „dessen Wohnung keiner kenne" — nicht mehr zu opfern, ihn auch nicht mehr in Heiligenschreinen zu suchen! . . . Von einer solchen Äußerung bis zu jener Durchgeistigung des Gottgedankens, wie wir sie bei einem Jeremias finden, ist aber nur noch ein sehr kurzer Weg. Freilich wird man einwenden, daß diese Forderung Ammons wohl nicht ernst gemeint sein konnte, und daß die Ägypter ein solches Ideal niemals erreicht haben, indessen, gilt das nicht auch von der israelitischen Prophetie? und war nicht die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit am Ende im Tempel des ägyptischen Gottes unmittelbarer überbrückt als im Jahvetempel?! Dies ist aber um so erstaunlicher, als Jerusalem, nach seinen eigenen Ansprüchen, auf eine größere Stetigkeit der Entwicklung zurückschauen konnte, während

das Leben in Ägypten nicht in ununterbrochenem Strome dahinfloß, sondern sich immer nur von einem zum anderen Male entfaltete, wenn wieder ein Erobererttrupp in das Land gezogen war, der das Feuer von neuem entfachte. Die dunklen Zeiten, von denen in ganz Ägypten kein Stein und keine Inschrift Kunde geben, sind Zeiten völkischer Erschöpfung; dagegen lassen sich z. B. während der Zeit von 1400—1200, die geschichtlich hell erleuchtet ist, nicht weniger als fünf Einwanderungen aus den westlichen und vier von den östlichen Gestaden des Mittelmeeres nachweisen. Die Seefahrer, welche aus dem westlichen Mittelmeer und wohl in einigen Fällen sogar von den atlantischen Küsten kamen, setzten nach de Rouge bei Karthago über, auf einem Wege, der den Phönikern geläufig war, und von dem auch Homer zu sagen weiß. Unter den Einwanderern von der syrischen Küste nenne ich die Pullusata, die man mit den Philistern gleichsetzt.

Der ägyptische Typ

Auf ägyptischen Grabgemälden finden sich als Vertreter der Seevölker, von denen in den Inschriften nicht selten die Rede ist, Reckengestalten von schlankem Wuchs mit behörnten Sturmhauben, wie wir sie aus dem alten Germanien kennen. Ihre breiten Bronzeschwerter und runden Schilde erinnern an nordische Funde, ihre Ruderschiffe folgen nordischen Vorbildern; die gleichen megalithischen Grabmäler, die wir von der Ostsee kennen, finden sich nilaufwärts bis in den Sudan. Zu dem Typ dieser Erobererövölker bildet der eigentliche Ägypter einen Gegensatz, wie er nicht schroffer gedacht werden kann, und dennoch haben wir Grund zu der Annahme, daß der eine in dem anderen aufgegangen ist. Der ägyptische Typ ist nur der rassische Endzustand, die Linie, auf die sich die rassischen Gewässer jeweilig einstellten, wenn sich die Fluten verlaufen hatten. Von der Beständigkeit dieses Typs gibt ein Erlebnis Anschauung, das Mariotte erzählt. Als er den Bewohnern von Sakkarah eine Holzfigur zeigte, die er in der Nähe ausgegraben hatte, und die aus dem alten Reiche stammte, da riefen einige gleichzeitig

„Sheikh-el-beled: unser Dorfschulze!" In der Tat sehen die Fellahs von heute ihren Standesgenossen von 3000 v. Chr. zum Verwechseln ähnlich; sie sind auch ebenso konservativ, ebenso geduldig und friedfertig wie jene waren.

Nach dem Gesagten müssen wir in dem ägyptischen Volkstum einen verschütteten Brunnen uralten Europäerblutes erkennen, und das bestätigt die Sprachforschung.

Die ägyptische Sprache und Kultur

kann ihren indo-germanischen Ursprung nicht verleugnen; sie hat nach Abel: „Ägyptisch-europäische Sprachverwandtschaft", reichlich soviel gemeinsame Wurzeln mit den indo-germanischen Sprachen, wie diese unter sich zu besitzen pflegen; man könnte sie nach ihrem Wurzelgehalte also auch für indogermanisch erklären. Und dennoch finden wir in Ägypten keine Spur indo-germanischer Stammesverfassung; nachdem das alte Reich solche Besonderheiten der Vorzeit einmal überwunden hatte, ließ Ägypten sie in keinem Abschnitte seiner späteren Entwicklung mehr zu; es machte sich alles Fremde zu eigen oder schied es, wo dieses sich behaupten oder das ägyptische Wesen fälschen wollte, wie im Falle der Hyksos, wieder aus. Es hat wahrscheinlich niemals ein so in sich gefestigtes Volkstum gegeben wie das ägyptische. Damit hängt aber auch zusammen, daß es Ägypten immer verstanden hat, sich äußere Anregungen und geschichtliche Triebkräfte fern zu halten. Es gibt keine Geschichte Ägyptens, wie etwa eine solche Griechenlands: als das bewußte Ringen nach einem Neuen und Besseren, wenn man etwa einige kurzatmige Regungen, wie etwa die Reformationsbestrebungen Chuen-atons, ausnimmt; und das gleiche gilt auch von der ägyptischen Kunst, von seiner Wissenschaft und seinem Recht. Wie sich die alte ägyptische Kunst der Negadazeit durch alle Jahrhunderte gleich blieb, und niemals (wieder mit Ausnahme der Zeit Chuen-atons) etwas wie ein persönliches Streben in ihr sich bemerkbar macht, so auch das ägyptische Recht: es blieb für immer ein Ausdruck göttlicher Verordnungen, verharrte also in einem Zustande, der für die meisten anderen

Völker nur die Wurzel seiner Bildung darstellt. Es unterlag deshalb auch niemals der geringsten Zweifelsucht und bedurfte keiner Begründung; und so blieb es sich auch immer gleich. Die Gesetzgeber sind die Götter. Osiri, Tot; dieser ist der Gott der Schreibkunst und der Verfasser der heiligen Bücher aus der Zeit des Menes. Die Richter haben sich an die Buchstaben des Gesetzes zu halten; kleinere Streitsachen kommen vor den Einzelrichter, größere vor priesterliche Körperschaften. Den Gerichten dient das Totengericht als Vorbild — die Amente, bei dem das Schicksal des Verstorbenen im Jenseits entschieden wird: die gerechtfertigte Seele wandert, nach entsprechenden Reinigungen, Prüfungen und Bußen, Bekenntnissen und Weihen in die Gefilde der Seligen (Aalu), das Reich Osiris, während die Schicksale jener, die zu Typhon-Set kommen, dunkel bleiben: man redet nicht darüber. Indessen zeigen die Wandbilder vor dem Totenrichter eine abenteuerliche Tiergestalt mit einem Krokodilsrachen „die Fresserin", wie denn das Krokodil auch im Diesseits immer rasch emportaucht, wenn es gilt, den Frevler, besonders aber einen schlechten König, zu verschlingen.

Dem ägyptischen Rechte fehlte es nicht an Merkmalen der höchsten Verfeinerung: man erkennt, daß es das Recht eines Volkes ist, das in seiner Art eine hohe Staffel der Kultur erklommen hat. Der Schutz der Schwachen und Kranken, Greise und Kinder, ja selbst der Leibesfrucht ist in umfassender Weise gewährleistet; besonders über den letztgenannten Umstand geraten Diodor und Strabo in Verwunderung, da das Griechentum dergleichen niemals kannte.

Dem ägyptischen Schrifttum fehlt kaum eine Gattung — vom Märchen bis zum geschichtlichen Roman und zur göttlichen Komödie. Auf eine solche will ich zum Schlusse hinweisen, die Lauth im Papyrus 2 von Bulaq und in einer Inschrift der Grabkammer des Königs Seti I. entdeckt und für einen Sintflutbericht gehalten hat.

Der Sonnengott entbietet in dieser lebendigen Erzählung die anderen Götter durch seinen Schreiber Tot vor sein Angesicht. Die Herbeigerufenen bezeugen ihm ihre Ehr-

furcht. Da spricht Ra zu Nun, dem Schöpfer der Götter und Menschen: Du, o ältester der Götter, von dem ich entsprossen bin und ihr, altehrwürdigen anderen Götter, sehet die geschaffenen Menschen, wie sie wider mich sind! Was wollt ihr gegen sie tun?" Und da ihn der Gott Nun auffordert, selbst das Urteil zu fällen, bricht der Sonnengott den Stab über die sündigen Menschen, nicht ohne seinem tiefen Schmerze Ausdruck zu verleihen: „Es ist der brennende Schmerz (in mir) ein Leiden geworden . . . Ich schwöre, daß mein Herz überdrüssig ist, weiter mit ihnen zu sein!" (Man vergleiche 1. Mose 6, 5—7)

Im Verlaufe des nun hereinbrechenden Strafgerichtes watet die Vollstreckerin des göttlichen Urteils, die Göttin Suchet, bis an die Knie im Blute der Menschen!

Ein solches immerwährendes Blutgericht ist der ägyptische Kulturprozeß; er entfaltet sich aus dem Mißverständnis der Bedeutung des Blutes; immer wieder sendet der Gott seine Vollstreckerin, auf daß sie die Entarteten und Sündhaften unter ihre Füße trete.

Die Völker, die in versunkenen Jahrtausenden nilauf- und abwärts zogen, sind verstummt; die jüngstens, bebrillt, den Baedeker in der Hand, ihren Spuren folgten, besaßen kein besseres Verständnis für die Gerechtigkeit und Sicherheit des Lebens wie jene . . . Und so bleibt nach wie vor die Schicksalsfrage unbeantwortet, welche die große Sphinx, halb im Sande begraben, an die Vorüberziehenden richtet. Werden sie noch einmal die richtige Antwort finden und leben? . . .

3. Die Indo-Eranier und die Rassenhygiene

> Was jetzt du sprichst, geziemt nur dem niedern, dunklen Blut!
> Die Pflicht der hellen Farbe ist heil'ger Heldenmut.
> (Ermahnung Krischnas an den zagenden Arjun, nach J. H. Becker.)

Das Wirtschaftsleben der Babylonier wie der Ägypter beruhte auf dem Landbaue und der Viehzucht; die Grundlage der Landeskultur bildete hier wie dort die Bewässerung, die beidemale zur Schaffung zentraler Verwaltungsstellen und zur politischen Machtverdichtung führen mußte.

Die Landschaft

Auf ganz andere Verhältnisse stoßen wir beim Überschreiten der Bodenschwelle, welche die Südwelt Indiens vom nördlichen Asien trennt. Hier findet sich das mächtigste Gebirge der Erde; es bietet nur in seinen westlichen Ausläufern Verkehrstraßen dar. Überschritten die Einwanderer den Hindukusch, so mutete die Landschaft die vom Norden kommenden in mehr als einer Hinsicht an: sie traten in weite, von erquickender Harzluft durchflutete Täler mit Nadel- und Laubhölzern und auf breit hingelagerte Matten, wo schon seit lange die Viehzucht zu Hause war; solche Verhältnisse konnten bei einem Volke, das das Wandern nicht als Selbstzweck ansah, den Wunsch zum Verweilen, zur Siedlung erwecken. Aber hier eröffnete sich dem weiter in den Süden gerichteten Blicke auch eine Wunderwelt, welche die Phantasie wie das Verlangen in gleicher Weise wach erhielt, wie jener Ausblick, den die Ligurer und später die Germanen und Kelten aus den südlichen Alpentälern genossen. Indien zeigt in seinen geographischen und Siedelungsverhältnissen manche Verwandtschaft mit Italien.

Zeit der Einwanderung In welchem Jahrhundert die Indo-Arier zuerst den Hindukusch überschritten haben, ist nicht genau bekannt. Früher, als man sie noch für das indo-germanische Stammvolk hielt, glaubte man, daß sie von Urzeiten her daselbst gewohnt hätten; heute weiß man, daß die Annahme irrtümlich war und verlegt die Einwanderung ins zweite vorchristliche Jahrtausend.

Die Veden Das Studium der heiligen Schriften der Inder, an das M. Müller die Erwartung geknüpft hatte, es werde uns in jenes Reich blicken lassen — „wo die Stimmen der erstgeborenen Söhne des Manus ertönten" — hat nicht dahin geführt. Man sieht diese Dinge heute mit anderen Augen an als die Sprachforschung in ihren Anfängen getan hat; man weiß, daß weder die indische Haustochter „die Melkerin" heißt, noch daß Prometheus das Geringste mit pramantha = dem indischen Feuerquirl zu tun hat, wie man denn auch davon zurück gekommen ist, aus dem Gleichklange zweier Wurzeln etwa auf divinem Gebiet weitreichende Schlüsse zu ziehen, um so mehr, als die Erfahrung lehrte, daß die Sprachgleichung gelegentlich fehlte, wo eine nicht zu übersehende Sachgleichung vorhanden war — z. B. zwischen Thor und Indra — und man endlich erkannte, daß die Sprache der Veden durchaus nicht den ursprünglichen Charakter besitzt, wie man früher geglaubt hatte, das Griechische und Slavische vielmehr viel ältere Sprachbildungen sind; während sie fünf Vokale besitzen, finden sich im Sanskrit deren nur drei (a, i, u), während e und o fehlen; wo sich in den anderen indo-germanischen Sprachen a, e, oder o findet, da stellt sich im Indischen a ein (z. B. deutsch: ab, griechisch apo, sanskr. apa, deutsch: ist, gr. esti, sanskr. asti). Man war schnell bereit, diese Dreizahl als das Ursprüngliche hinzustellen; indessen verriet das Verhalten der Konsonanten den ursprünglichen Zustand: so z. B. der Mitlauter k, der im Indischen ganz verschieden beeinflußt wird, je nachdem der mit ihm verbundene Selbstlauter einem griechischen a oder o entspricht, ein Verhalten, das man

natürlich nur aus der Vergleichung beider Sprachen erkennen und verstehen konnte.

Einwanderung, Kulturanfänge

Man hat erkannt, daß auch die Kultur Indiens viel jünger ist wie jene der Griechen und Römer. Erst unter dem Küing Aschoka, später selbst wie Persien, geht Indien vom Holz- zum Steinbau über, während die Schrift erst 400 v. Chr. zur Aufnahme gelangt. Es verdient auch Beachtung, daß weder die babylonischen und elamitischen Keilinschriften ein Indien kennen, sowenig wie ein Persien, und daß die persische Geschichte erst um 650 v. Chr. beginnt; dagegen kennen die assyrischen Könige schon um 850 iranische Stämme südlich des Urmiasees. Nach de Morgan hätten die arischen Inder noch um 1500 v. Chr. südlich des kaspischen Meeres gezeltet; 1800 sollen sie noch in Thrakien, ihrer ostarischen Heimat, gewohnt haben; sie sollen das Fünfstromland nicht von den Dasyu, wie es früher hieß, erobert haben, sondern von den Nagas, nachdem sich diese vorher an die Stelle der Dasyu gesetzt hatten.

Die indischen Götter, der Wirtschaftsbetrieb, das geistige Leben

Wir lernen die Einwanderer aus den vedischen Gesängen als Viehbauern — und Räuber kennen. Ihr Hauptgott ist Indra, den sie um Nachkommenschaft, Reichtum und langes Leben, vor allem aber um den Besitz von Kühen anflehen. Ihre priesterlichen Sänger zeigen sich als Eiferer, die jede von der ihren abweichende Ansicht für sträflich und gottlos erklären. Sie unterscheiden zwei Arten von Göttern: Asuras und Devas; die letzteren sind offenbar die jüngeren, die Asuras werden auch die Gottlosen genannt und den Devas zuweilen als Adevas gegenübergestellt: es könnten die Götter der Unterjochten sein. Zu einer erhabeneren Gesinnung schwingen sich die Veden in den Brahmanas auf: hier gelten Asuras wie Devas als die Nachkommen Prajapatis, des Schöpfers Himmels und der Erde wie aller Götter und Menschen. Er hatte beiden, sowohl den Asuras wie Devas zum Beginn

in gleicher Weise den Gebrauch der Wahrheit und der Lüge verliehen; aber mit der Zeit hielten sich nur die Devas an jene, während sich die Asuras ganz der Lüge hingaben, wodurch sie so gekräftigt wurden, daß sie vorübergehend alle Macht in die Hände bekamen und die Devas besiegten; indessen gelang es diesen doch, mit Hilfe des Somaopfers, den Endsieg davon zu tragen.

Kein anderer Götterhimmel ist so stark bevölkert wie der indische. Die Inder wohnten ihr Lebtag in Dörfern und entbehrten immer eines politischen und geistigen Mittelpunktes; in den vielen, im Lande zerstreuten Tempeln und Klöstern konnte sich jeder phantasiereiche Kopf seine besonderen Götter und seine eigene Theologie zurecht machen. Einen entfernten Vergleich bietet die evangelische Theologie mit ihren zerstreuten Lehrstühlen und Kanzeln, wenn man sie mit der von einer einzigen Stelle geleiteten katholischen vergleicht.

Zur Zeit ihrer Einwanderung haben die indischen Arier ihren alten Himmelsgott — Dyaus — beiseite geschoben: sie fechten unter Indra. Unter dessen Leitung veranstalten sie regelrechte Kesseltreiben zur Ausrottung der Ureinwohner; dieselben werden z. T. in die Berge verdrängt, z. T. auch verknechtet. Die Waffe der Eroberer ist der Bogen: „Mit dem Bogen“ sagt ein Sänger — „wollen wir Rinder ersiegen, mit dem Bogen die Schlacht gewinnen, mit dem Bogen in heißen Kämpfen siegreich bestehen. Der Bogen fügt dem Feinde Ungemach zu; mit dem Bogen wollen wir alle Weltgegenden unterwerfen.“

Das Wirtschaftsleben der Besiegten wie der Eroberer ist auf die Viehhaltung gestellt. Das Rind ist nicht nur das Ziel der Kämpfe, es bestimmt das Denken und Trachten auch der Frommen. Der Name: Indien=ajras soll nach der Wurzel aj = treiben gebildet sein; es ist ein auch unseren Hirten geläufiger Aufmunterungsruf an die Herde, ferner: ajras = die Trift oder Treibe; es ist auch bemerkenswert, daß Kampf indisch: gavischti = Begierde nach Kühen bedeutet, kampflustig: gavyn = nach Kühen verlangend, gopati: der König = der Besitzer von Kühen. Der Kriegsgott, Indra

ist auch der Besitzer aller Rinder, die er den Seinen schenkt: „Kommet her, wir wollen Indra, herdenbegehrend, anflehen; seine Fürsorge für uns möge er steigern; er treibt zusammen die Herden des Feindes, wessen er will.“ . . . „Wenn ich, Indra, so wie du, Alleinherrscher über allen Besitz wäre, so würde mein Lobsänger rinderreich sein; ich würde ihm schenken, ich würde ihm helfen, o Herr der Kraft, dem Andächtigen, wenn ich Herr der Rinder wäre!“

Durch Gebete und Opfer kann man Indra nötigen, am Kampfe teilzunehmen; man muß aber bedenken, daß Indra dem Somatrunke ergeben ist und am liebsten im Rausche kämpft; das Somaopfer stärkt seine Kampflust: „Bereitet, o Indra, ist der Somatrunk dir, er fülle dich mit Kraft! Trinke den trefflichen, Unsterblichkeit verleihenden und erfreuenden! Komm her, o Indra, trinke mit Lust den Gepreßten, berausche dich, o Held, die Feinde zu töten! setz dich nieder auf meine Decke, hier o Guter, ist Saft gepreßt, trinke dir den Bauch recht voll — dir, o Furchtbarer, spenden wir.“ Auch seine Gemahlin zieht Indra zu dem Trinkgelage herbei: „Mit der Gattin hast du dich und mit Puschan, o Keilbewehrter, berauscht.“

Man sieht, daß diese religiösen Gedanken und Übungen nur schlecht zu der Chamberlain'schen Vorstellung von dem hohen Gottesbewußtsein der Indo-Arier passen wollen und erkennt wieder einmal, daß das Erhabenste aus dem Rohen seinen Anfang nimmt, und eine solche Steigerung setzt denn auch in unseren Gesängen ein: „Indra stärken die Gebete wie die Flüsse das Meer . . . Du rührst dich, Kämpfer, Schlachtenerreger, Burgenbrecher, wo bannertragende Scharen zusammentreffen und alles was uns lieb ist, auf dem Spiele steht . . . Mit siegverleihendem Opfer, durch das einst Indra siegreich wurde, mit dem, o Herr des Gebetes, mache uns siegreich, damit wir herrschen.“

Die Veden nennen Indra wiederholt: den Blonden, Goldhaarigen, Rotbärtigen. Er entspricht, nach Schirmeisen, dem nordischen Tor; demgemäß sind auch die Ziegenböcke sein geschätztes Opfertier. Wie sein nordischer Bruder haßt er die Zauberer und Dämonen und ist, wie jener, rasch bei

der Hand, einen Vertrag zu brechen, wenn es ihm Vorteil verspricht. Als seine größte Tat gilt die Niederzwingung des Vrtra, der die Wasser zum stehen gebracht und die Täler mit Eise gefüllt hatte. Auch mit dem Steppendämon Sushna = vielleicht dem Surtur der Edda, bestand Indra siegreiche Kämpfe.

Die Indo=Arier waren in dem eroberten Gebiete auf Völker gestoßen, die ihnen in kultureller Hinsicht wahrscheinlich überlegen waren. Rigveda redet von Hunderten von Burgen, die die Arier unter Indra gebrochen haben. Zwar schildern die Sänger diese Bevölkerung als dunkel, klein und häßlich, mit breiten, stumpfen Nasen und kleinen Augen, aber eine solche Kennzeichnung würde vom Standpunkte des hochgewachsenen blonden Nordländers auch auf einen Teil der Süddeutschen passen; wenn sie dann als mit Gold und Edelsteinen überladen und reich an Rindern und Rossen geschildert werden, so spricht auch das nicht gerade für ein „negroides Naturvolk", als das man die Ureinwohner mehrfach ausgegeben hat. O p p e r t glaubt an ihre Verwandtschaft mit den Sumerern; auf Beziehungen zwischen dem Dravidischen, der vorarisch=indischen Sprache und dem Sumerischen ist schon hingewiesen worden.

Man nimmt an, daß die Indo=Arier, als sie nach Indien kamen, den Ackerbau nicht, oder nicht mehr gekannt haben. Die Sprachwurzeln, welche sich auf diesen, auf die Waldwirtschaft und Viehzucht beziehen, zeigen in den europäischen Sprachen und in der Sprache der Veden nur geringe Verwandtschaft; die Veden besitzen ihre eigene Ackerbausprache: die gemein=indo=germanischen Bezeichnungen müßten demnach auf der wahrscheinlich sehr langen Wanderung verloren gegangen sein —, wenn sie zuvor vorhanden gewesen sind.

Nach dem Gesagten muß es eine offene Frage bleiben, ob die Indo=Arier nicht ein gut Teil ihres Kulturbesitzes und einen Teil ihrer Götter im Lande vorgefunden haben? Besonders denke ich hierbei an die Kaste und an den Himmelsgott Varuna. Eine solche Annahme würde den Abgrund überbrücken, der zwischen diesem und dem Kampf=

gotte der Einwanderer besteht. Jener ist ja in Syrien der Vorgänger Jahves, der seinen Tempel in Jerusalem auf einem Kultplatze Varunas aufgebaut hat. Die Veden bezeichnen ihn als das Haupt der Asuras, also des älteren Götterhimmels. Vielleicht war er lange vor Indra der oberste Herr des indischen Götterberges und ist mit einer früheren indo-germanischen Völkerwoge in das Fünfstromland gelangt. Es gibt Straßen, die zu allen Zeiten von Tieren, Menschen und Göttern begangen worden sind: ich fand in Afrika metertiefe Serpentinen im Felsengebirge, die von Büffeln ausgetreten waren: sie führten auf Berge, wo sich junger Graswuchs fand. Und so mögen auch die Täler des Hindukusch nicht nur in geschichtlichen Jahrhunderten von Assyrern, Persern, Griechen, Skythen, Afghanen und Mongolen begangen worden sein, sondern auch in vorgeschichtlicher Zeit von jenen Völkern, die damals an der Reihe waren; und mit ihnen wanderten ihre Götter. Wenn das Gesagte richtig sein sollte, so müßten sich die Indo-Germanen unter Indra zu den Anbetern Varunas verhalten, wie die Griechen unter Apoll zu den Achäern. Auch diese kannten ja Varuna, wenn auch unter einem etwas anderen Namen (Uranos); beidemale wandelten die Einwanderer ihre Gottesvorstellungen nach den Vorbildern, die sie in dem eroberten Lande fanden; ging dies nicht an, wie im Falle des Rauf- und Saufboldes Indra, so wurde der eigene Gott zur Seite geschoben und der fremde trat an seine Stelle. Jedenfalls aber steht der ältere Himmelsgott turmhoch über dem Kriegsgotte der Eroberer. Er umspannt das gesamte Weltall und bezieht auch das Recht in seine göttliche Satzung, die rta, ein; er verkündet, was recht — dharma — ist. Wie die natürliche Ordnung, die Ordnung des Gottes — rta — dem Gläubigen die frohe Gewißheit verleiht, daß der finsteren Nacht der beglückende Tag auf dem Fuße folgt, so führt des Varuna dharma — Satzung auch die Menschen durch die finstere Nacht der Leidenschaften in eine Welt des Lichtes und der Harmonie.

Dem Tage voran eilen, nach indischer Vorstellungsweise, so wie es Varuna bestimmt, die andachtgeschirrten Sonnen-

pferde — aschvin, die nie genug gepriesenen! Die Sonne aber, indem sie emporsteigt, verleiht Kraft allem Lebenden, den Stehenden wie Gehenden (Pflanzen und Tieren), sie, die den Ritapfad richtig voranschreitet, wie einer, der gut Bescheid weiß, verliert nicht die Himmelsrichtung. In ihrem Gefolge aber wandeln, auf endlosen Wegen, die beiden Schwestern — Tag und Nacht — gottbelehrt; nicht stoßen sie zusammen, nicht stehen sie still, die Gleichgestimmten, Verschiedengestalteten.

In seinem Palaste aber sitzt Varuna, der in unwandelbarer Ruhe und Herrlichkeit über allen Göttern thronende Himmelsgott — Vergangenes und Zukünftiges überschauend, Himmel und Erde mit seinem Gesetz erfüllend und erhaltend. Der Weltordner — vidhartar — läßt die Flüsse rennen; sie laufen wie er will, sie bleiben niemals aus, sie ermüden nicht. Die Wolken hat er in die Lüfte, ins Roß den Mut gelegt, in die Kuh die Milch, Verstand gab er dem Menschen, die Sterne hat er an den Himmel gesetzt und an den Fels die Soma. Die Sonne ist sein Auge, der Himmel sein Gewand, der Sturm sein Atem. Ihm entgeht nicht der Vogelflug, nicht die Fahrt der Schiffe auf dem Meere, er ist allgegenwärtig, und nichts ist ihm verborgen.

Diese vedischen Hymnen ähneln denjenigen Chuen-atons; sie dürften auf dem gleichen Holze gewachsen sein. Mochte der Gott eine Zeitlang dem Draufgeher Indra gewichen sein, er mußte, als die Zeit kam, wieder zu seinem Rechte kommen; ähnliches konnte S c h i r m e i s e n von Yama, dem indischen Todesgotte, nachweisen, der nahezu vergessen war, als er ein zweites Mal zu großem Ansehen gelangte.

Die iranischen Gottheiten

Die alt-iranische Zendsprache und die Sprache des Rigveda unterscheiden sich nur wenig, und gleiches gilt von den Völkern, die sie redeten. Trotzdem sich zwischen ihnen in religiöser Hinsicht Gegensätze herausgebildet haben, ist doch der gemeinsame Ursprung deutlich erkennbar; es frägt sich aber auch hier, ob die Bogenschützen Indras die ersten Indo-Germanen waren, die die persische Hochebene (Iran)

betreten haben? Auch hier fanden die Einwanderer eine ihnen in kultureller Hinsicht überlegene Bevölkerung vor, auch hier zeigt sich ein Gegensatz zwischen ihren einfachen Gottesanschauungen und den Ausprägungen einer verfeinerten Religionsphilosophie, wenngleich manches anders ist als bei den Indern. An die Stelle der Rita tritt hier: die Wahrheit — artam, die indessen auffallenderweise nicht mit Varuna in Verbindung gebracht wird, wenngleich die Sprachwurzel offensichtlich die gleiche ist: dieser Gott ist hier nicht in Aufnahme gekommen. Zahlreiche persische Namen, wie z. B. Artafernah — das Glück von Artam habend, legen aber Zeugnis ab, wie verbreitet diese Vorstellung gewesen ist. Das persische Vaterunser beginnt mit den Worten: „Das Artam ist das beste Gut“ und dieser Begriff ist in artam-wahischtam — das beste Artam — zu einer der Gottheiten des Mazda verkörpert worden. Auf die alte Zeit geht auch die Göttin artisch-wahwi zurück, ein Beiname der fleckenreinen Anahita — der Mutter Gottes.

Der Gott, welcher in Persien, ähnlich Jahve in Syrien, nach erbitterten Kämpfen den Sieg über die anderen Götter davongetragen und den Grund zu einer mehr einheitlichen Religion gebildet hat, wie der indischen, ist Ahura-Mazda, dessen Prophet — Zarathustra; dieser soll unter Vistaspa im fernen Osten gelebt haben. Seine Lehre ist unter einem persischen Neuadel verbreitet, der aus dem Osten des medischen Reiches, erobernd, vorgedrungen ist und dem persischen Reiche neue Könige und einen neuen Aufschwung gebracht hat. Es mag eine Geschlechtergruppe gewesen sein, die, ähnlich den Goten in Ober-Italien, durch Jahrhunderte in glücklicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, bis sie die in sie gelegten Keime der Vortrefflichkeit weiter verbreiten konnte.

Die Grundbegriffe der Mazdalehre beziehen sich auf Reinheit und Ackerbau, und das Avesta wird nicht müde, den Sinn dieser beiden so verschiedenen Grundbegriffe zu verknüpfen und auszudeuten: Gleichwie die Reinheit mit der Lüge in ewigem Kampfe liegt, so der Ackerbau und Mißwuchs; die Erde fühlt, wenn ihr der Sämann den Samen

anvertraut, die gleiche Lust wie das junge und reine Weib, dem der Gatte beiwohnt. Durch Arbeit und Betriebsamkeit, Kanalbau und Landpflege, besonders aber durch das Pflanzen der Bäume, wird Mißwuchs und Lüge bekämpft und Artam gestärkt; es ist ein Gedanke, der etwa in unserem Worte „Müßiggang ist aller Laster Anfang" zum Ausdruck gebracht worden ist. Kyros, der König, zeigte dem Lysander Reihen von Bäume, die er mit eigener Hand gepflanzt hatte; die plumpe Bemerkung des Griechen: „das tun bei uns die Sklaven" — läßt die ganz verschiedene Wertung der Arbeit erkennen; die Perser waren unter Mazda zum Verständnis auch des sittlichen Wertes der Arbeit gelangt, wie sie sich bei einem wohlgesinnten heutigen Menschen findet, ja noch mehr: Ackerbau wie jede Kulturarbeit bilden bei den Persern ausdrücklich einen Teil ihrer gottesdienstlichen Ordnungen. Jene Gehege und Haine, die die Perser „paradeza" nannten, die sie überall angelegt hatten, wo sich nur die nötige Bodenfeuchtigkeit fand — wobei jeder Quell auf das sorgfältigste gefaßt und vor Verunreinigung geschützt wurde — waren dem Volke heilige Stätten, die sie nur mit Ehrfurcht betraten. Als des Kyros Bruder Artaxerxes II. auf einem Feldzuge wider die Chedusier, notgedrungen, zur Zerstörung eines solchen Haines schreiten mußte, da wagten es seine Leute anfangs nicht, Hand anzulegen und taten es erst, als der Führer den Anfang gemacht und erklärt hatte, daß er die Verantwortung auf sich nehme. Einst überreichte ein vornehmer Perser dem Könige einen Granatapfel von außerordentlicher Größe; der König sagte: „Bei Mithra! dem Manne müßte man einen Staat anvertrauen, er würde ihn bald groß machen."

Die Lehre Zoroasters

verknüpft, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, mit der größten Unbefangenheit verschiedenartige körperliche und seelische Wesenheiten zu einer Gesamtanschauung; sie nennt edle Hunde, Rinder und hohe Gedanken in einem Atem; das mißratene Zuchttier gilt als „Lüge", indessen sind solche Verbindungen ja auch uns nicht gerade wesensfremd, nur

daß sie bei uns nicht grundsätzlicher Art sind, sondern mehr poetischer Ausdruck. Wenn Goethe von der „wahren Linie des menschlichen Körpers“ spricht, wenn der Ausdruck „Rassenreinheit“ bei uns anfängt, religiöse Bedeutung zu gewinnen, so sind dies doch ähnliche Zusammenklänge, die eine Weltanschauung stützen.

Nach Herodot wurden die persischen Knaben vom 5. bis zum 20. Lebensjahre im Reiten, Bogenschießen und in der Wahrheit unterrichtet, nach Plutarch die Söhne der Könige, vom 14. Lebensjahre, in der Weisheit des Zoroaster, den königlichen Geschäften und in der Furchtlosigkeit. Waren die Kinder hoch und stattlich gewachsen, so wurden die Eltern gerühmt. Als Artachai, der größte und stärkste unter den Persern, gefallen war — er maß 5 Königsellen weniger 4 Finger — da trauerte das ganze Heer des Xerxes.

Die Weltreligionen sind große Vereinfachungen des menschlichen Denkens, das so in ihnen von den Lasten befreit wird, die es zu Boden drücken. Ein Mittelpunkt solcher Vereinfachungen war für die christliche Welt die Liebe, für die Zartusch-Verehrer — die Wahrheit oder das Gute. Gut und Böse sind für den Perser die Pole der Welt. Wenn Nietzsche in seinem: „Also sprach Zarathustra“ die persische Denkweise aufleben ließ und fast im gleichen Atemzuge sein „Jenseits von Gut und Böse“ in die Zeit warf, so ist dies ein Widerspruch zu vielen anderen, die diesem Dichter anhaften. Es ist nach persischer Denkweise die Aufgabe des Menschen, den Sieg des Guten auf Erden zu befördern; das Diesseits ist lediglich eine Vorstufe des Jenseits: es dient zur Sonderung der Menschen in Gute und Böse, ist also eine Walstatt, und die Gesamtanschauung läuft auf einen verfeinerten Walhallgedanken hinaus, der im Christentum, auch räumlich in seinen Ausgangspunkt zurückkehrend, einen großen Kreis der geistigen Bewegung zum Abschluß bringt. Im Jenseits gelangen die Guten, sie werden auch als die Wahrhaftigen bezeichnet, zu dem großen Heere, das nach 3000 Jahren, wohlgerüstet, den Kampf gegen Ahriman, den Geist des Bösen, aufnehmen wird. Dieser Kampf soll weitere

3000 Jahre hin und her schwanken, und erst in den nächstfolgenden 3000 Jahren soll das Böse endgültig niedergerungen werden. Jeder, der für das Reine und Gute kämpft, verstärkt die Macht wider den Geist des Bösen, vermehrt also die Aussichten des endlichen Sieges über dieses; da aber auch jede einzige Tat, ja, sogar ein jeder Gedanke bei der endlichen Abrechnung, im letzten Gerichte, in die Wagschale gelegt werden wird, so gilt es, das ganze diesseitige Leben mit Reinheit und Wahrheit zu erfüllen.

Rassisches

Es ist auffällig, daß Zoroaster und sein Gott, die die Reinheit zu ihrem obersten Grundsatze erklärt hatten, nichts für die Reinheit der Rasse übrig hatten, während die Brahmanen gerade hier ihren Reinheitsgedanken in den Vordergrund stellten. Persien hat sein rassisches Erbe, ohne jedes Bedenken, in das Treiben der Zeit eingesetzt, was seinen soviel rascheren Verfall einigermaßen erklären mag. Der Semitismus, in Indien unbekannt, gelangt in Persien zu wiederholten Malen, und nicht nur sagenhafterweise (Buch Esther), zur Abschlachtung seiner Gegner. Wohl kann man im Avesta lesen, es gehöre zu den Pflichten des guten Menschen, gutartige Kinder zu zeugen, auch haben persische Könige Preise auf den Kinderreichtum arischer Sippen ausgesetzt, indessen pflegen sich solche Aufmunterungen immer erst dann einzustellen, wenn es mit den Völkern zu Ende geht, und es kommt auch nicht viel dabei heraus; dagegen erfahren wir, daß sich in den Häusern der Mazda-Verehrer Töchter von Ungläubigen, also wohl von nichtarischer Herkunft befanden, deren jeder Perser, nach Herodot, eine Anzahl besaß. Die herrschende Schicht, die einstmals durchgängig aus Ariern bestand, verkam denn auch in kurzer Frist — körperlich und seelisch. In Susa waren die Palast-Revolutionen wie nur je in semitischen Reichen zu Hause; zu Alexanders Zeiten ist Persien nur noch ein Schatten seiner selbst, während Indien über eine achtunggebietende Macht verfügt, und nur in Fars, der alten Persis, dem Stammlande des persischen Adels, behielten Ackerbau und Mazda-Verehrung ihre alte

Bedeutung. Hier wurden die heiligen Schriften gesammelt, ja, sogar ernstliche Versuche zur Erneuerung der Lehre wie des Lebens unternommen, ganz ähnlich den gleichartigen Bestrebungen, deren Zeugen wir heute sind.

Die indische Kaste

Ich suchte schon glaubhaft zu machen, daß der indische Kastenstaat einer vor-indoarischen Zeit entstammt; wir fanden die Kaste bei den Erioi, jenem merkwürdigen Zuchtverbande der Südsee-insulaner. Eine solche Einrichtung fußte auf der Anschauung, daß der Wert eines Menschen durch sein edles Blut und dessen Reinheit bedingt sei, wobei man unter Reinheit das strengste Fernhalten fremder Art verstand. Die Griechen nahmen an, daß nur der Vater zeuge und die Mutter lediglich das Kind ernähre, so daß die Art völlig rein erhalten bliebe, wenn man auch Weiber aus allen niederen Rassen in die Familien aufnehme: an solchen Kindereien gingen die Brahmanen gelassen vorüber — sie wußten es besser.

Die Inder kannten anfänglich nur vier Kasten. Das Gesetzbuch des Manu sagt ausdrücklich: Es gibt keine fünfte Kaste. Während die höheren drei die Gesellschaft der „zweimal Geborenen" (dwiga) darstellten, unserem Lehr-, Wehr- und Nährstande entsprechend, bildet die vierte Kaste — der Sudra — den dienenden Stand; sie ist nicht-arischen Ursprunges; daß zu dieser Kaste nicht bloß die Handwerker, sondern auch Ärzte, Astrologen, Musiker gehörten, läßt vermuten, daß die Inder auch ihre Wissenschaften und Künste von der unterworfenen Bevölkerung übernommen haben. Die Kschatrija bildeten, wie die Dorier in Griechenland, einen Kriegeradel, der sich später mit den Brahmanen und zuletzt auch mit dem gemeinen Volke vermischte. Nachdem sich dann die Verhältnisse ausgeglichen, und die Sieger den Brauch der Besiegten angenommen hatten, galt das Gesetz des Manu, wonach nur derjenige einer Kaste angehörte, der vater- und mütterlicherseits von Angehörigen dieser Kaste abstammte und die kirchlichen Weihen empfangen hatte; anderenfalls folgten die Kinder, wie in Germanien „der

ärgeren Hand". Das bezieht sich indessen nur auf die Mißheiraten der Männer: Wenn sich dagegen ein Weib aus höherem Stande mit einem Manne aus niedrigerem verband, so sank dies und ihre Kinder um so tiefer, je tiefer es sich bei der Wahl vergriffen hatte. Es wurde mit Schimpf und Schande aus der Kaste ausgestoßen. Die Mischlinge der Brahmanen und Sudras sind die Tschandala; sie sind die niedrigsten unter den Sterblichen, wohnen außerhalb der Dörfer, beschäftigen sich mit unreinen Gewerben und leben von unreiner Speise; unter den Gartenfrüchten ist ihnen der Genuß des Knoblauchs vorbehalten; es ist ihnen verboten von links nach rechts zu schreiben und sich der rechten Hand beim Schreiben zu bedienen — „denn solches ist dem Ehrenhaften vorbehalten" — Mann; auch dürfen sie nur die bösen dämonischen Wesen anbeten.

Das nachvedische Indien hat auch einen besonderen Zuchtgott, nämlich Vischnu; die Veden kennen ihn so wenig wie Homer den gleichartigen Dionysos; er gilt den Indern als Sonnengott. Als Krischna steht er an der Spitze eines gegen Indra gerichteten Aufstandes; man gab ihm 16 100 Frauen, mit denen er 180 000 Söhne gezeugt haben soll — lauter Halbgötter!

Das Gesetzbuch des Manu sieht die Sache nüchterner an; es beschränkt sich, nach Art unserer Rassenhygiene; auf gute Ratschläge zur Gattenwahl.

„Der junge Mann soll sich ein Mädchen wählen, das der nämlichen Kaste angehört wie er selbst und alle Merkmale der Vortrefflichkeit besitzt; dabei soll er aber folgende Familien meiden:

1. die die vorgeschriebenen Weihen verabsäumt hat,
2. die ohne männlichen Erben ist,
3. in der der Veda nicht gelesen wird,
4. deren Angehörige einen Haarpelz auf dem Leibe haben,
5. die zu Hämorrhoiden, Schwindsucht, schlechter Verdauung, Fettleibigkeit, Aussatz und geschwollenen Beinen neigen.

Der Gang der Jungfrau, die er zur Gattin wählt, soll voll Anstand, so wie der Gang eines Flamingo oder eines jungen Elefanten sein; ihr Haar wie ihre Zähne sollen sowohl an Stärke wie an Größe die Mitte halten; ihr Körper soll vorzüglich weich sein. Männer der wiedergeborenen Kasten, die sich aus Verstandesschwäche in widergesetzliche Ehen einlassen, bringen ihre Familien und Nachkommen sehr bald zum Stande der Sudra herab; aus solchen Ehen gehen verwerfliche und verächtliche Menschen hervor, die noch verruchter als ihr Erzeuger sind, weil böse Eltern noch böseren Kindern das Leben schenken."

Manu, Kap. 1—9.

Das Gesetzbuch befaßt sich auch mit der Eheschließung: es schreibt dem Kschatrija die Raubehe vor — wie Lykurg seinen Spartanern; beide wollen den Ihren die angestammten barbarischen Vorteile wahren, von denen Goethe redet. Auch über die Lebensweise verbreitet sich das Gesetz des Manu: es warnt vor der Stadt: „Wenn ihr sagt, daß der in einer Stadt wohnt und dessen Körper mit Staub bedeckt ist, den andere aufgerührt haben, dessen Augen und Mund davon erfüllt sind, das Heil erlangen kann, wenn er sich zurückhält — das ist unmöglich." Ähnliche Absichten vertrat auch schon das ältere indische Dharmarecht: es suchte die Geschlechter auf der Scholle zu erhalten und zu schonen; die Trift war Gemeineigentum, der Pächter zahlte ein Sechstel des Ertrages, unter Erlaß des Pachtes bei Viehsterben oder Mißwuchs. Der Erblasser hatte nur über die bewegliche Habe zu verfügen; die Töchter erbten nur den Schmuck der Mütter und wurden also nicht, wie bei uns, nach ihrem Reichtum, sondern auf Grund persönlichen Wertes gewählt.

Solche Gesetzgebungen gehen gemeiniglich in industriellen Entwicklungen unter: das ist in Indien nicht der Fall gewesen; dafür trat aber etwas gleich Bedenkliches ein: die Industrialisierung und Überfeinerung der Ideen, die gleichfalls zur Preisgabe der Schutzgesetze und besonders zur Aushöhlung der Kaste führten. Am Ende lag der Wert der Menschen doch nicht mehr im Blute, vielmehr in ihrem Bekenntnis, in Zauberformeln und in Gebeten, die ihre Lippen hersagten.

Mit dieser religiösen Übergipfelung ging eine gesellschaftliche Verfeinerung und Auswickelung Hand in Hand; das indische Mittelalter erinnert in seiner Farbenbuntheit an das christlich-germanische; es hatte seine Turniere, seine Romantik, seine Minnesänger; das Mahabharata zeigt, wie J. H. Becker nachgewiesen hat, eine weitgehende stoffliche Verwandtschaft mit der Nibelunge.

Wir wissen aber, wohin eine solche Entwicklung führen mußte: der Verfall griff um sich; der Kriegeradel schmolz zusammen wie der Märzenschnee in der Sonne; schon die ältesten bildlichen Darstellungen zeigen jene Judengesichter, die heute in Indien vorherrschen, und dabei sank auch das geistige Leben von Stufe zu Stufe: das Sanskrit wurde durch das Pali ersetzt; anstelle hoher Gottgedanken traten allerlei blödsinnige Handgreiflichkeiten — Schlangenkulte und verworrener Dämonenglaube; das Opferwesen nahm immer rohere Formen an, und Siva, ein dravidischer Götze, gewann mehr Anbeter als die arischen Götter jemals besessen hatten.

Brahma und Buddha

Auf diesen zunehmenden Verfall antwortet der Gott der Brahmanen mit einer umso tieferen Verinnerlichung; seine Anhänger sammeln sich in Klöstern und entfalten ein Mönchsideal, das jenem unseres Mittelalters sehr ähnlich ist. Schon in der Sutrazeit hatte sich in Indien ein Suchen nach neuen und reineren Gottgedanken bemerkbar gemacht; Büßer und Heilige fühlen sich schon in diesem vedischen Zeitabschnitt zu keinerlei religiösen Veranstaltungen mehr verpflichtet; wenn sie dennoch an solchen teilnehmen, so geschieht es in einem neuen und übertragenen Sinne; sie üben sich in Schweigen, statt, wie es die anderen zu tun pflegten, ihre priesterliche Allmacht anzupreisen. Ein Brahmane, von seinem Schüler beschworen, ihm das Geheimnis seines Gottes zu verkünden, desselben Gottes, dem das Wort einstmals alles war, erwiderte: „Ich lehre dir es ja, indem ich schweige.“ Ein Feuerpriester gab sein Gewerbe auf und begründete es damit, daß er den tieferen Grund der Opfer in der Selbstsucht der Priester erkannt habe!

Und so war denn die Zeit für den Einen herangereift, von dem die indische Prophetie schon lange geredet hatte „durch dessen Tugend alle zu wahrem Heile gelangen sollten" — den Gottgesandten: Gautama, Siddharta, den Königssohn aus dem Geschlechte der Sakja von Kapilavastu. Die Sage berichtet: er habe, von einem Feste heimkehrend, am Wege einen hülflosen Greis, einen jammernden Säugling und einen Leichnam angetroffen; erschüttert von diesen Bildern menschlichen Jammers, sei er in tiefes Sinnen versunken, wobei er die Nichtigkeit seines bisherigen Tuns erkannte und beschloß, den Gefährten, ja seiner Anwartschaft auf den väterlichen Thron den Rücken zu kehren. Da wird ihm verkündet, daß ihm seine junge Gemahlin soeben einen Sohn geboren hätte (was die Erfüllung des heißesten Wunsches jedes Inders bedeutete) — indessen wendet sich der Erleuchtete, schweigend, zum Gehen.

Was ihn ergriffen hatte, waren Bilder menschlicher Schwäche, der Hülflosigkeit und des Mangels: wie soll man diese Trauer und Demütigung überwinden? Die Priester lehrten: durch Opfer, welche die neidischen Götter und Dämonen versöhnten — indessen lehrt die Erfahrung, daß auch der Frömmste der Krankheit und dem Mißgeschick nicht zu entgehen vermag: denn die Rechnung geht niemals auf; es bleibt ewig eine ungetilgte Schuld; entweder hat man die Bedeutung der Opfer verkannt, oder es ist nicht richtig, daß die Götter sich versöhnlich zeigen. Diese gleichen den Menschen, sie leben von Speise und Trank, haben also das Maß der Vollkommenheit nicht erreicht; sie sind, wie die Menschen auch, in den Kreis der Notwendigkeit eingeschlossen: alles kommt und geht und ist an die Notdurft gebunden, der Mensch muß sterben, und wenn ein Gott es anders beschlösse.

Wer dem Leiden wirklich entgehen will, für den gibt es nur eine Rettung: er muß diesen Zauberkreis durchbrechen, um sich in ein Reich der Freiheit empor zu schwingen, wo kein Zwang mehr waltet — Nirwana. Einige glaubten zwar, es sei möglich, allem Ungemach durch Selbstmord zu entfliehen, aber sie befanden sich in einer schweren Täuschung: denn auch diese Ausflucht ist dem Zwange entsprungen und

keine befreiende Tat; wohl aber liegt die Erlösung in der Abstreifung alles Menschlich-Unvollkommenen, in der Selbstüberwindung, in der völligen Heiligung, mit der der Mensch dem bösen Schicksale entgeht, weil er aus der starren Kette der ursächlich begründeten Notwendigkeit herausgetreten ist.

So weit gekommen, hatte der Erleuchtete begriffen, daß es nicht den geringsten Zweck habe, neidischen Dämonen, die selbst noch tief in den Zwang verstrickt und durch ihren ewigen Hunger gefesselt sind, zu opfern, denn sie werden nimmer satt, können also auch ihren Neid und ihre Mißgunst niemals in Wohlwollen und Gunst verwandeln. Und damit, so berichtet die Legende, „durchschaute Buddha alles Vergangene und Gegenwärtige, und es erschloß sich ihm die Erkenntnis der Ursachen und Folgen." In dieser tiefsten Erkenntnis versanken hinter ihm alle Opfer und Sühnhandlungen, und er ward zum Bodhisatwa: er war vom Übel und Leiden erlöst; die Sünde hatte an ihm ihre Macht verloren.

Was so der Eine und Einzige vorgedacht hatte, das ward in der Folge Vielen zum inneren Erlebnis — das ursächliche Denken, in der Richtung auf eine Befreiung aus den Verstrickungen des Menschengeistes, es zeigt sich in dem älteren buddhistischen Schrifttum in strahlendem Glanze; neben einer wahren Frömmigkeit findet sich dort eine solche Unbefangenheit des Denkens, Milde der Gesinnung, Selbstlosigkeit und Seelengröße, daß man die ersten Bekenner der Lehre in der Tat als Erlöste preisen könnte.

Die indische Reformation war, mehr wie unsere deutsche, von durchgreifender Art. Der König Aschoka, der ihr anhing, schickte Wanderlehrer in die Dörfer, um das Volk aufzuklären; er ließ an den Straßen, nach persischen Vorbildern, Haine pflanzen und Unterkunftshäuser für die Wegmüden errichten, Brücken und Talsperren erbauen und selbst für die Vögel Gehege errichten. Die neue und bessere Einsicht in die inneren Zusammenhänge der Dinge bewährte sich auf allen Wegen, und zu allem Guten fanden die Menschen mit einem Male die Zeit und

die Mittel, denn die Dämonen saßen ja nicht mehr mit ihnen zu Tische, die Ernte verschlingend: Der von seinen Schulden gegen die Götter erlöste Mensch fühlte sich nun auch in jeder anderen Hinsicht als ein Freier und Verantwortlicher. Er schritt mit neuem Mute an jedes gute Werk; der Tschandala selbst blickte freier umher, und der Bauer schwang sich zu der Erklärung auf: „Jeder gute Mensch ist meine Nachkommenschaft“.

Indessen bedeutete alles dies doch für die Masse des indischen Volkes, die schon halb im Rassensumpfe erstickt war, nur einen Wahn; sie verkannte die Worte und mehr noch den Sinn des Meisters, sofern sie überhaupt darauf hörte, und es dauerte nicht lange, so war aus dem Befreier ein neuer opferheischender Zauberer und Dämon entstanden; man wird annehmen dürfen (nach hundertfältiger Erfahrung), daß auch der Buddhismus von einer neuen Völkerwoge getragen war, mit der er fiel; es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen Buddha und Brahma, einem mehrhundertjährigen Religionskriege, der mit dem Siege des letzteren endete; dieser Sieg würde einem vorauszusetzenden Siege des Katholizismus über den Protestantismus in unserem eigenen Kulturkreise entsprechen, den einige für möglich halten. Nach Java, Tibet und China und in die spintisierenden Kreise eines an sich irre gewordenen Europa verschlagen, fristet die Lehre Gautamas heute nur noch ein Scheinleben.

Die persischen Reformgedanken

Wir lenken unsere Schritte noch einmal nach Iran. Auch die Perser hatten ihr Zeitalter der Reformation, wo sie sich auf ihre eigene bessere Art besannen. Ardaschir IV. (griech. Artaxerxes, altpers. Artahschatra) — der Sohn eines alten Fürstengeschlechtes der Persis, jenes Bezirkes, das dem persischen Reiche schon wiederholt seine neuen Menschen geliefert hatte, nannte sich, nachdem er glücklich gegen die Parther gefochten hatte, König der Könige und bemühte sich, in Religion, Sitte und Staat das altiranische Wesen wieder herzustellen. Noch einmal loderten in ganz Persien die Flammen von den Feuertürmen, drängten sich um sie be-

geisterte Menschen, wie sie sich heute um die Johannisfeuer und Bismarcktürme drängen, um der alten Zeiten zu gedenken und Schwüre zum Himmel zu senden; und die Begeisterung bewährte sich: selbst die Römer mußten dem Ansturme des erwachten Volksgeistes weichen.

Ardahschir bringt das halbvergessene Avesta wieder zu Ansehen, das die Kämpfer, wie einige unserer Krieger 1813 die Nibelunge, mit in die Feldschlacht nehmen. Um die Heiligtümer Ahuras entstehen Gartenstädte, die von Ariern bewohnt sind; es werden in allen Siedelungen Schulen gegründet, und wie in dem Indien Buddhas, ringen sich die Seelen von den gröberen dämonistischen Wahnbegriffen los. Das geistige Leben ist jetzt in Persien ein so reges, daß bald auch die dogmatischen Streitigkeiten der christlichen Sekten in Persien zur Entscheidung gebracht werden. Die Vorstellungen von Himmel und Hölle, Weltgericht und Paradies entstammen diesem Quell, nachdem zuvor schon das Judentum einen Teil seines geistigen Rüstzeuges demselben entnommen hatte, nur daß es die Gewässer mit seinem eigenen Geifer besudelte. Mithra, ein Sonnengott, „schön wie Apoll und siegreich wie Ares", hat von hier aus seinen Umzug durch die weltbürgerliche Soldatenthiase gehalten: man findet seine Kultplätze am Rhein und in Britannien; an manchen Orten machte er dem Christengotte den Rang streitig; seine Mutter ist die schon genannte Anahita, die fleckenreine, sein Geburtstag — der 25. Dezember — der Tag der Wintersonnenwende. Er ist aus einem Felsen entsprungen oder in einer Höhle geboren; seine ersten Anbeter waren fromme Hirten; er ist der Mittler zwischen Ahura-Mazda und den Menschen. Die Legende berichtet, daß er am Ende der Zeiten, als der große Retter, wiedergeboren von seiner jungfräulichen Mutter, auf die Erde niedersteigen werde, um den letzten, entscheidenden Kampf mit Angra-Mainju, dem Höllengeiste, auszufechten. Die iranische Prophetie hatte, ähnlich der israelitischen, schon immer auf ihn als auf den Erlöser und sein für die Ewigkeit zu gründendes Reich hingewiesen; sein Name: Soschjant — entspricht unserem Heiland, und auch die Namen der era-

nischen Propheten zeigen, nach Hüsing (Gölls illustrierte Mythologie, 8. Aufl.), die alten Sprachformen, die sich zu denen der jüngeren Teile des Avesta wie das Alte zum Neuen Testament verhalten — kurz ein bis in Einzelnes übereinstimmender Kreis der geistigen Bewegung, der sich aus dem Nebeneinanderherfließen des jüdisch-christlichen und persischen Geistes und den innigen völkischen Beziehungen zur Genüge erklärt.

Mani, Mazda, die Assassinen

Neben dieser religiösen Vertiefung laufen im neupersischen Reiche sozial-politische Bewegungen her, die in mehr als einer Hinsicht auch ein Spiegelbild unserer zeitgenössischen Entwicklungen bieten. In dem Manichäismus, der von Mani begründeten Lehre, der auch der heilige Augustin anhing, ehe er den Weg zum Kreuze fand, versuchte es der persische Geist, der Lehre mit mehr Freiheit einen neuen nationalen Inhalt zu verleihen, während zugleich Bewegungen auftauchten, die unseren demokratischen und sozialistischen Parteiungen entsprechen: es ist als wollte Persien, im Bewußtsein der Flüchtigkeit seines Erlebens, in einem großen Zuge, den ganzen Sinn des Menschenlebens und aller seiner Tiefen ausschöpfen. Die Verkünder dieser neuen Ideen und Ideale finden ihre Anhänger nicht bloß im Volke, sondern auch unter den Großkönigen, und man kann sagen, daß es niemals ein Volk und eine Zeit gegeben habe, die so empfänglich für den Aufschwung des Genius gewesen sind. Der persische Sozialist Mazda verband mit tiefen religiösen die umfassendsten volkswirtschaftlichen Reformgedanken, aber auch sexual-ethische Forderungen stellte er auf, die auf die rassische Gesunderhaltung des Volkes hinzielten; seine Bestrebungen scheiterten indessen an der Gegnerschaft der Feudalen und Priester, die kein Verständnis für solche Ideen besaßen oder doch nicht die Selbstlosigkeit, um ihnen gerecht zu werden; die kirchlichen und politischen Formen der Macht, in denen Persien nach der Zurückweisung jener sozialistisch-religiösen Anwandlungen erstarrte, bildeten nachmals die Vorbilder der byzantinischen Staats- und Kirchenpolitik und

gelangten, über Rom, auch zu uns. Es ist eine Entwicklung, die auch bei uns zum Siege des Katholizismus und zur Erstarrung in seiner Rechtgläubigkeit führen müßte, wenn unsere Volkskraft, die jetzt im Begriffe ist, in der Sozialdemokratie sinn- und zwecklos zu verpuffen, sich erschöpft und endlich — als dem einzig Festem in lauter Qualligem — dem Katholizismus sich genähert haben wird — immer natürlich auf dem Grunde des konstitutiven und rassischen Verfalles, der uns in gleicher Weise bedroht, wie er das neupersische Volkstum mit seiner reichen Innerlichkeit zugrunde gerichtet hat.

Zu diesen Spiegelungen neuzeitiger Bewegungen gehört auch der Assassinismus, die Anarchie in Persien. Vor dieser Macht zitterten die Großen, und noch die Kreuzfahrer haben im Kampfe mit ihr mehrfach den Kürzeren gezogen. Der Kreis der Assassinen bildete sich aus mutigen Jünglingen, die, ähnlich den Jesuiten, zu willenlosen Werkzeugen ihrer Oberen erzogen wurden. Sie nannten sich Fidava „die sich Opfernden“ — indem sie jederzeit bereit waren, ihr Leben, ohne zu zagen, für die Zwecke des Ordens einzusetzen. An der Spitze ihrer Vereinigung stand eine geheimnisvolle Persönlichkeit — „der Alte vom Berge“. Es wird berichtet, daß diese Jünglinge, nach vollendeter Lehrzeit, durch Haschisch betäubt, an eine Stätte gebracht wurden, wo ihrer die stärksten Sinnengenüsse harrten. Nach einigen Tagen wurden sie dann, wieder in trunkenem Zustande, in ihre alte Umgebung zurückversetzt, worauf ihnen die Meinung eingegeben ward, daß sie die Freuden des Paradieses gekostet hätten, deren dauernden Genuß sie sich nun durch den Ordensdienst zu erwerben hätten. Sie verübten die ihnen aufgetragenen Bluttaten und spotteten, im Falle ihrer Gefangennahme, jeder Marter. Die Assassinen (Haschaschin-Hanfesser) zählten bald nach der Gründung des Ordens 60 000 Mitglieder; sie hatten für ein Jahrhundert die politische Macht nicht nur in Persien, sondern auch in Syrien und selbst in Afrika in Händen; unter dem Dolchstiche eines ihrer Anhänger verblutete Raimund I., Graf von Tripolis sowie Konrad Montferrat.

Es war dem Nachfolger Dschingis-chans vorbehalten, diese historische Pestbeule auszubrennen. Es ist aber ein Wahrzeichen, daß von den beiden Grundwesenheiten der Mazda-Lehre am Ende nur die Macht der Finsternis auf dem Pläne blieb — in Bestätigung der bitteren Wahrheit, die Goethe ausgesprochen hat: „Das Niederträchtige — es ist das Mächtige". Fragen wir nach dem Grunde einer so trostlosen Erfahrung, so ist sie wohl in der größeren Zähigkeit und Ausdauer des dunklen Blutes begründet. Auch das Licht haftet ja nur als ein schöner Schein an der auf sich gestellten dunklen Körperwelt, solange eine Sonne ihre goldenen Strahlen auf jene niederträufelt.

4. Solon, Athen und Sparta

„Aber ich, im leuchtenden Wettkampfe der Schlacht, will, eifersüchtig, dieser Stadt vor jeder Stadt auf Erden Siegesehren leihen."

Athene in den Eumeniden.

Die Pelasger

Die Griechen kannten ihre eigene Vorzeit geradesowenig, wie wir die unsere bis vor einem Menschenalter gekannt haben. Sie glaubten, in den Helden Homers ihre Vorfahren zu erkennen und machten sich über die Widersprüche, die mit einer solchen Annahme verbunden waren, weiter keine Gedanken. Dagegen war es schon Goethen (s. Dichtung und Wahrheit) aufgefallen, daß zwischen der abgespiegelten Wahrheit eines uralten Brauches, der vielfach an die Sitte wilder Völker erinnert, wie sie uns die neueren Reisebeschreibungen vorgetragen haben, und der hohen Kultur, auf der sowohl die Griechen wie ihre Gegner in Troja dargestellt werden, ein nicht zu leugnender Widerspruch besteht — Goethe und die um ihn haben sich vergeblich bemüht, denselben aufzuklären. Die fehlende Übereinstimmung zwischen dem schlichten Gebaren jener Heroen und dem kunstvollen Prunke ihrer Waffen hatte der göttliche Sänger selbst aus der Hülfe und den Darreichungen der Götter erklärt; nur die cyklopischen Mauern, die sich in ihrem Lande fanden, schrieben die Griechen einem Fremdvolke zu, über dessen Herkunft sie sich aber im Unklaren waren. Die alten Kuppelgräber, die hie und da aus dem Schutte aufragten, haben ihre Neugierde, so scheint es, nicht gereizt. Diese Gräber konnten ihre Schätze solange festhalten, bis eine Zeit heraufkam, die sie besser zu würdigen und zu bewerten verstand. Als dann Schliemann in Troja, Mykenä und Orchomenos den Spaten ansetzte, da hatte er noch immer die gleiche Meinung

und glaubte vor den Gräbern dorischer Kleinkönige zu stehen; indessen erschloß sich ihm der Nachlaß einer greisenhaften Kultur, die fast in jeder Hinsicht einen Gegensatz zu jener bildete, die man aufgrund einer solchen Annahme hätte erwarten müssen.

Die künstlerischen Erstlingsversuche der Dorier kannte man seit geraumer Zeit. An der hölzernen Zeichnung und ungeschickten Darstellung des menschlichen Körpers der (nach ihrem häufigsten Vorkommen benannten) Dipylonvasen wie an der unbeholfenen altdorischen Münzprägung konnte sich kein Auge erfreuen: es waren Gegenstände, die lediglich die Teilnahme der Forscher erweckten. Nun aber förderte der Spaten an Stätten, die Homer als die Sitze dorischer Könige bezeichnet hatte, Kunstschätze zu Tage, die sich als die Erzeugnisse eines reifen, ja überreifen Kunstsinnes und einer hochentwickelten Handfertigkeit zu erkennen gaben. Es fanden sich lebenswahre Abbildungen von Seegetier, aus Gold gefertigte Schmetterlinge, Waffen und Geräte, die unserem eigenen Kunstgeschmack als Vorbilder dienen könnten. Während sich in den Gefäßen von Mykenä, aber auch in denen, die später von Evens in Kreta gehoben wurden, die freieste, körpervolle Formengebung zeigte, hatten sich auf den Dipylonvasen einfache Strichzeichnungen gefunden, wie man sie auf norddeutschen Scherben findet; man fand in Tiryns eine feste Burg mit 17,5 Meter starken Mauern, mächtige Altäre, edle Metalle, Schmucksteine, überwölbte Kammern und Gänge, Gräber mit Haupt- und Seitengelassen, Halbsäulen, Türenfassungen und Wandbekleidungen, mit Bauelementen, die nach Stoff und Form nach Etrurien, Ägypten und Assyrien hinwiesen — unmöglich konnte man alles dies mit den Wohnstätten und Lagerplätzen der dorischen Einwanderer in Verbindung bringen. Deren Bauweise, so wuchtig sie sich auch im Laufe der Zeit entwickelt hatte, haftete auch in ihren bemerkenswertesten Ausbildungen, wo sie sich des Marmors bediente, an den Bedingungen des Holzbaues; während sich die Dorier im Zustande einer altväterlichen Familienverfassung mit ihren Knechten mit Vorliebe dem Ackerbau hingaben, hatten die

alten Burgenbewohner vom Seeraub und Handel gelebt, wobei sie über eine ansehnliche Flottenmacht verfügten.

Der Gegensatz zwischen den beiden Bevölkerungen konnte nicht schroffer gedacht werden; er kam auch in der beiderseitigen Kunstübung zum Ausdruck: in der Überlegenheit, Sicherheit und Erfahrung der älteren Künstler, neben der vorsichtigen, ängstlichen und schülerhaften Zurückhaltung, womit sich die jüngere, im engeren Sinne griechische Kunst, eingeführt und zu schaffen begonnen hatte. Sie war ersichtlich die Kunst eines jungen, unerfahrenen Volkes, das soeben erst auf die geschichtliche Schaubühne getreten war, jene aber die eines ausgereiften Zeitalters.

So mußte man denn annehmen (wogegen sich Schliemann anfangs gesträubt hat): die Gesänge Homers schildern nicht einfach das Leben und die Kämpfe der dorischen Kleinfürsten, sie überbrücken vielmehr eine tiefe Kluft und feiern die Verschmelzung zweier Zeitalter, die sich wie Tag und Nacht unterscheiden; sie gießen die dorischen Lebensgedanken in die Formen versunkener Jahrhunderte und behandeln jenes geschichtliche Vorbild, das uns G o e t h e in der Vermählung von Faust mit Helenen vor Augen gestellt hat.

Homer kennt alle Örtlichkeiten, in denen sich bis jetzt Anhäufungen pelasgischer Altertümer gefunden haben, und wo er sie voraussetzt, ohne daß man sie bis heute aufgedeckt hat, da muß man annehmen, daß sie entweder noch in der Tiefe ruhen oder durch ältere Schatzgräber vernichtet worden sind; er berichtet über die Lage und Bauart der alten Königssitze, er kennt ihre Grundrisse, Säle, Altäre und Gemächer, die erzgeschmückten Wände, die unvergleichliche Kunstfertigkeit und den Reichtum — nur deren Bewohner kennt er nicht, seine Helden sind echte dorische Kleinkönige; sie haben offenbar gar nichts mit den Erbauern jener Burgen und Paläste zu tun.

Es ist also offenkundig: in der Homerischen Dichtung haben zwei verschiedene Welten ihren Ausgleich und dichterische Verklärung gefunden!

Man kann diesen Vorgang an der Geschichte der griechischen Gefäßkunst verfolgen: die vordorischen, kretisch-

karischen Vasenformen werden zunächst von den bescheideneren dorischen zur Seite geschoben — sie ziehen sich auf die griechischen Inseln zurück, wohin ihnen die Bedränger — offenbar wegen Mangel an Schiffsraum und See-Erfahrung nicht folgen können; hier werden sie von den Flüchtlingen weiter gebrannt, ja, sie bilden sich zu den kunstvollen melischen und rhodischen Formen fort und erscheinen, seit dem 6. Jahrhundert v. Chr., auch wieder auf dem attischen Markte, wo sie allmählich die Überhand gewinnen.

Wir erkennen deutlich den Verlauf der Dinge. Die ältere Einwohnerschaft ist vor den Eroberern in die abgelegenen Landschaften, auf die Inseln und nach Klein-Asien geflohen, den dortigen Gemeinwesen, so wie die Réfugiés den Ländern, in die auch sie vor ihren Bedrängern geflohen waren, ihre überlegenen Gewerbe und Künste übermittelnd, die sie noch weiter zu entwickeln bestrebt sind. Aus dieser Verschmelzung verschiedener Gruppen der pelasgischen Bevölkerung, zu der die allmählich nachdrängenden dorischen Eroberer hinzutraten, bildete sich das jonische Volkstum mit seiner beweglicheren, auf den Verkehr gestellten Lebensweise, während die Kultur dort, wo die Eroberer in dichterer Masse zusammen wohnten, wie in Sparta, in starrem Herkommen erstarrte, und sich nur allmählich an einzelnen Stellen ein lebhafterer Fluß der Entwicklung Geltung verschaffte — in dem Maße als das jonische Volkstum, rückwirkend, die Anregungen bot. Von Klein-Asien, von Kreta, vor Ägina her wie von den Cycladen macht sich in geschichtlicher Zeit eine gesteigerte Bodenpflege, machen sich Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften, zugleich aber die Lockungen und Verführungen des Verkehrszeitalters bemerkbar.

Die Dorier sollen, nach Penka, noch gegen das Ende des 2. Jahrtausend v. Chr. im heutigen Nord-Deutschland gewohnt und sollen dies vor den Italikern verlassen haben. Herodot berichtet, daß sie in einem Schneelande zu Hause gewesen seien, und es ward erzählt, daß Apollo mit seiner Schwester Artemis und seiner Mutter Latona aus dem Lande der Hyperboräer eingewandert sei;

nur die dorischen Arkadier erhoben den Anspruch, als Ureinwohner ihres Landes zu gelten. Wilser bringt Apollo mit dem nordischen Sonnengotte Phol in Zusammenhang.

Es fehlt denn auch nicht an tatsächlichen Beziehungen zwischen den deutschen und griechischen Landschaften und Altertümern. Nicht nur finden sich hier wie dort die megalithischen Denkmäler, sondern auch die germanischen Ganggräber wiederholen sich in den griechischen Kuppelgräbern, indem diese sich von jenen lediglich durch eine vollkommenere Bauart unterscheiden. Much konnte zeigen, daß der Zug dieser Steinsetzungen nicht, wie man früher angenommen hatte, vom Süden nach dem Norden gerichtet sei, sondern umgekehrt: so hat man wohl den nordischen Bernstein in den Grabkammern von Mykenä gefunden, nicht aber Erzeugnisse mykenischen Kunstfleißes in den westbaltischen Riesenstuben.

Fischbach konnte eine Übereinstimmung rheinischer Kultplätze mit griechischen Heiligtümern nachweisen; wenn es sich hierbei nicht um norddeutsche, vielmehr um süddeutsche Örtlichkeiten handelt, so können deren Namen sehr wohl aus Norddeutschland dahin übertragen worden sein, ähnlich wie sich deutsche Städtenamen häufig in Amerika, Südrußland und anderen Siedelungsgebieten deutscher Auswanderer finden; mit ihrem Gerät nehmen die Auswanderer sehr gern auch die altvertrauten Ortsnamen mit, um sie auf ihre neuen Wohnstätten zu übertragen.

Auch die Leichenverbrennung ist, wie schon dargetan wurde, im Norden aufgekommen und hat ihren Zug von da nach Griechenland genommen, ohne jemals den ferneren Osten zu erreichen; bei Homer ist sie die selbstverständliche Bestattungart, aber in der Troas fand Schliemann in Totenhügeln, die der Homerischen Beschreibung entsprechen, keine Brandreste; es scheint also, daß die Dorier niemals vor Ilion gestanden haben. Zwar war die Leichenverbrennung den Griechen im 10. und 9. Jahrhundert geläufig, aber durchaus nicht allgemein verbreitet, was die Ausgrabungen vor dem Dipylon Athens und unter der Akropolis von Eleusis erkennen ließen. Offenbar hat Homer den

vorübergehenden Brauch einer Minderheit geschildert, der im Gesamtleben der Griechen nur ein Zwischenspiel war.

Die Zahl der Einwanderer soll denn auch die 20 000 nicht überstiegen haben, eine Größenordnung, die uns aus den früh-mittelalterlichen Völkerwanderungen geläufig ist. Daß es sich nur um eine geringe Kopfzahl handelte, geht auch daraus hervor, daß die Eroberer im Peloponnes nur einen einzigen Gau mit 4500 Landlosen besetzt hatten, was mit den 20 000 Köpfen stimmen würde; erst später konnte die Zahl der Lose auf 9000 erhöht werden, während sich der dorische Einfluß allmählich vom Eurotas verbreitete — sicher nicht ohne Aufnahme Stammfremder in den Volksverband — war doch sogar ein spartanisches Königsgeschlecht, die Aegeiden, achäischen Ursprunges.

Diese unfertigen Zustände lasteten auf dem neuen Gemeinwesen, ja sie bedrohten es mit Untergang. Es müssen eine Zeitlang verworrene und trostlose Verhältnisse in Sparta geherrscht haben, denen Lykurg mit einer rücksichtslosen Zusammenfassung der dorischen Kraft ein Ende bereitet hat; er sicherte seinen Spartiaten ihre Zukunft, indem er ihnen eine Verfassung gab, welche die dorischen Geschlechter an die Spitze des Gemeinwesens stellte. Aufgrund dieser Verfassung herrschten sie als ein Kriegeradel im Lande, während ihnen die Achäer steuerpflichtig, die schon zuvor unfreie Landbevölkerung zu dienstbaren Sklaven bestellt war. Die Achäer (oder Periöken) besitzen ihre eigene Verwaltung, sie stehen außerhalb des Herrenstaates, wie etwa die Juden in alt-preußischer Zeit gestanden haben. Jedes Adelsgeschlecht bewirtschaftet mit 6—7 Helotenfamilien ein Landgut im Umfange von etwa einem Geviertkilometer, das, nach der Verfassung, unteilbar und unveräußerlich ist und den Familienbesitz darstellt. Mehrt sich die Zahl der Söhne in einer Wirtschaft, so werden die Überzähligen, insofern sie nicht an die Spitze verwaister Güter treten, auf Eroberung ausgesendet. Das Volk ist, wie regelmäßig, in drei Stämme geteilt: es sind die Phylen mit je zehn Gaugenossenschaften oder Oben, die sowohl in staatlicher wie kirchlicher Hinsicht den attischen Phratrien entsprechen. Das Volk wird durch die

Ephoren vertreten, die anfänglich den Marktschutz auszuüben hatten, mit der Zeit aber soviel Macht gewannen, daß sie mit den Königen wetteiferten, ja, sie sogar zur Rechenschaft ziehen konnten; daneben besteht noch der Rat der Ältesten, die Gerusie, aus 28 in den Oben gewählten Greisen; endlich versammelt sich, bei besonderen Gelegenheiten, auch noch das Volk als Ganzes, um Beschlüsse von größerer Tragweite zu fassen; es durfte auch die Gesetzvorschläge der Gerusie ablehnen.

Diese Verfassung hat Sparta lange mit zäher Ausdauer festgehalten und gegen die Mächte der Zeit verteidigt; es war das Vorbild eines konservativen Staatswesens. Der Staat beruhte auf Eroberung und war auf die soldatische Tugend gestellt; sie zu erhalten, dünkte ihm das Wichtigste. Er hatte durch den Familienbesitz für den leiblichen Unterhalt seiner Krieger Vorkehrungen getroffen: sie waren jeder Sorge um das Auskommen überhoben und durften ihre Aufmerksamkeit ganz den Vorteilen des Gemeinwesens zuwenden. Die Erziehung war demgemäß auf die soldatischen und staatsbürgerlichen Leistungen und Zwecke zugeschnitten. Gewerbe, mit Ausnahme der Landwirtschaft, und Künste, Dichtkunst und Musik ausgenommen, gehen die Spartaner nichts an; Bereicherung ist verpönt. Über den Marktverkehr urteilen die Ephoren nach Gutdünken und ohne vorgeschriebene Regel; sie können sich nicht einmal auf ihre Würde stützen — es sind Leute ohne Ansehen — Markthelfer. Für den Einkauf dient Eisengeld mit Zwangskurs; nur den Periöken und der Staatskasse ist der Besitz wertvoller Münzen gestattet. Mit dieser Vereinfachung des Verkehrs scheint Lykurg den Zweck, den er verfolgte, das Volk vor den bösen Geistern des Marktes zu schützen, in der Tat erreicht zu haben, wenn man das ernst nimmt, was Plutarch zu sagen weiß: „Mit dem Gelde waren die Prozesse weggefallen: es gab weder Reichtum noch Armut, wohl aber Gleichheit, Wohlstand und Gedeihen in der Einfachheit. Infolge des Eisengeldes fielen viel Arten von Übeltaten weg; wer wollte denn noch stehlen, sich bestehlen lassen, betrügen, rauben, was weder zu verbergen möglich, noch zu besitzen verlockend war?"

Auch das spartanische Blutgericht, das mit der Gerusie vereinigt war, stützte sich nicht auf göttliche Verordnungen, sondern nur auf das freie, sittliche Ermessen und die Lebensweisheit der Richtergreise; was in Athen erst nach langen und schweren Kämpfen, die sich durch Jahrhunderte erstrecken, mühsam errungen ward — eine Rechtsprechung aus reinem Menschensinne, war hier, unter dem frischen Zuge aus dem Norden, das vom Beginne gegebene: die Gerusie verfügte bereits in frühgeschichtlicher Zeit über Ehren- und Todesstrafen, ein erstaunlicher Sachverhalt!

Das gleiche unbefangene Zufassen nach dem Gebotenen und Vernünftigen zeigt sich in der spartanischen „Disziplin" — den staatlichen Erziehungsgrundsätzen: sie sind die gleichen für alle Spartiaten und zielen auf Körperentwicklung, Charakterbildung und Gehorsam als die Grundlagen soldatischer Tugend. Auch die Kunst der Rede wird gepflegt und möglichste Schärfe des Ausdrucks angestrebt; deren Kürze ist sprichwörtlich. In den Liedern wird vornehmlich die Erinnerung an kriegerische Unternehmungen wachgehalten; die Männer sind tagsüber unter sich und vereinigen sich, je 15, zu einfachem Mahle, den Syssitien. Die Ernährungsweise ist nach gesundheitlichen Grundsätzen geregelt und vorher bestimmt, verschieden nach Geschlecht und Alter; während sich die Gymnastik in Athen auf die männliche Jugend beschränkte, übten in Sparta auch die Mädchen und reifen Männer ihre Kräfte; einen aufgeschwemmten Körper zu besitzen, galt als unanständig und ungesetzlich: er sollte von gesunder Farbe, die Muskeln kräftig entwickelt sein; die Leibesübungen wurden auch im Kriege fortgesetzt.

Den Frauen hatte Lykurg das ungesunde Wollespinnen verboten, es den Sklaven überlassend; ihnen ist das Zusammenweilen mit Männern tagsüber verboten; die Frau wird, nach altem Brauche, zur Ehe geraubt: nur diese Eheform ist des Spartaners würdig; wo es zum Vorteile der Nachzucht erfolgt, ist jegliche, auch die freieste Verbindung gestattet, der Ehebruch unter Umständen, unter denen ihn auch Luther empfohlen hat, gestattet, ja geboten; wer spät und unpassend heiratet, kommt unter Anklage; kinderlose

Ehen haben keine Geltung; mißgestaltete oder schwächliche Kinder werden, nachdem sie dem Geschlechtsältesten vorgezeigt wurden, in den Schluchten des Taygetos ausgesetzt; es ist aber auch gestattet, sie in einer Helotenfamilie für die dienende Klasse aufziehen zu lassen.

Auch die Gewerbe und Künste folgen, soweit sie geduldet sind, strengem Brauch und Herkommen; ein Musiker, der seine Leier mit 11 an Stelle der üblichen 7 Saiten bespannt, muß die überzähligen, auf Grund obrigkeitlichen Beschlusses, beseitigen. Der Staat bestimmt den Umfang und die Bauart der Häuser, deren Einrichtungen, die Kleiderform und den zulässigen Schmuck. Und so hat in Sparta nichts Persönliches und Willkürliches Geltung, keine leidenschaftliche Wallung findet Billigung; selbst da die Fortdauer der griechischen Stämme von Seiten der Perser in Frage gestellt ist, läßt sich Sparta keinen Augenblick von seinen kühlen Berechnungen abbringen. Es steht auf der Meinung, Krieg dürfe nur zur Abwehr geführt werden und vertritt den Grundsatz, man dürfe nicht zu oft mit einem Feinde kämpfen, um ihn nicht mit der Zeit kriegstüchtig zu machen: deshalb verhandelt es so lange wie möglich, wobei dem Staate sein kriegerisches Ansehen und politisches Geschick zugute kommt. Gegen die Fremden schließt man sich feindlich ab; kein Spartiate darf ohne Anfrage oder Erlaubnis der Obrigkeit das Ausland besuchen. Fremde werden nur als Gesandte im Lande geduldet und dürfen nur so lange verweilen, als es ihre Geschäfte erfordern.

Diese abgewogene, auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtete Verfassung entbehrt nicht einer philosophischen Begründung. Archidamos nennt Sparta einen Kosmos — die in sich ruhende, abgeschlossene, in allen ihren Teilen durch das unveränderliche Lykurgische Nomothetema zusammengehaltene Welt; das Lykurgische Gesetz dürfe weder abgeändert noch aufgehoben, aber auch nicht niedergeschrieben werden und sollte sich als ein Lebendiges im lebendigen Volksgeiste erhalten; das Geschriebene sei tot, nur das Gesagte — lebendig; das Gesetz habe auch schon vor Lykurg bestanden, es sei von Ewigkeit her in der Vernunft der

Menschen und Dinge begründet und nur durch Fahrlässigkeit in Verfall geraten.

In der Tat hat Sparta mit seinen erhaltenden Grundsätzen eine große Stetigkeit der Entwicklung gehabt; erst mit dem Gesetz des Ephoren Epitadeus, durch das Haus und Hof zur Ware gemacht wurde, beginnt der Verfall, freilich wird man annehmen dürfen, daß derselbe schon zuvor innerlich vorbereitet war; mochte die Lykurgische Verfassung auch reich an wichtigen Bestimmungen sein, die auf die Ertüchtigung und Pflege der Volkskraft gerichtet waren (Sparta ging darin weit über dasjenige Maß hinaus, welches unsere Rassenhygieniker für notwendig halten), so fehlte dem Gesetz doch das Allerwichtigste — die strengere rassische Zucht, und am Ende blieb es doch eine halbe und unwirksame Maßregel; die einmal eingetretene Zersetzung führte bei dem gänzlichen Mangel einer Blutauffrischung zu raschem Zusammenbruch: die Reform des Epidadeus war nur ein ohnmächtiger Versuch, denselben hintanzuhalten; das spartanische Bluterbe verlor sich rasch in dem Strome des dunklen und ausdauernden Rassenelementes, und Sparta ging den Weg aller anderen Völker; erst recht gingen ihn nun freilich jene Griechenstaaten, die sich vom Beginne auf den Verkehr gestellt hatten. Curtius konnte aus den Bürgerlisten von Athen von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Geschlechternamen feststellen; der Verfall ging also in dem gleichen Schrittmaße vonstatten, wie in den Großstädten von heute.

In den übrigen griechischen Staaten kann von einer dorischen Adelsherrschaft keine Rede sein; mochten sich viele für Dorier halten, so geschah es doch mit keinem anderen Rechte, als wenn wir uns heute für Germanen ausgeben, da wir doch samt und sonders Slaven sind.

Die Thraker

Der eigentliche Volksborn, aus dem das historische Griechenland seine neuen Menschen und seine Lebenskraft schöpfte, waren die ostarischen Völkerstämme, die man gewöhnlich nach einem ihrer bemerkenswertesten Vertreter — Thraker nennt. Ihre Bedeutung kannte Herodot, der sie, nächst den Indern, das

menschenreichste Volk nennt. Wir wissen heute, daß sie seit der Steinzeit an der Donau wohnten und sich von hier, durch die südrussischen Steppen, bis an den Dniepr und in einem Abzweig, den Skythen, bis an den Ural ausgebreitet haben. Sie sind im Besitze einer reichen Bronzekultur, die sich unabhängig von morgenländischen Einflüssen entwickelt hat. Ihre Töpferkunst wetteifert an Alter und Schönheit mit der kretischen; sie sind nicht nur das Ursprungsvolk der Griechen, sondern auch der Slaven, mittelbar also auch der späteren Bevölkerungen Germaniens, indem sie sich vom Balkan, mit der beginnenden christlichen Zeitrechnung, in einem großen, gegen den Zeiger der Uhr gerichteten Bogen, über Rußland nach Mittel-Europa gewendet haben, auf welchem Zuge sie in vielfache Berührungen mit den gleichzeitig nach dem Südosten schwärmenden skandinavischen Völkern gekommen sind.

Xenophon nennt als Stammvolk der Griechen auch noch die Geten (nicht mit den Goten zu verwechseln), die sich durch rote Haare und blaue Augen auszeichneten, während sie von anderen wegen ihres hohen Wuchses gerühmt werden. Herodot stellt sie „im Trinken, in der Musik und in der Dichtkunst“ noch über die Griechen. Jordanes, ein Grieche, der im 6. Jahrhundert lebte, nennt die Stämme, die im Norden Griechenlands wohnten „weiser als alle Barbaren und an Genie fast den Griechen gleich“.

Herodot berichtet über den kriegerischen Sinn der Thraker: sie könnten unbezwingbar sein, wenn sie nicht zersplittert wären und sich nicht gegenseitig bekämpften. Ihr größter Ruhm sei es, so fährt der griechische Geschichtsschreiber fort, in Müßigkeit zu leben; der Ackerbau sei ihnen lästig, dagegen sehen sie das Leben des Kriegers als vorbildlich an; man erkennt, daß sie gleiche Wertungen hatten wie die Germanen. Indessen stehen mit solchen Nachrichten Bekundungen in scheinbarem Widerspruche, welche die Thraker fast im Lichte eines Kulturvolkes erscheinen lassen; es wird darauf beruhen, daß die verschiedenen thrakischen Stämme, ähnlich den germanischen, in kultureller Hinsicht, bereits mehr oder weniger fortgeschritten waren. Plato

erzählt: ein thrakischer Arzt, den sie aber als einen Gott ansahen, habe den Grundsatz aufgestellt, daß, wie man nicht unternehmen dürfe, die Augen eines Menschen zu heilen, ohne zugleich den Kopf zu behandeln, noch den Kopf ohne den ganzen Körper, so auch diesen nicht ohne die Seele; und das wäre auch der Grund, weshalb die Ärzte der Hellenen, welchen dieser Grundsatz fehle, vor den meisten Krankheiten ratlos stünden. Plato weiß auch zu berichten, daß der herrschende Grundzug der Thraker eine „feurige Willenskraft“ sei. In welcher Weise sie es verstanden hatten, sich ihre barbarischen Vorteile zu wahren, darüber unterrichten uns Nachrichten, die in Bezug auf ihren Zuchtgott Sabazjos auf uns gekommen sind, dessen Veranstaltungen nur im Sinne einer züchterischen Auslese zu verstehen sind. Der Gott, dessen Opfertier der Stier, in älterer Zeit vielleicht der Hund gewesen ist, feierte in jedem zweiten Jahre seine Epiphanie in einer geräuschvollen Frühsommernacht. Um diese Zeit galten alle Weiber als ledig und durften, wenn es ihre Umstände erlaubten, neue Ehen eingehen. Unter dem begeisterten Zusammenklange der Flöten und Erzbecken strömten Männer und Weiber in phantastischem Aufputz zusammen, um bei Fackelschein, im Tanzschritte, nach dem Kultplatze des Gottes zu ziehen. Der Zug bewegte sich über Felder und Höhen bis zur völligen Erschöpfung der Festteilnehmer; und da dieser bakchische Tanz sehr viel stärkere Anforderungen an die männlichen Tänzer stellte, als an deren Partnerinnen, so blieben alle hinfälligen und weniger ausdauernden Tänzer am Wege liegen, während nur die rüstigen das Ziel erreichten. Hier wurde der in dem Schwarme mitgetriebene Stier geopfert, indem man ihn in Stücke riß und roh verzehrte, worauf die Hochzeiten gefeiert wurden. So sorgte der Gott dafür, daß sich nur die Rüstigen unter seinen Mannen an der Fortpflanzung beteiligten, da er mit Recht voraussetzte, daß die guten ausdauernden Tänzer auch das beste Mark in den Knochen hätten. Ich habe mich hierüber an anderer Stelle ausführlicher verbreitet.

Aus diesem frisch sprudelnden Menschenborn haben die Griechen durch alle Jahrhunderte ihren völkischen Ersatz

geschöpft; von dort bezogen sie nicht nur ihre Sklaven, sondern auch den größten Teil ihrer hervorragenden Krieger, Ärzte, Staatsmänner und Philosophen, ja, sogar einen Teil ihrer Götter, z. B. Ares, auch Dionysos, in dem meine Leser, nach dem soeben Gesagten, ja schon einen verfeinerten Sabazjos erkannt haben, dessen bakchische Veranstaltungen einen Abglanz des thrakischen Wesens erkennen lassen, wie denn selbst unseren Tanzfesten und Bällen ein letzter Rest ursprünglicher züchterischer Absichten nicht völlig abzustreiten ist.

Zur Beurteilung der Quellen des griechischen Volkstums müßten, so sollte man meinen, auch die Sprachen herangezogen werden; indessen liefern sie keine erhebliche Ausbeute. Es hängt wohl damit zusammen, daß wir nur geringe Kunde über die älteren Balkanidiome besitzen; das meiste weiß man noch vom Thrakischen selbst, das mit den anderen Balkansprachen, mit Ausnahme etwa des Illyrischen, das zwischen den Satem- und Centumsprachen vermittelt, zu den ersteren gehört. Nicht wenige der griechischen Götter- und Heldennamen, z. B. Zeus, Hera, Okeanos, Thetis, Uranos, Odysseus, gehen auf albanische Wurzeln zurück; auch „Pelasgi" leitet Zampa von alb. pelach-alt her, in dem Sinne wie auch wir von den „Alten" reden.

Auch die altgriechischen Schädelfunde lassen auf eine indogermanische Bevölkerung schließen. Niccolucci fand unter einer Zahl von 130 derselben den engen Spielraum von 73—79 als Breitenlängenmaß. Demgemäß schildert uns auch Homer die Griechen als ein blondes Adelsgeschlecht inmitten eines dunkel gefärbten niederen Volkes; er nennt Menelaos ausdrücklich „den Blonden"; auch manche Götter kennzeichnet er so in Übereinstimmung mit Sängern und Schriftstellern, in gleicher Weise werden Artemis und Eros bei Anakreon genannt. Von letzterem sagt Euripides: „Er liebt den Spiegel und das blonde Haar", wobei ein Mißverständnis ausgeschlossen ist, denn die griechische Benennung des Blonden (Xanthos) wird auch auf das Weizenkorn wie auf den Haarpelz des Löwen angewendet.

Nach Passow blieb auf der attischen Bühne das blonde

Haar auch in klassischer Zeit das Abzeichen der Edlen, was auch die Terrakotten zu erkennen geben; nur Sklaven, Diener und Satyre werden auf denselben durch dunkle Haut- und Haarfarben gekennzeichnet. In seiner „Physignomie" schildert der Arzt Adamantios im 5. Jahrhundert die Griechen, auf Grund älterer Quellen, wie folgt: „Wenn man den hellenischen und jonischen Menschenschlag genau betrachtet, so bietet er ziemlich große Männer, die breit, aufgerichtet, wohlgebaut, von weißer Haut und blond sind; sie haben mittlere, wohlgeformte Muskeln, schlanke Gliedmaßen, schönen Wuchs, einen eiförmigen Kopf, starken Nacken, blondes, seidenes, weiches Haar, ein viereckiges Gesicht, gerade Nase, feuchte, muntere, viel Feuer verratende Augen, wie denn das hellenische Volk unter allen anderen die schönsten Augen hatte." Der Kritiker Herakleidos rühmt die „blonden" Böotierinnen.

Diese völkische Art, die sich in Sparta einige Jahrhunderte nahezu unverändert am Ruder erhielt, war in dem übrigen Griechenland nur von geringer Ausdauer. Ich habe schon in Bezug auf Athen darauf hingewiesen, mit welcher Plötzlichkeit die Stadt ihre Geschlechter verbrauchte; dazu kam die Vermischung: Als die Milesier an der Küste Kleinasiens angelangt waren, da erschlugen sie zwar, gewissenhaft, alle Männer, die sich fangen ließen, aber deren Weiber nahmen sie für sich in Anspruch, wenngleich sie sich später Dorier nannten. Wieder erkennen wir die Theorie, die Apollo bei Aeschylos entwickelt, nach der nur der Vater des Kindes Erzeuger, die Mutter aber lediglich die Hegerin des auferweckten Lebens sei. Griechenland stand vom Beginn unter dem Zeichen der Rassenmischung, Sparta ausgenommen, und das Bevölkerungsbild war vom Anfang bis zum Ende ein Spiegelbild unserer eigenen Bevölkerungsverhältnisse — hier wie dort: dem Namen nach, eine westarische Herrenschicht, mit ihr wetteifernd, nach Zahl und Bedeutung durchschlagend, ein ostarischer Ersatz, Thraker-Slaven. Man findet Angaben bei Aristoteles, die sich Wort für Wort auch auf unsere rassischen Gegebenheiten anwenden lassen; er berichtet in den „Problemata", daß die

Haare seiner Volks- und Zeitgenossen mit zunehmendem Alter nachzudunkeln pflegten, die Bärte bei dunklem Haare rötlich seien, der umgekehrte Fall aber nicht vorkäme — Erscheinungen, die natürlich auf die Vermischung blonder und schwarzer Voreltern zurückzuführen sind. Der dunkle Typ ist auch hier doppelten Ursprunges, z. T. von der mittelländischen Rasse herrührend (von der einige Phantasten die Griechen überhaupt herleiten wollen), z. T. auf einen Breitschädeltyp zurückgehend (der natürlich dem turanischen Einschlag entspricht), wie wir ihn am Westgiebel von Olympia in der Erscheinung der Unterworfenen finden. Sokrates und Theokrit mögen diesem zugezählt werden, ein Zeichen, daß auch er seinen Anteil im Sinne derer um Tolstoi an der griechischen Geistbewegung hatte. Endlich findet sich zuweilen auf den Vasenbildern noch ein besonderer Satyrtyp, der an den jüdischen erinnert; nur wäre es müßig, dabei an Juden oder Semiten zu denken.

Die Phöniker

Die kyprischen Nekropolen haben uns darüber belehrt, daß die Phöniker in Griechenland erst im 8. Jahrhundert aufgetreten sind; wir wissen aber, daß die griechische Seefahrt um viele Jahrhunderte weiter zurückreicht. Alle in den Homerischen Gesängen vorkommenden, die Schiffahrt betreffenden Ausdrücke, sind dem griechischen Wortschatze entnommen, was sicher nicht der Fall wäre, wenn die Griechen ihre Schiffahrt den Phönikern verdankten; es ist nur die gewöhnliche Voranstellung unberechtigter Ansprüche, die sich diesmal quellenmäßig widerlegen läßt. In der Chronik des Eusebius findet sich die Nachricht, daß in der Zeit vom trojanischen Kriege bis zum Einfalle des Xerxes, also während eines halben Jahrtausends griechischer Geschichte, nicht weniger als 17 Völker nacheinander die Seeherrschaft im östlichen Mittelmeere ausgeübt haben, unter denen die Phöniker an der 7. Stelle erscheinen, wobei der Beginn ihrer Herrschaft, wohl ein wenig zu genau, auf das Jahr 824 verlegt wird; von den Kretern wissen wir nun ja auch, daß sie bereits vor

der dritten (mykenischen) Zeit der spätmineischen Periode die Straße von Messina und sogar das westliche Mittelmeer befahren haben; wir wissen auch, daß sich ihr Fahrzeug nur wenig von dem heutigen kretischen Fischerboote wie von der phönikischen Segelbarke unterschied! Wo also bleibt da die Berechtigung jener Schulmeinung, die noch immer, zu größerer Herrlichkeit des semitischen Namens aber im schroffsten Gegensatze zu den wirklichen Verhältnissen, vorgetragen wird, um die Sinne zu verwirren und die Menschen noch dümmer zu machen, als sie schon Jahwe geschaffen hat? Nein, das pelasgische Griechenland war keine Schöpfung semitischer Seeräuber, wie jene Verdreher der Wirklichkeit behaupten, sondern der Ausschnitt eines größeren indo-germanischen Kulturkreises, der sich von der Donau bis nach Ägypten und vom Dniepr bis zum Tiber erstreckte, in dem der Phöniker erst in einer fortgeschrittenen Entwicklungsstufe eine gewisse Rolle gespielt hat — jene des Seeräubers, Schiebers und Fälschers, wenn man mit diesen Stichworten zugleich seinen eigenen Entwickungsgang in diesem ihm wesensfremden Kulturkreise andeuten will. Selbst bei dem Untergange Griechenlands hat der Semitismus, entsprechend seiner geringen Bedeutung für das griechische Altertum, nur eine nebensächliche Rolle gespielt; man kann ihn beschreiben, ohne viel von Semiten zu reden; und das erklärt sich daraus, daß die Griechen vom Beginn alle jene reichen Quellen des Wohlstandes und der gesellschaftlichen Entwicklungen in sich trugen, deren der Fortschritt, die Aufklärung und das Verkehrszeitalter für ihre Zwecke bedurften, sie brauchten keinen Semitismus. Da war der Mittelstand, den einige moderne Völker (Polen) so schwer vermißten, ein uralter Verkehr und Güteraustausch, der auf jede fremde Unterstützung verzichten konnte, eine frühe geistige Regsamkeit, die zur selbständigen wissenschaftlichen Bildung geführt hatte, die alles weit überragte, was der Semitismus jemals für sich in Anspruch nehmen konnte — wo blieb hier die Lücke, die er hätte ausfüllen können? Wenn er dennoch Eingang fand, so geschah es lediglich in einem Zeitabschnitt der völkischen Verwahrlosung (in vor-solonischer Zeit), und auch da mußte

er sich darauf beschränken, die griechischen Küsten zu befahren, die Gelegenheit erspähend — je nach Umständen — zum Raube, zur Erpressung oder zum Handel.

Aus der Geschichte Athens

Im Schutze seiner mittelalterlichen Burgen und Könige hatte Athen die Völkerstürme glücklich überdauert, die gegen das Ende des 2. Jahrtausends über die Halbinsel dahingebraust waren, es hatte sogar Nutzen daraus gezogen. Zu jener Zeit, da in den Nachbargauen ein allgemeines Drüber und Drunter herrschte, bildete die Stadt eine Freistätte, wohin nicht wenig reiche und einflußreiche Familien flüchteten; wir wissen es von den Gephyräern, die aus Böotien stammten, wo sie zuvor Sümpfe entwässert und Kulturland geschaffen hatten, wie die Holländer in späterer Zeit in Neuländern auch. Sie waren, von dorischen Einwanderern vertrieben, an den Kephissos gezogen. Solche Familien mit Leben und Erfahrung kamen Attika zugute. Dies baute sich, wie ein germanisches Fürstentum, fast ist man versucht zu sagen: selbstverständlich, aus einer Anzahl von Burgherrschaften auf, unter denen jene, die ihren Sitz auf der Akropolis hatte, die ansehnlichste war, bei ihr blieb auch die Königswürde; indessen wird dieselbe, nicht ohne launige Begründung, zur Seite geschoben: der letzte König, so erzählt die städtische Chronik, sei ein so hervorragender Mann gewesen, daß sich kein würdiger Nachfolger gefunden habe, und so sei die Herrschaft an den Adel gekommen. Dessen Macht war auf den Grundbesitz gestellt, der mit dem zunehmenden städtischen Gewerbe im Wettbewerbe stand; er zog, wie gewöhnlich, den Kürzeren; es begann die Demokratisierung und Parlamentarisierung. Gewerbe und Handel schoben neue Geschlechter in den Vordergrund, die auf ihren Reichtum pochten und sich dem Staate durch größere Steuerkraft empfahlen. Sie beriefen sich auf den Fortschritt, worunter sie ihre industriellen Vorteile verstanden, und traten geschlossen gegen die alte ländliche Gebundenheit auf. Aristoteles erteilt, rückblickend, dem mobilen Kapitale den Beruf, an die Stelle der unbeweglichen Habe zu treten.

Indessen befindet sich der Grund und Boden auch in geschichtlicher Zeit noch immer vornehmlich im Besitze ideeller Personen — der Götter, Brüderschaften und Gemeinden; es sind die Reste der mittelalterlichen Verfassung, wie wir sie, mit mehr Erfolg aber zu unserem größten Leidwesen, aus dem eigenen Gemeinwesen getilgt haben. Die Wege öffnet auch in Attika das Stadtrecht, das allmählich auf das Land übergreift. Die Adligen bedienen sich desselben zum „Bauerlegen“ in der gleichen Weise, wie es unsere Feudalen getan haben, so lange das Geschäft noch lohnte und sich empfahl; es ist das Recht, das wir von Padua bezogen, wohin es sich geflüchtet und das frühe Mittelalter überdauert hatte, nachdem es die Römer aus Berytos und diese Stadt aus Babylon überkommen hatten: Goethe hatte recht, als er von ihm als von einer ew'gen Krankheit sprach; es hatte in Athen, in Rom und auf unserem mittelalterlichen Grunde überall die gleichen Krankheitserscheinungen hervorgerufen und arbeitet in dem, angeblich, deutsch-rechtlichen bürgerlichen Gesetzbuch von Windscheids Gnaden weiter fort; aber wie alles, so hatte diese Krankheit und die Versuche zu ihrer Heilung in Athen ihre klassische Form angenommen, so daß wir uns an dieser Stelle etwas genauer mit ihnen beschäftigen wollen. Die alten Kleinkönige, welche ihre Sitze in den karischen Burgen gehabt hatten, waren vor der dorischen Einwanderung nach den Inseln und nach Kleinasien entflohen; nun sich die Gewässer in dem fortschrittlichen Athen verlaufen hatten und die Gewandweber in dieser Stadt die Herrschaft an sich gerissen hatten, kamen jene, bald einzeln, bald truppweise, in die Stadt zurück — mit ihnen die Philosophen, Erzieher, Künstler, Kunsthandwerker, dazu die Hetären; für die Letztgenannten war bis dahin in dem Athen, wo die Pallake, das Nebenweib, noch in geschichtlicher Zeit in jedem Hause zu finden war, kein Platz gewesen. Dieser Schwarm brachte dann nicht bloß die reiferen Kunstformen, sondern das ganze bunte Leben des Morgenlandes und alles mit sich, was nur je einem Volke gefährlich ward und dem Handel, dem Verkehr und dem Fortschritte Vorschub leisten konnte. Die Athener verdankten Kleinasien den

Besitz des Öl-, Feigen- und Granatbaumes, wahrscheinlich auch die Weinrebe. Diese Gewächse, die dem Wohlleben Vorschub leisten und den kapitalistischen Zug in die Landwirtschaft tragen, übten ihre Wirkung aus, und dieser Zug zum Kapitalismus wurde noch weiter durch die Gewandweberei und Schafhaltung auf die Spitze getrieben. Die letztere verträgt sich nicht mit der Bauernwirtschaft, sie verlangt den Großbetrieb: Ölzweig und Weberschiffchen, beide der Athene heilig, drängten zum Untergange der Bauern; das Stadtrecht half nach. Schon der Bauerndichter H e s i o d hatte seinen Standesgenossen angeraten, sie sollten nur einen einzigen Sprößling in die Welt setzen, damit sich die Wirtschaft, ungeteilt, in der Familie vererbe. Die Hypotheken wurden, in Steine gemeißelt, auf die Äcker gestellt, oder es wurden die Steine in die Außenfronten der Häuser eingemauert. Der Verschuldung folgte die Schuldknechtschaft. Zu Solons Zeiten wurden die verschuldeten Bauern, truppweise, mit ihren Weibern und Kindern, auf den Sklavenmarkt getrieben, soweit man sie nicht als Ackerknechte und Schafhüter auf der Scholle sitzen ließ; in diesem Falle nannte man sie Sechstleute, weil sie, in Umkehrung alter babylonisch-ägyptischer Pachtsätze, fünf Sechstel, statt eines Sechstels der Ernte an ihre Herren abzugeben hatten. Die Verknechtung griff immer mehr um sich, die Hypothekensteine fesselten „zahllos der Mutter Erde dunkelfarbiges Land“ (Solon), und bald befand sich der gesamte Grund und Boden, wie A r i s t o t e l e s berichtet, in den Händen weniger Besitzer. Die Parole lautete jetzt auch unter den Adligen: „Geld macht den Mann!“ Sie üben einen eisernen Druck auf die geknechtete Masse aus und treiben mit Hülfe der patrimonialen Gerichtsbarkeit eine schändliche Erpressung. Einer dieser Adligen — T h e o g n i s von M e g a r a rät seinen Standesgenossen, nur nicht glimpflich mit dem Pöbel zu verfahren:

„Tritt mit dem Fuß das verblendete Volk, und stich es mit scharfem Stachel,
Und lege das Joch schwer auf den Rücken ihm an —“

während doch schon Hesiod die Not und Rechtlosigkeit der Bauern und die Bestechlichkeit der Richter mit bitteren Worten beklagte:

„... Weinend wandelt das Recht durch die Städte und weiten Lande,
Jetzt in Dunkel gehüllt, und bringet den Menschen Unheil."

Diese trostlosen Verhältnisse wirkten indessen auf den Adel selbst zurück; derselbe Theognis schilt seine Standesgenossen wegen ihrer schamlosen Geldheiraten:

„... Widder zur Zucht und Esel erspähn wir und edle Roß', ein jeglicher will solche von wackrem Geschlecht aufzieh'n; aber die schuftige Tochter des Schuftes zu freien, kümmert den Edlen nicht, bringt sie nur Schätze ihm ein."

Dergleichen Gedichte hatten indessen keinen Einfluß auf den Lauf der Zeiten; die Gelddarleiher forderten 18%: wer in ihre Finger geriet — war verloren. Der Ritter wurde zum Schwiegersohne seines Gläubigers oder — zu dessen Türhüter.

Unterdes machten Handel und Industrie weitere Fortschritte. Athen wird im 8. Jahrhundert Fabrikstadt; die Massenerzeugung drängt zur Ausfuhr; bald errichtet die Stadt bei den Thrakern, in Klein-Asien, in Italien ihre Stapelplätze und überflügelt Ägina, das den Handel zuvor beherrschte. 680 gewinnt Athen auch den ägyptischen Markt — alles dies natürlich nicht ohne Preisgabe der Vorräte an Volkskraft und Volksgewissen, wie solches in den Gesetzen des industriellen Fortschrittes begründet ist.

Die Vorschläge der Enterbten zur Beseitigung der öffentichen Notstände sind z. T. moderner Art: man verlangt die Austeilung des Besitzes und redet von „Volksrechten"; 650 kommt es zu Aufständen: man verlangt politische Freiheiten; diese konnten die Geldleute der Masse am ehesten gewähren, da es ihnen nicht schwer ward, damit auch ihre eigenen Vorteile gegen den Adel zu verbinden — sie kehren sich nun

offen gegen diesen, und der Gesetzgeber, der seinen Namen zu diesem Doppelspiele hergibt, ist Drakon; er krönte es durch eine Art Sozialistengesetz, durch das dem Volke die Heiligkeit des Besitzes, nämlich des Geldbesitzes, klar gemacht werden sollte. Alle Ämter wurden den Männern von zehn Talenten aufwärts vorbehalten, was die meisten Adligen von der Beamtenlaufbahn und damit von der Herrschaft ausschloß; kein Wunder also, daß auch sie jetzt unter die Aufständischen gingen. Der Eupatride Kylon versuchte es, dem Treiben der neuen Machthaber ein Ende zu bereiten — sein Anschlag mißlang und endete mit frevelhaftem Mord; das Volk versank in ein dumpfes, hoffnungsloses Brüten.

Solon

In dieser unheimlichen Lage ward um so deutlicher die Stimme eines Mannes vernehmbar, der tiefer blickte als alle anderen; er besaß, was ihnen abhanden gekommen war — Gewissen; in seinen Händen gewann die soziale Frage ein neues, künstlerisches Aussehen. Man hat Solon mit Luther verglichen. Er hat, wie dieser, seinem Volke einen neuen Baugrund und eine neue Sprache geschaffen, ja, eine neue Seele. Abseits des Lärmes der Wahlversammlungen und Gerichte, ging er daran, das attische Leben auf neue Grundlagen zu stellen; man hatte in Athen allmählich zu begreifen angefangen, daß man von den politischen Freiheiten nicht satt werden könne, und daß es sich um ganz andere Vorteile handelt, wenn das Volk bestehen soll. Eine Politik ist verloren, die sich nicht auf Pflicht und Gewissen aufbaut, wie auf die Pflege der Volkskraft, die lang nicht in der Steuerkraft aufgeht. Solon rief den Geldmächtigen die geharnischten Worte zu:

„Ihr, die ihr mehr als genug von den Gütern des Lebens gekostet,
Dämmt euren Hochmut ein, zügelt im Herzen den Trotz,
Mäßiget euer Begehren,
Denn wir, des könnt ihr gewiß sein, geben nicht nach,
Ihr erreicht nimmer was ihr erstrebt ...“

Aber auch das Übermaß der Ansprüche der Armen sucht er zu dämpfen:

„Tyrannei soll nie uns knechten, doch auch nie den gleichen Anteil sollen
An dem fetten Acker Edle und Gemeine haben."

Seine erste Sorge richtete sich, als er, 594 mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, zum Archonten gewählt war, auf die Beseitigung der lähmenden Schuldenlast. Er hob durch ein Gesetz alle Schuldforderungen und dinglichen Lasten auf, die sich aus solchen entwickelt hatten: Hörige und Schuldgefangene erhielten die Freiheit, ins Ausland Verkaufte wurden auf Staatskosten zurückgelöst, die leibliche Haftpflicht der Schulder aufgehoben und also der Bann von dem Volke genommen, unter dem es litt. Aber Solon sorgte auch für die durch dies Gesetz betroffenen Geldleute, mit der die Staatsinteressen nun einmal unzertrennlich verbunden waren; er tat es, indem er durch eine sehr geschickte Währungspolitik den Schaden von jenen auf das Ausland abzuwälzen verstand. Er ließ alles Geld durch die Münze aufnehmen und für 73 alte — 100 neue Drachmen ausgeben; indem er den Münzen gleich viel an Metallwert entzog, verschlechterte er das attische Geld um 27 vom Hundert. Das Metall strömte natürlich in dies Gefälle und zwar nicht bloß das attische, sondern auch fremdes und ging, mit dem Stempel der Athene, wieder in den Verkehr. Aristoteles hat die Absicht Solons begriffen, die auch heute noch vielen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die Geschichtsforscher wissen, daß die Athener vor Solon von der äginetischen Münze abhängig waren, daß Solon Athen von dieser Abhängigkeit befreit hat — aber den Umstand, daß dies einen Teil der Solonischen Seisachthie bildet, können sie nicht verstehen; man muß sich aber doch sagen, daß die Schulderleichterung die Gestehungskosten der gewerblichen und landwirtschaftlichen Erzeugnisse herabsetzen mußte, da das Kapital jetzt, nach Tilgung der auf den Betrieben lastenden Schuldverpflichtungen, den Ertrag nicht mehr vorwegnahm, jeder also billiger verkaufen konnte, ohne sich dabei Schaden

zuzufügen. Unter diesen Umständen mußte also auch das schlechtere Geld die gleiche Kaufkraft besitzen wie vordem das bessere, vielleicht eine noch größere; die Kapitalisten waren also, trotz der Verschlechterung des Geldes, nicht ärmer geworden. Auch die Vergrößerung der Maße und Gewichte, die Solon herbeiführte, bringt Aristoteles hiermit in Zusammenhang. Damit erinnerte Solon die durch die Schulderleichterung begünstigten Gewerbe an ihre öffentlichen Pflichten, indem er ein neues, vernünftiges Gleichgewicht zwischen den Waren und Preisen herstellte. Wie verhielt sich aber hierzu der Auslandsverkehr? Nun, er stand vor Tatsachen, an denen er nichts ändern konnte, es sei denn, daß er sich zurückzog; aber wir hatten schon gesehen, daß auch das ausländische Geld durch die kluge Bestimmung Solons in dessen Münze strömte, da es den Vorteil der Vermehrung mitnehmen wollte — und durfte. Einmal umgeprägt, hatte es aber auf dem attischen Markte eine um mehr als 27 vom Hundert größere Kaufkraft als auf jedem anderen (im Verhältnis zu der ursprünglichen), vielleicht eine noch größere, weil ja auch die attischen Maße und Gewichte die Leistungen der Gewerbe erhöhten. Es lag also bei den Geldleuten, diese überaus günstige Marktlage auszunutzen, und sie haben es getan: auch der griechische Handel ging seit Solon seiner klassischen Zeit entgegen.

Der Reformator selbst entstammte einer Kaufmannsfamilie, wenngleich sein Stammbaum auf einen der letzten attischen Könige zurückging. Sein Geschäft war eines der ältesten im Lande; den Verdächtigungen, die sich gegen ihn richteten, hatte er, noch ehe sie auftreten konnten, die Spitze abgebrochen, indem er seine eigenen Guthaben an erster Stelle auf die Tilgungsliste setzte. Er überließ es anderen, sich Vorteile aus der Umwälzung zu verschaffen: man nannte sie „Schuldpreller“.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich das Folgende:

1. Die bei der Währungsreform zunächst beteiligten Geldleute hatten zwar ihre Außenstände eingebüßt, dafür sahen

sie aber ihr flüssiges Kapital, das sie noch in den Händen hatten, und mittelbar auch ihren unbeweglichen Besitz um 27% oder mehr vergrößert,

2. Das gelbe Metall strömte auf den attischen Markt und belebte ihn,

3. Es wurde festgehalten, weil es hier in seiner Kaufkraft gesteigert war,

4. Gewerbe und Handel, besonders aber die Ausfuhr erhielten einen kräftigen Anstoß und blühten auf,

5. Die äginetische Prägung verschwand zunächst in Athen, langsam aber auch auf den anderen Märkten, so daß der Alleinhandel von Ägina überwunden ward,

6. Athen war vor der Erdrosselung durch den Wucher und Menschenhandel gerettet und hatte seine Freiheit zurück gewonnen. Die Aufgabe, nun auch die Zahlungsmittel wieder auf den Stand ihres natürlichen Wertes zu bringen, konnte Solon der Zukunft überlassen — sie hat, im Sinne des herrschenden Marktideales, das das Gold in seiner Reinheit wie eine Sonne in den Mittelpunkt des Verkehrs stellt, auch diese Aufgabe in klassischer Weise gelöst!

Und so konnte Solon, auf sein Werk zurückblickend, nach Aristoteles, die selbstbewußten Worte sprechen:

„Soviel Teil an der Macht als genug ist, gab ich dem Volke:
Nahm an Berechtigung ihm nichts, noch gewährt' ich zu viel.
Für die Gewaltigen auch und die reicher Begüterten sorgt' ich,
Daß man ihr Ansehen nicht schädige wider Gebühr:
Also stand ich mit mächtigem Schild und schützte sie beide,
Doch vor beiden zugleich schützt ich das heilige Recht."

An jene aber, die sein Werk zu verderben oder zu verdächtigen suchten, weil sie es entweder nicht verstanden oder nicht auf ihre Rechnung gekommen waren, konnte er mit Recht die strafenden Worte richten:

„Andere wieder suchten Beute, Lüsternheit und Raub im Herzen,
Jeder einzelne gedachte reiche Schätze zu gewinnen,
Meine milden Worte sollten Pläne voll Gewalt bedeuten:
Wind'ges Träumen war ihr Trachten . . .
Torheit! Nein, was ich versprochen,

Mit der Götter Huld vollführt ich's.
Und so hab ich mich ...
Nach allen Seiten wehren müssen, wie ein gehetzter Wolf,
Der in der Meute Mitte seinen Weg verfolgt."

Indessen wäre Solon nicht der tiefste Welt- und Menschenkenner gewesen, als der er sich bei seinem Werke gezeigt hat, wenn er dasselbe allein auf staatliche Hülfe gestellt hätte; seine Sorge richtete sich vielmehr darauf, auch die bürgerlichen Tugenden und die Selbstverantwortlichkeit zu beleben; er mahnte die Städter, ihre Söhne nicht müßig gehen zu lassen, sondern sie den Handwerkern in die Lehre zu geben; den Bauern empfahl er, ihre Wirtschaft durch Nebengewerbe: Obstbau, Bienenzucht, zu verbessern, er suchte den genossenschaftlichen Gedanken, der mit dem Geschlechterstaat in die Brüche gegangen war, neu zu beleben und zugleich die Streitsucht der Bauern zu dämpfen, die ihnen im Blute lag, indem er die Gerichtsbarkeit diesem Zwecke anpaßte; er setzte Prämien auf die Bekämpfung des Raubzeuges aus, das sich in dem verwüsteten Lande vermehrt hatte, immer darauf bedacht, die Landeskultur zu verbessern und das Leben wieder in vernünftige Bahnen zu lenken.

Einige haben die soziale Seite seines Reformwerkes gering geschätzt und hinter die politischen Reformen zurückgestellt. Chamberlain behauptet, Solon habe Athen seine natürliche Entwicklung geraubt, indem er den Geschlechterstaat aufgelöst und die Gesellschaft nach Steuerklassen eingeteilt habe. Er übersieht aber, daß dieser Geschlechterstaat, der den Vorhaltungen eines Theognis ausgesetzt war, sein Dasein verwirkt hatte und, bestenfalls, auf ganz neuem Grunde noch einmal entstehen konnte. Soweit aber der Adel dem Staate dienen und damit seine Bedeutung rechtfertigen wollte, war ihm dies auch jetzt nicht verschlossen. Solon hatte ja die Wahlkörperschaften auf die Phylen gestellt, und in ihnen konnte der Adel soviel Ansehen erringen wie er wollte, nur daß er nicht mehr von vornherein und ohne Mühe, kraft seiner Geburt, politische Rechte besaß. Solon band sie auch nicht, wie Chamberlain zu meinen scheint, ausschließlich an

den Besitz, sondern zugleich an die militärische Leistungsfähigkeit. Den Adel bloß um des Adels willen zu schützen, fiel ihm freilich nicht ein; er zwang diesen vielmehr, auf der ganzen Linie um Ansehen, Macht und Leben zu kämpfen, und damit tat er ihm auch einen Dienst.

Und gab die nachfolgende Zeit Solon nicht recht? Erhob die Stadtgöttin nicht aufs neue ihr gesenktes Haupt? Blühten ihre Ölbäume nicht am Kephissos, im Tau des Himmels? Wandelten unter ihrem Schatten nicht Menschen, auf deren Antlitz sich der Abglanz des Höchsten spiegelte, dort, wo man noch vor kurzem scheue Sklaven zu Paaren trieb? . . .

Nein, die Schwäche, welche dem Werke Solons anhaftete wie allem Menschenwerk, lag an einer anderen Stelle: es fehlte ihm die Sicherung, daß der Wucher und Menschenhandel, für diesmal aufgehoben, nicht sehr bald wieder aufkommen würden, ohne daß sich dann abermals ein Solon fand, ihnen entgegenzutreten. Wir haben ja in einer Notlage, die sich in mancher Hinsicht mit derjenigen Athens vor Solon vergleichen läßt, selbst in den Wehen des Weltkrieges keinen Mann gefunden, der solches auch nur gewagt hätte. Ein solcher, wie ihn der Himmel Athen in seiner größten Not beschert hatte, ist eine sehr seltene Ausnahme.

Man könnte auch fragen, ob denn ein Volk in der Lage sei, solche Erschütterungen und Auszehrungen, wie sie Athen vor Solon zu bestehen hatte, wiederholt zu überdauern? Solon scheint sich diese Frage gar nicht vorgelegt zu haben: er vertraute offenbar auf den gesunden Sinn seiner Mitbürger; er war, wie viele große Männer, bei aller Menschenkenntnis, doch ein unverbesserlicher Optimist, der einen Teil des hohen Sinnes, der ihn erfüllte, gern auch bei den anderen voraussetzte. Wie weit seine Blindheit in dieser Hinsicht ging, lehrt die Rechtsgeschichte, nach welcher Solon die Entscheidung in allen Erbstreitigkeiten in das Ermessen der Einzelrichter gelegt und den Grund und Boden der fahrenden Habe gleichgestellt hatte. Das Streben der attischen Demokratie ging, in einer Umkehr ihrer derzeitigen Kampf-

stellung, darauf aus, diese schwache Seite der Solonischen Verfassung auszugleichen; das von ihr geschaffene Scherbengericht ist nicht mehr oder weniger, als eine Notwehr gegen diese Gefahren; indem die Demokratie den Grundsatz vertrat, daß der Reichtum, wenn er in den Händen eines Einzelnen über ein gewisses Maß ansteigt, öffentliche Pflichten übernehmen soll, wirkte sie im Sinne eines beständigen gesellschaftlichen Ausgleiches; sie suchte damit zu erreichen, was man heute mit einer Staffelung der Einkommensteuer zu erreichen trachtet und suchte damit das Zeitalter vor der Wiederholung solcher Schrecken zu bewahren.

Aber auch der Tyrann Peisistratos, der im Gedächtnis der Griechen als der „gute Kronos" weiterlebte, rief das nationale Gewissen gegen solche Verstrickung zu Hülfe. Seine Anhänger stammen „aus den Bergen". Was man sich dabei denken soll, weiß man nicht recht, sie nennen sich Diakrier; vermutlich waren es thrakische Einwanderer. Während aber die Demokratie sich nur auf wirtschaftliche Momente, ähnlich unserer Sozialdemokratie, stützte, suchte Peisistratos die idealen Kräfte der Griechenseele wachzurufen:

Unter ihm stieg der Festzug mit den Abgesandten der attischen Kolonien zum ersten Male zur Feier der Athene auf die Burg empor; unter ihm entsteht aus der Dionysosfeier die Tragödie, vertieft sich der orphische Gedanke, werden die Eleusinischen Mysterien zur Staatsfeier erhoben.

Indessen hatte sich Athen vor Solon nicht bloß in einer wirtschaftlichen, sondern auch seelischen Verstrickung befunden. Solon hatte es nicht bloß mit den greifbaren Dämonen des Marktes zu tun, sondern auch mit den Äußerungen eines zunehmenden Wahnes. Die Absicht Homers, die Griechenseele aus der Umklammerung der Gespenster zu befreien, war ja gescheitert. Im Maße, wie das niedere Volk in der griechischen Gesellschaft emporstieg, kam auch dessen Glaube und Gespensterfurcht aufs Neue zum Vorschein. Homer wollte dem Tode seine Schrecken rauben und ihn in heldischer Gesinnung überwinden; frei schwebt nach

ihm die Seele vom Holzstoß in ein Reich, aus dem kein Wiederkommen ist; es ist bezeugt, daß die Spartaner ihren Kindern die Scheu vor den Toten zu nehmen suchten; der Götter- und Manendienst hielt sich bei ihnen in bescheidenen Grenzen; dort fehlten ja auch die Schätze, nach denen sich die tote Hand emporrecken konnte. Eisen brütet nicht in den Kellern, dort rostet es — es liebt das Licht und die Luft, singend spaltet es die Schädel der Feinde — eine lustige Musik, die keinen Spuk aufkommen läßt und ganze Arbeit verrichtet. Diese reine Trennungslinie war nun in dem vorsolonischen Athen allmählich verwischt worden, aber der große Athener ließ es sich angelegen sein, sie wieder herzustellen; denn es tat not; nicht nur die Erwachsenen, selbst die Kinder im Mutterleibe schwebten in beständiger und gräßlicher Gefahr; irgendeine Verfehlung wider die Götter, Gespenster und Geister (Asebeia) konnte ja deren Groll heraufbeschwören und Not und Tod herbeiführen, ja, das ganze Land konnte durch die Schuld eines Einzelnen in Seuche, Mißwachs und Kriegsnot geraten! So lebte denn das Volk nicht nur in steter Sorge vor seinen diesseitigen Gläubigern, sondern fast mehr noch vor denen im Jenseits. Diese falsche Gottesfurcht beherrschte die Seelen und beeinflußte das öffentliche Leben.

Ich habe oben auf den Kylonischen Frevel hingewiesen. Erst nach umständlichen Sühnverhandlungen, die er den kretischen Zeuspriester Epimenides ausführen ließ, vermochte Solon die Athener zu bewegen, wieder frei zu ihren Göttern aufzublicken und einen neuen Lebensmut zu fassen. Jedes Unheil brachte dem Lande aber auch wieder neue Götter und neue Verpflichtungen: man befand sich auf der schiefen Ebene der Ägypter. War Homer bemüht gewesen, die Götter in dichterische Gestalten aufzulösen, so züchtete man jetzt ein Heer von Dämonen und Göttern in voller Handgreiflichkeit, die mit der Zeit immer größere Anteile an dem Wirtschaftsertrage für sich in Anspruch nahmen; z. T. führte man neue Götter aus der Fremde ein oder man beförderte, der Reihe nach, Stadtgründer, Gesetzgeber, Philo-

sophen, Ärzte, ja sogar Schauspieler und Faustkämpfer unter die Götter: es fehlte nicht mehr viel, daß man, wie in Ägypten, in jedem Toten einen Gott sah, dem man durch ewige Stiftungen ein immerwährendes Leben und Andenken zu sichern suchte. Die Totenausstattungen und Spenden überstiegen denn auch, wir wissen es, vor Solon jedes vernünftige Maß; Leichenpomp und das Heulen der Klageweiber zehrten am Haushalte und an den Nerven des Volkes; der größte Teil des Jahres bestand aus heiligen und hochheiligen Feiertagen, und die Einführung neuer Götter erfolgte nicht selten, z. B. bei Gelegenheit der Aufnahme des Dionysoskultes, unter den ausdrücklichsten Bekundungen eines Massenwahnsinns; sollen dabei doch von aufgeregten Weibern sogar Menschen geopfert worden sein! Um den Bedarf an Opfertieren zu decken, vergab die Stadt die Lieferungen durch Ausschreibung, weil sich gezeigt hatte, daß sie sich dabei besser stand, als wenn sie ihre Beamten auf die Viehmärkte schickte. Zu alledem machte sich auch noch eine Bewegung in der Richtung auf den Reinigungskult, wie in Persien und Juda bemerkbar, die besonders in den zahlreichen Heilands- und Asklepioskulten zu Tage trat.

Allen diesen Verirrungen der Volksseele, denen unsere Zeit nicht viel Entsprechendes an die Seite zu stellen hat, die aber in mehrfacher Hinsicht an das vorlutherische Deutschland erinnern, trat Solon mit unerbittlicher Strenge entgegen; er schränkte die Totenspenden und Stiftungen auf bestimmte Maße ein, die nicht überschritten werden durften, beschränkte den Leichenpomp und die Totenklage, verbot das Schlachten von Tieren auf den Gräbern der Verstorbenen; den Hinterbliebenen gestattete er nicht mehr, sich, zum Zeichen ihrer Trauer, die Wangen blutig zu kratzen, wie es üblich war, dagegen setzte er unter Strafe, den Toten Übles nachzureden; er suchte auch hier zu geben, wo er genommen hatte. So eröffnete er dem Griechengeiste ein freies Feld vernünftigen Denkens und Trachtens, die Rennbahn, auf der er den höchsten Preis erringen sollte. Er durfte ja am Ende das: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir

vergeben unsern Schuldigern“ mit größerem Rechte aussprechen als selbst der große Galiläer, da er mit dem Vergeben schon im Diesseits einen ernsten Anfang gemacht hatte, während jenes Gebet aus so viel späterer Zeit doch immer nur eine fromme Ermahnung blieb.

Aber auch damit ist das Werk Solons nicht erschöpft. Er gab den Athenern zu allem anderen auch ein neues Recht, womit er sein Werk erst krönte. Das altattische Recht war, im Gegensatze zu dem spartanischen, so wie das indische, ein Kirchenrecht: er war auf den Zorn der Götter gestellt; daß es so war, läßt erkennen, daß das dorische Element in Athen in der Tat nur eine dünne, unmaßgebliche Oberschicht gebildet hatte, die ihre besondere Lebensauffassung keineswegs durchzusetzen vermocht, sich vielmehr den herrschenden Rechtsformen angepaßt hatte. Die attischen Blutgerichte, vom Delphinium bis zum Areopag, sind priesterliche Körperschaften und bloße Schuldfeststellungsgerichte, welche die Bestrafung selbst den Göttern überlassen oder auch den von den göttlichen Mahnern angetriebenen Rechtsuchenden. Ist der Beklagte für schuldig erklärt, so ist es seine Sache, sich mit der beleidigten Gottheit abzufinden, oder es bleibt den Göttern vorbehalten, den Bluträcher aufzustacheln oder auch den Mörder, gleichen Schrittes, bis unter die Erde zu verfolgen; aber auch da geben ihn die Rachegöttinnen nicht frei, sie, die furchterregenden Arai, haben auch dort ihre Wohnungen aufgeschlagen, von wo aus sie in der Tragödie die Griechenseele erzittern machen. Diese beständigen Erschütterungen, denen die Seelen durch jede Bluttat unterworfen waren, lasteten schwer auf dem öffentlichen Leben. Ob die Missetat in Ate oder in Hybris ausgeführt worden war, wie weit der Rächer in seinen Forderungen gehen werde, mit welchen Gründen er seinen etwa unbeugsamen Widerstand gegen die Vergleichsvorschläge der Gegenpartei stützen, was das Orakel sagen würde — diese Fragen bewegten die öffentliche Meinung mehr als das Treiben der Wucherer und Halsabschneider, die doch das Volk im Ganzen hinmordeten, zum mindesten ganze

Volksschichten — unbeklagt und ungesühnt — unter dem Beistande der öffentlichen Mächte erdrosselten. Es ist die gleiche Verblendung, die, in einem weniger ausgeprägten Durcheinander, eine zeitungslesende Gegenwart sich in Gerichts- und Parteiblätter vertiefen läßt und mit den Bekundungen einzelner Wahnhandlungen, während das Volk auch hier im Ganzen ausgeplündert und zugrunde gerichtet wird.

Das Recht der vordorischen Zeit

war das der Göttin Themis. Wohl noch unter dorischem Einfluß hatte dann der Areopag, angeblich schon in homerischer Zeit, den Anspruch erhoben, nicht nur die Schuld festzustellen, sondern auch die Strafe zu vollstrecken und das Amt des Bluträchers in jenes eines bevorzugten Anklägers zu verwandeln — indessen stieß dieser Anspruch, trotz des hohen Ansehens gerade dieses Gerichtshofes, nicht nur bei den Menschen, sondern auch unter den Himmlischen, auf den stärksten Widerstand; man empfand es als einen sehr bedenklichen Eingriff in die Gerechtsame der Göttin. Der Sage nach hatten in der Vorzeit ja sogar Götter bei dem Areopag Recht gesucht: wer wollte an so alten und ehrwürdigen Einrichtungen rütteln? Hier gab es, das hatte Solon von Anfang an erkannt, nur eine Möglichkeit: die alte Göttin mußte in die Hölle, damit sie am dritten Tage, zum Heile der Menschen, in verjüngter Gestalt neu auferstehe! Es mußte eine Gottheit an ihre Stelle treten, die noch in jugendlicher Beweglichkeit und Kraftfülle, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen vermochte, denn ohnedem bestand nicht die geringste Sicherheit, daß die ältere Gottheit nicht auf ihrem eigenen Rechte bestehen und das Unterste zu oberst kehren würde. Diese neue Gottheit, welche unter dem unermüdlichen Betreiben Solons schließlich allgemeine Anerkennung fand, war der Themis Tochter Dike. Sie war aus der Verschmelzung achäischer und dorischer Rechtsgedanken geboren und lebte schon lange vor Solon,

indessen hatte sie bisher die Rolle einer wenig beachteten Winkelgöttin gespielt, indem sie sich nur in einem engen Kreise von Neuerern durchzusetzen gewußt hatte. Pindar kennt sogar schon eine Tochter derselben, die Hesychia — die Göttin der Ruhe und Sicherheit — man hatte sie, aus einem Mißverständnis (da sie selbst die Mörder verfolgte) in der weiteren Öffentlichkeit für eine aus der Schar der Arai gehalten. Es ist aber das große Verdienst Solons, daß er ihre wahre Natur zur allgemeinsten Erkenntnis brachte und ihr zu einem öffentlichen Amte verhalf. Er verkündete jedermann, daß sie schon von alters her Recht gesprochen, ihren Willen aber nicht mit Zeichen und Wundern oder in dem leidenschaftlich befangenen Treiben der Bluträcher, sondern in dem abgeklärten, reinen Sinne edler Menschen bekundet habe. Der Quell ihres Rechtes sei der Geist und die Einsicht, ein Gedanke, den Goethe in der Iphigenie noch einmal verkörpert hat.

Das Alte, so lehrte Solon, der Geschlechterstaat, die altväterliche Art des Lebens und der Wirtschaft sind für immer dahin und machen neuen Bedingungen Platz, aber noch walten diese ohne Maß und Ziel, blindlings, noch sind sie nicht in das Gewebe der göttlichen Ordnung eingeflochten; sie müssen aber, wie alles, beherrscht werden, sollen sie nicht — beherrschen und — zerstören; man muß sie also unter eine Norm stellen, und diese ist der „nomos“: es ist die aus dem bewußten Heilsstreben der Menschen, aus reinem und klarem Denken entsprungene Einsicht, die im Gemüte wurzelt — kein Erzeugnis eines launischen Volkswillens oder blinder Leidenschaft, auch kein Kind des Zufalls! Solche Einsicht kann nur aus einer schöpferischen und künstlerischen Tat hervorgehen, ihre Werkstatt ist das Prytaneion. Es ist eine Gerichtsstätte, wo über die alten Gesetze, die gewissermaßen in Anklagezustand versetzt werden, Gericht gehalten wird. Wird ein Gesetz, an dessen Heilsamkeit Zweifel besteht, verworfen, so haben die Prytanen das Recht, ein besseres an seine Stelle zu setzen, und sie brauchen sich nicht daran zu kehren, wenn das alte Gesetz auch ein altehrwürdiges ist. Indessen hat

jeder, selbst aus dem Volke, wenn er Anklage wider dasselbe erhebt, die Pflicht, etwas Besseres vorzuschlagen: bloßer Tadel ohne den Besserungsvorschlag ist müßiger Aufruhr und verdient Zurückweisung. Das also in Anklage versetzte alte Gesetz wird in einer Nomotheten-Versammlung von fünf aus dem Volke gewählten Sachverständigen noch einmal öffentlich verteidigt; geht es aus dieser Verhandlung als gerechtfertigt hervor, so gelten alle Neuerungsvorschläge als beseitigt.

Das Solonische Dikerecht war ein schmiegsames Gegenwartsrecht; es bedeutete eine völlige Umwälzung in der attischen Rechtsphilosophie und die stärkste Neuerung in der Verfassung, den Ausschluß des Dämonenglaubens auch aus dem Rechte. Aber dies neue Recht kam doch auch wieder dem alten Themisrechte zugute, so etwa wie der Protestantismus dem Katholizismus zugute gekommen ist. Derselbe Solon, durch den eine, wenn auch gereinigte, Volksstimme wieder zur Gottesstimme ward, förderte wie kein anderer das Ansehen der alten Götter und des Areopages; er war es, und das bewunderten seine Zeitgenossen am meisten, dem es gelang, die an sich irregewordene Griechenseele wieder mit sich und ihren Göttern zu versöhnen. Mochte das Themisrecht immerhin erneuerungsbedürftig sein, so hatte Solon doch erkannt, daß es der Mutterboden war, aus dem die griechische Gesittung emporgewachsen, aus dem sie ihre Kraft gesogen hatte; die Themisgedanken waren nicht tot, sie lebten nun erst recht auf — in der Tragödie, in der Thiase, in der Philosophie. Solon war sich, wie Christus, bewußt, daß frommer Wille nicht in der Auflösung, vielmehr in der Erfüllung sein Ziel erreiche.

Nach Dikerecht ist Polyneikes in Schuld verstrickt. Dem Leichnam des Frevlers ist die Bestattung zu versagen: hiergegen aber bäumt sich die Empörung in der Antigone Seele auf. Aus ihren Worten spricht die Göttin Themis: „Ich aber erkläre den Vorstehern der Kadmäer, wenn kein anderer diesen mitbestatten will, werde ich ihn selbst bestatten und der Gefahr trotzen, indem ich meinen Bruder bestatte, und

werde mich nicht schämen und diesem Mißbefehle der Stadt nicht folgen . . . Eine furchtbare Gewalt liegt in dem gemeinsamen Mutterleib, dem wir entsprossen sind von unglücklicher Mutter und ärmstem Vater." In den Eumeniden führt Aeschylos den gleichen Gedanken des Mutterrechtes, welcher der Themis heilig war, gegen das jüngere Vaterrecht ins Feld — in einem tragischen Gegensatz, den Goethe in der schon oben herangezogenen Iphigenie zu milderen Tönen aufgelöst hat.

Und so verband sich denn in dem Athen, dem Solon ein neues Leben eingeflößt hatte, das Altehrwürdigste mit dem Persönlichsten und Heimlichsten. Die großen Dichter und Denker wandelten alle auf seiner Bahn. Mit starkem Gefühl für das Erhabene und Schöne erfleht der Dichter der Eumeniden die Wohlgesinntheit der Stadtgöttin auf das attische Leben herab: „Mit allem seg'ne es, was zum schönen Siege führt!" — und die Göttin erfüllte dies fromme Gebet; sie gab den Bürgern ihrer Stadt die Freiheit und Besonnenheit, die in der Gerechtigkeit wurzeln. „Wenn ihr, gerechten Sinnes, ein solches Heiligtum, eine Schutzwehr des Landes und Zufluchtsort der Stadt, verehrt, so werdet ihr besitzen, was niemand unter den Sterblichen, weder bei den Skythen, noch in Pelops Lande hat: dies Gericht, ein der Bestechung unzugängliches, ehrwürdiges, strenggesinntes, über den Schlafenden wachendes: einen Wachtposten des Landes setze ich hiermit ein, und diese Weisung habe ich für alle Zeiten meinen Bürgern gegeben."

Und die gleiche Weisung spricht auch aus Platos frommem Selbstgespräch: „Der Gott aber, der Anfang, Ende und Mitte aller bestehenden Dinge in sich begreift, vollführt, seiner Natur nach, seine Bahn in gerader Linie. Ihm folgt immer die Dike, die Straferin derer, die das göttliche Gesetz übertreten . . . Wenn aber einer, in Übermut sich empörend, gestützt auf Reichtum und Wohlgestalt des Leibes, seine Seele zur Hybris entzündet, als brauche er keinen Beherrscher und Leiter, sondern sei selbst geeignet, andere zu führen, so wird er von Gott verlassen und tanzt dahin mit anderen,

die er mit sich zieht, als ein Gott entfremdeter, alles verwirrend. Vielen erscheint er dann erst recht einer zu sein. Aber nach nicht langer Zeit verfällt er der Dike zur nicht zu tadelnden Timorie und macht sich, sein Haus und seine Stadt gänzlich wüst. Ist nun dies so vorgesehen, was soll da der Verständige tun und denken? Jedermann muß darauf sinnen, wie er einer der dem Gotte Nachfolgenden werden könne. Was aber ist die dem Gotte wohlgefällige und maßvolle Handlungsweise? Die eine dem alten Spruche gemäße, daß dem Gleichartigen und Maßvollen das Gleichartige zugetan ist, daß aber der Maßlose weder mit seinesgleichen noch mit dem Maßvollen sich eint. Der Gott aber wird uns vorzugsweise das Maß aller Dinge sein, vielmehr als wie sie sagen, irgendein Mensch."

Wir sind bei unseren Betrachtungen wiederholt auf die Religion der Griechen gestoßen; viele denken, wenn von ihr die Rede ist, an die heiteren Götter Homers; aber dieser Gedanke ist nur bedingungsweise richtig, denn das Griechentum besaß ein Doppelgesicht. Die Götter Homers bildeten ein zweites mit Künstleraugen erschautes Gesicht, eine luftige, ungebundene, freie Wiederholung der Menschenwelt, gewissermaßen ein verklärtes Menschenreich. Die Ehren, welche Homer den Verstorbenen erweisen läßt, entspringen der Ehrfurcht vor den Toten und wurzeln im menschlichen Gefühle, in der Wehmut der Hinterbliebenen; nur bei dem Leichenbegängnis des Patroklos klingen die älteren Anschauungen und dämonistischen Veranstaltungen durch; aber schon bei dem attischen Bauerndichter treten die Dämonen begehrlicher hervor. Zwar entfliehen, nach ihm, die Seelen der Verstorbenen heute in das Schattenreich, anders aber war es in der Vorzeit: im goldenen und silbernen Zeitalter, wo sie zu Göttern erhöht wurden. Als solche leben sie teils über, teils unter der Erde und spenden den Menschen Wohltat und Reichtum, in anderen Fällen aber Fluch und Tod; was dann, im ehernen und im Heldenzeitalter, noch folgte, das „verhüllte des Todes Erfüllung" — und nur wenigen vergönnte Zeus, der Chronide, ewiges Leben, indem er sie

auf die Inseln der Seeligen entrückte (siehe Hesiod „Werke und Tage").

Die Forschung hat eine große Schar griechischer Kleingötter nachgewiesen, die meist aus dem grauen Altertume stammen; so befand sich das Bild Apollos in Delphi über einem Kuppelgrabe Pythons, als dessen Nachfolger in der Wahrsagekunst der dorische Gott das Heiligtum bezogen hatte. Selbst auf der Felsenburg der Athene wohnte noch in klassischer Zeit der uralte Erechtheus, der sich den Lebenden in Gestalt einer Schlange zeigte. Der Apollo zu Amyklä war der Nachfolger Hyakinthos; die Feier des ersteren verlief in Heiterkeit und Übermut, die des anderen schmucklos und düster. Man kann sich fragen, ob der immer wiederkehrende Gedanke an einen „gestorbenen und wiederauferstandenen Gott" nicht aus einem solchen Nebeneinander zweier verschiedener Gottheiten hervorgegangen sei? Ein Volk war gestorben und hatte die Zeichen seiner Macht einem neu aufkommenden übergeben: der Gott des gealterten Volkes war in Trauer versunken, der andere feierte seine Festzeit in Frohsinn und Übermut.

Die vordorischen Götter sind vorwiegend Heilande; sie wohnen in Höhlen oder sind aus Felsen entsprungen. Ein solcher ist auch Asklepios, den Homer in einen Helden umgedichtet hat; er verdankt seine Kunst einem noch älteren Gotte — Chiron; auch der nach Syrien verschlagene Christus-Heiland trägt ja verwandte Züge: auch er ist, nach der ursprünglichen Auffassung, aus einem Felsen geboren und kehrt mit dem (felsengeborenen) Petrus wieder nach seiner Heimat zurück — ein Kreislauf der Bewegung, dem wir schon in der Geschichte der griechischen Vasenkunst begegnet sind.

Aus besonderer Zuneigung erwähne ich noch die Erdgöttin Demeter, eine Dorfgestalt aus der Nachbarschaft Athens, die später in den athenischen Staatskult aufgenommen ward; sie entspricht der deutschen Walburga; man wußte früher wenig von ihr, bis sich in einem unterirdischen russischen Kloster ein Hymnus fand, welcher Licht über ihre Herkunft

verbreitete. Danach hatte sie in alter Zeit, nachdem sie ihre Tochter Kore verloren hatte, zu Keleos auf Eleusis an einem Brunnen gelebt; sie hatte sich als Kindermuhme verdungen. Um des Knaben irdisches Wesen, den man ihr zur Wartung übergeben hatte, zu läutern und ihm ewige Jugend zu verleihen, legte sie ihn, nächtlicherweile, in die Herdflamme. Bei diesem zauberischen Gebaren von der entsetzten Mutter des Knaben betroffen, offenbarte die Göttin dieser ihr Geheimnis, dann stiftete sie ihre heiligen Weihen. Ihrer nordischen Stellung entsprechend, ist sie auch in Griechenland die Hüterin sowohl des Herdes wie auch der bürgerlichen Ordnung; sie steht der Geburt wie der Bestattung vor und sorgt für das jenseitige Leben. „Selig der Mensch“ — so lautet ihre Verheißung — „der diese heiligen Handlungen geschaut und an ihnen teilgenommen hat.“ Sie erteilte das heilige Abendmahl in der Gestalt eines kräutergewürzten Weizenmehlaufgusses.

Die Griechen haben diese Dorfgöttin an den Beginn des Kulturzeitalters gestellt, indem sie unter einem vordemetrischen ein wildes, schweifendes und ungeordnetes Leben verstanden — das Leben der Nomaden.

Endlich komme ich noch einmal auf den griechischen Tanzgott Dionysos zurück, auf dessen thrakische Herkunft ich schon hingewiesen habe. H o m e r kennt ihn nur vom Hörensagen; nach einer Andeutung im elften Gesange der Odyssee hat er mit den Eheschließungen zu tun. Was die Philologen, auch die besten unter ihnen, man vergleiche R o h d e : „Psyche“, darüber sagen, ist wenig befriedigend. Einen Fingerzeig bietet der Umstand, daß er in der Zeit der tiefsten Niederlage des griechischen Volkstums, im Jahrhundert Solons, mit thrakischen Einwanderern nach dem verwüsteten Griechenland gekommen ist. Es war entvölkert und es galt, dasselbe neu zu besiedeln; es entspann sich ein schwerer Kampf um die Aufnahme des Gottes. Die Griechen standen damals vor der Frage, mit der sich die heutige Rassenhygiene beschäftigt. Wir dürfen aber annehmen, daß der Gott, als er endlich in den griechischen Götterhimmel aufgenommen ward,

nicht mehr viel von seinem ursprünglichen Wesen besaß; er galt jetzt als Spender des bakchischen Trankes und verkörperte jede Lebenskraft und Fülle, aber auch die Begeisterung; natürlich galt er zugleich als Erlösergott, durch den man den Banden des Todes entrinnt. Er war der Gott des neuen und aufsteigenden Lebens. Zwar vereinigte auch er seine Gläubigen noch immer zu überlebendigem, nächtlichem Treiben, und er mag manche Ehe auch noch in klassischer Zeit gestiftet haben — aber sein Streben ging doch mehr und mehr, einem allgemeinen kulturgeschichtlichen Vorbilde gemäß, auf die „Abreagierung“ des Geschlechtlichen, auf ein verfeinertes seelisches Widerspiel; und zwar warf er sich auf die seinem Wesen gemäße rhythmische Kunst (man vergleiche das oben über den thrakischen Tanzgott gesagte), in weiterer Folge — auf die Tragödie; es war schon den Alten bekannt, daß sich diese aus seinen Mysterien entwickelt hatte. Nach E. Grosse stammt die griechische Tragödie (tragos=der Bock) von alten Tänzen und Befruchtungszaubern her. Der Tanzplatz des Chores, die Orchestra, ist der älteste Teil der griechischen Bühne, und daß es sich hier um eine gemeinindogermanische Figur handelt, geht daraus hervor, daß Tanz und Tänzer im Indischen „Schauspiel und Schauspieler“ heißen = nata und nataka.

Die griechische Tragödie kannte anfangs, so wie der christliche Gottesdienst, nur die eine tragische Figur, eben den Gott selbst, dessen Tod und Auferstehung sie in brausenden Chören besang. Sein Blut wurde in dem ursprünglichen Mysterium von allen Zuschauern in der Gestalt des Weines genossen, so daß die christliche Feier einer Verschmelzung beider Riten, jener des Dionysos und der Demeter entspricht; schon die Griechen brachten sie in nähere Verbindung, indem sie den Tanzgott zum Sohne der Demeter machten: sie stand zu diesem dann im gleichen Verhältnis wie Maria zu Christus; die griechische Muttergottes vergießt die gleichen Tränen über den Tod ihres Sohnes, aber sie lächelt zwischen denselben, da ihr verkündet wird, daß sie den Gott noch einmal gebären solle! Ihm, dem Neu-

geborenen, galten die bewegten Jubelgesänge der dionysischen Chöre.

Die Sage berichtete, der Gott sei von einem Dämon zerstückelt worden: wir erkennen darin eine sinnbildliche Darstellung des Kulturtodes der Menschheit, die an Zersplitterung und Arbeitsteilung leidet und sich zurücksehnt nach den quellenden Brunnen ihrer alten Kraft, als deren Zeichen bei Antisthenes, dem tiefsten Ergründer der Gesetze des sinkenden und aufsteigenden Lebens, — der Hund, in der griechischen Tragödie aber — der Satyr erscheint.

Von entscheidender Bedeutung für das weitere Schicksal des thrakischen Gottes war das Verhalten Apollos. Der Kampf, der anfangs zwischen beiden tobte, endete mit Versöhnung, ja mit Verbrüderung. Zur Verherrlichung der Taten des neuen Gottes überließ der Delphische diesem in der Folge sogar ein Giebelfeld seines Tempels — unter der einzigen Bedingung — der Abstreifung jeglicher sexualen Handgreiflichkeiten, die seinem Kulte noch anhafteten, worauf sich der mittlerweile immer mehr verfeinerte Tanzgott willig einließ; es bleibt aber eine der auffälligsten Erscheinungen im widerspruchsvollen Reiche göttlicher Bräuche, daß die dionysischen Tanzfeste zu einer Zeit, da sie im übrigen Griechenlande längst zu ländlichen Winzerfesten abgeblaßt waren, gerade im Tempelbezirke von Delphi ihren anfänglichen orgiastischen Beigeschmack gewahrt haben.

Friedrich Nietzsche hat uns, unbewußt, die gegenseitige Durchdringung des thrakischen und dorischen Rassenelementes vor Augen gestellt (s. „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“), indem er jenes richtig im Dionysos, dies in Apollo verkörpert sah; und er leitete aus deren gegenseitiger Befruchtung die große rhythmische Bewegung her, die zur Tragödie ward. Dieser Gedanke ist so richtig wie einer, und wir erkennen nun auch seinen tieferen (körperlichen) Untergrund und also auch des griechischen Genies: er bildete die kultisch-züchterische Veranstaltung der thrakischen Urzeit. Aber vielleicht war jene Übereinkunft des thrakischen Gottes mit dem dorischen Lichtgott

die große Erbsünde der Griechenseele, an der sie sterben mußte. Denn wenn ein Volk der Geschichte an den Quellen gestanden hat, aus denen die Ströme des Lebens hervorbrechen, so waren es die Griechen, und sie standen dort noch zu des Antisthenes Zeit, also an der Schwelle ihrer Hochkultur. Ein wenig mehr Starrsinn auf Seiten Dionysos-Sabazjos, etwas mehr Folgerichtigkeit und Stetigkeit der attischen Philosophenschule vor Sokrates — und wessen konnte sich der Genius der Menschheit nicht versehen, welch' große Demütigungen blieben ihm und uns nicht erspart! Wir konnten zwei Jahrtausende weiter sein und brauchten heute nicht über einem Abgrunde zu wandeln.

So blieb Griechenland auch nach Solon auf den sich allmählich erschöpfenden thrakischen Ersatz beschränkt; ich habe schon darauf hingewiesn, daß fast alle neuen und bedeutenden Männer Athens, insofern man ihre Abstammung kennt, von thrakischer Herkunft sind: Musäos und Polygnot, Thukydides und Themistokles, Demokrit und Aristoteles! Antisthenes hatte eine thrakische Sklavin zur Mutter! Das vorsolonische Athen war ja mit seinen besseren Geschlechtern fertig; die Barbaren drängten in gleicher Weise nach Athen wie ein paar Jahrhunderte später nach Rom, nur daß uns die Römer weniger genaue Nachrichten über ihre Abstammungsverhältnisse hinterlassen haben wie die mitteilsamen Philosophen Attikas. Unter diesem ununterbrochenen Wechsel der Geschlechter kam Griechenland überhaupt nicht zur staatlichen Reife. Das Volk, welches auch in politischer Hinsicht ganze Reihen von Genies hervorbrachte, blieb doch staatlich in den Kinderschuhen. Zwar bildete sich im Peloponnes schon im 7. Jahrhundert ein Staatenbund, der unter Phoidon (z. Z. der dorischen Argos) seinen Einfluß über einen großen Teil von Griechenland geltend machte und sogar gemeinsame Maße, Münzen und Gewichte besaß, indessen war das eine vorübergehende Erscheinung, die dem Wirken eines kraftvollen Königs entsprang; später, in den Perserkriegen, stand Argos auf Seiten des Feindes. Auch die olympischen Spiele konnten die fehlende politische Einheit

nicht ersetzen, zumal sie die Aufmerksamkeit mehr auf die sportlichen als auf völkische Belänge einstellten, während auch der gemeinsame „heilige Herd“ von Hellas, das Delphische Orakel, in dem Maße versagte, als die Aufklärung um sich griff. Die Delphische Amphiktyonie krankte zudem an der demokratischen Torheit, daß sie den Bundesgenossen das allgemeine gleiche Stimmrecht verliehen hatte, wodurch sie den Größeren alle Lust zur Mitarbeit raubte, da sie jederzeit von ein paar Kleinstaaten überstimmt werden konnten. So ist denn auch Griechenland niemals über die Kleinstaaterei herausgekommen, wobei die besten Familien in den zahlreichen Kleinkriegen ausgerottet wurden — wurden doch in den Kämpfen, zumal in Parteikämpfen, zuweilen selbst die Säuglinge der Unterliegenden getötet. Als Mytilene von den Athenern unterworfen war, da wurden mehr als tausend seiner besten Bürger dem Henker überliefert, und die gleiche Zahl ließ Agathokles in Gelo schlachten; eigentlich machte erst Rom diesem verrückten Treiben ein Ende, welches mit den letzten Menschenvorräten Griechenlands aufzuräumen drohte. Freilich kam der Menschenmangel im Ganzen nicht von den Kriegen und Schlächtereien her. Euböa hatte einstmals, inmitten ununterbrochener Kriege, fünfzig Städte gegründet und mit seinen Bürgern aufgefüllt, während es später, in einem Zeitalters des Friedens, an Menschenmangel zugrunde ging. Dio Chrysostomos läßt einen städtischen Ackerbürger im südlichen Euböa im Rate der Stadt Klage führen, daß fast zwei Drittel der städtischen Gemarkung öde und brach liegen, weil sich niemand darum kümmere und es an Menschen fehle, die das Land bebauten; der Redner stellt den Antrag, es sollte in Zukunft keine Herdensteuer mehr erhoben, das Gemeindeland zum Beweiden frei gegeben und jedem Fremden das Bürgerrecht verliehen werden, der 200 Plethren (etwa 19 Hektar) unter dem Pfluge halten würde. Und unter der beginnenden Römerzeit ist es im ganzen Lande ähnlich bestellt; die Klagen nehmen kein Ende; das Land verödet und die Bevölkerung geht zurück. Von den drei Millionen Einwohnern, die Griechenland während seiner

Blütezeit besaß, war vielleicht nur der vierte Teil übrig geblieben, und dieser bestand zum großen Teil aus einem lästigen, hungernden Lumpenpack, das trotz der Bemühungen der Städte und besonders ihrer „Tyrannen" nicht zu bewegen war, hinaus zu gehen und den Pflug in die Hand zu nehmen. „In unserer Zeit" — klagt Polybios — „leidet ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleeren und das Land keine Frucht mehr trägt, obgleich weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen uns betroffen haben. Die Menschen haben sich dem Übermut, der Geldgier und Trägheit zugewandt, sie wollen nicht mehr heiraten, oder, wenn sie es tun, doch nicht viele Kinder aufziehen, sondern höchstens eins oder zwei, um diese reich zu hinterlassen und üppig großzuziehen. So mehrt sich, unverhofft, das schnelle Übel, denn wenn nur eins oder zwei vorhanden sind, so können sie natürlich leicht durch Krankheit oder Krieg hinweggerafft werden, wodurch sich die Häuser leeren."

Und er hat Recht: die Ursache des Volkssterbens war im alten Griechenland wie im neuen Deutschland das Wohlleben und die materialistische Sinnesrichtung und Instinktvergiftung. In einem im 4. Jahrhundert verfaßten, fälschlich Xenophon zugeschriebenen Werke: „Über die Einkünfte" preist der Verfasser den Segen des Reichtums. Der Staat sei den Bürgern eine lästige Fessel, wenn er ihnen Erwerbshindernisse bereite. Jedermann solle den Ort als seine Heimat ansehen, wo er seinen Besitz vermehren könne. Dieser Verfasser entwickelt also ein staatsbürgerliches Vorbild, das man auch heute bei manchen Geldleuten finden kann, die den Staat nur als den Wächter ihrer Schätze gelten lassen — oder auch als melkende Kuh. Hier wie dort steht ja das Reichwerden um jeden Preis an der Spitze. Die Reichen, erklärt Isokrates, wollen ihren Besitz lieber ins Meer werfen als den Armen geben . . .

Mit Epikur war eine Weltanschauung aufgekommen (weniger freilich durch dessen Lehre als mit dem, was daraus gemacht worden war), welche die persönliche Glückseligkeit

des Menschen als das Ziel der Schöpfung hinstellte, eine Lehre, die um so gemeiner wurde, je mehr sie sich ausbreitete, und die am Ende jede Persönlichkeit auffraß und zugrunde richtete. Auch Wissenschaft und Kunst litten unter dieser auf den Genuß gestellten Richtung; jene entartet immer mehr zu einem faden Geschwätz, diese beschränkt sich auf die Wiedergabe des Alltäglichen und Schmutzigen und huldigt dem Geschmack des Pöbels höherer und niederer Rangordnung. Pausias nannte man den „Schmutzmaler", aber der Römer Lucullus hatte zwei Talente für eine seiner kleinen Tafeln gezahlt. Und diese Kunst und Wissenschaft konnte die früher so regsamen Griechen nicht vor einer ewigen Langeweile bewahren; sie suchten sich bei ihren Stammtischen mit dem ödesten Geschwätz darüber hinweg zu helfen. Polybios nennt seine Volksgenossen im 2. Jahrhundert: „vorkommene, genußsüchtige Bettler, ohne Treu und Glauben und ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft." Isokrates klagt: „Es ist soweit gekommen, daß sich unsere Bürger zum Kampfe mit den Feinden nicht mehr vor die Stadtmauern getrauen; wir wollen anderswo herrschen, aber selbst zu Felde ziehen wir nicht mehr; Händel fangen wir an, mit der halben Welt, aber die Kriegführung überlassen wir heimatlosen und treulosen Söldnern." Die Politik wird von anmaßenden und kurzsichtigen Advokaten gemacht, die mit Stichworten um sich werfen. „Patriotismus und Volksregierung" sagt Aeschines — „das freilich sind Worte, um die sich alles bei uns dreht, insgemein aber nehmen gerade diejenigen solche Worte am häufigsten in den Mund, die in der Tat am weitesten davon entfernt sind." Demgemäß stellen die Philosophen theoretische Untersuchungen über Moral, Bürgertugend und über die beste Staatsform an; sozialistische und kommunistische Lehren und ein verstiegenes Bürgertum sind an der Tagesordnung. Die Kyniker, im übrigen besser wie ihr Ruf, verneinen, nach Art unserer Naturmenschen, alles was Kultur heißt, ohne doch den Lauf der Dinge im geringsten durch ihre Ausrufungen zu beeinflussen. In die Ämter werden jene gewählt, die dem

Volke die größten Versprechungen machen; Richter urteilen so, daß dabei ein Vorteil für sie selbst herausspringt; Prozesse schleppen sich Jahrzehnte hin; wer in einen Rechtsstreit verwickelt ist, getraut sich nicht mehr auf die Gasse, weil er befürchten muß, erstochen zu werden. „Man muß ein Schurke werden, gottlos, heillos, ganz und gar" — erklärt Aristophanes — „um jetzt in der Welt sich fortzubringen", und der gemessene Thukydides schreibt in bezug auf seine Zeit: „Tobsüchtige Verwegenheit gilt als treu-freundliche Tapferkeit, in wohlüberlegter Bedächtigkeit sieht man eine Beschönigung der Feigheit, und besonnenes Maßhalten erscheint als Vorwand der Unmännlichkeit . . . Für männlich aber hält man es, wenn einer aufbraust wie ein Wahnsinniger. Wer recht schimpfen kann, der gilt überall als ein zuverlässiger Mann; wer ihm widerspricht, der gilt als verdächtig. Hat einer den anderen listig zu Falle gebracht, so gilt er für klug, für noch tüchtiger, wer rechtzeitig den Braten riecht . . . Parteigenossenschaft ist jetzt ein engeres Band als Verwandtschaft, weil jene bereit ist, rücksichtslos mitzuwagen. Denn nicht zum Schirm der Gesetze werden dergleichen Verbindungen eingegangen, sondern zum eigenen Vorteil auf Kosten der andern. An die Eide, die sie sich untereinander leisten, binden sie sich zwar nicht sowohl aus Scheu vor dem göttlichen Gesetz, als vielmehr im Bewußtsein ihrer gemeinsamen Verbrechen."

Wer wollte hier nicht Vergleiche mit unserer Zeit anstellen, wer nicht versuchen, einigen Nutzen daraus zu ziehen?!

Nochmals Sparta

Dies hatte in den Neuerungen des Epitadeus mit der Lykurgischen Disziplin gebrochen, aber das verheißene Glück wollte sich nicht zeigen, im Gegenteil, die spartanische Partei, ihrer Stützen beraubt, brach vollends zusammen, zum Beweise, daß man sinkende Völker nicht durch wirtschaftliche Neuerungen vor dem Untergange bewahren kann. Die Landlose kamen immer mehr in die Hände einzelner unternehmender Familien, die

rein gar nichts mehr mit alt-spartanischem Wesen zu tun hatten; die alten Geschlechter aber verkamen und starben aus; die Güterteilung hatte nur den Bettel vermehrt; an die Stelle der Genügsamkeit und Sittenstrenge war Schwelgerei der Reichen und das Elend der Armen getreten. Herodot zählt in den 9000 altspartanischen Sitzen noch 8000 Spartiaten; nach der Schlacht bei Leuktra sind deren noch 2000 vorhanden, die zu des Achis III. Zeit bis auf 700 zusammengeschmolzen sind, und unter ihnen finden sich nur noch 100 Grundeigentümer. Die Ephoren sind die gemeinsten Wucherer und Lumpe; vergeblich brachte sie Kleomenes III. zur Seite, wobei er ihre Besitztümer unter 4000 Periöken verteilte; diese waren freilich keine Spartaner, und der König kam zu der Erkenntnis, daß man mit einem geschichtlich verkommenen Volke keine neue Welt erschaffen könne. Er gab sich i. J. 220 mit seinen Genossen den Tod, während seine edle Gemahlin mitsamt ihren Kindern hingerichtet wurde. Sparta wetteiferte jetzt mit Athen in aller und jeder Trostlosigkeit und Verkommenheit.

Auch der Einzige, der tief und bewußt in alle diese Abgründe geschaut hat, kann das griechische Leben nicht mehr vor dem Untergange retten.

Plato Er hatte sich in der Anschauung der geschichtlichen Weistümer seines Volkes zur seherischen Verkündung neuer Lebensziele erhoben; aber sie verstanden ihn nicht. Einige wollen ihn zum Vater des Christentums machen — insofern mit Recht, als die hellenische Wurzel dieser Lehre auf Plato zurückgeht. Wie die Mysten und Thiassoten, hatte sich auch Plato mit dem Schicksal des Lichten auf Erden beschäftigt; ihm ist das Ergebnislose des Kulturtreibens zum Bewußtsein gekommen; er, der so lange in der Ätherhöhe der Gedanken geweilt hatte, daß sie ihn den Göttlichen nannten, erkannte endlich, als Greis, daß es ein noch Mächtigeres gebe als Ideen und Ideale — nämlich das Gemeine! Er sieht aber tiefer auch in die Welt der Dinge, als selbst sein Widerpart — Aristoteles, der in ihr ein System

blutloser Gebilde erkennen will, für den der Philosoph ein gefühlloser Zerleger der Wirklichkeit, Sparta — eine Unregelmäßigkeit und Athen eine Sammlung von Altertümern ist. „Das Weltregiment ist das eines spielenden Kindes" — Plato wiederholt diesen Heraklitischen Spruch gedankenvoll. Er sieht auf die industriellen Pyrrhussiege nicht mit dem Auge des Zahlenmenschen und übersieht nicht deren bedenkliche Begleiterscheinungen; er kennzeichnet den dorischen Quell des griechischen Denkens und Lebens als das einzige Heilmittel der kranken Griechenseele. Noch immer gebe es — so erklärt er — am Eurotos mehr Philosophie wie in Athen!

Plato hatte zuvor, noch im siebenten Himmel der Ideen, das Treiben der Menschen einer großen und ernsten Betrachtung nicht für würdig erklärt, den Staat aber für verdorben, auf Wahn, Begierde und Unrecht gestellt. Häfen, Schiffshäuser und Stadtmauern seien Nichtigkeiten, von denen der nach dem Höchsten Verlangende seinen Sinn abkehren solle; jetzt nähert er sich dem Leben noch einmal mit neuer Teilnahme und verweilt bei seinen Nöten. In dem zweiten Entwurfe seines „Staates" lenkt er die Aufmerksamkeit auf die große Zahl jener, denen das Reich der Ideen und Ideale für immer verschlossen ist; man müsse sie durch strenge aber wohlerdachte Gesetze zum Guten anhalten; er stellt die gütige Gelassenheit des wohlgearteten Mannes den Tücken des Erwerbsmenschen gegenüber; jener redet, ohne sich zu übereilen oder sich von seinem Gegenstande beherrschen zu lassen, das Gespräch nach Gefallen abbrechend oder wieder aufnehmend: „er weiß sein Gewand auf eine schickliche Weise zu heben und mit sicherem Gefühl die philosophische Unterredung zu lenken." In tiefster Seele von dem Widerspruche zwischen dem Gedachten-Guten und dem sich auftürmenden Übel erschüttert, frägt er nach dessen Grund. „Es steht schlecht um den Staat, wenn sich die Mediziner und Advokaten in ihm vermehren." Dem Verfalle gehe die Selbstsucht voraus, und mache das Geld zum Gotte. Nicht dem Reichtum zu dienen, sondern Reichtum wie Ar-

mut zu dämpfen, sei Aufgabe des Staates. Der Staatsmann könne die Vorteile des Mittelstandes gar nicht stark genug betonen, denn Reichtum und Sittlichkeit seien unverträglich, und wer von Natur sittlich geartet sei und dem Guten nachstrebe, der werde niemals reich werden. Deshalb solle der Staat vornehmlich seine sittlichen, d. h. an Leib und Seele wohlgearteten Bürger schützen; er soll jedem gewähren, was ihm gebührt, und das Ganze zu einem Abbilde der Gerechtigkeit und Schönheit machen. Die Zukunft aber gehöre einem neuen Menschen und einer ganz neuen Ordnung der Dinge; um dessen Geburt zu befördern, müsse man die Aufmerksamkeit, mehr als seither, auf die Gattenwahl hinlenken. Mit Berufung auf die Erfahrungen der Züchter verlangt er, daß die besten Männer und Weiber das Geschlecht fortpflanzen; Kinder sollen aus Menschen hervorgehen, die in voller Kraft stehen, weil nur Gutes das Bessere, Tüchtiges das Tüchtigere erzeuge. Schlechte Sprößlinge solle man nicht am Leben lassen; die höchste Richtschnur der Gesetzgebung müsse nicht in der Förderung des Reichtums, überhaupt nicht in der Pflege der Welt der Dinge liegen, vielmehr in der Erzeugung tüchtiger und vollkommener Menschen. Die Geschlechter, in denen sich solche zeigen, müsse man durch Heimstätten und andere gesetzliche Vorteile zu schützen und zu erhalten suchen. Der Anfang nun sei bei der Jugend zu machen, in deren Herzen man die Keime des Guten versenken müsse. Plato ist neben allem anderen der Begründer der ersten Kinder-Bewahranstalt, von der wir Kunde haben; er verweilt gern unter den Kleinen und in Betrachtung ihrer Spiele, pflanzt Fruchtreiser, umfriedet einen Quell, aus dem die Jungfrauen der Nachbarschaft ihre Krüge füllen, an dem sie plaudern. Ihn rührt alles Einfache und Natürliche, er sieht darin den Quell des Starken und Heiligen. „Er verhält sich zu der Welt", — sagt Goethe — „wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm (freilich) nicht darum zu tun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen."

Aber diese Welt hatte anderes zu tun, als den Weg zu gehen, welchen er ihr vorgezeichnet hatte; sie versank, trotz Plato, ja trotz der Evangelien, in Abgründe der Geschmacklosigkeit und Unnatur; ihr Ideal war nicht der edle, sondern der entartete Mensch, wie ihn die byzantinische Kunst zur Darstellung bringt. Den Stempel gibt den Geistern am Ende ein Paulus, Kaiser Justinian — das Gesetz! Theodora, die Hetäre und Gemahlin des Kaisers — die Sinnesrichtung . .

Im Mittelalter war Griechenland eine Wüste, seine Tempel — Steinbrüche. Im achten Jahrhundert nannte man es: Sklavia — es war von Slaven überlaufen. Nach Fallmerayer sind die Hellenen in Europa wie in Asien ausgestorben, allenfalls könnten sich vielleicht auf den Inseln einige Tropfen altgriechischen Blutes erhalten haben. Die türkische Knechtschaft bildete den Widerstand, an dem sich das neugriechische Slaventum bis zu einer völkischen Regsamkeit verlebendigte und anspannte. Es hat unter dem Zwange der Verhältnisse sogar wieder fechten gelernt und mit einer gewissen staatsmännischen Besonnenheit die hohe See der welt-politischen Stürme zu durchkreuzen versucht. Es ist heute, entgegen einer üblen Nachrede, nicht viel anders wie die übrigen auch.

5. Das römische Imperium

Summum ius summa iniuria!
Cicero.

Vorgeschichtliches Die Spatenforschung hat uns vor die überraschende Tatsache gestellt, daß Oberitalien während der Steinzeit eine nur spärlich besiedelte Wildnis, die Po-Ebene in der Bronzezeit ein großenteils versumpfter Urwald gewesen ist. Italien galt selbst im Zeitalter des August noch als ein Waldland; besonders rühmte man die Quellgebiete des Tiber und Arno wegen ihres Waldreichtums. In der Po-Ebene standen in der Bronzezeit, unter Eichen, Pfahlbauten.

Nach H ö r n e s gehörte Oberitalien noch zu Beginn der Eisenzeit, genau genommen aber selbst noch in christlichen Jahrhunderten, in den mitteleuropäischen (Hallstätter) Kulturkreis. Dementsprechend ist denn auch die italische Stammbevölkerung die mitteleuropäische: es sind die Ligurer, die aber, soweit sie nördlich der Alpen wohnen, Rhätier heißen. Die von ihnen herrührenden Ortsnamen enden mit asco, asca, entsprechend unserem — isch in engl-isch, welche Endung durch ältere Formen, z. B. got. thiudisco (deutsch) mit jener rhätischen Form in Verbindung steht; isco bedeutet: gehörig zu, thiudisco also = zum Volke gehörig.

Die Etrusker Ein Zweig der Ligurer sind die Tyrrhener, Tursker, Tusker oder Etrusker, auch Rasena genannt, die ihre Götter, übereinstimmend mit den Edda-Germanen, Asen (aesares, aesi) nannten, ihre Fürsten aber lucamenes, lugmones, entsprechend schwedisch: Lagmann oder Lagmadr, von Lag = das Gesetz. Man nimmt an, daß sie über Tirol und Graubünden in das heutige Toskana eingewandert sind. Die Etrusker hatten sich, im Han-

del mit dem Orient, zu einem Kulturvolke aufgeschwungen; sie wohnten in Steinhäusern, kannten den Tiefbau und das Gewölbe, bauten Totenstädte wie die Babylonier und Ägypter und besaßen einen Staatskult, der sich an orientalische Formen anlehnte; indessen liegt kein Grund vor, sie für Orientalen, oder wie einige gar wollten, für Semiten zu halten; auch die Venetianer waren im Mittelaalter, ihrem Kulturbesitze nach, halbe Orientalen, ohne daß man sie für Morgenländer anzusehen hat. Die Etrusker wetteiferten ja im 8. Jahrhundert in der Seefahrt, im Münzwesen und Reichtum mit den Phönikern, und dieser starke Verkehr war nicht ohne Folgen für ihr Auftreten geblieben, gibt es doch auch Deutsche, die man beim besten Willen nicht von Juden unterscheiden kann, weil der Verkehr mit solchen auf sie abfärbend gewirkt hat. Die wichtigsten Hafenplätze der Etrusker waren Pisä, Populonia und Cäre.

Man findet auf ihren bemalten Grabplatten nicht selten Gestalten von germanischem Aussehen, anderemale ausgesprochene Mischtypen, nicht selten sind sie fettleibig: Leute ihrer Art konnten dem gleichzeitigen Anprall der Römer, Kelten und Germanen wie den zermürmenden Einflüssen des Weltverkehrs sicher nicht lange standhalten.

Auch Rom dürfte am Anfange eine tuskische Handelsniederlassung gewesen sein; das älteste Stadtwappen führt ein Handelsschiff, und wenn die spätere Ceres auf diesem Wappen zuletzt wieder dem Schiffsschnabel weicht, so erkennt man darin einen Kreislauf des Geschehens, der das Ende mit dem Beginne verbindet. In der geschichtlichen Frühzeit ist Rom von den ackerbauenden Latinern bewohnt; seine Mauern waren, so berichtet die Sage, aus der Ackerfurche hervorgewachsen. Romulus soll dann die Stadt den umwohnenden Stämmen geöffnet haben. Einige glauben, die Latiner stammten aus Niedersachsen: ihre Bestattungsart in gespaltenen Baumstämmen ist hier wie dort die gleiche, gleich sind auch die Bronzen in Latium und Niedersachsen, nur bleiben die römischen in Geschmack und Ausführung hinter den sächsischen zurück.

Die Latiner mögen die Alpen im 12. vorchr. Jahrhundert überschritten haben, also wenig früher als die Dorier den Rhion; sie zeigen bei ihrem Auftreten die gewöhnliche Teilung. Die drei Stämme sind jene der Ramnes, Luceres und der Sabiner. Zehn Geschlechter bilden die Kurie mit je einem Heiligtum, wo den Göttern Spelz geopfert wird; aber auch jegliches Geschlecht besitzt seinen besonderen Kult- und Begräbnisplatz und seine Festzeiten. Die Volksgenossen heißen in ihrer Gesamtheit Schnitter = siculi. Jedes Geschlecht steht unter der Oberleitung eines Patriarchen, die in ihrer Gesamtheit — als die dreihundert verzeichneten Väter — den Rat der Ältesten (Senat) bilden. Der Kurie und ihrem Heiligtume, dem Vestatempel, steht ein gewählter Kurio vor; solcher Tempelherde gab es also dreißig, aus denen dann das eine Zentralheiligtum hervorwuchs, das sich in Rom befand. Auch die Bundeskulte verschmolzen zu dem einen des Jupiter optimus maximus, der obersten Gottheit des Geschlechterstaates, dessen Thron auf dem Kapitole stand.

Reihum ward aus den drei Stämmen ein König gewählt, neben dem sich aber auch noch in geschichtlicher Zeit ein Heilkönig (rex sacrorum) nachweisen läßt.

Über die äußere Erscheinung der Latiner fehlen uns Nachrichten; wir schließen aber aus den späteren Zeiten auf die früheren und nehmen an, daß sie ein blondes, blauäugiges und hochgewachsenes Geschlecht waren. O. Hauser hat Untersuchungen über die römischen Kaiser veröffentlicht: von 61 derselben, über die er Nachrichten sammeln konnte, gehörten nicht weniger als 55 dem rein nordischen Typ an, oder sie standen diesem doch so nahe wie möglich; auch andere namhafte Persönlichkeiten der römischen Geschichte: Cato d. A., Sulla, Marius, Vergil, Cicero, Seneca, Scipio Africanus, J. Brutus entsprachen dem rein germanischen Typ, und einem solchen näherte sich auch das römische Schönheitsideal. Horaz preist bei Knaben und Mädchen das blonde Haar und die weißrosenrote Haut; auch Namen wie Fulvius, Flavius, Rufus, nicht zuletzt auch der Familien-

name Nero's: Ahenobarbus (Rotbart) — deuten auf die gleiche Erscheinung hin.

Das Verhältnis der Latiner zu den älteren Einwohnern Latiums dürfte das gleiche gewesen sein, wie jenes der Dorier zu den Achäern. Auch die Griechen zogen diesen Vergleich, indem sie die Etrusker auch Pelasger nannten; diese blieben den Latinern eine Zeitlang mit ihren größeren kulturellen Hülfsmitteln überlegen: es war unentschieden, wer die Oberhand gewinnen würde; in dieser Zeit gingen die Römer aber bei den Etruskern in die Lehre; sie nahmen nicht nur deren Bauweise an, sondern auch ihre Gewerbe, Kulte und Bräuche, aber auch ihre Laster. Die kapitolinischen Tempel, die großen Wasserleitungen sind Schöpfungen der Etrusker, die Münze, der Kalender, die Vogelschau, die Abzeichen der Könige, die Kurulsessel aus Elfenbein, die toga praetexta, die Liktoren mit den Fasces, der Pomp der Triumphzüge — alles dies, und noch vieles andere, was man schlechtweg als römischen Kulturbesitz ansieht, ist in Wahrheit etruskisch. Dazu kommt der griechische Einfluß. Unteritalien wie Sizilien waren ja griechische Kolonien; von dort wurde der römische Landbau bestimmt: der Pfirsich, die Walnuß, die Mandel, die Eßkastanie, die Pflaume und der Ölbaum stammten aus Griechenland, bezw. Kleinasien; das römische Wohnhaus mit seiner Einteilung und seinen Teppichbehängen ist griechischen Ursprunges; die römischen Mädchen trugen griechische Schürzen, die Männer und Frauen griechische Gewänder; und alles dies geht auf Zeiten zurück, wo literarische Einflüsse noch nicht in Frage kamen; es handelt sich vielmehr um Übertragungen, die dem Verkehre der Völker entsprungen sind.

Dieser Fülle des Fremden und Überkommenen mögen die Römer das Unpersönliche und Mittelbare ihres Wesens verdanken; wenn den Griechen alles, was sie besaßen, von einzelnen ihrer großen Genies, einem Homer, Hesiod, Solon, Demokrit, Antisthenes geschenkt worden war, also von namhaft zu machenden Männern, so war das römische Wesen durchaus namenlosen Auswirkungen entsprungen: und dabei

wurzelte es in nicht-römischem Boden. Rom verdankt seine Entstehung Zuständen, die sich bei uns erst in jüngster Zeit bemerkbar machen und die wir als Folgen der Zusammenwirkung — Organisation — auffassen. Über dies Namenlose in den römischen Ursprüngen hat sich schon Cicero Gedanken gemacht. Selbst in den drei Jahrhunderten von Augustus bis Diokletian, wo sich das römische Reich völlig erneuert hat, läßt sich weder im landwirtschaftlichen Betriebe, noch im Gewerbe, noch selbst in der Kriegstechnik irgend eine wesentliche Neuerung nachweisen; die Wissenschaften nahmen nicht zu, sondern gingen zurück, und das gilt selbst von der Geschichtswissenschaft, trotzdem der Mensch es doch allein war, der den Römer interessierte; indessen ging die Teilnahme für diesen doch nur soweit, als man ihn, sei es im Guten, durch Redekunst, oder im Bösen, einen Teil seines Besitzes nehmen konnte; geschah das letztere im Kriege von Staatswegen, so im bürgerlichen Daseinskampfe durch jene Rechtsorgane, welche solchem Zwecke in klassischer Weise angepaßt waren; was sich etwa einstellt, stammt abermals vom Auslande, und das gilt sogar von den römischen Göttern; selbst der christliche Gedanke, der von Rom aus die Welt erobert hat, entstand nicht in dem Kopfe eines Römers und ist erst recht nicht auf römischem Holze gewachsen, entstand vielmehr aus dem Widerstreite gegen römische (und jüdische) Weisen.

Bei dieser Abstreifung seiner schöpferischen Natur verändert der Romo-Indogermane auch seine ursprüngliche Kampfstellung. Er besitzt zwar nach wie vor den gelassenen Mut seiner Rasse; dieser steigert sich noch im Dienste eines angespannten Staatsgedankens: der römische Bauer, selbst der Verfallzeit, opferte sich in der Feldschlacht geradeso wie sich unsere Feldgrauen, die Brüder derer opferten, die zu Hause Wucher und Kettenhandel betrieben: aber diese kriegerische Tatkraft ward nicht von einer eigentlich heldischen Gesinnung getragen, sie zielt auf Vorteil, Eroberung und Ausbeutung und nichts weiter. Es ist zu beachten, daß Rom niemals für die Macht seiner Götter gekämpft hat;

es ließ jedes unterjochte Volk ruhig bei seinem Glauben; auch für die Poesie des Kampfes waren die Römer unempfänglich, sie dichteten keinen Heldengesang, und die ältere Sage, von der Livius berichtet, war unversehens ausgestorben. Rom hat seine Kriege immer auf Grund nüchterner Erwägungen und politischer Berechnung geführt: es finden sich Züge, die an Sparta erinnern; wo der Krieg gerechtfertigt werden soll, auch vor den Göttern, da läßt Rom advokatische Künste springen.

Die latinische Familie

Lacombe meint, die römische Weltmacht sei letzten Endes in dem strengen Männerrecht begründet gewesen — der vollkommenen hausherrlichen Gewalt und dem Ansehen des pater familias; unter seine Botmäßigkeit fielen auch die angeheirateten Frauen und Schwiegertöchter; auch die Ehefrau blieb in gutrömischer Zeit ihr Leben lang in der Hand (manus) des Mannes. Scheidung konnte, so leicht sie später gemacht war, nur durch den Mann erfolgen: er konnte die Frau wegen geringer Vergehen verstoßen, ja, er durfte sie, wenn auch erst nach einer Verhandlung, an der ihre Verwandten teilgenommen hatten — töten; ingleichen durfte er über Leben und Tod der Kinder entscheiden. Wohin man sonst blickt, da gewinnt der Sohn mit seiner Verheiratung einen Grad von Selbständigkeit: in Rom ist davon nicht die Rede, sein Erwerb bleibt väterlicher Besitz. „Nach römischem Recht“ — sagt Mommsen — „ist es dem Knechte leichter, sich von seinem Herren, als dem Sohne, sich vom Vater zu lösen; die Freilassung des Sklaven war nach Erfüllung einfacher Formen gestattet, die Lösung des Sohnes nur auf Umwegen möglich: wenn der Herr den Knecht und der Vater den Sohn verkauft und der Käufer beide freigelassen hatte, so erlangte wohl der Knecht die Freiheit, der Sohn aber fiel wieder unter die väterliche Gewalt zurück.“ Eine strenge Familienverfassung zeichnet auf einer tieferen Entwicklungsstufe viele Völker aus, aber nirgends sonst hat sie sich in gleicher Strenge bis in geschichtliche Zeiten er-

halten; sie hat die Persönlichkeit unterdrückt und Roheit gezüchtet; letzten Endes richtete sie sich aber auch wieder gegen den pater familias: selbst im ältesten Rom kann man nicht die geringste Spur polygyner Verhältnisse entdecken; der Mann darf sich im Hause weder Mägde, noch Sklavinnen geschlechtlich dienstbar machen, und die Sitte erkennt derlei, auch wenn es außerhalb des Hauses geschieht, nicht an — allenfalls gesteht sie eine doppelte Buchführung zu — während die pallake doch den selbstverständlichen Zubehör des griechischen Haushaltes bildet. Nur die angetraute Gattin ist die Mutter rechtmäßiger Kinder und entbehrt als solche, im Widerspruche mit der Unfreiheit, nicht der persönlichen Würde, ja, sie ist die Vestalin an ihrem Herde. Dagegen fehlt dem alt-römischen Hause jegliche Poesie; die Haustöchter werden der Reihe nach als „die Fünfte, die Sechste“ benannt, der Gatte darf seine Frau auch seinem guten Freunde zugesellen, wenn er ohne Erben geblieben ist und sich von deren Vereinigung einen solchen verspricht.

Nach Lacombe wäre auch das römische Besitzrecht ohne den bitteren Ernst des römischen Familienrechtes nicht zu erklären. Kein anderes indo-germanisches Recht hat so frühzeitig und so gründlich mit den alten Geschlechtersatzungen (dem fas) aufgeräumt wie Rom; allenfalls zeigt das alte ius pater familias beim Aufdämmern der Geschichte noch eine schwache Erinnerung an die Gemeinwirtschaft. Die Römer leiten fas von fari = sagen her und verstanden darunter das (von Gott) verkündete Gesetz; sie betonen zugleich, daß man bei diesem Worte viel mehr an Pflichten denn an Rechte zu denken habe, freilich gilt das von jeglichem divinen Rechte, das immer bestrebt ist, die wesentlichsten Gerechtsame den Göttern vorzubehalten, den Menschen aber Pflichten und Leistungen aufzulegen; die sich unter solchem Rechte befinden, sind, auch wenn es sich um Könige und Päpste handelt, immer nur die Verwalter göttlichen Besitzes auf Erden: sie sind von Gottes Gnaden. Auch der pater familias urteilte ja im Namen seines

Gottes und verwaltete den Familienbesitz in seinem Namen. Es steht, nach Mommsen, fest, daß das claudische Quartier in Rom aus der Siedelung der claudischen Geschlechtsgenossen am Anio hervorgegangen ist; auch nach dem Zwölftafelgesetz gilt der Sippengenosse vor dem Verwandten aus weiblicher Linie (cognaten); man erkennt aber, daß alles dies nur dazu bestimmt war, die hausherrliche Gewalt auch gegen die fortschrittlichen Ansprüche der Zeit zu stützen. Wenn es in der älteren Zeit für gottlos galt, mit einem Gesippen im Rechtsstreite zu liegen, wenn Cicero dem Claudius einen Vorwurf daraus macht, daß er durch den Austritt aus seiner gens die Religion geschädigt habe, so erkennt man den gleichen Zug; ja, selbst das altrömische Königsrecht beruht noch erkennbar auf einem erweiterten Haushälterbrauch und selbst der Staatskult auf dem Herddienst des Hausvaters. Mit der Servianischen Verfassung, die dem Wucher mit städtischem Baugrund noch gewisse Beschränkungen auferlegt, werden solche altertümlichen Anlehnungen zum ersten Male zurückgewiesen, während mit dem Gemeinbesitz schon das Königsrecht aufgeräumt hatte. Wir stehen hier vor der befremdlichen Erscheinung, daß Rom, welches noch in jeglichem Hause buk und webte, das soeben erst das Eisen in Gebrauch genommen und die ersten Kupfermünzen ausgeprägt hatte, in der Hauptsache doch bereits den Grund und Boden als Marktware ansah. Das geschichtliche Rom steht vom Beginn im Zeichen einer Unsittlichkeit, zu der ein Volk überhaupt herabsteigen kann, es hatte seine Seele dem Teufel verschrieben, und dieser präsentierte seinen Wechsel noch vor dem Verfalltage.

Die Servianischen Verfassungskämpfe

sollen Standeskämpfe gewesen sein; in Wahrheit wird sich die Sache so verhalten wie im vorsolonischen Athen: auf den Patrizier hieb man ein, und seinen Schwiegervater, den Geldwechsler, meinte man; jener spielte in den Augen der Demokratie die Rolle unseres Junkers. Die Zahl der Patrizier war ja schon im alten Rom auf fünfzig zusammenge-

schmolzen; z. B. der punischen Kriege — auf ein Dutzend. Diese Handvoll sinkender Familien hätte das Bauernvolk, das noch immer Hunderttausende ins Feld stellen konnte, leicht überwinden können; in Wirklichkeit wäre damit gar nichts erreicht gewesen, denn die Macht war ihren Händen längst entsunken, sie war bei den Geldleuten, und zum Teil bei der Demokratie. Jene versteckten sich hinter den Geschlechtern, so wie unsere Hypothekengläubiger sich hinter den Gutsbesitzern verstecken. Aber die römischen Bauern begriffen ebenso wenig, wie es unsere Sozialdemokraten begreifen, daß nicht die Junker und Hausbesitzer ihre eigentlichen Gegner sind, sondern andere Leute. Die politischen Freiheiten, die Servius Tullius zum Besten gab, durch die die Ausbeutung lediglich in andere Formen gebracht ward, entsprechen der Gesetzgebung Drakons, aber der Solon fehlte, und damit ist das ganze folgende Elend Roms gekennzeichnet.

Kaiser Claudius will einer alten Urkunde die Nachricht entnommen haben, Servius sei ein Tusker gewesen und habe den römischen Namen erst angenommen, nachdem er den Thron bestiegen hätte. Nach der Legende war er der Sohn eines Gottes und der Sklavin Ocrisia. Solche halbe Götter aus proletarischen Quartieren pflegen nicht gut zu tun; es sind problematische Naturen; die römischen Bauern bekamen es zu fühlen; sie wurden jetzt im Namen einer neuen Freiheit endgültig als Handelsware abgestempelt. Mommsen, ein unverdächtiger Zeuge, sagt in bezug auf das Recht, das nun Geltung bekam: „Eigentum und Forderung sind hier so allmächtig, daß dem Armen nirgends eine Rettung, nirgends eine menschliche und billige Berücksichtigung sich zeigt. Es ist als fände das Recht eine Freude daran, überall die schärfsten Spitzen zu bezeichnen, die äußersten Konsequenzen zu ziehen, das Tyrannische des Rechtsbegriffes gewaltsam dem blödesten Verstande aufzudrängen: es ist schrecklich — dies Recht mit seiner unerbittlichen Strenge.“ Für den in Schuldhaft geratenen, zahlungsunfähigen Schuldner gab es keine Berufung; das Recht herrschte wie die Pest im Lande und raffte Bauern und Bürger dahin; und

es würde schon im 6. Jahrhundert zum Aussterben dieser Stände geführt haben, wenn nicht die vielen Kriege die Bauern immer wieder unter die Adler gerufen hätten, wo sie, in dichter Masse, ihren Wünschen mit mehr Nachdruck Geltung verschaffen konnten; tatsächlich haben sie sich von hier aus neue Vorteile angeeignet, so wie etwa die russischen Bauern mit ihren Arbeiter- und Soldatenräten.

Wuchergesetze

Ein solcher Vorteil bestand auch in der Einsetzung der Ädilen-Aufsichtsbeamten, deren Aufgabe es war, den Wucherern auf die Finger zu sehen. Man kann ihre Tätigkeit auch mit jener unserer Fabrikinspektoren vergleichen. Ihren Bemühungen ist es zu verdanken, daß das Zwölftafelgesetz von 450 v. Chr. regelrechte Wucherparagraphen, ja, sogar einen Höchstzins (von 8 und 1/3%) aufnahm, der später sogar auf 4 und 1/6 herabgesetzt wurde, während gleichzeitig auch die Schuldknechtschaft beseitigt ward.

287 v. Chr. wurde die Rechtsprägung (mit dem Hortensischen Gesetz) dem Senate entzogen und in ein Volksparlament verlegt; man warf dem Senate vor, daß er nur noch die Vorteile der Geldleute wahrnehme; danach hätte es wieder aufwärts mit den römischen Bauern und Bürgern gehen sollen, indessen war es nicht so, denn das Faß, in welches man schöpfte, katte keinen Boden mehr, der Grund und Boden war im Begriffe, den Römern unter den Füßen zu schwinden: man hatte ihn dem Handel ausgeliefert, und so war am Ende für den Wucher und die Ausbeutung, trotz aller Wuchergesetze, gesorgt.

Die Volkswirtschaft

Freilich machten sich die Bauern auch die augenblicklichen Vorteile, die dieser Zustand mit sich brachte, zu Nutze. Zumal jenen, die nahe der Stadtgrenze wohnten, winkte mit dem Verkaufe ihres Landes reicher Gewinn; die Lust am Ackern war ihnen vergangen; nun gingen sie selbst unter die Kapi-

talisten, und Rom wurde mit einem sich immer mehr verbreiternden Ringe von Luxusgütern umgeben. Der durch die Wuchergesetze verärgerte Geldmann warf sich auf den Landkauf und schuf ein landwirtschaftliches Großgewerbe. Er bedurfte billigen Brotes zur Bestechung und zur Befriedigung des aufsässigen Pöbels. Kaufte er den Weizen auf dem Markte, so steigerte er dessen Preis: er kaufte also Land und baute ihn selbst. Der Pöbel schrie unablässig nach „billigem Brot", und wenn man es ihm gab und Spiele dazu (weil der Mensch nicht vom Brote allein leben mag), so war er brav und ließ alles gehen, wie es wollte. Die öffentlichen Spiele gewannen soviel Anklang, daß sich die Stadt während derselben entleerte und durch angestellte Wächter vor Dieben geschützt werden mußte. Das Getreide aber konnte nicht billig genug sein, und da der inländische Landbau es unter den steigenden Ansprüchen des Lebens, der Steuern und dem abnehmenden Ertrage der ausgebeuteten Felder nicht billig genug herstellen konnte, so mußte man es von auswärts beziehen. Nach Mommsen wurden die römischen Soldaten (sie lebten vegetarisch) seit dem zweiten makedonischen Kriege durchgängig mit überseeischem Getreide ernährt; dasselbe verdrängte, trotz des Eiferns Cato's, das römische von den Märkten, zumal die billige Wasserfracht aus Sardinien und Sizilien zu Hülfe kam. Seit Augustus wurde der Weizen aus Afrika bezogen. Das Getreide stellte sich um so billiger, je weiter es herkam. Seit Kaiser Claudius lieferte es der Staat unentgeltlich an die „römischen Bürger", und da ihnen auch dies noch unbillig erschien, so wurde bald, statt des Getreides, das gebackene Brot ausgegeben. Wer aber wollte da noch ackern, säen, ernten, Grund- und Kopfsteuern zahlen, wenn das unter zahlreichen Beschwerden und Gefahren erzeugte Getreide keinen Marktpreis mehr hatte?!" — so fragt der badische Schullehrer Sevin in seiner lesenswerten kleinen Schrift: „Gold und Blut".

Wir kennen ja den gleichen Ruf nach billigem Brot aus den Spalten unserer (liberalen) Stadtpresse; dazu lehrt man

den Schulbuben: Die Latifundien hätten Rom verdorben — aber man haftet beidemale an der Oberfläche der Dinge und erzeugt Wahnbegriffe, die verhängnisvoll wirken; man geht wohl auch bewußt darauf aus, die Zusammenhänge zu verschleiern. Die Verführung steht ja, trotz aller modernen Ädilen und Wuchergesetze, abermals in schönster Blüte. Hier wie dort zeitigten die gleichen Ursachen auch dieselben Folgen. Wenn Rom noch große Bauernheere wider Hannibal ins Feld stellen konnte — wenige Menschenalter später, nach Erschließung der überseeischen Kornkammern, war es hülflos.

Der Getreidebau hatte in Italien aufgehört, und er war in Gallien und Spanien in der Abnahme; man hatte sich auf die Viehwirtschaft gelegt wie im heutigen England, hie und da auch bei uns; daneben pflegte man die Rebe. Diese beiden Betriebe ergänzen sich, denn der Weinbau fordert Rindermist. Columella hatte 60 v. Chr. nachgewiesen, daß der Weinbau noch eine gute Rente abwerfe — nun stürzte sich alles auf diesen, so daß die Weinpreise sanken und es mit der Rente vorbei war. Domitian untersagte deshalb die Anlage neuer Weinberge, ja, er befahl, die Reben in der Provinz zu roden, das ließ sich indessen nicht durchführen, weil es zu Winzeraufständen führte.

J. Liebig hat die Meinung vertreten, daß bei dem Verfalle Roms die Erschöpfung der Äcker an ihrem Mineralgehalt eine Rolle gespielt habe; es ist richtig. Die Römer waren sich der abnehmenden Fruchtbarkeit ihrer Felder bewußt: sie behaupteten, mit den Menschen hätten auch diese ihre Fruchtbarkeit verloren. In Toscana hatte der Weizen noch zu des Augustus Zeiten das 10—15-fache Korn gegeben, während unter Nero das 4—5 fache als ein guter Ertrag angesehen wurde. Wir sind in diesem Stücke besser daran, da wenigstens die Fruchtbarkeit unserer Äcker, dank der Mineraldüngung und dem Stickstoffdünger nicht absondern zugenommen hat; wir wissen auch, wie sich die ewige Fruchtbarkeit am Nil erklärt, über die sich die Römer der Kaiserzeit Gedanken machten, indem sie auf die gleich-

zeitige Fruchtbarkeit der ägyptischen Weiber hinwiesen und beides auf die Überschwemmung zurückführten.

Unter der zunehmenden Viehhaltung gingen mit den Weizenpreisen auch die Viehpreise herunter, was dazu beitrug, die Bevölkerung von der vegetarischen Lebensweise abzubringen; der körperliche Verfall griff in den Städten noch mehr um sich; der Ersatz vom Lande fehlte, denn dort fanden sich nur noch Sklaven und deren Aufseher; der Menschenhandel blühte; es gab Märkte, wo am Morgen 10 000 Sklaven aufgetrieben wurden, die am Abend verkauft waren. Gehörten diese, nach älterem Brauche, zur Familie, wurden sie nicht selten den Söhnen des Hauses gleich gehalten, wußte man noch von der Frau des älteren Cato zu erzählen, sie habe Sklavenkinder an ihrer Brust gesäugt, so wird das „redende Inventar“ in der Kaiserzeit, nach punischem Vorbilde, in Ketten gehalten, nachts in unterirdische Zwinger gesperrt und am Tage (gleich Stieren) mit dem stimulus, dem Stachelstock, zur Arbeit angetrieben; bezahlte sich der Sklave nicht mehr mit entsprechender Leistung, so wurde er totgeschlagen.

In der Stadt herrschten die Banken. Sie gewannen eine Bedeutung im öffentlichen und privaten Leben, nicht viel anders als in unseren Tagen. Alles drehte sich um den Besitz: „Es war nicht mehr der ärgste Schimpf und das schlimmste Verbrechen, arm zu sein, sondern das einzige“ —, schreibt Mommsen. „Um Geld verkaufte der Staatsmann den Staat, der Bürger seine Freiheit, um Geld war die Offizierstelle wie die Kugel des Geschworenen feil, um Geld gab die vornehme Dame so gut sich preis wie die gemeine Dirne.“ Die Wahlen forderten sehr große Mittel, ingleichen der Bau und die Unterhaltung der Bäder und Theater. Als J. Caesar zum Statthalter von Spanien erwählt wurde, genoß er einen fast unbeschränkten Kredit; in den zwölf Monaten seiner Statthalterschaft zahlte er nicht nur die entliehenen Gelder zurück, sondern sammelte auch noch ein Vermögen. Nach eigenen Angaben Oktavians vererbte er diesem 700 Millionen Mark in unserem früheren Gelde.

Als Sulla im Jahre 84 v. Chr. Kleinasien 102 Millionen Goldmark Kriegsschulden auferlegt hatte, die von römischen Bankhaltern vorgestreckt wurde, war die Schuldsumme, trotz fortlaufender Abzahlungen seitens der unglücklichen Schuldner, binnen 14 Jahren auf 600 Millionen angewachsen, wobei die Eltern ihre Kinder verkaufen mußten, um die Steuern zu entrichten. Griechische Städte zahlten den Römern 50% an jährlichem Darlehnszins, und alles dies war um so drückender, als die unterworfenen Städte ihren Geldausgleich niemals unter sich, sondern nur unter Roms Vermittlung bewirken durften. Rom hielt streng auf römisches Recht, und das schloß das Ausbeuterecht mit ein. Das kleine Bergstädtchen Kenturipa (jetzt Centorbi) am Ätna hatte den Römern im punischen Kriege irgend welche Dienste geleistet und dafür das Recht erhalten, in den Rom untertänigen Gemeinden der Insel nach römischem Bürgerrechte Käufe abzuschließen. Die Folge war, daß dieser Ort, nach ganz kurzer Zeit, trotzdem er fern vom Meere und abseits jeder Handelsstraße lag, zur größten und reichsten Stadt Siziliens wurde; und damit auch die Gegenprobe nicht fehle: er sank zu seiner früheren Bedeutungslosigkeit zurück, als Rom ihm das Vorrecht wieder entzog. Das römische Bürgerrecht hatte noch andere als nur politische Bedeutung; hatte der Verlust der städtischen Freiheit in Italien ehemals als entehrende Strafe gegolten, so galt die Einbürgerung jetzt als das erstrebenswerte Ziel. Rom war der Schwerpunkt der Welt, nach dem alle Massen hinstrebten und aller Besitz. Der Tribun Philippus konnte schon 104 v. Chr. auf dem Forum erklären, es gebe im römischen Reiche nicht mehr 2000 Leute mit eigenem Vermögen. Zu Neros Zeit gehörte ganz Afrika sechs Großgrundbesitzern; als man dies dem Kaiser erzählte, soll er gegrinst haben; sie starben an „nicht festgestellten“ Todesursachen, und Afrika ward zur kaiserlichen Domäne erhoben.

Fortschreitender Verfall

Dieser Zusammendrängung des Besitzes folgt eine schreckliche

Verwüstung der Volkswirtschaft wie des Volkes selbst, für die der Verfall der römischen Währung ein Maßstab ist. Das „goldene Rom" ist im Jahre 222 wieder bei der Kupferwährung angelangt. Die Münzen Kaiser Elagabels enthielten noch 1/20 Silber; ehe man sie ausgab, legte man sie in Essig, damit sie weiß wurden (indem diese schwache Säure nur das Kupfer oberflächlich wegfraß und das Silber zurückließ)!

Die Tätigkeit des Mittelstandes beschränkte sich auf persönliche Dienstleistungen, allenfalls auf einige Luxusgewerbe: Gold-, Silber- und Perlenarbeiten, Steinschleifen, Bildhauerei und Topfkunst. In Blüte stand noch immer das Baugewerbe. Auf den Straßen boten aufdringliche Händler ihre Waren feil und suchten die Vorübergehenden in ihre Verkaufsstände zu locken; besonders dreist betrugen sich die Juden. Juvenal ruft: „Ist es nicht gerade, als hätte sich der Orontes in den Tiber ergossen!" Gehandelt wurde mit Bernstein, mit Edelsteinen, Purpur, spanischer Wolle, ägyptischem Linnen, griechischen Weinen, chinesischer Seide, thrakischen Pelzwaren und britannischen Austern. Öl und kunstgewerbliche Erzeugnisse wurden in geringem Maße ausgeführt, alles andere verschlang Rom selbst; es war der Rachen der Welt. Als es seine Bauern der Politik geopfert hatte, da war auch der Staat geliefert; was blieb, war ein Erpressertum. „Vor der Getreideflotte vom Nil" — sagt Mommsen — „hat Rom kapituliert und seine alte Freiheit um die Lieferung des täglichen Brotes verkauft."

Die Verödung machte im ganzen Reiche Riesenfortschritte. Unter Trajan kann Italien kaum noch die Mannschaft für die Garde aufbringen, die jährlich 700 Rekruten erfordert; bald verschwinden auch die letzten Italiener aus dem Heere; nur der Barbar gilt noch als brauchbarer Soldat.

Livius schildert die Landschaften der Volsker und Äquer als Einöden; Apulien, Tarent bilden zu Neros Zeit eine große Wüste; unter Augustus erstreckt sich die Ver-

ödung auf Sizilien und Sardinien, im 4. Jahrhundert auch auf Spanien; endlich wurden auch Rom seine Mauern zu weit. Die Stadt hatte unter Augustus täglich noch 114 000 Hkl. Weizen verbraucht, unter Severus begnügte sie sich mit 66 000. Diesem äußerlichen Verfalle entspricht die Hinfälligkeit und Erbärmlichkeit der Menschen; niemand hat mehr Freude am Schaffen; die Stadt ist mit Bettlern angefüllt, aber Arbeit ist teurer als irgendwo in der Welt; die Steuerzahler lassen sich willenlos von den Steuerpächtern ausplündern, ja, totschlagen; an manchen Orten treten Selbstmord-Epidemien auf; anderswo erwarten die Menschen das Ende der Welt. Die einzige Wohltat ist, nach Seneca, der Tod, noch besser sei es aber, gar nicht geboren zu sein. Sueton schildert den Verfall: Völlerei und Trunk, Fallsucht, Wahnsinn und allerlei Unnatürlichkeiten herrschen bei Reich und Arm; Mord und Totschlag ist etwas Gewöhnliches, besonders auch in den kaiserlichen Familien. Vor Diokletian sah Rom in 90 Jahren 50 Herrscher, und von diesem halben Hundert soll nur einer natürlichen Todes gestorben sein. Der Senat ist eine katzbuckelnde Gesellschaft von Schuften. Tiberius hatte ihn bei Regierungsantritt aufgefordert, seine Machtbefugnis zu erweitern; nachdem er die Senatoren aber kennen gelernt hatte, fühlte er nur noch Verachtung gegen sie. Caligula faßte die Sache gemütlicher auf und ernannte sein Pferd zum Senator.

Die Bürgerschaft ergänzt sich, da man sie doch nicht ganz aussterben lassen will, aus Freigelassenen — da es aber an weißen Sklaven fehlt — vielfach aus schwarzen und gelben.

Natürlich gehört die altrömische Ehe längst der Sage an; schon das Zwölftafel-Gesetz kennt ein formloses Zusammenleben von Mann und Frau; kehrte diese für drei Nächte im Jahr zu ihren Verwandten zurück, so gehörte sie nicht unter die Botmäßigkeit des Mannes und durfte die Ehe, wenn es ihr beliebte, für aufgelöst erklären; gegen das Ende der Republik tritt diese Ehe auf Probe immer mehr in den Vordergrund, sie bildet z. Zt. des Augustus die Regel;

dabei nehmen die Ehescheidungen in dem Maße zu, daß die römischen Frauen die Jahre nach dem Wechsel ihrer Gatten zählen; natürlich ist Kinderlosigkeit an der Tagesordnung. Sueton rühmt Galba, daß er die Mühen und Lasten auf sich genommen habe, die mit der Gründung einer Familie verbunden seien. Schon J. Caesar hatte Prämien auf kinderreiche Ehen ausgesetzt: er sicherte jedem vermögenslosen Vater von drei Kindern ein Grundstück auf römischem Boden zu. Augustus ließ die Junggesellen besteuern, kinderreiche Familien aber (als solche gelten jene mit drei und mehr Sprößlingen) von allen Lasten befreien und solchen Unbemittelten, welche die Geburt eines ehelichen Kindes nachweisen konnten, tausend Sesterzen auszahlen. Als sich herausstellte, daß irgendwo in Italien eine Familie mit acht Kindern, mehreren Enkeln und einem Urenkel lebte, ließ sie der Kaiser nach Rom bringen und im feierlichen Zuge auf das Kapitol bringen. Hadrian erließ selbst Verbrechern, wenn sie die Väter von Kindern waren, je nach deren Zahl, einen größeren oder geringeren Teil ihrer verwirkten Strafe — aber es half alles nichts: die kinderreichen Familien nahmen ab, dafür mehrten sich die Eheschließungen (und Scheidungen); ein Konsul fand bei seinem Amtsantritt nicht weniger als 2000 Ehescheidungsklagen vor; die Gesetze gegen die Ehelosigkeit hatten eine Menge sittenloser Scheinehen entstehen lassen; reiche Junggesellen konnten sich kaum noch des Zudranges der Mütter erwehren, die ihnen, in der Hoffnung, ein Legat zu ergattern, ihre Töchter ins Haus führten. „Verführen und verführt werden“ — schreibt Tacitus — „gehört in Rom zum guten Ton“, und Seneca klagt: die Tugend fände sich in Rom nur noch bei ganz häßlichen Mädchen; man begreift auch den Stoßseufzer Vergils: es müsse ein neues Geschlecht vom Himmel steigen, wenn es anders und besser werden solle.

Es hat aber auch unter den Römern nicht an einzelnen Männern gefehlt, welche die tieferen Gründe einer solch verhängnisvollen Entwicklung durchschauten und auf Abhülfe sannen. Die Geschichte nennt die Gracchen; sie und

Caesar haben ihre besseren Einsichten und ihren Gemeinsinn mit dem Tode gebüßt; die Verwaltungsmaßregeln des letzteren zeugen davon, daß er die Ursachen des römischen Verfalles durchschaute; die Zahl der Bettler ging unter seiner Herrschaft von 320 000 auf 150 000 zurück; er starb auch nur als Opfer gekränkter Geldinteressen; freilich hatte er selbst mit großen Löffeln aus der goldenen Schüssel geschöpft. Crassus war sein Freund, und an seinen Tod knüpften sich die größten Schiebungen, die Rom erlebt hat.

Das römische Recht läuft neben den Ereignissen her, wie der Schakal neben dem Löwen. Im Maße wie sich der Bauernstaat zum Weltreiche erweitert, entwickelt sich aus der Haushälterordnung das Weltrecht; hier wie dort wird die göttliche Berufung wie jegliche sittliche Fessel zur Seite geschoben. Rom hat, zum ersten Male, gezeigt, wie man die Götter kaltstellt (unter dem Vorwande dem Gotte zu geben was Gottes ist), dafür aber mit den Dingen dieser Welt rücksichtslos schaltet. Der Staat mediatisiert die Götter, indem er ihnen eine ewige Rente aussetzt: sie werden dann von besonderen Körperschaften, Konsularen- und Pontifenkollegien, gespeist, bedient und gepflegt; diese wachen mit Eifer darüber, daß ihnen ihre vertragsmäßigen Rechte und Gewährungen auch wirklich zukommen, aber in die Gesetzgebung und den Staatshaushalt hat kein Gott mehr dreinzureden; das Recht gilt als eine weltlich-bürgerliche Einrichtung, als eine Sache menschlicher Klugheit, Berechnung und Voraussicht; es ist eine bloße Technik, die sich der Vorteile und Hülfen bedient, die Zeit und Umstände gewähren. Es gibt nichts Beständiges und Heiliges im Recht; alles wird nur durch das nüchterne und folgerichtige Denken bestimmt; der Gedanke, daß es über diesem ewige, sittliche Wahrheiten gebe, wird ein für allemal zurückgewiesen. Das Recht ist völlig voraussetzungslos und frei, so wie etwa unsere Wissenschaft, und wenn der Gesetzgeber von den Beweggründen spricht, die ihn bestimmen, so darf nur von Vernunft (ratio), von Zweck-

mäßigkeit und Nutzen die Rede sein, wobei deutlich zutage tritt, daß dem Rechte keinerlei sittliche Maßstäbe untergelegt werden; es stellt den nüchternen Querschnitt durch die Tagesmeinungen dar, die Ordnung, welche sich die jeweilige Gesellschaft ihrer Tageszwecke wegen gesetzt hat. Im Gegensatze hierzu sahen die Griechen das Recht immer als die Auswirkung höherer, sittlicher und ewiger Bestimmungen an, die über kurzsichtigen Vorteilen und vorübergehenden Ansichten stehen. Der Gedanke, daß im Rechte lediglich die Vernunft zu walten habe, ist, außer in Rom, nur noch ein einziges Mal in der Geschichte aufgetreten, nämlich im Verlaufe der französischen Revolution, und nur in unseren Tagen ist er, im Widerstreite gegen eine unerhörte Verstrickung des Rechtslebens, im Kreise der deutschen „Freirechtler" noch einmal aufgetaucht. Während er aber in beiden Fällen von der Aufklärung getragen war, paarte er sich in Rom mit dem ursprünglichen Aberglauben. Dasselbe Volk, das sich über alles Ewige und Heilige gelassen hinwegsetzte, duldete doch nicht, daß ein Dachdecker, ohne vorheriges priesterliches Sühnopfer, den Firsten eines Tempels bestieg, um den Stein zu befestigen, der sich gelockert hatte.

Die Rechtsphilosophie

Während der römische Geist niemals die geringste Anlage zu philosophischer Vertiefung gezeigt hat, entwickelte derselbe dennoch in seiner Lehre der „rationes" so etwas wie eine Philosophie des Rechtes. Der Begriff steht hier aber nur noch sprachlich mit der griechisch-indischen rita in Zusammenhang, denn die Verbindung des Rechtsgedankens mit dem Geiste und Willen eines Weltordners war schon in der römischen Frühzeit unterbrochen. Zwar wußten die römischen Rechtslehrer von einer Zeit zu erzählen, wo man an solche Ammenmärchen geglaubt hatte, da die Natur die Menschen noch im Banne hielt und ihnen ihr Tun und Lassen vorschrieb; sie folgten in jener Zeit der natürlichen Ordnung (ratio naturalis), und da sie deren Ursprung und Bedeutung

nicht verstanden, so legten sie ihr übernatürliche Gründe unter; indessen war es nur ein Ausdruck kindlicher und unfertiger Denkweise. Nun aber habe der Mensch die natürlichen Zusammenhänge begriffen, und deshalb läge kein Grund mehr vor, den menschlichen Dingen einen anderen Sinn unterzulegen als jenen, der aus ihrer Natur entsprungen ist, den uns das vernünftige Denken begreifen lehrt.

Man kann einer solchen Auffassung im allgemeinen recht geben, darf aber doch nicht vergessen, daß die Menschenseele nicht bloß ein denkendes Wesen ist, sondern auch durch Gemütskräfte bewegt wird: mag man alles Menschliche in die Gesetzgebung hineintragen, so darf man doch das Göttliche, als ein Ideales, nicht aus ihr verdrängen —, nicht das Ehrfurchtgebietende, sei es auch nur ein Trugbild. Der Verstand zerlegt, das Gefühl aber vereinigt, und Glaube beseligt. Eine Regimentsfahne ist im Grunde nur ein Tuch oder, wenn es gut geht, ein Fetzen Seide — aber jemehr sie zerschossen ist, desto kostbarer ist sie und führt die Schar zum Siege. So ist es auch mit dem Überkommenen im Leben der Völker; mag es der bloß verstandesmäßigen Prüfung weichen, es wird dem Volke ein Stecken sein, bis dasselbe an neuen Ufern den neuen Quell des Heils entdeckt — gewiß aber nicht ohne daß die Begeisterung an seinen Borden stand . . .

Ich redete vom Naturrecht. Die römischen Rechtsphilosophen kennzeichnen es auch als das Recht des Stärkeren; es gibt, so sagen sie, dem Starken Macht über den Schwachen; er, der Starke, fertigt sich Waffen und Werkzeuge, mit denen er seine Macht vergrößert; Mensch und Tier zwingt er unter seinen Willen, dies in die Zügel, jenen in die Sklaverei; dann erfindet er noch den Verkehr, indem er passende Dinge zu Tausch- und Kaufmitteln wählt; den naturali ratione vollzogenen Kaufakt aber zieht er zum Darlehnsgeschäft in die Länge, aus dem er neue Vorteile für sich herzuleiten weiß.

Indessen wetteifern Kauf und Raub; um nun die Werke des Friedens zu stärken und die geschaffene Ordnung nicht

aufs neue durch wilde Triebe durchbrechen zu lassen, schafft der Gesetzgeber noch solche Hülfen, durch die er dem Rechte auch die Widerspenstigen unterwirft, weiß er doch, daß eine Gemeinschaft, die unter sich den Frieden und das Recht aufrecht erhält, weiter kommt, als jene, in der Willkür waltet. Eine solche Hülfe des Gemeinfriedens bildet die Bundesverfassung, in der sich die Gottheit gemeiniglich die Strafgewalt vorbehalten hat; hierin aber liegt der schwache Punkt — das Irrationelle des göttlichen Rechtes, lehrt doch die Erfahrung, daß man sich nicht auf die göttliche Strafgewalt verlassen kann, daß viele, deren Schuld erwiesen ist, frei ausgehen, während der blitzeschleudernde Gott nicht selten den Gerechten trifft! Die fortgeschrittene Zeit überträgt auf Grund solcher Erfahrungen auch den Strafvollzug der irdischen Gerechtigkeit.

Nun gelten alle diese Ordnungen zunächst nur im Kreise der Bundesgenossen; das Verhältnis zur übrigen Menschheit ist nach wie vor durch das Recht des Stärkeren — Kriegsrecht — bestimmt; es tauchen indessen im Laufe der Zeit auch zwischenvölkische Beziehungen auf, die gleichfalls nach einer Regelung verlangen; und so kommt mit der Zeit auch ein Fremdenrecht zustande, wenn es auch unsicher und ein Recht zweiter Ordnung ist, dessen Satzungen im Streite leicht in die Brüche gehen. Dafür ist sein Umfang um so größer — es strebt danach, die gesamte Menschheit in einen einzigen Friedensbund zusammen zu schließen.

Die hier gekennzeichneten rationalen Organsysteme des Rechtes lassen sich in folgende Linien zusammenfassen:

Rechtsverfassung (ratum)

1	2	3	4
(Naturordnung)	(Privatrecht)	(Öffentliches Recht)	(Völkerrecht)
Recht der Stärkeren	Familienrecht	Gottvertrag	Bittfleherrecht
Sklaverei	Besitzrecht	Stammesverfassung	Gastrecht
Kriegsraub-Verkehr	Erbrecht	Gemeinfrieden	Kriegsrecht

Prozeßordnung

Während nun das Recht des Stärkeren mit fortschreitender Gesittung immer mehr durch das private und öffentliche Recht zurückgewiesen wird und endlich auch das Völkerrecht zu einer gewissen Bedeutung gelangt, erleiden alle diese Rechtsgebilde auch schon wieder eine Auflockerung. Die älteren Formen des öffentlichen Rechtes, der Gottvertrag, bald auch die Stammesverfassung werden in Frage gestellt, und daran schließt sich eine Zersetzung der Familienordnung, wobei das Leben rasch neue Gestalt gewinnt: die häusliche Gütererzeugung weicht der gewerblichen und die Naturalwirtschaft dem Geldverkehr; nur in Kriegszeiten gewinnen jene älteren Formen und Gebundenheiten wieder vorübergehend die Oberhand.

Das wirtschaftliche Organ, welches jetzt die Welt beherrscht, ist die Obligation. Waren die Rechtsverbundenen zuvor durch Gottvertrag und Treuebündnis, zu Schutz und Trutz nach außen, zum Frieden nach innen verpflichtet, so sind sie jetzt nur noch durch Schuldverschreibungen aneinander gekettet, deren Einhaltung das Recht, ohne Ansehen der Person und des Standes, gewährleistet. Dies Rechtsorgan besitzt aber seinerseits die denkbar größte Ausdehnungsfähigkeit, wobei es alle menschlichen Beziehungen auf Zahlen und Geldwerte zurückführt. Es durchdringt allmählich das gesamte Rechtsleben — wie der Schwamm das nasse Haus.

Wie sich über eine Reihe kleinerer Gottheiten eine einzige erhoben hat, so wächst auch die Obligation über alle Herrschaftsverhältnisse hinaus, indem sie endlich alles dem einen — Imperator — dienstpflichtig macht; denn er ist, seinem Anspruche nach, der Besitzer aller Schätze der Erde wie aller Arbeitsmittel, er ist Alleinherrscher, alle anderen sind seine Diener und Angestellten — er ist eigentlich die Gottheit oder doch zum Wenigsten deren Stellvertreter auf Erden. Das Recht wird in seinem Namen verkündet, es bildet den Ausdruck seines Willens, das Werkzeug der Vernichtung jener, denen der Imperator zürnt, ein Segen derer, welchen er gewogen ist. Unterschiede zwischen den Menschen bestehen nur noch insofern, als sie aus seiner

Gnade fließen und soweit sie seinem Ansehen förderlich sind, aber auch der Nächste hinter dem Imperator ist nur ein gehorsames Werkzeug seines Willens. Ganz folgerichtig erteilte Caracalla allen Einwohnern des römischen Reiches das Bürgerrecht — er machte sie damit alle gleich und zu seinen eingeschriebenen Knechten.

Ihering hatte einmal die Kühnheit, das römische Imperium mit dem Christentume zu vergleichen: Wie dieses über alle Gottgedanken hinausgewachsen war, so strebte auch jenes zu einer übermenschlichen und allumfassenden Herrschaft; indessen sind beide unvergleichbar, denn wenn der christliche Gedanke auf Liebe und Versöhnung zielte, so das ius gentium auf die Ausbeutung der Welt.

Wenn das spätere römische Recht trotzdem beansprucht, von einem Geiste der Freiheit getragen zu sein, wenn es seine Bestimmungen als die vollendete Auswirkung des **Voluntarismus** hinstellte, so ist dies derselbe Zug, durch welchen die großen Lügenmächte, allen anderen voran Juda, die Einfältigen zu bestricken verstehen — denn diese Freiheit, die sich uns heute als Verkehrs-, Gewerbe-, Denkfreiheit empfiehlt, die in der Politik als Freisinn, Manchestertum, laissez aller gekennzeichnet ist, gehört zu jenen widerspruchsvollen Dingen, die hinter einem äußeren verlockenden Scheine einen sehr bitteren Kern enthalten: die durch diese Worte gekennzeichnete Sache setzt wohl mit der Befreiung aus älteren Pflichtverhältnissen ein, aber sie mündet in eine um so strengere Knechtschaft.

Solche Bedenken haben die Römer indessen nur ausnahmsweise gegen ihren Voluntarismus geäußert. Während wir den „Freisinn", nachdem wir uns ihm für ein Kurzes ausgeliefert hatten, als fressenden Schaden erkannten, hoben die Römer jeden Einwand wider jenen aus dem Sattel, indem sie für sich den Hegelschen Satz vorwegnahmen: „Alles was ist, ist vernünftig." Darüber sich ereifern, daß der Voluntarismus über die entgegenstehenden Grundsätze hinausgewachsen sei, der Verkehr die geschlossene Wirtschaft, das Geld die Naturallöhnung, das Kapital die Arbeit, die Hypo-

thek den Treubund, der Große die Kleinen und der Schlaue die Vertrauenden unterjocht — sei ein Zeichen von Beschränktheit, man überlasse solches den Narren und sehe zu, daß man nicht unter die Räder gerate. Im übrigen stünde nichts im Wege, schon morgen zu vor-voluntären Grundsätzen zurückzukehren — wenn es gewünscht wird und man es durchsetzen kann. Ändern sich die Anschauungen, löst man die Besitz- und Hypothekenordnung auf, so mag an Stelle des Imperiums die Republik, an Stelle des Schuldrechtes die Haushälterordnung abermals treten: so lange aber jener Umschwung der Begriffe und Willensregungen nicht eingetreten ist, muß alles beim Alten bleiben, — denn das Recht ist ein nüchternes Übereinkommen: ist das aber festgestellt, so folgt auch die Notwendigkeit, daß die bestehende Ordnung aufrecht erhalten bleibt, daß man Barbaren drillt, Steuern eintreibt, die Aufstände unterdrückt und über die Schwärmer, so sich Christen nennen, zur Tagesordnung übergeht! . .

Die römische Rechtsentwicklung ist mit dem Aufkommen des Voluntarismus keineswegs zum Stillstande gekommen, im Gegenteil, sie entfaltet sich nun erst zu ihrem höchsten Glanze. Die Schärfe der Begriffsbestimmungen nimmt zu, das Herz lacht dem Kenner im Leibe, — aber je vollkommener die Prägung wird, desto schlechter der Gehalt. Unter diesem Rechte sinkt alles dahin: Familie, Stand, Gewerbeordnung; dies Recht, so glänzend seine äußere Gestalt — es ist ein Gefäß voll Verwesung; es dient nicht dem Leben, sondern gereicht ihm zum Fluche; es ist, genau besehen, verbrieftes Unrecht, nach Ihering eine „Religion der Selbstsucht", während es mittelalterliche Schöffen eine Kunst des Üblen nannten.

Gesundungsbestrebungen

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß es auch in Rom nicht an einzelnen Köpfen gefehlt hat, die das Verderbliche dieser Rechtsentwicklung erkannten, und ich berief mich auf J. Caesar. Im Augustäischen Zeitalter hat M. A. L a b e o 400 Bände mit seinen Vorschlägen zur Verbesse-

rung des Rechtes gefüllt; und zwar richtet er sich ausdrücklich wider den Voluntarismus, der nach ihm den Untergang des Bauern- und Mittelstandes — damit aber auch der Staatsmacht zur Folge hätte. Was hat der Gesetzgeber zu tun, so frägt Labeo, damit dieser verhängnisvollen Zersetzung der Volkskraft Einhalt geschehe?

Nach einer weit verbreiteten Ansicht habe der Mittelstand, antwortet Labeo, ausgespielt: man frage höhnisch, ja, wer gehört denn eigentlich zum Mittelstand (genau wie heute bei uns)? Und die Zweifler wiesen mit Genugtuung darauf hin, daß verschiedene Schriftsteller diese Frage in ganz verschiedener Weise beantwortet hätten. Indessen sei dies nur eine Begriffsverwirrung: es handle sich um den Kreis aller jener, die wirtschaftlich selbständig und gegen Dritte verantwortlich, nicht nur Eigentümer ihrer Werkzeuge und Produktionsmittel, sondern auch ihrer Fertigwaren sind; im Werte dieser Waren sei ihr Lohn neben einem Plus- oder Minusgewinn enthalten. Dieser Stand der Selbständigen sei allerdings unter dem Wirken der voluntaristischen Zeitmächte nahezu vernichtet, nicht aber das dem Menschen innewohnende Verlangen nach Unabhängigkeit; und deshalb sei auch das Streben in der Gesellschaft noch lange nicht ausgerottet, einen neuen Mittelstand zu bilden; es käme nur darauf an, daß es nicht unterdrückt werde. Jeder Freigelassene kennt kein besseres Ziel, als ein tätiges Glied des Mittelstandes zu werden. Wenn sein Streben trotzdem zu keinem sichtbaren Ergebnis führt, so sei der Grund lediglich in der falschen und abträglichen Gesetzgebung zu suchen. Die Aufgabe sei, solcher Neubildung die Bahn frei zu machen.

In seiner Lehre vom Handelsspeculium sucht Labeo den Haussöhnen und Freigelassenen diesen Weg zur Selbständigkeit zu ebnen und macht greifbare Vorschläge zur Einschränkung der hausväterlichen und kapitalistischen Vorrechte; auch den lästigen Advokatenzwang bekämpft er; im übrigen ist die Zahl seiner Gedanken und Vorschläge so groß, daß es ganz unmöglich wäre, sie alle zu besprechen, nur darauf will ich hinweisen, daß Labeo, wohl als einziger

unter den römischen Juristen der Kaiserzeit, von der Pflicht zu reden wagt, die man, vernünftigerweise, neben jegliches Recht zu stellen habe, wenn es nicht, im Laufe der Zeit, zu einem verbrieften Unrecht werden soll . . . Aber Labeo blieb unverstanden — wie Plato. Die Römer waren von der Vollkommenheit ihres Rechtes, das sie sich auf den Leib geschnitten hatten, geradeso eingenommen wie unsere Zeit von ihrer Technik — sie verloren darüber die Besinnung und übersahen, daß Technik wie Recht und alle Hülfsmittel der Menschen ebenso in den Dienst des Bösen wie des Guten gestellt werden können: es gilt von ihnen was Schiller vom Feuer sagt: es sei eine Wohltat, solange es der Mensch bewache; gilt das schon von einem in seinen Wirkungen leicht zu übersehenden Element, wie erst in Bezug auf solche Hülfsmittel, über deren Wirkung und Tragweite sich oftmals auch die Klügsten im Unklaren sind. Cicero, ein Mann, besser wie sein Ruf, hatte eine deutliche Vorstellung von diesen Gefahren, wenn er, nachdenklich, das altrömische Sprichwort wiederholte, das ich als Leitgedanken an die Spitze des gegenwärtigen Abschnittes gestellt habe.

Solche Männer, wie J. Caesar, Cicero und Labeo wären in Rom unmöglich gewesen, wenn es nicht auch dort gewisse Unterströmungen gegeben hätte, die nicht nur in Gedanken an den römischen Rechtsgrundsätzen Kritik übten, indem sie sich auf das halbvergessene fas, die Sittlichkeit im Rechte beriefen, sondern dem allgemeinen Hexensabbat in genossenschaftlichen und kirchlichen Verbrüderungen zu steuern suchten. Das Christentum bildete nicht das einzige Schutzdach und auch nicht das erste, unter dem sich die Geängstigten zusammendrängten; schon das Zwölftafel-Gesetz sieht sich gezwungen, auf solche „irrationalen“ Bildungen Rücksicht zu nehmen, unter denen besonders die Arvalbruderschaft und die Attiskirche zu nennen wären. Daß die römischen Rechtslehrer aber gar nichts aus solchen Gesundungsbestrebungen zu machen wußten und ihnen nur die kalte Teufelsfaust ihrer rationes entgegensetzten, beweist uns, daß sie auch auf dem Boden der Rechtsschöpfung nicht die

Meister waren, als die sie Chamberlain hinstellt, sondern bloße Handwerker; sie haben sich niemals zu einem großen und rettenden Gedanken aufgeschwungen, ja, nicht einmal zu einem vorübergehenden Rat, wie ihn Solon, der Kaufmann, den Griechen erteilt. Das Wort ihrer (Rechts-) Philosophen: „Wir machen es morgen anders, wenn ihr es nur so wollt" — war ja nur eine Ausrede, denn sie wußten wohl, daß sich dies Volk so wenig aus seinen Verstrickungen retten konnte, wie sich ein im Sumpfe Erstickender am eigenen Schopfe herausziehen kann. Sie hätten es aber um so leichter gehabt, ihr Recht dem sittlichen Ermessen anzupassen, als es sich erfolgreich vor Erstarrung bewahrt hatte — und darin steht es allerdings hoch über dem Rechte der anderen.

Der höchste römische Gerichtsbeamte — der Praetor — entwickelte bei seinem Amtsantritt, wie etwa unsere Ministerpräsidenten ihre politischen Programme, die Rechtsgrundsätze, die Geltung haben sollten, und es wird behauptet, daß Rom mit dieser losen Fassung seines Rechtes einzig in der Weltgeschichte dastehe — allenfalls fände sich etwas dem ähnliches im anglikanischen Neu-Seeland, wo sich ein freies Schieds- und Spruchwesen ausgebildet hat, das sich auf Herkommen stützt und dem dortigen Leben sein besonderes Aussehen verleiht.

Kodifikationen

Das römische Recht war anfangs ein Gesprochenes; die Anregung zu seiner Niederschrift war von den unteren Volksschichten ausgegangen, die sich damit vor der Willkür der Herrschenden schützen wollten; eifrig wachte das Volk über seinen zwölf Tafeln als dem vermeintlichen Horte seiner Freiheit; aber man mußte doch bald einsehen, daß sich das Leben nicht in zwölf Tafeln bannen lasse; man betraute also, gemäß dem schon oben Gesagten, die Praetoren mit einem Verordnungsrechte — dem ius edicendi, mit dessen Hülfe sie das alte Gesetz ergänzen und, wenn nötig, auch abändern konnten; so konnte es sich den Umständen anpassen und — weiterleben. Nun war die Republik zugrunde gegangen; das Recht

kam jetzt vom Herrscher, und dieser bestellte angesehene Rechtskenner, die eine Oberaufsicht führten und Gutachten schrieben, an die sich die Richter halten sollten. Es begann also eine Auslegekunst, die, gut gemeint, unheilvoll endete. Die Quellen dieser spät-römischen Rechtsentwicklung hat die Wissenschaft in Griechenland und Berytos entdeckt: dort lag, was man hier erst noch suchte, das fertige Recht, und so erlebten die römischen Rechtssucher die gleiche Begeisterung und dasselbe Entzücken wie unsere Humanisten, als ihnen vergönnt war, statt des gebrochenen römischen Lichtes die Sonne des Rechtes selbst am Himmelsbogen zu erschauen.

Indessen ging auch diese Begeisterung vorüber, und die Römer bequemten sich endlich, ihr wissenschaftliches Testament zu machen. Gibbon behauptet, die Verfasser des Justinianischen Gesetzbuches wären die größten Schufte gewesen, die das Zeitalter der Theodora hervorgebracht habe, aber er sieht die Sache mit den Augen des Engländers an; England hat sein Recht niemals niedergeschrieben; den berühmten Entwurf Lord Bacon's hat ein Größerer ins Feuer geworfen. Die Rechtsgelehrten Justinians dagegen waren gute Byzantiner und noch bessere Juristen: der Kaiser selbst aber war mit ihrem Werke so zufrieden, daß er jede Änderung bei schwerer Strafe verbot, und so kam der starre Götze zustande, vor dem die modernen Scholaren noch immer niederknien und anbeten.

Neue Menschen

Die Römer gehörten im 2. christlichen Jahrhundert dem Mischtyp an, der alle Verfallzeiten auszeichnet. Burckhardt weist in seinem „Zeitalter Konstantins des Großen" darauf hin, daß man an den meisten Standbildern der späteren Kaiserzeit, neben Zeichen des Wohllebens, eine krankhafte Häßlichkeit und Verkümmerung wahrnehme, trotzdem das alte Schönheitsideal um diese Zeit noch fortbestehe und keiner an das byzantinische Asketenvorbild denke; das ändert sich aber sehr bald; es macht sich frisches Blut in den Adern der Menschen bemerkbar — gallisches, illyrisches und germanisches; damit

gewinnt auch das öffentliche und Rechtsleben eine neue Gestalt; die Sklaverei und Latifundienwirtschaft treten zurück, verödete Güter werden zerschlagen und an gediente Soldaten aufgeteilt; nicht wenige unter den Kaisern besiedeln planmäßig das verwüstete Land. Seit dem Markomannenkriege war Zug in diese Unternehmungen gekommen, es war das „Inquilinat“ geschaffen worden (das Wort rührt von inquilinus=der Einmieter her). Es sicherte dem Landmann die persönliche Freiheit, fesselte ihn aber an die Scholle; er durfte sie nur verlassen, wenn er sich zum Heeresdienste meldete; so hatte man für Landarbeiter und zugleich für Soldaten gesorgt. Der Ansiedler durfte zwar eine römische Bürgerin heiraten, aber seine Töchter waren den Römern verschlossen. Die Siedler durften unter keinen Umständen in die Stadt gelockt werden; sie bekamen ihre Heimstätte umsonst, es wurde ihnen sogar staatliche Beihülfe gewährt, und erst nach Verlauf von Jahren waren sie verpflichtet, eine Rente zu zahlen. Die bei dem Mangel an Barbarenweibern vielfach angeheirateten römischen Frauen sorgten für die rasche und vollkommene Einromung, während ihre Nachkommenschaft einen neuen Kreis von Menschen bildete, der unter sich zu heiraten gezwungen war und nicht wieder aufgesogen wurde.

Im 3. Jahrhundert war kein römisches Gebiet mehr ohne Neubewohner — selbst in Asien und Afrika nicht, in Oberitalien aber, in Gallien und den Donauländern drängten sich blondblaue Menschen mit germanischen und thrakischen Namen.

So war der fromme Wunsch Vergils: es müsse ein neues Geschlecht vom Himmel niedersteigen — erfüllt, und schon vierzig Jahre nach dem Beginne dieses Werkes läßt sich Tertullian wieder zuversichtlich vernehmen: „Der Erdball schreitet von Tag zu Tage fort. Schon ist alles wegsam, alles erforscht und geschäftig. Früher berüchtigte Einöden sind durch anmutige Landgüter verdrängt, Wälder durch Saaten gebändigt, das Wild durch Herden vertrieben, Sandwüsten besät, Felsen geebnet, Sümpfe ausgetrocknet, soviel Städte

wie einst nicht Hütten!“ Mag das immerhin ein Stück Übertreibung sein oder sich auf einen bevorzugten Ausschnitt der Landkarte beziehen, so läßt es doch den neuen Wind erkennen, der dem römischen Staatsschiff die Segel bläht; unter diesen neuen Antrieben machen sich auch wieder altrömische Gepflogenheiten bemerkbar; da das Land nicht mehr zureicht, kommt die Güterspekulation z. Zt. des Kaisers Commodus wieder auf, so daß dagegen eingeschritten werden muß. Es werden keine Sklaven mehr in das Heer eingestellt, trotzdem stehen wieder Hunderttausende römischer Soldaten zur Verfügung. Im 4. Jahrhundert wird ein Militärmaß eingeführt (1,65, für die Garde sogar 1,72 Meter), das unser deutsches Maß (1,54) erheblich übersteigt (zur Zeit des August hatte es 1,48 betragen). Die Kriegskunst aber geht seit dem 2. Jahrhundert zurück, ja, sie wird verachtet. Die germanischen und illyrischen Söldner wollen nichts von den Truppen-Übungsplätzen wissen, nichts vom Gehorchen; die kunstvoll gegliederten Legionen lösen sich in wilde Haufen auf, die durch die Tapferkeit und das Ungestüm der Einzelkämpfer wirken — ein Bild, das sich dem Homerischen Vorbilde nähert. Hatte der römische Soldat vordem von Körnerfrucht gelebt, so ist er nun plötzlich Fleischesser geworden, war er zuvor ein Muster von Gehorsam, so ist er jetzt ein solches des Revolutionärs. Den Kaiser Elagabel warfen die Soldaten kurzerhand in den Tiber — offenbar in Anwendung des Warägergrundsatzes: „Ist der Fürst nichts nutz, werft ihn in den Schmutz!“ Aber auch die Kaiser sind jetzt aus anderm Holz geschnitzt: ein solch nichtsnutziger Schwärmer wie der soeben genannte, aber auch ein so verbohrter Schulmeister wie Diokletian oder ein so verwickelter Charakter wie Konstantin — sie wären im alten Rom unmöglich gewesen.

Die Veränderung macht sich auch in den gesellschaftlichen Verhältnissen bemerkbar; alle Berufe streben nach Festigung und Gesundung; es bereiten sich Verhältnisse vor, wie sie sich später im deutschen Mittelalter entwickelten. Severus führt Zwangsinnungen ein; die ewigen Ärgernisse im Kaiserhaus,

aber auch in bürgerlichen Kreisen treten zurück, und es greift eine allgemeine Wohlanständigkeit um sich, die die Behörden durch Ermahnung und, wo diese nicht hilft, durch Strafverordnungen unterstützen.

Aber auch das Christentum wäre im alten Rom undenkbar gewesen; die Römer sind keine Christen geworden. Die es wurden, waren ein neues, knetbares Volk. Von allen Religionen, die in Rom um den Vorrang stritten, lag dem römischen Sinne keine andere gleich fern als gerade die christliche. Rom hatte die Abwehr erlittener Unbill zur Vollendung gebracht — nun verlangte der Gott, man solle dem Übel nicht widerstreben; es hatte seine Feinde mit Wolfsgier verfolgt — nun sollte man sie lieben; es vergötterte die Schönheit — das Christentum lehrte sie verachten, jenes lebte ganz im Diesseits — dieses im Jenseits. Statt Reichtum und Herrschaft zu erstreben — sollte man Armut und Verfolgung erdulden und die Sorge für das diesseitige Leben als Schwäche ablegen! Begreift man nicht, daß solche Gegensätze in der Seele eines und desselben Volkes nicht Platz finden können?

Einige meinen, Rom habe sich dem Christentume zugewendet, wie eine alte Metze zur Betschwester wird, indessen gibt es einen Grad von Ruchlosigkeit, dem das Beten auch in der letzten Stunde vergeht: Franz Moor versucht es damit, aber er kommt nicht weit und greift zur Hanfschnur. Nein, es waren keine Römer und keine Römerinnen, die sich in Rom für ihre Überzeugung verbrennen oder wilden Tieren vorwerfen ließen, sondern — neue Menschen, die noch reiner Gefühle und großer Gedanken fähig waren. Man suche solche Leute auch nur bei uns, die wir doch noch näher den Quellen sind als die Zeitgenossen Neros; man wird diese Art an den Fingern herzählen können.

Es gibt noch viele Beweise für die Richtigkeit des Gesagten: kein Römer hat jemals einen selbständigen philosophischen Gedanken gehabt; nun aber treten mit einem Male in den Neu-Platonikern selbständige Denker auf, und die Gnostiker tragen einen tiefen Weltensinn in die

christlichen Sinnbilder und erweitern sie zu Zeichen der Ewigkeit. Nach neueren Forschungsergebnissen ist auch ein Teil der Evangelien auf italischem Boden entstanden! In Plotin tritt gar ein echter und rechter Mystiker auf, der in der sichtbaren Welt eine Ausstrahlung des Göttlichen erkannt hat, das ihr den Stempel des Schönen und Erhabenen aufdrückt. Diese Vollkommenheit verliere sie aber in dem Maße, wie sich die strahlende göttliche Substanz auf ihrem Wege mit dem Unreinen und Häßlichen vermische und also verdünne. Die Aufgabe der Seele, die das Göttliche in dem Schönen ahne, sei es, sich über alles Niedrige und Gemeine zu erheben und so eins mit Gott zu werden: es sind Gedanken, die erst ihre ganze Tiefe offenbaren, wenn sie an den rassischen Gegebenheiten bemessen werden.

Die Renaissance

Die Ansicht, die noch Burckhardt vertreten hat, daß das Rom der Kaiser und jenes des Mittelalters als zwei weit auseinandergezogene Kulturabschnitte im Entwicklungsgange eines und desselben Volkes anzusehen seien, ist deshalb aufzugeben — zu Gunsten eines anderen Gedankens, den schon Gibbon ausgesprochen hat: daß der zweite Abschnitt eine Auswirkung germanischen Volkstums sei. Die Langobarden und Goten sind nicht, wie man früher glaubte, nach kurzem Verweilen vom italischen Boden verschwunden; nach Czörnig: „Die Völker Ober-Italiens" — ist der lombardische Adel von heute noch immer langobardischen Ursprunges; auch die Ostgoten sind nicht am Vesuv ausgetilgt worden: konnten sie doch nach der Schlacht von Taginä binnen kurzer Frist aus dem nördlichen Italien ein neues gotisches Heer zusammenrufen. Auf uns sind zufällig, mit einem kaiserlichen Handschreiben aus dem 5. Jahrhundert, die Namen von vier römischen Offizieren gekommen; die Stelle sagt: „Dich werden begleiten: Hariomund, Haldegast, Hildemund und Cariovist." Das klingt freilich nicht römisch, und es liegt kein Grund vor, die Männer, welche diese Namen trugen, als Römer anzusehen.

Schließlich hat L. Woltmann nachgewiesen, daß die Mehrzahl aller hervorragenden Männer und Frauen des Cinquecento sowohl ihren Namen wie ihrer Erscheinung und Familienüberlieferungen nach von germanischer Herkunft waren. Dante heißt nach einem altgotischen Heerführer (Adliger) — Alighieri, der Name G. Brunos Mutter = Fraulissa Savolina rührt von savil (gotisch die Sonne) her. Tauchen jemals unter den führenden Männern dieser Zeit romanische Namen auf, so läßt sich dennoch in den meisten Fällen nachweisen, daß jene von germanischen Voreltern stammen. Alberto z. B., der Stammvater der Familie Ariosto, nannte sich nach einer Ortschaft im Bolognesischen, mit der er wohl belehnt war — Alberto da Riosto, woraus Ariosto gebildet ist, ähnlich manche Fürsten, Schriftsteller und Künstler. Der älteste Maler der Renaissance — G. Cimabue, stammt aus dem edlen Geschlechte der Gualtieri (Walther), Giotto trägt den deutschen Familiennamen Bondone. Die Namen Brunelesco, Alberti, Donatello, Bardi, Rainaldi, Cambio sind germanische Namen. Rafael Santi oder Sanzio hängt mit der germanischen Wurzel Sando zusammen. M. A. Buonarotti kommt von hroto = der Rote; der Stammvater der Familie trug den Rufnamen Bernardo, dessen Sohn Berlinghieri. Tiziano Vecellio=Wezilo, Wetzel. Tasso's Vater hieß wieder Bernardo, Lionardo da Vinci würde man, auch ohne seinen Namen (Leonard von Vinke) für einen reinblütigen Germanen angesehen haben: er war ein Riese mit schmalem Schädel, goldblonden Locken und blauen Augen und besaß Ähnlichkeit mit unserem Prof. Haeckel. Diese Abzeichen der nordischen Rasse treten gar nicht selten auf. Dante, dem Boccaccio schwarze Haare angedichtet hat, spricht in seinen Gedichten selbst wiederholt von seinem blonden, später ergrauten Haar.

Woltmann gelangt zu dem Schluß: „Die Renaissance ist keine bloße Epoche der römischen Geschichte, wohl aber eine solche im Leben der germanischen Rasse. Es war ein neuer Trieb am Baume der nordischen Menschenfamilie, der Schwert und Griffel aus der sinkenden Hand des Römers

empfing; es war ein verwandter Geist, der den Germanen aus Hellas und Rom anvertraut entgegenkam und eine kongeniale Rasse, die diesen Geist innerlich begriff und zu neuen Lebensformen der Freiheit und Schönheit führte." Ganz ähnlich hatte sich der Engländer Gibbon schon vor hundert Jahren im Hinblick auf die Völkerwanderung und deren Folgen für Italien geäußert: „Nachdem so in das verödete römische Imperium die Keime neuer, gesunder Lebensabsichten gelegt waren, bedurfte es des Umschwunges von zehn Jahrhunderten, ehe auch in Rom die Freiheit wieder die Mutter des Geschmackes und der Wissenschaften ward."

Wie lebendig übrigens das Bewußtsein ihrer besonderen Art und Herkunft noch um das Jahr 1000 in den deutschen Lombarden war, beweist eine unverfängliche Äußerung des cremonesischen Schriftstellers Liudbrandi: „Wir aber, wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder verachten diese (Römer) so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben als — Römer; denn mit diesem einzigen Namen, nämlich dem der Römer, bezeichnen wir alles, was es von Niederträchtigkeit, Feigheit, Geiz, Lüsternheit, Lügenhaftigkeit, ja überhaupt von allen Lastern gibt."

Die Männer, welche die Werke der Künste und Wissenschaften in Italien zur Vollkommenheit gebracht und in manchen Stücken die Griechen übertroffen haben, in deren Anblick sich Goethe von Schlacken und Enge befreite, waren keine Römer, es waren die Kinder einer nordischen Mutter. Dasselbe Italien, das uns in einigen Abschnitten unserer Geschichte so tiefe Wunden schlug, das uns noch wieder in diesem Kriege mit der Tücke des Verräters in den Rücken fiel, es vermochte dennoch einigen der unseren, die es angelockt hatte, die Zunge zu lösen, daß sie der Welt von ihrer Lust und ihrem Leide Kunde gäben, und solche innige Seelenwirkung kann nur auf einer inneren Verwandtschaft beruhen. Die Männer des Cinquecento, die so Großes vollbrachten, waren keine gedankenlosen Nachbeter der Grie-

chen, wie es die Römer gewesen sind, sondern schöpferische Geister, die sich aus der Enge und aus den Verstrickungen ihrer Zeit, wie aus den Zwangsvorstellungen der Kirche befreit hatten und ihr germanisches Empfinden leuchten ließen über ihrer Zeit. Der Moses des Michel Angelo ist ein germanischer Volkskönig, Lionardos Abendmahl ist der ewige deutsche Gesang vom Gotte im Menschen, die Beatrice Dantes, die jungfräuliche Gottmutter Rafaels — es sind deutsche Frauengestalten, keine Römerinnen.

Agnolo Firenzuolo hat für seine Zeit einen Grundriß der Frauenschönheit aufgestellt, worin er alle Merkmale der nordischen Rasse niederlegte; da sein Werkchen „Della bellezza delle donne" eine Art Vorlesung ist, die er vor seinen, ihrer Schönheit wegen berühmten, Pratenserinnen gehalten hat, so darf man annehmen, daß die Vorbilder dieser seiner Zeichnung ihm zu Füßen gesessen haben; er nennt unter den verschiedenen Haarfarben das biondo — „die schöne Farbe"

Daß aber dieser Körperbildung auch das innere Wesen entsprach, des zur Bestätigung will ich die Erklärung der Väter von Florenz aus dem Jahre 1294 wiederholen, womit sie ihrem Stadtbaumeister den Auftrag zur Erneuerung des Domes erteilten:

> „In Erwägung, daß bei einem Volke hohen Ursprunges äußerste Klugheit sei, seine Angelegenheiten derart zu führen, daß in seinen äußeren Werken nicht nur die Weisheit, sondern auch die Hochherzigkeit seines Lebens kenntlich werde, ist Arnolfo, dem Baumeister unserer Gemeinde, befohlen worden, Modelle und Pläne für die Erneuerung von Santa Maria reparata mit der höchsten und verschwenderischen Pracht zu verfertigen, so daß die Geschicklichkeit und Kraft der Menschen niemals etwas erfinden oder unternehmen könne, was größer und schöner wäre, was es auch immer sei; und ferner demzufolge, was die weisesten Bürger in öffentlicher Sitzung und geheimer Vereinigung gesagt und geraten haben, nämlich daß es zu wissen not tue, daß

man die Hand nicht an Werke der Gemeinde legen dürfe, wenn man nicht die Absicht hat, sie so auszuführen, daß sie der großen Seele entsprechen möchten, welche aus den Seelen aller, in einen einzigen Willen vereinigter Bürger besteht."

Wir blicken von hier noch einmal auf die Anfänge Roms zurück und weiter in die folgenden Zeiten. Die Sage, womit die Stadt ihre Wiege geschmückt hat, nennt als ihre Gründer: Romulus und Remus, die Zwillinge einer geschändeten Vestalin, und setzt sie am Ufer des Tiber aus, wo sie ihnen eine (etruskische) Wölfin zur Amme bestellt; an deren Brüsten wachsen die beiden zu Jünglingen heran, aber das Wolfsblut regt sich in ihnen: Romulus erschlägt den Remus wie Kain den Abel. Das Böse zeugt Böses, und es ist das Gewaltige: die Wölfin wächst sich zur völkerverschlingenden Riesin aus; Rutenbündel tragen sie ihr voran, Weltteile verspüren ihren Reißzahn; und unter ihrem Tritt verwandeln sich lachende Fluren in Wildnis — erstarren die Völker in Selbstsucht und Wahn. Sie ringen nach Erlösung, aber den Erlöser kreuzigen sie . . .

Unter dem Schutze der Tempel und Paläste liegt das Recht von Berytos begraben. Schatzgräber fördern es ans Licht und erwecken es in Padua und Bologna zu neuem Leben. Dorthin ziehen die deutschen Scholaren und tragen das Gift in die Heimat, Böses zum Guten. Ein neues Zeugen des Bösen beginnt und breitet sich über das Erdenrund, neues Verwüsten und Schänden. Und wieder haben sie ihr Wahrzeichen errichtet und rufen, rings um die Guten gedrängt — im Weltenchore: „Kreuzige!"

6. Israel — Juda und die Zerstörung Jerusalems

So sollst du wissen heute, daß der Herr, dein Gott, geht vor dir her, ein verzehrend Feuer. Er wird vertilgen, und wird sie unterwerfen vor dir her, und wird sie vertreiben und umbringen bald, wie dir der Herr geredet hat.

5. Mose 93.

Die Anfänge Israels kleiden sich, wie gewöhnlich, in das Gewand der Heldensage. Halbgeschichtliche Angaben gehen bis Saul und David, aber auch in die Patriarchen-Erzählungen zurück, die sich um einen starken Gottgedanken ranken. Der Gott erscheint in einer Vielheit von Gestalten: er wird in Bäumen, Steinen, im Feuer, im Winde, auch als geheimnisvolle Zaubermacht verehrt, die über den Helden kommt, ihn mit großer Stärke ausrüstet und zu Rachetaten anspornt. Wo es, wie in der Erzählung von Gideon, anders ist, da kann man an spätere Einschiebungen denken. Die Sagenstoffe erinnern an indo-germanische. Simson (hebr. kleine Sonne) ist ein Vetter des nordischen Sinfiötli. Die Gleichheit der Propheten Elias mit Thor-Irmin ist schon lange vermerkt worden. Manche Bestimmungen des mosaischen Gesetzes könnten ebensogut in einem altdeutschen Volksrechte stehen. Elias gebietet über Tau und Regen, fährt auf feurigem Wagen zum Himmel und soll zur Götterdämmerung wiederkehren; er hüllt sich in ein Lodenfell. Josua ist der Erbauer von Steindenkmälern, auf denen er opfert; während Moses, der doch vor Josua gelebt haben soll, über unzählige Schwerter verfügt, fechten in einer Schlacht des Josua nur zwei Krieger mit „eisernen" Schwertern.

Die Heilige Geschichte Der aufmerksame Leser stößt in der Heiligen Schrift auf zahlreiche Widersprüche, auf die Spinoza hingewiesen hat. Der kleine Benjamin, den der besorgte Vater nicht mit den Brüdern ziehen lassen will, ist nichtsdestoweniger der Vater von zehn Söhnen, Amalek, der Enkel Esaus und Urenkel Abrahams, ist auch wieder der Stammvater der Amalekiter, die schon zu Abrahams Zeiten Ruhm an ihren Namen geknüpft haben. Ich komme noch auf andere Ungereimtheiten zurück.

Josua erscheint als ein Held der Steinzeit. Exodus 23, 20—23 wird er Engel und Gesalbter des Herrn genannt; er erwählt sich, wie Jesus und Mithra, zwölf Helfer; die Redaktoren haben ihn zum Werkzeuge ihrer schmutzigsten Absichten gemacht.

Man darf also wohl sagen, daß sich in der Heiligen Geschichte ein indo-germanischer Einschlag findet; von der allgemeinen, nachträglichen Übertünchung sind nur die Geschichte Abrahams und die Schöpfungsgeschichte frei geblieben, indessen ist überall viel Sinnbildliches eingewoben. In den Gestaltenpaaren Jakob-Esau, Juda-Israel ist der Gegensatz von Stadt und Land, Wucher und Arbeit, Semit und Indo-Germane verkörpert. Schon Paulus hatte in den Patriarchen Völkergedanken erkannt (1. Gal. 4, 20—26). Wenn Jakob durch Kniffe den besten Teil der Herden Labans an sich bringt, wenn er gelobt, der Herr solle sein Gott sein, wenn er ihn auf dem Wege behüten und in Frieden wieder heimbringen würde, wenn er seinen Bruder um dessen Erstgeburtsrecht betrügt, so sollen darin keine persönlichen Werke und Taten, sondern völkische Beziehungen gekennzeichnet werden. Esau, der kurzsichtige Bauer, erschlägt, indem er den Lockungen des Wucherers folgt, das öffentliche Recht, das ihn vor der Austreibung schützte. „Siehe, ich muß doch sterben, was nutzt mir dann mein Erstgeburtsrecht?"

Die Völkerkunde weist auf die Gleichung Abraham-Yama hin. Beide versammeln, wie Osiri, die Toten in

ihrem Vaterschoß: sie sind die Todesgötter und zugleich auch die Stammväter ihrer Völker. Die Legende läßt Abraham aus dem Lande Ur am unteren Euphrat nach dem Paddan-aram im Nordwesten und von da nach Syrien ziehen, ähnlich den Ost-Juden von heute, die sich von der Krim nach dem Nordwesten — bis Warschau — und von da nach dem mittleren Europa verbreitet haben, wo sie im Begriffe sind, aus Berlin ein neues Jerusalem und aus Neu-York ein Gosen zu machen. Der Nachkommenlose schließt einen Bund mit dem Gotte und wird der Stammvater eines großen Volkes; er versinnbildlicht die Trümmer eines solchen; als Entarteter erscheint auch der lendenlahme (Ischiatiker) Jakob, der mit dem (Kultur)gotte gerungen und Schaden gelitten hat.

Jahve erscheint Mose auf dem Berge, wie Ahura-Mazda seinem Propheten Zoroaster. Wie Mazda ist auch der ältere Jahve ein Feuergott; dessen Grabmal findet Mose (Buch 5) in einem Baalstempel, was ihn zum Sonnengotte stempelt; sein Tisch mit den Schaubroten findet sich nicht bloß im persischen Tempeldienst, sondern auch unter den Kultgeräten Echn-Atons von Ägypten. Hebräisch soll Jahve „der da ist und sein wird" bedeuten. Die Juden schrieben Jhw, indessen durfte sein Name nur ein einziges Mal im Jahr vom Hohenpriester beim Gottesdienst, und zwar am Versöhnungstag, ausgesprochen werden. Man las, wo sein Name in der Heiligen Schrift vorkam, entweder das Wort adonai (der Herr) oder Elohim, wenn von einer Mehrheit von Göttern die Rede war, denn es finden sich dort nicht geringe, unausgetilgte, Reste von Vielgötterei; es ist natürlich Einbildung, daß die Juden von jeher dem einen Gotte Jahve angehangen haben. Die Geschichte Jahves folgt vielmehr dem gemeinen Vorbilde anderer Götter. Da man nun aber die hebräischen Vokale immer nur erraten kann, indem sie nicht geschrieben werden, so ist über die richtige Schreibweise viel gestritten worden. Ein Franziskanermönch fügte um 1500 willkürlich die Adonai-Vokale ein und schrieb zuerst Jehova, was Luther

nachmachte. Nach Ewald und Hengstenberg ist aber die Schreibweise Jahve die richtige.

Nach Gemoll ist Jahve ein uralter kanaanäischer Gott, der aber, wie Yama in Indien, für eine Zeit in Vergessenheit geraten war, bis er von David entdeckt und neu eingeführt wurde. Er, ohne den doch Moses nicht einen Schritt vor den anderen tut, wird tatsächlich von Josua bis David nur ein einziges Mal (1. Kön. 19) in der Heiligen Schrift erwähnt — eine der auffälligsten Erscheinungen dieses an inneren Widersprüchen überreichen Buches.

Dem Urvater Abraham offenbart sich Jahve bei Hebron in Gesellschaft von noch zwei anderen „Männern", mit denen er also eine Dreiheit bildet: „Da sprachen sie zu ihm — „wo ist dein Weib Sara?"

Mose dürfen wir uns nicht als eine geschichtliche Persönlichkeit denken, was auch der charaktervolle protestantische Bibelforscher E. Reuß gelassen zugesteht, indem er sagt: „Wenn man alles dasjenige in Betracht zieht, was gegen die mosaische Abfassung des Pentateuchs spricht, so ist es kaum möglich, sich ein Bild von dem Wesen und Wirken dieses ersten Propheten zu machen, das nicht im Nebel zerflösse, wie das von Lykurg, Numa, Zoroaster und anderer sagenhafter Gesetzgeber der Urzeit." Man neigt heute zu der Ansicht, daß die Gesetze des Moses gar nicht aus Ägypten stammen, sondern mit jenen Hammurabi's aus einem gemeinsamen, älteren Quell geflossen sind, der seine Gewässer aber in der mosaischen Gesetzgebung ungetrübter fließen läßt als in der babylonischen. Die Bibel verlegt den Auszug der Juden aus Ägypten auf 1320, aber die Gesetze Hammurabis sind ein Jahrtausend älter. Der Pentateuch ist in einer dem ägyptischen Mose fremden Sprache abgefaßt; er enthält zahlreiche Begriffe, die den aus Ägypten kommenden Juden, die in der Wüste geweilt hatten, fremd gewesen wären; man kommt über diese und viele andere Schwierigkeiten hinweg, wenn man der israelitischen Geschichte den Kulturbesitz einer alten kanaanäischen Bevölke-

rung zugrunde legt. Der Westen wird in den Büchern Moses mit yam (das Meer) bezeichnet, während die Juden das Meer in Ägypten doch im Norden und Osten, auf Sinai im Süden hatten, und zwar in ziemlicher Nähe, und nur in Kanaan im Westen; dagegen heißt „Süd" im Pentateuch negb (mit dem Wurzelsinn: trocken), das später als Bezeichnung des Südrandes von Kanaan gebraucht ward. Mose hat auch sonst kaum die richtige Vorstellung von Ägypten: er kennt nicht einen ägyptischen Namen, nicht die Bedeutung des Wortes Pharao (der Hof); nach 2. 1, 22 verlegt er die Wohnstätten der Juden mitten unter jene der Ägypter, z. T. in deren eigene Wohnhäuser, nach 1. 46, 34 und 47, 11 aber wohnen sie abgesondert und als Hirten. Das Gedicht 2. Mose 15 kennt den salomonischen Tempel; nach Reuß stammen sogar alle Poesien, die im Pentateuch vorkommen, aus der Königszeit. In dem ersten auf das Passah bezüglichen Gesetz (2. Mose 12, 17), dessen Einsetzung doch in Ägypten stattgefunden haben soll, wird die Auswanderung schon als ältere Begebenheit erzählt, ebenso 4. Mose 15, 32 der Aufenthalt in der Wüste und 5. 2, 12, sowie 3. 18, 23 die Eroberung Kanaans, die der Prophet doch gar nicht mehr erlebt haben soll. Die Festfeiern richten sich nach den kanaanitischen Jahreszeiten; die Äcker werden, wovon in Ägypten nicht die Rede sein kann, umsteint — nichts deutet auf Bewässerung, die doch in Ägypten zu allen Zeiten im Mittelpunkte der Landeskultur gestanden hat; dagegen ist das Gedeihen der Feldfrüchte vom Taue abhängig, das Volk lebt vegetarisch, während Ägypten das Land der Fleischtöpfe war. 4. Mose 15, 38 enthält Kleiderordnungen, die für die Wüstenwanderer kaum einen Sinn hatten, während 5. 24, 1 allgemeine Schulpflicht voraussetzt!

Eine gläubige Einfalt wird entgegnen: der Gesetzgeber habe seine Vorschriften auf das Kommende und Verheißene eingestellt, aber derselbe Gesetzgeber, der alle Einzelheiten des späteren Lebens in Kanaan kennt, wie es sich nach einem Jahrtausend entwickelte, sogar die Münzen, deren man sich in soviel späterer Zeit bedienen würde, ist doch

unwissend in betreff des Ortes, wo sich der Tempel des Herrn befinden würde, und er versucht es auch nicht, diese Unwissenheit zu begründen.

Aber die ganze Mosaische Gesetzgebung ist ja nur eine Spiegelung, insofern das Ziel der jüdischen Geschichte gar nicht der Ackerbau, sondern das Wuchergewerbe ist, auf das auch die göttlichen Verheißungen hinzielen. Die Juden sind ja in Palästina, genau wie heute in Deutschland oder einem anderen Wohngebiete, nicht auf ein Gesetz der Seßhaftigkeit, sondern auf ein solches des Nomadentums gestellt. Ich habe mich darüber schon verbreitet.

Völkermischung

Syrien besaß um 2000 v. Chr. eine kanaanäische Bevölkerung wie Babylon: hier wie dort die gleiche Gesetzgebung, die gleiche Schriftsprache. Neben dieser hat die neuere Forschung für die Zeit um 2200 eine indo-germanische Völkerwoge nachgewiesen, auf die wahrscheinlich die Horiter der Bibel zurückzuführen sind. Um 1500 treten weiter die kleinasiatischen Hethiter auf, zu denen, wenig später, in der Zeit, aus der die Amarnabriefe stammen, noch die Habiri dieser Tafeln kommen — Nomaden, die die syrischen Städte beunruhigen. Niebuhr hatte sie mit den Hebräern verglichen, und neuerdings konnte E. Meyer feststellen, daß sich hebr. „ibrim“ keilschriftlich gar nicht anders als „habiri“ wiedergeben läßt. Nach denselben Amarnabriefen macht sich endlich noch ein fünftes Volk bemerkbar, das vom Süden stammt, und dessen Hauptgott — Hadad — es als eine jüngere kanaanäische Welle erscheinen läßt, da er dem Wettergotte Ramman dieses Volkes entspricht, der auch in den babylonischen Götterhimmel aufgenommen ward.

Unter diesen Umständen muß die Ansicht, das Volk Israel oder Juda sei als eine aus zwölf Stämmen bestehende völkische Einheit in Kanaan eingewandert, zurückgewiesen werden (diese Theorie ist lediglich zu politischen Zwecken erfunden worden). Das Volk Juda baute sich vielmehr aus sehr verschiedenen Teilen auf, unter denen die indo-germanischen

Horiter eine Herrenklasse, die Hethiter eine dienende Schicht bilden. Diese sollen, nach ägyptischen Abbildungen, dem armenoiden Typ entsprochen haben. Sie stellten im Kriege die Masse der Fußsoldaten. Esau wie Juda haben Hethiterinnen zu Frauen; auch Urias ist Hethiter. Die ägyptischen Wandgemälde zeigen ihre Führer als hochgewachsene Männer mit länglicher Schädelform, rötlich-blondem Haar und lichter Hautfarbe; die Ägypter nennen die Vertreter dieser rassischen Prägung — Amaur, man hat an die Amoriter der Bibel gedacht.

Nach dem Deboraliede treten die Stämme durchaus selbständig auf; die Teilnahme von Juda und Simeon an dem Kriege ist nicht einmal vorausgesetzt, während Lewy gar keine Erwähnung findet.

Verfassung

Die ältere biblische Erzählung läßt uns die gewöhnliche indo-germanische Stammesverfassung erkennen. Der Hausvater ist der Priester seiner Familie, die Gesippen pflegen ihren gemeinsamen Kultplatz, opfern und halten daselbst ihre Festfeiern. Im Hause dient der Herd als Opferstätte, während die Geschlechter sich auf den „Höhen" versammeln, in deren Nähe sich, ähnlich wie in der Nachbarschaft unserer Walburgen, Brunnen finden; jene Aufschüttungen sind zugleich Landmarken und Richtpunkte für die Karawanen; dort finden sich Haine von Terebinthen und Tamarisken, daselbst werden die Toten bestattet. Es ist die Pflicht der Söhne, die Gräber zu pflegen. Nehemia trauert um sie. In Davidischer Zeit versammeln sich dort die Geschlechtsgenossen, und noch in der Zeit des Jesaja stehen sie im Mittelpunkte des religiösen Empfindens. Die Bauern wallfahrten an Jerusalem vorüber, um ihre alten Nationalheiligtümer aufzusuchen; hier handelt es sich natürlich um ein gemeinsames Heiligtum der Gaugenossen, an dem die konservative Landbevölkerung mit besonderer Treue festhält; nach Amos 5, 5 ist es Beer-Scheba, am Südrande von Kanaan; ein anderes Heiligtum ist Beth-el, wo sich ein gesalbter Stein befindet (man ver-

gleiche die große Moschee in Mekka: Beith-allah: Haus Gottes, deren Allerheiligstes gleichfalls aus einem geweihten Steine besteht, der in diesem Falle das Grabmal des Stammvaters Ismael bezeichnet — (ein megalithisches Denkmal, deren sich viele in Syrien fanden).

Glauben und Recht

Wir wissen nur wenig über die Formen des alten Gottesdienstes; die Zeit hat die Erinnerung verwischt, vielleicht geschah es unter dem Zutun der späteren Priesterschaften, so wie in unseren eigenen Gauen auch; nur soviel scheint gewiß, daß die blutigen Opfer schon in dieser Zeit durch unblutige Hostien abgelöst sind; sie bestehen aus Gebäck, das der Liebes- und Mondgöttin (Astarte-Artemis), die auch hethitisch bezeugt ist, in Mondsichelform dargebracht wird.

Die alt-israelitischen Gottgedanken zeichnen sich, entsprechend der hohen Begabung ihrer Verkünder, durch Erhabenheit aus, und dieser entspricht auch der Rechtsgedanke: er rauscht auf Adlerfittigen heran. „Wie ein Bach wälzt sich daher Recht und Gerechtigkeit, wie ein dauernder Strom" so flutet es von den Lippen des Hirten von Thekoa, während die Worte Micha's 6, 8: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor dem Gott" — wie ein mildes und ermahnendes Vorwort zu den Evangelien klingt. Der Ruf nach Gerechtigkeit ertönt immer wieder; die Propheten verkünden die Gerechtigkeit als Grundlage des Staats- und Privatlebens wie jeder gesunden Heilsbewegung. „Darum säet Gerechtigkeit und erntet Liebe; pfleget ein Neues, weil es Zeit ist, den Herrn zu suchen, bis daß er komme und regne über euch Gerechtigkeit." Dieser Glaube und das treue Festhalten an Pflicht und Gewissen überdauern Not und Tod; bis in die Zeiten des Verfalles erhält sich das israelitische Volk seinen rechtlichen Sinn und die Kühnheit des Ausdrucks. Die Bauernparole des Sozialistenführers Judas berührt uns wie ein eigener Klang aus Zeiten der völkischen Not: „Gott

allein ist der Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles."

Das alt-israelitische Landrecht war unter dem Namen eines Bundesbuches zusammengestellt, es dürfte der Mosaischen Gesetzgebung zugrunde liegen. Es schützt Witwen und Waisen vor Unrecht, regelt die Beziehungen von Herr und Knecht und empfiehlt den letzteren dem Wohlwollen seiner Gebieter; der Gerechte erbarme sich seines Viehes! Der Fremde genießt ein Schutzrecht, an das das ältere griechische Stadtrecht nicht zu denken gewagt hat, wobei sich der Gesetzgeber, ohne alle Anzeichen vorangegangener Kämpfe, auf vernünftige Erwägungen statt auf göttliche Verordnungen stützt. Die Opfer sind, wie schon erwähnt, unblutig und beschränken sich auf ein weises Maß, von Ausartungen ist nichts zu spüren; an Stelle der späteren Fülle rabbinischer Speisevorschriften findet sich lediglich das Verbot des Aasgenusses. Dagegen ist das Eigentum, wie immer in den indo-germanisch beeinflußten älteren Gesetzgebungen, heilig; hier wird auch mit der Todesstrafe nicht gespart; der Familienbesitz ist durch das Erstgeburtsrecht befestigt. Dies Recht deutet auf eine lange Geschichte der Seßhaftigkeit hin, die vor Mose gespielt hat; sie dürfte sich, in glücklicher Ruhe, neben der babylonischen abgewickelt und sich ihre Quellen reiner und frischer erhalten haben. Die Juden aber haben an dies Recht keine anderen Ansprüche, als daß sie sich seines Titels bemächtigt und es dann, von innen heraus, aufgelöst und zerstört haben, so wie es die Jakobslegende versinnbildlicht.

Auch das israelitische Kriminalrecht, das mit seinem brutalen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" den Rückfall in die alten Rachegedanken kennzeichnet, erhebt sich in der prophetischen Verkündung doch wieder zu dem sänftigenden Gebote: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!"

Die Wissenschaften scheinen in Israel vernachlässigt gewesen zu sein; es fehlten die Mittel-

punkte und Tempelbauten, wo sie eine Stätte gefunden hätten; man denkt an Jerusalem: aber dies ist eine Gründung der Wucherer, Zeloten und Schächter; um so inniger leben die Propheten mit der Natur, um so unmittelbarer ist ihre sinnliche Empfänglichkeit.

Geselligkeit Es wird viel gesungen, nach Feierabend ertönt vor den Häusern die Laute. Im „Buche der Redlichen“ hatte man eine Liedersammlung, die die Rabbinen später ausgeschrieben haben. Jünglinge und Jungfrauen wetteiferten im Erlernen dieser Gesänge und erheiterten mit ihren Vorträgen. Das Erntefest, das Fest der Schafschur und der Weinlese vereinigen die Geschlechter zu freiem und sinnigem Verkehr, zu Spiel und Tanz; beim Feste der Sonne springen Burschen und Mädchen, indem sie sich die Hände reichen, durch den stiebenden Feuerbrand.

Das Erwerbsleben beruht auf dem Landbau und der Viehzucht, am Jordan waltet die Schafhaltung vor, in den Tälern des Nordens Rinderzucht; die gestuften Anhöhen sind mit Weinreben und Ölbäumen bepflanzt, in den Tälern wird Weizen und Gerste gebaut, die in großer Fülle und vortrefflicher Beschaffenheit gewonnen und, seit Davids Zeiten, neben Wolle, ausgeführt werden. Der bäuerliche Sinn prägt sich in nicht wenig Textstellen aus: „Jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Ölbaumes,“ oder: „Wie ein Vogel, der von seinem Neste geflogen ist, also ist der Mann, der flüchtig ward aus seiner Heimat.“ Saul pflügt als König eigenhändig mit dem Ochsengespann. Der bäuerliche Besitz ist unantastbar. Da Naboth seinen Acker nicht gutwillig verkaufen will, so sieht Achab keine Möglichkeit, in dessen Besitz zu gelangen, seine tyrische Gemahlin findet solches vom Standpunkte ihrer heimatlichen Rechtsauffassung empörend, ruft: „Du willst den König spielen in Israel!“ Daß sich der König irre machen läßt, kostet ihm den Thron.

Den israelitischen Frauen ward eine ihnen eigene Schönheit nachgerühmt, von der wir uns ein Bild machen können, wenn wir an Norwegerinnen denken; sie sind, mit Mägden und Knechten, dem Hausherrn untertan; in aller Schlichtheit wahren sie ihre Würde und Reinheit. Zu ihren Obliegenheiten gehört, neben den häuslichen Verrichtungen, die Totenpflege. Die Jungfrau trägt zum Zeichen ihrer Reinheit ein weitärmeliges Kleid, das zu Jakobs Zeit als Kostbarkeit gilt. 2. Sam. 13, 12 wehrt die Königstochter ihrem sie bedrängenden Bruder mit den in ihrer Schlichtheit ergreifenden Worten: „So tut man nicht in Israeal!" Richter 20, 6 wird Frauenschönheit zum Anlaß eines Bruderkrieges, aber man ist sonsten um einen solchen nie in Verlegenheit; der Krieg ist etwas Alltägliches, er gab dem Volke ja den Namen: Israel=Gottesstreiter. Von Blutrache ist mir nichts bekannt, um so inniger wird im israelitischen Bauernhause an einer herzlichen Gastfreundschaft festgehalten.

Die Geschichte Israels setzt sich aus einer Reihe stammespolitischer Wirren zusammen, bald wird unter moabitischer, kanaanitischer, midianitischer, bald unter amalekitischer Vormacht gefochten, bald sind die Führer Kleinkönige, bald Kultpfleger, die Richter heißen, bald wieder gottbegnadete Männer aus dem Volke, die, nach geglückter Erfüllung ihrer Aufgabe, wieder in den anfänglichen Stand zurückkehren. Der Überfall durch die Assyrer ist ein Vorkommnis, das an die Kämpfe der Engländer mit den Buren gemahnt; die nach Ceylon und St. Helena von ihnen Verschleppten erinnern an die gefangenen Israeliten: in beiden Völkern herrschte der gleiche Bauerntrotz, der sich nicht biegen, nur brechen läßt.

Die Wahrheit über Israel und Juda Ich fasse das Gesagte zusammen. Es ist nicht wahr, daß die Israeliten, in zwölf Stämme getrennt, aus

Ägypten noch Syrien gezogen sind — sie sind ein schon lange in Palästina ansässiges Bauernvolk, das sich aus kanaanitischen, hethitischen und indo-germanischen Volksbestandteilen gebildet hat und zwar unter babylonischen Kultureinflüssen. Die Juden aber bilden einen Fremdkörper in diesem Volke — die städtische Hefe; sie bemächtigen sich, z. T. auf Schleichwegen, der Herrschaft im Lande, bringen das Volk in Schuldknechtschaft und führen die politischen Mächte der Zeit gegen dasselbe ins Feld; sie nehmen die Überlieferungen, das Schrifttum, die geschichtlichen Errungenschaften, ja, endlich auch seinen Namen für sich in Anspruch, indem sie diesen im Dienste eigener Ruhmredigkeit mißbrauchen. Die Vorstellung ist nicht ganz einfach, ich will versuchen, sie durch ein Gleichnis klarer zu machen.

Es mögen die heute unter uns lebenden Juden eine hervorragende Stellung gewonnen haben; sie sollen unsere Literatur und Politik beherrschen und in den Fragen des öffentlichen Lebens den Ton angeben, sie sind ein für alle Male die Rechts- und Staatsanwälte und haben sich auch in andere einbringliche und wichtige Ämter, sogar in den Offiziersstand eingeschoben und die Klinke der Gesetzgebung in die Hand bekommen; sie haben uns der Beschneidung unterworfen und dem Jahve-Glauben, sich auch unseren Volksnamen angeeignet und die Idee verbreitet, alle deutschen Helden, von Armin bis Moltke, seien Juden gewesen, oder, was dasselbe bedeutet, sie selbst seien die eigentlichen Deutschen. Ich sehe weiter, wie ihr kaufmännisches Geschick sie befähigt, aus Berlin eine Judenstadt mit einer großen Synagoge und ebenda gewaltige Geld- und Hypothekenbanken zu errichten, mit denen sie sich das Volk zinspflichtig machen: sie haben endlich die Versuche der Landeskinder, das Joch abzuschütteln, durch Bestechung seiner Feinde und mit deren kriegerischer Beihilfe abgewiesen — so hätten wir das ungefähre Bild jener Zustände vor uns, die Syrien während der römischen Kaiserzeit darbot. Es mag dem Leser, mit Hinblick auf die deutschen Verhältnisse, wenig glaubhaft, ja, es mag ungereimt erscheinen, aber es kann uns doch eine Brücke

des Verständnisses bilden, und sei es auch nur eine Eselsbrücke, denn wir eignen uns schlecht für solche Begriffsübertragungen, weil wir als seßhaftes Volk in allem Gegebenen immer zuerst dessen innere Dauer zu erkennen suchen, nicht aber die Verwandlung und Verschiebung — und so auch im Reiche der Begriffe. Deshalb sind wir ja auch so schlechte Politiker, weil wir zu viel Ehrfurcht haben vor dem was ist, während die Politik darauf ausgeht, an die Stelle dessen ein anderes zu setzen, was sein könnte, durch dessen Erscheinen ein für uns erwünschter Zweck erreicht würde. Wenn das, was 2. Mose 3, 14 gesagt ist, zutreffend ausgelegt wird: als Kennzeichnung Jahves: „den in sich Seienden", so läge darin ein ausreichender Grund zu der Annahme, daß dieser Gott, so wie es Theodor Fritsch vor den Gerichten vertreten hat, nichts mit dem Gotte der Juden zu tun hat, die, als ein Nomadenvolk, die geborenen Feinde alles fest in sich ruhenden sind, so daß also auch ihr Gott unmöglich als ein solcher „der da war, ist, und sein wird", angesprochen werden kann, mag er seinem Verkünder immerhin in dem ihm so viel näher entsprechenden Feuer erschienen sein. Man wird vielmehr das von ihm zu sagen haben, was Luther vom Juden selbst gesagt hat: er sei kein Wälscher, sondern ein Fälscher, kein Deutscher, sondern ein Täuscher, kein Bürger, sondern ein Würger! —

Ich will aber nicht eifern, sondern dem gekennzeichneten Verhältnis der beiden Bevölkerungen in Palästina nachgehen. Die Heilige Schrift läßt uns deutlich erkennen, daß der Name Israel schon vor den Juden in Syrien bekannt war (Josua 11, 16 und 1. Mose 34, 7), auch den Namen des Stammes Dan fand ich 1. Mose 14, 14 in Verbindung mit Abraham. Von der späteren, eigentlich jüdischen Gestalt des Stammvaters Jakob berichtet 1. Mose 32, 28: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen" — ein der ältesten Vorstellungsweise entnommener Begriff: Der Sieger nimmt den Namen des Besiegten an, der nun in ihm fortlebt, wodurch er selbst, nämlich der Sieger, einen Kraft-

zuwachs erfährt; freilich gehört dazu nach der ältesten Sitte, daß er von dem Blute des Erschlagenen getrunken hat. Das Blut des Drachen verleiht Siegfried einen schützenden Panzer, ein Kraftzuwachs hätte hier keinen Sinn, weil der stärkste Held nicht mehr stärker werden kann als er schon ist, wohl aber bleibt er auch nach dem Blutbade noch verwundbar, sei es auch nur an der Stelle, wo das Blatt angeflogen war.

Ausschlaggebend für dies Verhältnis zwischen Israel und Juda müßte aber in den Augen der Bibelgläubigen doch sein, daß die israelitische Heldensage überhaupt keine Juden und Hebräer kennt; als das Reich Juda in und um Jerusalem aufkam, war jene Heldensage ja bereits abgeschlossen, während die Eroberung des Landes durch Juda sich auch nach der Heiligen Schrift in einer Weise abspielte (s. Buch Josua), die sich nicht wohl als Grundlage für ein Heldengedicht eignet.

Die Juden, welche seit dem sagenhaften David zunächst in Jerusalem, bald auch in Israel Macht gewannen, redeten eine hamitische Sprache, die der assyrischen verwandt ist und sich der phönikischen so erheblich nähert, daß deren Inschriften dem der hebräischen Sprache Mächtigen ohne weiteres verständlich sind. Zur Zeit Davids ist diese Sprache nur in Jerusalem selbst im Gebrauche, zum Zeichen, daß man es hier mit einer karisch-phönikischen Handelsniederlassung zu tun hat; aber sie ist auch zu Christi Zeiten nicht viel weiter gedrungen, weil sie gegen das Aramäische, die allgemeine Verkehrs- und Handelssprache Vorderasiens, nicht aufgekommen ist; dabei verstehen die Israeliten auch das Aramäische nur unvollkommen, während ihnen die hebräischen Kehllaute gerade solche Schwierigkeiten bereiten, wie einem unter uns, so daß ihr Hebräisch die Juden zum Lachen reizt. Diese Sprache ist, wie schon vorgetragen wurde, ein im städtischen Marktverkehre abgeschliffenes und verbrauchtes Arabisch; es war schon damals eine greisenhafte Sprache, ohne jeden inneren Bildungstrieb. Auch diese Betrachtung kann dazu dienen, Licht in das Verhältnis der beiden Völker zu bringen,

die nicht nur ein Doppelwesen, sondern einen vollendeten Gegensatz bilden, so daß wahrlich viel dazu gehört, ihn nicht zu sehen und Israel und Juda in einem Atemzuge zu nennen.

So wenig es nun die Juden verstanden, ihre Sprache weiter zu verbreiten, so wenig leisteten sie auch auf dem Gebiete der Technik wie der Kultur überhaupt. Sie waren in bezug auf dieselbe immer nur die Hinterwäldler, die auf Babylon und die mittelländische Küste hinschielten und nie einen eigenen Gedanken hatten. Von da kam ihnen auch die Baukunst. Lippert hat nachgewiesen, daß der Tempel von Jerusalem seiner ganzen Anlage nach mit der Burg von Tiryns übereinstimmt. Wie die Haupthalle der karischen Burg, so bildet auch der Tempel einen quergeteilten Raum, der den hochragenden Opferherd umfaßte. So entstand der öffentliche Vorhof und der größere Männerhof. Jener heißt im Tempel der Frauenhof. Der Altar steht, wie in Tiryns, genau im Mittelpunkte der Bauanlage, also im Männerhofe, nahe der Querwand; er ist aus rohen, unbehauenen Steinen errichtet und bildet ein Stück kyklopischer Mauer — die megalithische Grabstätte, an der das Opferblut ausgeschüttet oder an die es gestrichen wird. Die Tore, welche durch die Umfriedung führen, zeigen die gleiche Bauart wie jene von Tiryns und Troja: es sind Hallen mit vortretenden Anten und Rundsäulen als Stützen des Epistyls, nur daß die äußere Vorhalle der Tore weggefallen ist. Den Mauern entlang zieht sich eine Reihe von Kammern, die in Tiryns, neben einem verdeckten Gange, in die kyklopische Mauer selbst verlegt sind und hier wie dort als Schatzkammern dienen; sie haben allerdings im Jahvetempel, aus Gründen, auf die ich noch zu sprechen komme, eine unverhältnismäßige Ausdehnung, aber hier wie in Tiryns wird doch wieder das Ganze von einem Saalbau gekrönt, der einen zweiten Herd trägt, der Beheizung und dem Räucherwerke dienend — dem von Salomo bevorzugten „Winterhause“ entsprechend.

Auch der Gottesdienst wickelt sich im Jahvetempel, genau wie im karischen Burghaushalte, mit täglichem Backen und Schlachten ab — es ist also in allem und jedem eine Ent-

sprechung zwischen dem Salomonischen Tempel und der karischen Burg.

Jerusalem hat nach den Tel-el-Amarna-Briefen schon lange vor 1400 bestanden. Nach Gemoll war es die Hauptstadt der Horiter, deren Hauptgott Varuna daselbst seinen Kultplatz hatte: es ist der Aravna der Bibel. Auf diesem Kultplatze, der „Tenne Aravnas", hat David den Tempel Jahves errichtet, wie der Christengott in Deutschland hundertfältig seine Kirchen auf Walburgen aufgebaut hat.

David stammt, der Legende nach, aus Musri; man hat dies mit Edom übersetzt; nun hat aber Gemoll gezeigt, daß es ein mehrdeutiger Ausdruck ist: man kann ebensogut „Ägypten" lesen. Für Edom sprach indessen die biblische Erzählung, der zufolge David vom Südrande Palästinas über Kaleb und Hebron nach Jerusalem gezogen war; erst nannte er sich Fürst von Kaleb, etwa so, wie ein jüdischer Bankhalter erst Warschauer heißt; nachdem er die jebusitische Grenzfeste Kirjath-Jearim (Jebus) erobert hat, nennt er sie, da ihn das Glück begünstigt — „Jerusalem" (Glücksstadt). Von da gelangt er in das israelitische Königreich, dessen berufener Vorkämpfer Saul ist. Die Auseinandersetzung mit diesem bewegt sich, wenn man von der anfänglichen Idylle absieht, nach der Heiligen Schrift, gänzlich in rabbinischen Begriffskreisen. Wo in den Psalmen, als deren Verfasser David ausgegeben wird, von ihm die Rede ist, da erscheint er nicht als der königliche Sänger, sondern als ein der alten Geschichte angehöriger König. Der Ton dieser Gesänge paßt auch sehr schlecht zu dem Abenteurer, der, nach Samuelis, alles zu Boden schlug, was ihm entgegentrat, dessen Hände vom Blute trieften, der seinen überwundenen Feinden nicht als der demütige Heilige entgegentrat, sondern voller Grausamkeit. Aus seinem Verhalten gegen den Boten, der ihm den Tod Sauls verkündete, spricht etwas Dämonisches, was an den Hagen der Nibelunge erinnert; er läßt Weiber ermorden, damit keine Zeugen seiner

Untaten vorhanden seien (1. Sam. 27, 9); seinem Nachfolger gibt er auf dem Totenbette den Rat, den treuesten seiner Diener „hinunter zur Hölle“ zu bringen (1. Kön. 2, 5); er glaubt von seinem Gotte getrennt zu sein, wenn er die Landesgrenze überschritten hat und bringt ihm Menschenopfer. Saul hat, angeblich im Eifer für Jahve, mit den Gibeonitern gekämpft; dafür hat Jahve das Land drei Jahre lang mit Hungersnot heimgesucht. Von David aus diesem Anlaß befragt, was er für sie tun solle, damit sie „Jahves Erbteil segnen“ — erwidern die Gibeoniter nach Umschweifen, durch den König ermuntert, er solle ihnen aus der Nachkommenschaft Sauls sieben Männer ausliefern, damit sie dieselben auf dem Berge Jahves henken, also dem Gotte opfern, für den Saul mit ihnen selbst gekämpft hat! Während David ihrem Wunsche entspricht, bekundet er gleichzeitig seine Großmut, indem er dem Sohne seines Schwurbruders, Jonathan, das Leben rettet. Und da soll sich ein deutscher Bibelleser, sollen sich halbwüchsige, unverdorbene Schulbuben durchfinden! . . .

Jahves Zorn gegen Saul, den in seinem Namen Gesalbten, rührt daher, weil der König geopfert hatte; man muß annehmen, daß er, als Nichtlevit, dazu kein Recht hatte; aber er hat auch die Amalekiter nicht „mit Stumpf und Stiel ausgerottet und nicht alles verbrannt, was an Schafen und Rindern gemästet war“ (1. Sam. 15, 19) — er schonte auch des Agag und verbrannte nur, was „schnöde und untüchtig war: mit anderen Worten, er hielt nach israelitischen Grundsätzen, an einer durch die Vernunft gemäßigten Kultpflege fest und suchte sein Volk ebenso vor dem Übermaß zu schützen wie Solon seine Athener, überdies auch unnötige Grausamkeit aus seiner Politik fern zu halten. Darob nun empfindet Jahve, der doch schon dem Abraham das Menschenopfer verboten hatte, bittere Reue, daß er den Saul zum Könige gemacht hat: und unsere Schuljugend soll auch dies nachempfinden und auch den Samuel begreifen, der, nachdem Jahve dem Bauernkönig seine Gunst entzogen hat, unter dem Widerspruche des Volkes, den Amalekiter-

fürsten vor dem Herrn in Gilgal in Stücke haut! Das mögen Lesestücke für angehende Schächter sein, nicht aber für die Jugend eines ehrliebenden Volkes mit einer großen und reinen Vergangenheit.

Die Chronik will Samuel zum Leviten machen, die älteren Bücher wissen nichts davon; trotzdem vollzieht er die heiligen Handlungen am Altare des Landes: er salbt Saul mit dem Öle Gottes zum Könige und, später, heimlicherweise, auch David — ein berechnender Papst, der seinen Mantel über zwei nebenbuhlerische Königshäuser breitet: er geht mit dem konservativen Israel, rechnet aber zugleich mit einer neu aufkommenden Macht.

David hinterläßt bei seinem Tode großen Landbesitz und 3000 Talente in Gold. In Jerusalem ist der Reichtum eingezogen — der Hochsitz schmückt sich mit Bauten, wobei der phönikische König Hiram aushilft; die Bezahlung erfolgt mit Getreide; die Phöniker gründen Niederlassungen im Lande und ziehen die früher als unantastbar angesehenen Getreidevorräte an sich; die Folgen sind, bei den nicht ausbleibenden Mißernten, furchtbar: das Volk stirbt in den Hungerjahren zu Haufen; umso gedeihlicher entwickelt sich der Handel; derselbe erstreckt sich zu Salomos Zeiten bis nach Ägypten; der König besitzt ein einträgliches Handelsregal auf ägyptische Rosse und Kriegswagen, die er nach den Euphratländern vertreibt; es herrscht Goldwährung, Silber „wurde für nichts geachtet". Der König ist ein gelehriger Schüler der punischen Händler, der es versteht, sich die Mittel des Landes, die Kraft des Bauernvolkes und die für den Handel günstige Lage Jerusalems, nahe einer der wichtigsten Verkehrsstraßen, nutzbar zu machen: rücksichtslos vertritt er seine Handelsinteressen, baut Kornhäuser, Kasernen und Festungen; seine Kriege gehen um Handelswege, Zölle und Minen, und seine Siege haben, wie im Buche der Könige zu lesen, die Gründung von Handelsniederlassungen in Feindesland zur Folge. Dabei wird die Steuerschraube angezogen: der König hat das Land in zwölf Steuerbezirke eingeteilt, an deren Spitzen mehrfach seine Schwiegersöhne stehen.

Die ausgepreßten Bauern werden nach des Königs Tode abtrünnig: 10 von den 12 Stämmen kehren dem Davidischen Hause den Rücken — zum Leidwesen unserer Theologen, die darin den Abfall vom alleinigen Gotte sehen, während von Jahve doch in Israel, so lange das Reich bestand, nicht die Rede war und auch noch Salomo verschiedenen Göttern — dem Milcom-Moloch, Kamosch und der Astarte, geopfert hatte; die letztere versammelte die schönsten Mädchen des Landes um sich.

Und diese ganze nationale Herrlichkeit von David bis Salomo dauert achtzig Jahre, sie wäre aber schon viel früher zusammengebrochen, wenn nicht die Tributleistungen an Ägypten und Phönizien gewesen wären.

Das eigentliche Juda

wäre mit dem Abfall der nördlichen Landesteile wieder zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, wenn es nicht der erstarkenden Macht der Jahvepriester doch noch gelungen wäre, den Israeliten ihr Joch auf den Rücken zu legen. Sie schoben das altisraelitische Landrecht durch ihre Agenten beiseite und führten ihr eigenes Wucher- und Hypothekenrecht ein. Dasselbe hatte schon zu Davids Zeiten mit dem Landkaufe eingesetzt — man beachte das merkwürdige Zusammentreffen: der Gott des Halljahres schafft, kaum daß er das Land in Besitz genommen hat, die bäuerliche Bodengerechtsame ab!!! — der König hatte schon damals einen großen Teil des Landes in Domänen verwandelt und die Bauern zu Heloten gemacht; indessen wollte das nicht viel sagen, weil es sich nur auf Juda erstreckte. Dies war ja ein kahles Felsengebiet über dem Meere, das sie das Tote genannt haben; anders als nun Israel selbst dem Wucher preisgegeben ward: In diesem Lande waren die Juden bisher nur als Händler aufgetreten, denn was das Buch Josua über die angebliche Eroberung berichtet, ist eitel Geflunker. Schon die erste Zeile des Buches der Richter läßt erkennen, welche Bewandtnis es mit der Ausrottung der Kanaaniter hatte: „Nach dem Tode Josuas

fragten die Kinder Israel den Herrn und sprachen: wer soll unter uns den Krieg führen wider die Kanaaniter?" Noch zu Salomos Zeiten läßt die Schrift den König Myriaden kanaanitischer Männer in Israel fronpflichtig machen, während der Vermischung mit ihnen durch Verbote begegnet wird. Aus einer Ansprache des Königs Balak an seine Ältesten (4. Mose 22 und anderen Stellen derselben Schrift) geht hervor, daß das Volk der Kanaaniter nicht mit „der Schärfe des Schwertes geschlagen, sondern nach und nach" zinsbar gemacht worden ist; „also blieben die Kanaaniter bis auf den heutigen Tag und wurden zinsbar", steht übrigens auch Josua 16, 10, während Jahve selbst verkündet: „Ich will sie nicht vertreiben vor euch, daß sie euch zum Strick werden und ihre Götter zum Netz".

Wenn man also der Schrift glauben will, so muß man schon annehmen, daß das Volk Israel der gewöhnlichen Wucherpraxis der Juden, die wir zur Genüge kennen, zum Opfer gefallen ist: es wurde den jerusalemitischen Geldleuten zinspflichtig und verlor damit auch seine politische Selbständigkeit.

Hierzu trug nicht wenig die Verstiegenheit der Propheten bei, die für Jahve schwärmten, wenngleich die größeren unter ihnen nicht den Gott der Blutopfer meinten, als den engherzigen Götzen, der seinen Sitz in der Bundeslade aufgeschlagen hat, sondern einen anderen Gott, dem Liebe und Gerechtigkeit willkommener war als das Blut geschlachteter Menschen und Tiere. Auch wenn sie sich wider die Baalspriester wenden, tun sie es nicht im Sinne der jüdischen Eiferer, sondern als die Vertreter einer reineren und abgeklärten Gottesanschauung. Nur daß dies die Festtagspredigt bedeutete, während an den Wochentagen der Wucher im Lande seinen Umgang hielt.

Etwa 800 v. Chr. sind die Verhältnisse soweit gediehen, daß Jahve es wagen kann, den anderen Göttern im Lande Israel und Juda den Krieg zu erklären; die Einkünfte des Tempels sind gestiegen und steigen weiter — der Krieg nährt den Krieg. Vergebens wehrt sich das nordische Königtum wider die Kapitalsmacht und deren Agenten: sie verhetzen

das Volk wider König und Adel und verlangen die Demokratisierung; wo es angeht, da morden sie, sonst verfahren sie gelinder. Einer derselben klagt, aus Israel geflüchtet, dem Gotte seine politischen Mißerfolge; da zieht ein Sturmwind vorüber, der die Berge erschüttert, dann ein Erdbeben, dann Feuer — aber Jahve ist nicht darinnen; endlich aber erscheint der Gott in einem sanften Säuseln, welches die Sinne betört: diesem erlag Israel. Jahve rechnete mit der blinden Glaubensbedürftigkeit der Bauern und deren Empfänglichkeit für Worte. Man schuf solche Formeln, die der Herrschaft Jahves entgegenkamen. „Ich habe dich aus Ägypten geführt, der ich nun in Jerusalem wohne." Den Bauern fehlt der historische und politische Sinn, sie sind solchen Reden ebenso schutzlos preisgegeben wie den Geißelhieben des Realkredits; selbst das Unglück des assyrischen Einbruches weiß die Priesterschaft für ihre Zwecke auszubeuten: „So zeiget euch nur nicht halsstarrig wie eure Väter, reicht Jahve die Hand und kommt zu seinem Heiligtume, das er für immer geweiht hat, und dienet Jahve, eurem Gotte, damit sich sein grimmer Zorn von euch wende" . . . So benützen sie jedes Vorkommnis, um die alleinige Herrschaft ihres Gottes über alle anderen Götter Israels und Judas vorzubereiten. In schwärmerischen Wahnvorstellungen befangen, machen die Propheten die Sache Jahves zu der ihren und verleihen den Ansprüchen der Jahvepriesterschaft einen Sinn, den diese weder bezweckt, noch befürwortet hatte, während sie sich doch den Einfluß der Schwärmer zunutze macht. Dies Wechselspiel zwischen dem Hochsinn Israels und Judas Ränken gipfelt in dem Wunder, das Jahve für sein Volk bei der Belagerung Jerusalems durch Sanherib vollbringt: indem Jesaja die Uneinnehmbarkeit der Feste Jahves verkündet, während der Tempel diesen Satz, wohl durch die überlegene Macht seiner Verbindungen, wahr zu machen versteht. Die Stadt, nur durch arabische Söldner verteidigt, geht straflos aus.

Unter Hiskias Sohn Manasse findet ein Rückfall in die nationalen Glaubensformen statt; der König selber tat, was

Jahve mißfiel, er ahmte die Greuel der Völker nach, die Jahve vor den Israeliten ausgetrieben hat und ließ seinen Sohn Ammon durchs Feuer gehen — also wohl während einer Sonnenfeier durch die Flammen springen: es kostet ihm das Leben; er fällt von Mörderhand; die Landbevölkerung nimmt daraufhin Rache an den Mördern und erschlägt alle, die sich wider den König verschworen hatten. Dann scheint ein allgemeines Drüber und Drunter in Israel eingezogen zu sein: Totenbeschwörer, Astrologen und Zauberer betören den Sinn der Bauern. Diesen Zustand nimmt die Jahve-priesterschaft wahr, um endgültig Ordnung zu schaffen. Der Hohepriester findet im Tempel des Herrn eine neue „Heilige Schrift“ — das 5. Buch Mose, in dem die Alleinherrschaft Jahves nicht nur über Israel, sondern, in gewissem Sinne, über alle Völker der Erde verkündet ward. Die Baals-priester werden zusammengehauen, alle Kultstätten der Erde gleich gemacht, die Priester verbrannt, die Feste unterdrückt und Jahve zum alleinigen Gotte ausgerufen.

Die Verheißungen, die Jahve in dem neuen Gesetzbuche ausspricht, tragen nicht mehr die unbestimmte Prägung des Abraham- und Jakobssegens — sie lauten jetzt ausdrücklicher: „Du sollst alle Völker fressen, die der Herr dein Gott dir geben wird; du sollst ihrer nicht schonen ... denn der Ewige, dein Gott, hat dich gesegnet, wie er dir verheißen, daß du vielen Völkern auf Pfand leihen wirst, du selbst aber sollst nicht entlehnen, und über viele Völker herrschen wirst, sie aber nicht herrschen über dich; und du wirst vielen Völkern leihen, dir aber nichts entlehnen; und der Ewige wird dich machen zum Haupte und nicht zum Schwanze . . . Wenn dein Gott geschworen hat, dir zu geben große und feine Städte, die du nicht gebauet hast, und Häuser alles Guts voll, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzet hast, daß du essest und satt wirst . . .“

Unter den furchtbaren Flüchen aber, mit denen Jahve den Bruch dieses neuen Bundes bedroht, ist der den Juden schrecklichste auf die gleiche Tonart gestimmt: „Der Fremd-

ling wird dir leihen, er wird das Haupt sein, und du wirst der Schwanz sein."

Und damit die Herrschaft Jahves hinfort nicht mehr angetastet werde, bestimmt das Gesetz allen falschen Propheten, d. h. allen, die der Priesterherrschaft entgegentreten würden, den Tod.

Damit war der Grund des Rabbinismus gelegt, der bis heute, in gewissem Sinne, die Welt beherrscht, wenn auch unter dem Hasse und Widerstreben der Völker; aber der Höhepunkt der priesterlichen Kunst liegt darin, daß sie ihr Spiel so einzufädeln wußten, daß die zweifellos national gesinnten und großen Männer aus der israelitischen Prophetie nicht nur nichts gegen diesen priesterlichen Trug einzuwenden hatten, sondern Jahve nun erst recht in den Himmel hoben und alle Höhen und Tiefen und alle Gefühle, die Menschen nur je bei dem Gedanken an ihren Gott empfunden haben, an seinen Namen knüpften. „Du hast mich betört, Jahve" — so ruft der Größte unter ihnen — „und ich ließ mich betören, du hast mich erfaßt und überwältigtest mich. Zum Gelächter bin ich geworden allezeit, jedermann spottet meiner . . . Aber dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen reden: da ward es in meinem Inneren wie loderndes Feuer, das verhalten war in meinen Gebeinen. Ich mühte mich ab, es auszuhalten, aber ich vermochte es nicht."

Daß aber Jahves Gedanken mit der Verkündung Jeremiae, die ihn zum alliebenden Gotte Himmels und der Erde machte und ihm in den Herzen der Menschen Altäre errichten wollte, nichts zu tun hatte, geht daraus hervor, daß er mit seinem neuen Gesetz sein Volk von allen anderen Völkern abschloß, Mischehen verbot und die Übertreter steinigen hieß. Er war noch immer der eifernde Gott einer verbrecherischen Sekte, und seine Rechtsprechung diente der Verhärtung ihres Willens. Mit ihren eigenen Priestern, jenen Baals und Els, waren den Israeliten ihre unbestechlichen Führer und Richter hingemordet worden; die übrig blieben und sich bekehren ließen, segelten in dem Fahrwasser jerusalemitischen Tempel-

brauches — die Bauern aber waren den Wucherern endgültig ausgeliefert.

„Recht in Unrecht umkehren und die Gerechtigkeit zu Boden stoßen, den Menschen, um ein paar Schuhe, verkaufen, den Geldpreis in die Höhe treiben und zugleich Gewichte und Waren fälschen" — dies ist nach Amos das tägliche Gewerbe der Juden. Jesaja ruft sein dreifach „Wehe!" über diejenigen, welche ein Gut an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein Land besitzen.

Es vollzieht sich in Israel das, was wir gleichzeitig in Athen und, wenig später, in Rom verfolgen konnten: der Besitz drängt sich in wenigen Händen zusammen, der Grund und Boden wird zur Ware gemacht, Jerusalem ein großer Länder- und Hypothekenmarkt; die Reichen leben in Üppigkeit und unterdrücken die Armen. Sittenlosigkeit und fortschreitende Entartung führen zur Häufung körperlicher und seelischer Gebresten. Die Verbrechen aber mehren sich; es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß einer vor den Mauern von Jerusalem unter die Räuber fällt. Die Sikerier bilden eine Räuberbande, die die Reichen mordet und Handel mit ihren Gütern treibt; die Volkswirtschaft liegt darnieder. 260 Jahre nach Salomo fällt Juda an Babylon. Hier kam er aber auf die hohe Schule der Vollkommenheit; in der Weltstadt und am persischen Hofe bereitete er sich auf seine Weltmission vor; hier fand er seinen eigenen Propheten (Ezechiel), den berufenen Mund, der das vervollkommnete Ziel der Judenherrschaft entwarf und ausrief. Danach fährt Jahve, als der haßerfüllte Verderber, mit Mord und Pest unter die Völker, um den ihm innewohnenden Hunger nach Menschenfleisch zu stillen, und sein Volk ist der Treiber. Jahve befiehlt ihm, die Vögel und Tiere zusammenzurufen „auf daß sie das Fleisch der Starken fressen und das Blut der Fürsten saufen!"

Wir stehen vor der widerspruchsvollen Erscheinung, daß ein Gott, der schon in grauer Vorzeit vom Menschen- zum Tieropfer übergegangen war, in einer Anwandlung blut-

rünstigen Hasses, zu einer abermaligen, planmäßigen Menschenschlächterei übergeht und sein ganzes Volk diesem seinem Zwecke unterwirft.

Das neue Reich Juda

Die Juden sollen sich der Gunst des Kyros erfreut haben, sie sollen ihm die Rückkehr in ihre frühere Heimat verdanken. Indessen machten sie von der Erlaubnis nur spärlich Gebrauch. Sieht man von einem Vortrupp ab, so ließ die Rückkehr 70 Jahre auf sich warten, ein Zeichen, daß die Sehnsucht nicht so stark war, wie sie glauben machen wollen. Im Jahre 433 v. Chr., ein Vierteljahrhundert nach der Rückkehr, haben sie die Stadtverwaltung wieder in Händen. Das Land hatte in der Zwischenzeit eine neue Bevölkerung bekommen, und deren Fleiß und Ertrag lockte wohl mehr als die Verheißung. In Samarja wohnten jetzt Leute aus dem babylonischen Kutha, Verehrer Nergals, im nördlichen Israel und in Kleinasien — Kelten (Gallier, Galater, Galiläer) und Griechen. In Jerusalem findet im 2. vorchr. Jahrh. griechischer und römischer Gottesdienst statt; ein Oberpriester, Menelaos, arbeitet daran, den Jahvekult gänzlich zu beseitigen und den Tempel Davids in einen Zeustempel zu verwandeln. Da macht sich aber in dem Neujudentum eine religiöse Strömung geltend, die auf Wiederherstellung des alten Bundes gerichtet ist, an deren Spitze Judas Mathathia und sein heroischer Sohn Judas Makkabi stehen.

Diese neuen Menschen machen, im Sinne der Propheten, die Sache des Schächtergottes noch einmal zu der ihren, ohne daß es ihnen aber gelingt, einen lebensfähigen Staat zu bilden. Die rabbinische Lehre steckt ihnen, gleich einem Pfahl, im Fleische, und der Wucher greift aufs neue Platz und zersetzt abermals das soeben erst unter einem besseren Geiste Geschaffene. Aber diese Bauern gleichen nicht mehr den israelitischen Duldern, in ihnen herrscht ein immerwährender Geist des Aufruhres. Einem solchen, nicht der römischen Ländergier, fällt diesmal Jerusalem zum Opfer.

Die Zerstörung Was die Geschichte darüber berichtet, fließt aus einem sehr trüben Quell — dem Werke des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus, der sich römisch Flavius nennt; da seine Schrift der christlichen Sage entgegenkam, so erklärt sich ihr beispielloser Erfolg. Die berufene Kritik dieses Buches versagt auch heute noch, weshalb ich auf die antisemitische Tendenzschrift eines nicht genannten Verfassers verweise, die unter der Überschrift: „Meister Josephus und die Zerstörung Jerusalems," bei Dr. H. Giese in Berlin erschienen ist, und die der Leser mit aller nur erwünschten Vorsicht heranziehen mag. Der Verfasser führt grobes Geschütz ins Feld, aber es ist vor der dicken Mauer der Tatsachenfälschung zweier Jahrtausende am Platze. Er zeigt uns, daß das alte Jerusalem, dessen Umgrenzung bekannt ist (so daß man den Flächenraum berechnen kann), in dem, nach Josephus, 500 000 Mann auf jüdischer Seite gekämpft haben sollen, auch wenn es so dicht bewohnt gewesen wäre, wie das dichtestes Viertel der deutschen Reichshauptstadt, doch nur für etwa 18 000 Menschen Platz geboten hätte! Daß Titus in Jerusalem keineswegs, so wie es dargestellt wird, die Juden belagert hat, vielmehr die neuisraelitischen Bauern, die sich gegen den Steuerdruck und die Hypothekenknechtschaft aufgelehnt haben. Als sie die Stadt erobert hatten, da war ihre erste Handlung gewesen, das Hypothekenamt durch Feuer zu vernichten, was freilich besser als alles andere den Sinn ihrer Unternehmung verständlich macht; weiter trieben sie ihren Mummenschanz mit den Heiligtümern im Tempel; schlimmer aber war, daß sie auch die Tempelschätze in der Hand hatten; im übrigen waren sie in mehrere Parteien gespalten, die sich gegenseitig bekämpften und erst beim Nahen der Römer oberflächlich aussöhnten. Die Soldaten des Titus kommen, gerufen von den um den Tempelschatz besorgten Juden, ihnen zu Hilfe, um diese wieder in ihren Besitz einzusetzen. Die Juden finden sich also gar nicht in der belagerten Feste, wo sie angeblich Wunder der Tapferkeit verrichten, sondern im Rücken der Römer, weinend und

händeringend; dort ist auch das Quartier des Kriegsbericht-erstatters Josephus, eines Schützlinges der jüdischen Geliebten des römischen Feldherren.

Es verdient Beachtung, daß der Führer der Aufständischen, ein gewisser Johannes von Gischala, aus dem Norden des Reiches stammt, nach ihm hält der Bauernheld Eleazar den Rest der Aufständischen, lange nach der Eroberung der Stadt durch die Römer, im Gebirge zusammen, bis sie, da ihnen der Ausweg abgeschnitten ist, erst ihren Weibern und Kindern, dann sich selbst den Tod geben.

Die Römer ihrerseits hatten schon bei ihrem ersten Auftreten in Syrien von den Tempelschätzen in Jerusalem gekostet. Pompejus konnte 63 v. Chr. nach seinem orientalischen Feldzuge, nach unserem Gelde, 100 Millionen Mark abliefern, einige Jahre darauf erhob Crassus schon wieder 40 Millionen in Münzen, Barren und Gerätschaften aus dem Tempelschatz; kurze Zeit darauf rüstete sich J. Caesar in Jerusalem mit großen Summen für einen ägyptischen Feldzug aus, indem er den Tempel durch Handelsregale entschädigte. Jahve muß dabei noch auf seine Rechnung gekommen sein, denn er gab J. Caesar als seinen Freund aus. Trotzdem begaben sich die Mörder Caesars unter seinen Schutz, wobei Jahve schon wieder 700 Talente zu ihrer Ausrüstung beisteuerte; wenige Jahre später ist er der Geldgeber der Parther; dann steht er Antonius mit Riesensummen zur Seite und der Cleopatra. Gleich darauf verteilt Herodes, auf einer Huldigungsreise in Rom, vier Millionen Mark an Trinkgeldern, baut, nach seiner Anerkennung, in Syrien Festungen und Schlösser und erneuert den Tempel in Jerusalem. Da nach seinem Tode Unruhen ausbrechen, wird ein römischer Feldherr nach Jerusalem entsendet, der die Tempelkasse auf eigene Rechnung um 10 Millionen erleichtert: und trotz alledem ist diese Kasse, bei dem Ausbruche des sogenannten jüdischen Krieges, wohlgefüllt, während die Bauern, rings in Palästina, Hungers sterben! Man muß also begreifen — der Tempel hatte seine ständig fließenden Einnahmequellen, er war eine Bankzentrale, aus der Jahve

die größten Summen in die Weltpolitik einsetzte. Sein Oberpriester spielte etwa die Rolle Wilsons im letzten Kriege, dessen Verhältnis zu dem Gotte des alten Bundes ja übrigens bekannt ist. Und Jerusalem spielte diese Rolle nicht erst seit heute und gestern, denn es wiederholte nur jenes Spiel, das es seit Sanheribs Zeiten und vielleicht schon früher betrieben hatte, in dessen Verlauf Assyrien, Ägypten, Damaskus, Persien und Griechenland an die Tore des Tempels gepocht haben. Der Jahvetempel war die Kriegskasse eines Gottes, zu der die Judenschaft der ganzen Welt beisteuerte.

Diese Vorstellung, die die oben erwähnte Schrift entwickelt, wird von der neueren Forschung bestätigt. Nach Hausrath: „Neutestamentliche Zeitgeschichte" war die jüdische Synagoge „eine Organisation des merkantilen Kapitals", während die einzelnen Tempel die Zahlstellen, der Tempel in Jerusalem — die Zentralkasse war und alle Jahvediener die ideellen Teilhaber des gemeinsamen Geschäftsunternehmens. So sahen die Sache auch die Römer an; die Synagoge war für sie das Vereinshaus der jüdischen Kaufmannsgilde; daß sie zugleich dem Gottesdienste geweiht war, konnte nicht wundernehmen, denn gleiches galt von jeder Hetärie. Plutarch nennt sie in seiner Schrift über den Aberglauben in einem Atemzuge mit anderen Vereinshäusern, nur daß die Synagoge es verstanden hatte, sich besondere Vorteile für ihre Mitglieder zu erwerben — z. B. die Freiheit vom Militärdienst. J. Caesar unterdrückte alle Hetärien in Rom, nur die Synagoge ließ er fortbestehen.

Auch Kalthoff nennt die Synagoge in seinem Buche über die Entstehung des Christentums „eine Organisation des merkantilen Kapitales", in der die religiöse Zentralisation alle Mitglieder zu einer geschlossenen Einheit verband. Es war eine Wiederholung gleicher Schöpfungen in Babylon, während auch der Mohammedanismus eine, wenn auch ins Heroische übersetzte gleichartige Bildung ist, wie ich schon gezeigt habe.

Man versteht diese Sache erst richtig, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in Jerusalem, zu Christi Zeiten und schon

Jahrhunderte zuvor, nur ein Splitter der Judenschaft wohnte. In Ägypten allein, das damals etwa soviel Menschen beherbergte wie heute (an die 7 Millionen), wird die Zahl der Juden von römischen Schriftstellern auf 2 Millionen angegeben; aber auch das war nur ein kleiner Teil eines größeren Ganzen, das, ununterbrochen, anders wie die heutige Alliance, aber gleichfalls unter allerlei Vorwänden, in den Jahvetempel spendete, wo auch die Abgaben der Pilger reichlich flossen; wurden daselbst doch von fremden Juden nicht weniger als 24 verschiedene Steuern erhoben, denen sich kein Jude zu entziehen wagte, während für freiwillige Spenden noch 13 Posaunenmündungen aufgebaut waren. Die Judenschaft von heute stellt in allem und jedem eine Abschwächung der alten dar; gemeinsam ist beiden der Mammonsgeist; dieser geht auf persönliche Bereicherung, ein Zug, der nur durch die Macht des Aberglaubens (oder Glaubens) gebrochen werden kann, durch eine Macht, die stärker ist, als Selbstsucht. Nun ist diese Macht im modernen Judentum so gut wie in jedem anderen neueren Volke zurückgedrängt; mag immer der Geist des Judentums ein erstarrter Geist sein (Wahrmund nannte ihn gefrorne Verwesung), so entziehen sich doch heute wahrscheinlich gerade sehr viel reichgewordene Juden der steuerlichen Erfassung durch die Rabbinen; davon konnte in römischer Zeit nicht die Rede sein, weil einerseits die Aufklärung noch im Rückstande war, andererseits die Mittel nicht gefehlt hätten, den säumigen Steuerzahlern die Macht Jahves zum Bewußtsein zu bringen. Dagegen könnte man die Frage aufwerfen, weshalb Jahve bei solcher Machtfülle und solchen Quellen des Reichtums die Bauern in Palästina nicht schonte, aus der nüchternen Erwägung, um sich nicht solchen in ihren Folgen unberechenbaren Zufälligkeiten auszusetzen, wie sie tatsächlich eingetreten sind; aber es scheint, daß dem Judengotte, mit dem Sinne für Lot und Wage, auch die einfachsten Voraussetzungen einer klugen Staatspolitik abhanden gekommen waren; man kann ihm ja ähnliche Unbesonnenheiten auch heute nachweisen; jedenfalls steht fest, daß seine

Agenten den palästinensischen Bauern keinen freien Atemzug gönnten, denn sie besaßen nur noch Raubtiertriebe. Rom aber hatte Verständnis für dergleichen. Seine Kaiser und Senatoren sahen, nachdem sich ihre Politik immer mehr in eine Geldpolitik auflöste, in den Tempelherren über dem Toten Meere Vorbilder, Inhaber einer Weltmacht, die ihnen selbst aus den Händen zu fallen drohte. Jene hatten ja seit J. Cäsar überall die Hand im Spiele. Was wir in solcher Hinsicht an unseren Juden erleben, ist nur ein matter Abglanz dessen was war; die Juden von heute, die Kassaren, sind nur noch halbe Juden, sie sind von hundert Ideen, ja sogar von Idealen angekränkelt und an ihrem Gotte irre geworden; sie wissen nicht mehr was sie wollen — es spielen auch die Mißerfolge zweier Jahrtausende mit, die die Seelen herabstimmen. Aber zu Zeiten Vespasians war es doch noch anders; und wenn dieser Kaiser (von dem das berüchtigte „non olet" stammt [1]) sich in das bedenkliche Unternehmen eines jüdischen Krieges stürzte, so wußte jeder im ganzen römischen Reiche, weshalb es geschah — nämlich aus der Sorge, der Geldstrom auf dem Felsen von Jerusalem könnte, wenn man die Bauern nicht zu Paaren trieb, verschüttet oder in andere Bahnen gelenkt werden, wo er sich dann nicht mehr fassen ließ. Der Wüstengott hatte seinen Wechsel vorgezeigt, und so mußte Titus marschieren. Als dann das Buch des Josephus erschien, da wußte man, wenigstens im Kreise der Eingeweihten, daß es als eine Art Lustspieldichtung anzusehen sei, trotzdem der biedere Herodes, ein antiker Lloyd George, in 68 Briefen, die er an hervorragende Zeitgenossen richtete, für deren Verbreitung die Juden Sorge trugen, die völlige Wahrheit aller Angaben des Josephus beschwor. Nichtsdestoweniger lehnte sich römische Gewissenhaftigkeit gegen dies Treiben auf, und es erschien eine ganze Reihe von Schriften, in denen der ganze

---

[1]) Er betrieb als Kaiser und Bankhalter die Abfuhr der Cloaken in Rom! Als ihm dann sein Sohn erzählte, man habe sich in der Gesellschaft über dies Geschäft des Kaisers aufgehalten, da soll er ihm mit jenen Worten ein Geldstück unter die Nase gehalten haben.

Handel aufgedeckt wurde; aber sie sind sämtlich verschwunden: man weiß von ihnen nur aus Gegenschriften von jüdischer Seite; immerhin war der Spott und Widerspruch so stark, daß die Juden auch das Buch des Josephus zurückziehen mußten; es ist erst in einer späteren Zeit, zur Freude der wundergläubigen Christenheit, die sich die israelitischen Bauern der alten Zeit zum Vorbilde nahm, wieder aufgefunden worden. Die Freude war umso größer, als man darin auch ein Zeugnis für das Leben Christi fand, für dessen Echtheit neuerdings Harnack eingetreten ist; in der älteren Kirche hätte jeder Zweifel an Josephus überhaupt als ein Frevel gegolten.

Die Zerstreuung

Ich habe schon erwähnt, daß in Palästina gegen den Beginn unserer Zeitrechnung nur ein Splitter des Jahvebundes lebte, wie heute in Mekka ein solcher des Islam. Unter solchen Umständen ist die Annahme, die Juden seien durch die Zerstörung Jerusalems in alle Welt zerstreut worden, nicht ernst zu nehmen. Die Ausbreitung des Judentums erfolgte durch Bekehrung zu Jahve. Solcher standen die rabbinischen Satzungen nicht entgegen, zum mindesten ließ der Gott auch hier verschiedene Winde wehen; selbst nach der Heiligen Schrift darf der um Geld gekaufte Sklave beschnitten werden; und der gemietete Diener und Fremdling darf am Passah teilnehmen. Im Südwesten Rußlands findet man nicht selten Rechtgläubige, die mit Juden in innigem Verein leben und an allen religiösen Bräuchen teilnehmen. Wenn die Juden nichts von Rasse wissen wollen, so ist doch jeder Jude innerlich überzeugt, daß er durch ein Blutgeheimnis (in Wahrheit ist es wohl nur die Macht des Gemeinen) mit fremdem Blute fertig wird. Mag dem sein wie ihm wolle: jedenfalls breitete sich das Judentum in dem ersten christlichen Jahrhundert gleich einer Sturmflut aus. In Cypern konnte die dortige Judenschaft zur Begründung eines neuen Jerusalem schreiten; dabei wurden, nach M o m m s e n , an einem einzigen Tage 240 000 Antisemiten abgeschlachtet und gleichzeitig in Kyrene deren 220 000. Ehe Mohammed auftrat, war halb Arabien dem

Judentume verfallen; der Prophet selbst schwankte eine zeitlang, ob er sich nicht zu Jahve bekennen solle, bis ihm sein Genius zum Besseren riet. Die Juden gingen mit Rom Hand in Hand, aber sie unterhielten auch eigene Söldnertrupps; in Rom selbst gebärdeten sie sich wie heute in Berlin und Petersburg. Cicero, der doch Mut und Einfluß besaß, wagte vor Gericht, wenn von Juden die Rede war, nur im Flüstertone zu reden. Wenn aber die rabbinischen Schriften erkennen lassen, daß Jahve gerade die germanischen Völker mit seinem besonderen Hasse bedenkt, und wenn er sich heute mit den Weltmächten verbindet und gegen uns arbeitet, so dürfen wir annehmen, daß dieser Groll der Erkenntnis entsprungen ist, daß nur das Zwischentreten der Germanen ihm das Spiel verdorben habe. Man vergesse doch nicht, daß Jahve ein Gott der Rache ist!

Und noch ein Wort über den römischen Antisemitismus. Die römischen Gegner der Juden kannten diese besser, wie wir sie kennen und wußten, wessen sie sich von ihnen zu gewärtigen hatten; man beachte den Charakterkopf des römischen Landpflegers und Richters über Christus; man lese die Evangelien, die doch zum Teil in Rom geschrieben sind. „Ihr Otterngezücht!"

Tiberius redete offen von der jüdischen Gefahr, und die römischen Kaiser nach Vespasian, insoweit sie einen Rest von Gewissen hatten, bekämpften die Juden. Das römische Gesindel ging, nach Juvenal, haufenweise zu den Juden über, wo ihnen, genau wie heute bei uns, aber vielleicht noch erfolgreicher, die Vertretung der proletarischen Interessen vorgespiegelt wurde; dafür verlangte Jahve dort noch die Beschneidung. Nach Tacitus (Ann. 2, 85) mußten im Jahre 19, unter Tiberius, 4000 waffenfähige Freigelassene nach Sardinien verschickt werden, weil sie von ägyptischem und judäischem Aberglauben angesteckt waren — beides wird auf dasselbe hinausgelaufen sein. In Alexandrien versuchte es ein gehobener Teil der Juden endlich, damit nichts fehle, mit dem Einleben in die griechische Welt (Kingsley hat uns packende Bilder aus diesem Ausschnitte der Weltgeschichte

vorgeführt, indem er Juda in den geistigen Mittelpunkt seiner römischen Schildereien gestellt hat); aber diese Schwenkung bildete doch nur eine gelehrte Spielerei, über die der Rabbinismus zur Tagesordnung überging, in gleicher Weise wie über die Spiele unserer Reformjudenschaft; ihr Herz, oder was da an dessen Stelle getreten ist, ist bei Wilson . . .



Ich habe die Leser bei diesen Betrachtungen Wüstenwege geführt, an verschüttete Brunnen und in die Werkstätte des Teufels. Die Forschung hat den Wüstensand stellenweise weggeräumt, aber noch immer ist das Dunkel, welches über Israel lagert, nicht völlig erhellt. Der treffliche Reuß ist der Meinung, seine Geschichte müsse unverstanden bleiben, wenn man nicht eine vom Beginne treibende Kraft voraussetze, die die Gewalten, welche auseinanderstrebten, in einen Gedanken zusammengedrängt, das Volk Israel befähigt habe, sich in der Brandung dreier Weltteile aufrecht zu erhalten und am Ende den Preis des Göttlichen zu erringen. Dies Treibende und Einigende ist für Reuß das Gesetz, welches sie das Mosaische nennen. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur dürfen wir es nicht mißverstehen; wir müssen begreifen, daß es Gott seinem Volke nicht unter Blitz und Donner verkündet, sondern mit dem Schöpferodem eingeblasen und in die Seele gegossen hat — als den von tausend Geschlechtern erlebten und errungenen Gedanken des Lebens und der Liebe, der nicht aus dem Auswurfe Ägyptens, sondern im unverdorbenen Geiste indo-germanischer Volkssplitter geboren war — lange ehe von einem ägyptischen Hordenführer Namens Mesu die Rede war. Die jene falschen Ansprüche erhoben, haben sich vergeblich bemüht, ihre Blöße hinter diesen Gedanken zu verstecken und Scheinrechte und Scheinweisheit daraus herzuleiten: sie haben innerlich mit seiner treibenden Kraft nichts zu tun. Was Juda — nicht Israel —

in der Brandung der Zeit aufrecht erhalten hat — Reuß hat es nicht gesehen — ist das Niederträchtige, das, nach Goethe, das Mächtige ist.

Die Wissenschaft blieb hier hinter den Propheten zurück, deren Größter verkündet, dem Volke Israel sei vom Sinai keine Vorschrift über Schlacht- und Brandopfer gegeben worden, wohl aber das urewige Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe; und die Erfüllung dieses Gesetzes erwartet er von jenem Bunde, dessen Satzungen nicht in Steintafeln, sondern in die Herzen der Gerechten eingegraben seien.

Diese Verheißung ist in Erfüllung gegangen, als Israel der Unersättlichkeit Jahve-Schaddais zum Opfer fiel. Es starb. Aber sterbend hinterließ es uns die Erkenntnis, daß von Juda das Unheil stammt.

Inhalt des zweiten Teiles

1. Das Weltbild der Babylonier 1
2. Der ägyptische Kulturprozeß 17
3. Die Indo-Eranier und die Rassenhygiene . . . 37
4. Solon, Athen und Sparta 61
5. Das römische Imperium 109
6. Israel — Juda und die Zerstörung Jerusalems . . 145



Varuna

Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte

von W. Hentschel

Dritte Auflage

Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig

3. Teil

Das Deutschtum, sein Werden, seine Not, und seine zukünftigen Sicherungen

von W. Hentschel

Dritte Auflage

Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig

Dies Buch mußte der Verlag auf
Kriegspapier herstellen lassen, weil
es sonst erst nach dem Krieg hätte
erscheinen können. Den Druck be-
sorgte Rudolf Gerstäcker in Leipzig.

Meiner Frau Hellen

zu eigen

Der germanische Rassenprozeß

Das wär ein Bund —
Normann und Sachse;
was da noch gesund, daß
das blühe und wachse!
R. Wagner.

West- und Ostarier, Kelten

Die Rassenkunde verfügt, wie die stoffliche Scheidekunst, nur über eine beschränkte Zahl von Elementen. Wie in Hellas und Rom, findet man auch, wenn man die Schritte nach germanischen Landen lenkt, ein westarisches (normännisches) und ein ostarisches (slavisches) Grundvolk. Das erstere wohnte an der Ostsee. Die germanischen Stämme beherrschten in der älteren Broncezeit Skandinavien, Dänemark und das Gebiet der unteren Elbe und Weser, während weiter südlich und westlich die Kelten wohnten. Die Grenze bildete die Mainlinie und der Harz. Nach der Ansicht Wilsers unterscheiden sich diese beiden Völkerschaften (nämlich die Kelten und Germanen) nur dadurch, daß jene früher aus ihren Stammsitzen abgewandert sind als die Germanen. Indessen möchte ich glauben, daß diese Ansicht unzutreffend ist und die Kelten dem indogermanischen Urvolke näher stehen: ich erblicke in den Kelten das Restvolk, das nach der Abwanderung der Germanen und Slaven, im südwestlichen Europa geblieben ist und dort Beziehungen zu den weiter westlich wohnenden baskischen und afrikanischen Stämmen unterhalten hat. Der keltische Sprachbau stimmt, insoweit er von dem indo-germanischen abweicht, mit dem ägyptisch-berberischen überein, während lautliche Ver-

bindungsglieder auch auf die iberische Sprache des südwestlichen Europa hinzielen, die vielleicht der indogermanischen vorausgegangen ist.

In körperlicher Hinsicht freilich waren die Kelten noch in gutrömischer Zeit die leibhaftigen Brüder der Germanen, und dadurch wird sich Wilser haben bestimmen lassen. Von ihrer hohen Statur, weißen Gesichtsfarbe und rotblondem Haar schreibt Ammianus Marzellinus. Nach Strabo zeichnen sich die Germanen vor den Kelten nur durch Wildheit, Körpergröße und helleres Haar aus, während sie ihnen sonst sehr ähnlich sind. Ob die Cimbern, Ambronen und Teutonen Kelten waren, ist ungewiß; sicher kann man es nur von den belgischen Trevirern sagen, die sich aber, nach Tacitus, selbst für Germanen hielten — ein Zeichen der nahen Verwandtschaft dieser Stämme. Sie redeten die gleiche Sprache wie die Galater (Gallier?) Kleinasiens im 9. Jahrhundert.

Die keltischen Druiden lehrten, ihr Volk sei vor Zeiten, von einem Küstenlande, wo es zuhause war, durch Wasser- und Kriegsnot weggetrieben worden, und zwar bringen sie diese Nachricht mit den Galliern in Verbindung. Kossinna hat etwas ähnliches für die Zeit um 400 v. Chr. für die kymbrische Halbinsel wahrscheinlich gemacht; indessen hatten die Kelten schon ein ganzes Jahrtausend früher Böhmen besetzt, von wo aus sie westwärts über den Böhmerwald zogen, also die Straße entlang, die später die Bayern, Markomannen und Burgunder gewandert sind. Für die Kelten sind ausschweifende Wanderzüge überhaupt bemerkenswert, ihre Züge gehen im Laufe der Jahrhunderte immer weiter. Vielleicht ist dies ein Erbteil der Ur-Indogermanen, die erst im Laufe der Zeit zur Seßhaftigkeit gelangten. Die Kelten haben diesen Charakterzug niemals abgestreift und sind so die Zigeuner unter den Indo-Germanen geworden. Überall und nirgends, von Spanien bis

Kleinasien, ohne jemals richtig Wurzel zu fassen, haben sie die meisten Länder vorübergehend bewohnt und ihre Spuren hinterlassen; dabei besaßen sie dennoch eine für sie kennzeichnende Kultur, an der sie festhielten; als ihre besondere Eigentümlichkeit gilt der Celt, eine meißelartige Waffe, die an einem Hakenstile getragen wurde. Sie sind auch die eigentlichen Träger der La-tene-Kultur. Zur Römerzeit sind England und Schottland keltische Gebiete; in Frankreich waren in dieser Zeit Kelten (Gallier) und Germanen untermischt und durcheinander geschoben; indessen sind die Germanen überall im Fortschreiten. In Deutschland werden die Kelten allmählich über den Main zurückgedrängt. Die Vorposten der Germanen am unteren Main nennt J. Caesar Sveben, ein zweifellos skandinavischer Stamm, dessen Kulturgemeinschaft mit den nordischen Stämmen bis 300 n. Chr. sichergestellt ist. Auch die Sprache, welche im 4. und 5. chr. Jahrhundert in Skandinavien geredet wurde, unterschied sich nur unwesentlich von derjenigen, die die Ostgoten zu gleicher Zeit an der Donau sprachen. Um diese Zeit können sich Menschen von der Saine und vom Dniepr, die sich irgendwo auf diesem großen Ländergebiete treffen, ohne Dolmetscher verständigen.

Wanderungen der germanischen Völker von Ost nach West und von Nord nach Süd konnte K o s s i n n a aufgrund der Funde schon für die Zeit um 1700 v. Chr. nachweisen; angeblich erfolgten sie unter dem Drucke ost-indogermanischer Stämme, die man als die nördlichsten Ausstrahlungen der Thraker ansieht, für die Kossinna eine eigene, von der germanischen verschiedene Kultur nachgewiesen hat. Zu ihnen sollen die Vandilier gehören, vielleicht auch die Wanen der Edda, die bei den Asen vergeiselt sind, und deren ostwärts gelegenes Ursprungsland betont wird. Der rasche Verfall ihrer aus Ungarn stammenden Topfkunst läßt auf völkische Auszehrung schließen; sie verbinden mit ihrem

Kulturbesitz West- und Ost-Indogermanen, so wie es die Illyrier mit ihrer Sprache tun. Sie hatten vorübergehend die Länder von der Oder bis zur Saale besetzt, wie später die Slaven, welche ihnen nachfolgten, die das geschichtliche Deutschland begründet haben.

Die Germanen

Trotz dieser Vermischung mit ostarischen Stämmen sind die Germanen zu der Zeit, wo sie mit den Römern in Berührung treten, noch von einheitlicher körperlicher Beschaffenheit, ein Zeichen, daß auch jene ostarischen Wandervölker mit denen sie an vielen Orten zusammenlebten noch unvermischte Indo-Germanen waren. Tacitus berichtet allerdings, daß Germaniens Stämme „unvermischt durch Verheiratung, stets eine nur sich selbst gleichende Völkerschaft gewesen seien, woher denn auch die Körperbeschaffenheit dieser großen Menschenmassen überall die gleiche sei: trotzige, blaue Augen, rötliches Haar, große und nur zum Angriff tüchtige Körper" — und er versichert, daß er sich mit dieser Feststellung in Übereinstimmung mit anderen Kennern derselben befinde. Er wußte auch, was die Altertumswissenschaft bestätigt, daß die Sulonen (Schweden) und Sueven eine einzige Volkheit bildeten.

Etwa um 150 v. Chr. kommt dann in diese Massen eine lebhaftere Bewegung, die sie in wiederholte, kriegerische Berührung mit den Römern bringt; dabei erzwingen sich die Germanen bei diesen eine hohe Achtung. Römische Bildhauer haben die Vertreter keines anderen Volkes so oft und so aufmerksam dargestellt als die Germanen, aber diese haben den Römern auch unter allen anderen die meisten Sorgen bereitet. Es waren keine „Bärenhäuter", die mit ihnen um die Herrschaft rangen, sondern Menschen mit großen, wenn auch noch wenig entwickelten Anlagen, für die man nur früher wenig Verständnis besaß; so ist es denn ein dauerndes Verdienst F. Dahns, zuerst nach-

drücklich auf die Vorzüge der germanischen Wandervölker hingewiesen zu haben. Neben der ungebrochenen Konstitution, dem Erbe aller Naturvölker, war ihnen körperliche Kraft und Schönheit, hoher stattlicher Wuchs, kriegerischer Sinn, Tatenfreude, Verstand, Gestaltungskraft, Phantasie, Wahrheitsliebe und ruhig-männliche Haltung eigen, womit sie dem ausgezehrten Rom neue Lebensgeister einflößten.

Die Skandinavier waren sich ihrer sieghaften und geschichtsbildenden Kraft bewußt. Ein ost-gotländisches Gesetz weist die Jungmänner auf die See oder an den Königshof, nach anderen Quellen aber auf den Suevenweg — zur Ansiedelung auf dem Festlande. Einige ihrer Könige nannten sich Waldroder, indem sie ihren Ruhm darin suchten, die Wälder zu lichten und Kulturland zu schaffen.

Einer der ersten germanischen Stämme, über dessen Züge wir geschichtliche Nachrichten besitzen, sind die Burgunder; sie kommen über die Ostseeinsel Bornholm und halten an der Leichenverbrennung fest; ihre Wohnsitze befinden sich anfangs an der Weichselmündung; später werden sie von den Goten verdrängt und wohnen längere Zeit an der Netze und Warte, von wo aus sie im 3. Jahrhundert an die obere Weichsel ziehen; hier kämpfen sie mit den Gepiden. Später finden wir sie im Lande der Allemannen; von da dringen sie, erobernd, in Gallien und Italien vor; 413 findet sich am Rhein ein geschichtlicher Burgunderkönig Namens Gunther; seine Stadt Worms wird 437 von einem in römischen Diensten stehenden Hunnenheere verwüstet, wobei nur ein Splitter des Volkes der Vernichtung entgeht, der sich nach der Rhone durchschlägt, aber so lebensfähig ist, daß das von ihm gegründete Reich bald übermächtig in die Geschicke Galliens und Italiens eingreift. Die nach den Burgunden über die Ostsee gekommenen Goten halten sich an die Erdbestattung. Sie dringen in hellen Haufen

in die römischen Gebiete ein; ihre Könige besteigen, ohne ihre Herkunft zu verleugnen, den römischen Kaiserstuhl. Aber sie sind nicht die einzigen: Haufen um Haufen, je um die Zehntausend, ziehen jetzt germanische Stämme nach Süddeutschland, Frankreich und Italien, in die Donauländer, nach Spanien und Afrika.

Die Gefahr, welche ihnen von hier aus droht, kennen die Römer seit dem Einfall der Gallier; um ihr zu begegnen, zieht J. Caesar an den Rhein; er weiß die Spannungen und Gegensätze auszunutzen, die zwischen den Stämmen ost- und westwärts des Rheines bestehen und spielt diese gegeneinander aus: Gegensätze des Ursprunges, der Geistesverfassung und der Gewohnheiten, die sich teilweise bis auf unsere Tage erhalten haben und in den Weltkrieg hineinspielten. Das germanische Volkstum hatte sich nur östlich des Rheines in geschlossenen Massen erhalten, je weiter es aber nach dem Westen gelangte, umsomehr unterlag es römischen, keltischen und baskischen Einflüssen. Die Franken, die eine Zeitlang an der Nordsee gewohnt hatten, sind in Frankreich bald von allen römischen Lastern angesteckt, wobei sie zu ihren hinterwäldlerischen Vettern an der Weser und im Schwarzwalde in Feindschaft geraten. Damit aber rechnen die römischen Feldherren und Staatsmänner: sie suchen die Stämme durcheinander zu bringen, die Reibungsflächen zwischen ihnen zu vergrößern und sie gegeneinander aufzuwiegeln. So verpflanzten sie, nach G o b i n e a u, Teutonen nach Chartres, Bataver nach Bayeaux, Sueven nach Coutances, le Mans und Clermont, Alanen und Vandalen nach Poitiers, Franken nach Rennes. Unter Kaiser Probus erstreckte sich dies Verfahren auch auf Brittannien, wo Haufen von Vandalen, Quaden und Markomannen angesiedelt wurden. Unter Honorius wurden selbst die nördlichsten Gaue dieses Landes mit germanischen Stämmen besiedelt.

Wie niedrig, schächterartig, selbst hochstehende Römer dachten, wenn es galt, germanische Stämme unschädlich zu machen, zeigt eine Anmerkung des Tacitus: „Über 60 000 Barbaren wurden vernichtet, nicht durch römische Waffen, aber vor unseren Augen, zu unserer Freude. Möchten die Nationen, welche Roms Feinde sind, stets untereinander die gleiche Feindschaft bewahren.“

Indessen konnte es dabei nicht bleiben. Seit J. Caesar seine Garde aus Galliern gebildet hatte, waren kaum 200 Jahre vergangen, und die Stärke Roms beruhte nur noch auf der Kraft barbarischer Söldner; nicht nur die römischen Offiziere gingen aus diesen hervor, sondern auch Senatoren, Stadthalter und Kaiser; und hier, nicht im Nachdrängen von Völkern des Ostens, haben wir den Grund der Völkerwanderung zu erkennen. Es war nicht der im Osten herrschende Überdruck, der zu den Verschiebungen führte, vielmehr der westliche Minderdruck, der sich einstellte, als die Germanen nach Frankreich und Rom abgewandert waren. Virchow war der Meinung, daß die abziehenden germanischen Stämme die deutschen Landschaften völlig leer und öde zurückgelassen haben; indessen ist dies sicher nicht im strengen Sinne des Wortes richtig, denn sonst müßten doch alle Benennungen von Flüssen, Seen, Bergen und Landschaften zwischen der Weichsel und dem Rhein aus dem slavischen Wortschatze herrühren, was nicht zutrifft: vielmehr haften an sehr vielen Örtlichkeiten germanische und keltische Benennungen, was auf eine ununterbrochene Besiedelung und Vermischung der Völker hindeutet. In einigen Fällen konnte diese Vermischung denn auch festgestellt werden; so ist gewiß, daß Langobarden und Slaven, in einem Zeitabschnitte, an der unteren Elbe zusammengewohnt haben. Dieser Strom trägt einen Namen, der in der skandinavischen Heimat der Sueven eine stehende Bezeichnung für zahlreiche größere und

kleinere Flußläufe ist: „Götaelf, Angermanelf" — welche Bezeichnung die Anwohner auch in seinem Oberlaufe durchgesetzt und in der slavischen Periode aufrecht erhalten haben. In anderen Fällen freilich läßt sich auch wieder die völlige Verödung hinter den abziehenden Germanen erweisen. Wir wissen es z. B. von Bornholm: dorthin sind nach der Abwanderung der Burgunder überhaupt keine Slaven gelangt (man hat auf dieser Insel keinerlei slavische Altertümer gefunden), und es hat lange gedauert, ehe dieselbe wieder besiedelt worden ist. Nach Prokop fanden auch die von der Donau in ihre Heimat zurückgekehrten Heruler, im Jahre 512, ihr Land an der Ostsee als Einöde vor. Die Lebensweise dieser halbnomadischen Völker brachte es mit sich, daß sie die von ihnen bewohnten Länder rasch wieder aufgaben, und daß dann binnen kurzem an Stelle des dichtbevölkerten Landes die Wildnis trat; zum Teil wurde ja die Verödung auch planmäßig zum Grenzschutze betrieben, wie denn Caesar von großen Ödländereien an den Marken des Suevenreiches zu berichten weiß.

Im übrigen dürfte die Abwanderung in mancher Hinsicht ähnlich verlaufen sein, wie es auch heute geschieht. Die Auswanderer wurden nicht vertrieben, sondern von einer gepriesenen Ferne angelockt: in unserer Zeit sind es die höheren Löhne wie eingebildete Gewährungen, Vorteile und Freiheiten, die die Unzufriedenen anziehen. Nach Jornandes ging das Verlangen der Gepiden „ad melioras terras" — sie streben aus der Dürftigkeit nach einem Lande besseren Wohllebens, und damals wie heute wanderte nicht das Volk als Ganzes, vielmehr meistens nur die jugendlichen, tatkräftigen und unternehmenden Teile desselben, während die Gesättigten und Behäbigen im Lande blieben und sich mit den nachrückenden Elementen aus einem noch weniger reichen Hinterlande zurechtfanden. Wenn sich der tapfere Boleslavl von

Polen (992—1025) „König der Goten und Polen" nennt, so muß man annehmen, daß er gleichzeitig über gotische und polnische Stämme herrschte, mögen sie nun gleiche Rechte besessen haben oder eines dem anderen untergeordnet gewesen sein.

Die von Skandinavien ausgehenden Wanderzüge gehen bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück. Nach Kossinna sind, wie schon früher dargetan wurde, drei solche Züge von der Ostsee nach dem Südosten zu unterscheiden, deren einer erst am Kaukasus sein Ende erreicht. Selbst für Weiß-Chrobatien (Galizien), für Serbien und Kroatien nimmt man einen Adel an, der aus Skandinavien hervorgegangen ist, und daß das Gleiche auch für die ältere Geschichte der europäischen Staaten zutreffend ist, beweisen die Dorier, die ihre Rosse in der Oder oder Weichsel getränkt haben, ehe sie den Balkan überschritten.

Auf slavischen Ursprung gehen bei uns solche Ortsbezeichnungen zurück, welche die Stammsilbe „niem" enthalten: Niemtsch, Niemen, Niemogk, Nemiez — von niemog — der (zum Reden) unfähige, im besonderen der Deutsche. Der Anlage nach erkennt man die slavischen Siedelungen durch den Rundling, der aus dem Kranze der Zelte hervorgegangen ist, in dem der Nomade übernachtete.

Hier weise ich noch auf die slavisch-germanischen Kultplätze hin, von denen im nordöstlichen Deutschland über ein Tausend, unter verschiedenen Benennungen, bekannt sind (Walburgen, Schwedenschanzen, Schloßberge), die in den tieferen Schichten nicht selten vorslavische, in den oberen aber slavische Altertümer enthalten, wenngleich die Funde dürftig sind. Aber die Fortbenutzung der gleichen Kultstätten in älterer und jüngerer Vorzeit spricht für ähnliche Vorstellungen und Bräuche und für eine ununterbrochene Besiedelung.

Die slavischen Stämme welche um 300 n. Chr. die Weichsel und später die Oder, Elbe wie den Main überschritten, standen den Germanen in körperlicher Hinsicht so nahe, daß es im besonderen Falle unmöglich ist, beide zu unterscheiden. Ein Merkmal slavischer Gräber bilden die Schläfenringe, von denen man glaubt, daß sie als Ohrgehänge, vielleicht das Ohr verdeckend, an Riemen getragen wurden. Ihr Fundgebiet erstreckt sich bis an die Weser und Werra, schließt also die sächsisch-thüringischen Lande mit ein. Wie die germanischen zeichnen sich auch die slavischen Knochengerüste durch hohen Wuchs und Langköpfigkeit aus. V. Hehn und J. Grimm glaubten als Trennungslinie der slavischen Kultur die vielseitige Nutzung des Pferdes erkannt zu haben (Stutenmilch, Pferdeorakel) — indessen spielt das Pferd auch bei den Germanen eine Rolle, es diente dem Verkehre, der Arbeit wie der Kriegsführung.

Man nahm früher an, daß die slavischen Einflüsse nicht über die thüringischen Länder hinausgegangen seien; wir wissen aber heute, daß sie sich bis an den Bodensee erstreckten und auch Frankreich und die südwestliche Schweiz berührt haben. W. Schwarz konnte zeigen, daß die deutschen Märchen nicht aus skandinavischen Ländern herstammen, sie sind viel einfacher und ursprünglicher als die nordischen; und J. H. Becker hat die Nibelunge mit der Mahabharata, also mit einem ost-indogermanischen Liederkreise verglichen und gefunden, daß die Gestalten des einen, in ziemlich genauer Entsprechung, in dem anderen wiederkehren. Siegfried, der das Zwergvolk der Nibelungen beherrscht, so wie Achill seine Myrmidonen, bei deren Meister er in die Lehre gegangen ist, darf als Vertreter eines neuen, sieghaften Volkstumes gelten, welches in ein älteres Reich eingedrungen ist; freilich besteht hier die größte dichterische Freiheit, da

den Burgundern der Völkerwanderung, wir haben es schon gesehen, noch nichts von Altersschwäche anzumerken ist. Der Dom von Worms, vor dessen Pforte sich der tragische Knoten der Dichtung schürzt, stammt aus dem 11. Jahrhundert! Für ost-indogermanische Einflüsse sprechen endlich auch die Beziehungen, welche F i s c h b a c h zwischen rheinischen und griechischen Ortsnamen und griechischen Heiligtümern entdeckt hat, z. B. zwischen der Fraya-Kultstätte Bensberg und dem thrakischen Bendideion, dessen Tochteranstalt im 3. christlichen Jahrhundert in Alexandrien gestanden hat.

Im übrigen weiß auch die Geschichte von verwandten Zügen beider Völkerstämme zu berichten. Der wohlunterrichtete P r o k o p erzählt aus dem 6. Jahrhundert, daß die Slaven unter der Herrschaft keines Mannes stehen wollten, und der byzantinische Kaiser M a u r i k i o s berichtet von ihnen: „Sie haben Überfluß an Vieh und Getreide, aber Herrscher vertragen sie nicht.“ Das Gleiche könnte man, was den Freiheitsdrang betrifft, auch von den Germanen sagen. Jedenfalls aber waren die Slaven, nach der Entblößung Mittel-Europas von seiner germanischen Bevölkerung das wertvollste Menschentum, über das der Erdgeist damals noch verfügte.

Das niedersächsische Volk, welches aus der Verschmelzung von Slaven und Germanen hervorging, war, von Stund an eine neue und maßgebliche Größe in der europäischen Völkergleichung. Nicht die Franken mit ihrem Schächterkaiser, dem Schützlinge Roms, sondern die stillen, niederdeutschen Bauern standen im Mittelpunkte der deutschen Geschichte, indem sie der Verromung Germaniens Trotz bieten. 450 haben sie mit der Eroberung Englands jene Grundlage für ihre Politik geschaffen, die für ein Jahrtausend den indo-germanischen Gedanken zum herrschenden machte, so daß das heutige

entschlossene Bemühen der Engländer, die Welt englisch zu machen, noch immer als eine, wenn auch verzerrte, Fortsetzung der gleichen Politik erscheint. Die Engländer vergaßen, daß die Wurzeln ihrer Kraft im europäischen Festlande ruhten, und daß sich diese Kraft nicht in dem faden: „business as usual" erschöpft. Wenn die Sachsen die verromten Brittenkelten, die sie fingen, lachend aufforderten „zwischen Feuer und Schwert" zu wählen, so braucht man dies ihr Verfahren unter Hengist nur mit jenem der Normannen unter Rollo zu vergleichen, um zu begreifen, auf welcher Seite die barbarischen Vorteile und gesunderen Instinkte waren. So etwas wie das doomsdaybook, ein Grundbuch, das die Familien vor der Austreibung und das Land (wie sein Name zu erkennen gibt) bis auf den jüngsten Tag vor dem Wucher schützen sollte, und das die Angelsachsen in später Auflage nach Amerika und Neuseeland übertragen haben, wäre ohne den sächsisch-slavischen Wirklichkeitssinn undenkbar gewesen. Aber der gleiche Grundsatz hat auch die russischen Bauern, bis vor einem halben Jahrzehnt, trotz aller Sklaverei, vor dem Äußersten bewahrt und dies Land, nach viel blutigen Niederlagen und Demütigungen, immer wieder aufgerichtet — wenngleich der Grundsatz endlich auch da, unter dem Jubel der liberalen Preßmeute, durch den Ministerpräsidenten Stolypin, zu Falle gebracht worden ist; wenn dieser Heros judäischer Vorteile, in dem antisemitischen Rußland, trotzdem an der Kugel eines Jahveh-Agenten gestorben ist, so erkennt man darin wieder einmal die Zerrissenheit der heutigen Judenseele, die in sich entzweit ist wie kaum eine andere. Wenn die Engländer heute, trotz allem, was auf ihnen lastet, an der Spitze der Kontinente stehen, und wenn wir selbst, trotz unseres Bodenwuchers, der uns so furchtbar zugerichtet hat, ihnen und der halben Welt Widerpart halten, so spiegeln sich in diesen gegenseitigen Leistungen die alten Kräfte des sächsischen Volks-

tumes — der gesunde Knochenbau und die wirtschaftliche Besonnenheit; wir werden nach diesem Kriege doppelt Ursache haben, mit uns darüber zu Rate zu gehen, wie wir sie uns in der Brandung des 20. Jahrhunderts erhalten? Denn so wie bisher geht es nicht weiter. Unter dem Anspruche Wirklichkeitspolitik zu treiben, trieben wir mit der Wirklichkeit unsern Spott und waren im Begriffe, die letzten Reste unseres rassischen Erbes zu verschleudern und den Tagesgötzen zu opfern.

Was die Engländer befähigte, sich nach ihrer Loslösung von der breiteren kontinentalen Grundlage, trotz alles Industrialismus, aufrecht zu erhalten, ist der Umstand, daß sie bei allen, auch den gewagtesten Unternehmungen, jene Wirklichkeit niemals aus den Augen verloren; die Art wie sie sich, mitten im jetzigen Krieg, eine Landmacht schufen und, entgegen aller Voraussage, gelassen Hunderttausende ihrer Söhne den Zwecken ihrer Staatspolitik opferten, sich darin kaum von uns Kontinentalen unterscheidend, wie sie ihre Reichtümer und sogar ihren Ruhm der Seeherrschaft durch die für jeden einzelnen Engländer schwere und demütigende Zurückhaltung ihrer Flotte aufs Spiel setzten, das alles steht noch lebhaft in unsrer Erinnerung, muß aber aus dem insularen Gesichtswinkel jener betrachtet werden, soll man es richtig einschätzen und begreifen.

Die englische Seemacht war in sächsischer Zeit, bei dem kontinentalen Ursprunge der Angelsachsen, erbärmlich und in keiner Weise mit der skandinavischen vergleichbar. Noch Alfred d. Gr. mußte, als er wider die Dänen zog, seine Schiffe an der deutschen Küste bauen lassen und sie mit Friesen bemannen. 925 erließ Athalstan ein Gesetz, nach dem ein jeglicher englische Kaufmann in den Adelstand erhoben wurde, der zum dritten Male von einer Fahrt in das mittelländische Meer zurückgekehrt war. . . .

In ihren Kämpfen mit den Normannen halten die Angelsachsen, wie ihre Vettern in Böhmen und Mähren, an der altgewohnten geschlossenen Kampfweise fest. Sie fechten unter dem Schutze ihres Schilderwalles, bis der Widerstand der ungestümen normännischen Einzelkämpfer gebrochen ist; da sie bei Hastings von dieser Art abweichen, kostet es ihnen Leben und Sieg. In der Folge ist freilich immer mehr Fremdes in die angelsächsische Grundmasse eingeschmolzen worden; aber das verhinderte England nicht, wie ein Schiff, in wilder Strömung und Sturm, den Kurs zu halten. „Wir gingen" — sagt Th. Buckle — „frohen Mutes vorwärts und kümmerten uns um alles dies nicht im mindesten; wir ließen uns durch die Abgeschmacktheiten unserer Herrscher nicht aus unserer Bahn drängen, denn wir hatten das volle Bewußtsein, daß wir unser Schicksal in unserer eigenen Hand hielten, und daß das englische Volk in sich selbst die Hilfsquellen und die Fruchtbarkeit des Geistes finde, wodurch allein die Menschen groß, glücklich und reich zu werden vermögen."

Aber Glück und Reichtum sind wandelbar und Ökonomie ohne Rassenökonomie ist vernunftlos und abträglich. Nachdem in neuerer Zeit Kaffaren, indische Kulis und Chinesen in die englischen Industriestädte eingezogen sind und ihre Plätze auf den englischen Schiffen erobert haben, indem sie überall die ihnen eigenen Düfte verbreiten, muß die mangelnde Sorge um „alles dies" endlich doch zu sehr üblen Folgen führen.

Auch in Deutschland kämpften die sächsischen Bauern lange um ihre Selbständigkeit und verteidigten ihre Götter gegen den Christengott, ihre Sitte und ihr Recht gegen das Fremde. Noch im 9. Jahrhundert hielten sie, zum Trotz aller Gleichmacherei, an der Todesstrafe gegen jene fest, die sich einer ungesetzlichen Ehe schuldig machten, während sich die Westgoten, die es in dem

spanischen Rassendurcheinander soviel nötiger gehabt hätten, im gleichen Falle, auf schwächliche Kirchenbußen beschränkten. Daß aber in solchen Bekundungen nicht bloß die Plumpheit von Hinterwäldlern ihren Ausdruck fand, geht daraus hervor, daß der sächsische Bauer, der zuletzt von Sintgund und Thor gelassen hatte und noch im Mittelalter seine Hochzeit auf der Walburg feierte, als erster, den Zauberspuk des Paulinischen Gottgedankens zurückwies und sich seine Wege zu den Quellen bahnte, wo der Strom der christlichen Lehre noch ungetrübt dahinfloß: denn Huß wie Luther waren die Söhne sächsischer oder slavischer Bauern. Unseren Schulbuben wird, im Sinne Roms, der Franke Karl als Tugendbold hingestellt; dabei wird ihnen nicht vorenthalten, daß er an einem Tage des Jahres 782 nicht weniger als 4500 Sachsen köpfen ließ, weil sie an ihrem Volkstume festhielten, an einem Volkstume, welches, denselben Buben zu preisen, dieselben Lehrer an derselben Stelle nicht müde werden. Aber auch gegen seine näheren Verwandten, die Normannen, war derselbe Kaiser, den wir nur den Franzosen überlassen sollten, die ihn für sich in Anspruch nehmen, lediglich der Vertreter romanischer Vorteile. Er betrieb schon im 8. Jahrhundert die Politik der Ludwige und Napoleons und zwar mit denselben übertriebenen Ansprüchen wie jene, mit Ansprüchen, die zum Falle führten. Überhaupt haben sich die politischen Zustände seit diesem Frankenkönig bis heute nur wenig geändert. Wie damals, ist auch heute noch Gallien — eine römische Provinz, Brittannien — den Römischen nur halb entrückt, der Rhein (der altrömische Prätorianerweg) — die Grenze und bald auch die „Pfaffengasse", während vom Osten, so wie in römischer Zeit, die Slaven zu uns kommen, nur daß ihnen ein kassarisch-semitischer Schwarm auf dem Fuße folgt und sie selber mit weniger heldischen Ansprüchen, mehr auf hohen Lohn und gutes Essen als auf Ehren sehen.

Aber auch heute machen sie nicht an der Elbe oder Saale halt, sondern ziehen über die See, wo sie in London ihr Stadtviertel haben, welches mit Verbrechern und Knoblauchgestank gefüllt ist, von wo sie noch weiter westwärts, zur Beglückung Woodrow Wilsons, übers Meer fahren, um die amerikanischen Arbeiter und deren Töchter mit billigem Arbeitsangebot auf die Straße zu setzen.

Diese Betrachtung zeigt uns wieder einmal die Beständigkeit rassischer Belänge, zugleich aber die Unfruchtbarkeit der Politik. Beide verändern sich eigentlich nur insofern, als sie sich verflachen. Lagarde sagte, daß es im Grunde gar keine deutsche Geschichte gebe, es sei denn, daß man unter ihr den beständigen Verfall deutschen Wesens verstehe. Die Geschichte der Deutschen ist eine Geschichte des Verschleißes der normännisch-sächsischen Rassenkraft, mit gelegentlicher Auffüllung aus slavischen Quellen, die, im Laufe der Jahrhunderte, immer trüber fließen; die Geschichte Preußens aber kann man als einen Abschnitt in diesem Auffüllungsvorgange ansehen. Alles dies kann man auch ziffernmäßig nachweisen, wenn man die Geschichte der Lang- und Kurzköpfe in Mittel-Europa und ihre Wanderungen verfolgt.

Lang- und Breitschädel in Deutschland und Frankreich

Nach Prof. Schmidt finden sich unter der heutigen dänischen Landbevölkerung 57% Langköpfe und nur 6% Breitschädel, während nach J. Ranke in Altbayern nur noch 1% Langköpfe neben 83% Breitschädeln zu ermitteln waren, nach O. Fraas auch die überwiegende Mehrheit der heutigen Schwaben dunkel und breitschädlig ist; in ganz Baden aber entsprechen nur noch einer unter 200 dem unvermischten Germanentyp. Diese Ziffern sind das Ergebnis einer sehr langen Entwicklung. Zur Römerzeit herrschte auch in Mittel-

europa mit dem blonden Haar der Langschädeltyp vor. Die Zahl der in Altbayern gefundenen vorgeschichtlichen Kurzschädel beträgt nur 10% und ähnlich im übrigen Süddeutschland, wo die Bevölkerung noch zu Karls des Gr. Zeiten blond und langschädlig war; man wird annehmen dürfen, daß sie es vor der Berührung mit den Römern erst recht gewesen ist. Aus der Wiederkehr derselben Verhältnisse in Österreich, in der Schweiz und in Rußland dürfen wir schließen, daß der arische Typ in Mitteleuropa seit 1½ Jahrtausenden im Aussterben begriffen ist, und dieser Vorgang ist in den mehr südlichen Landschaften weiter fortgeschritten als in den nördlichen. Gleiches bezieht sich auch auf die Körperlänge der Bewohner. Diese betrug nach Feststellungen der Militärbehörden:

In Norwegen	1727	mm im Mittel,
in Schottland	1708	„ „ „
in England	1701	„ „ „
in Schweden	1700	„ „ „
in Schleswig und Dänemark .	1692	„ „ „
in Deutschland	1680	„ „ „
in Frankreich	1667	„ „ „
bei den Kassaren-Juden . . .	1609	„ „ „ ;

da die letzteren aber, nach Virchows Schulkindermessungen, einen recht erheblichen Teil blonder und blauäugiger Kinder aufweisen, so bleibt ihr überaus geringes Körpermaß auffällig; sie müßten eigentlich größer sein wie die Franzosen; die Zahl der blonden Judenkinder betrug in München nämlich 30, die der blonden Christenkinder daselbst aber nur 18 vom Hundert.

Nach O. Ammon gehört die wohlhabende und gewerbtätige Bevölkerung in Deutschland einem mehr langköpfigen, blonden, blauäugigen Typ an, der sich dem schlechtwegs germanischen nähert. Im wirtschaftlichen Wettbewerbe sticht der Germane nämlich, wenn

er sich der Sache erst einmal angenommen hat, den Slaven und Romanen aus; indessen werden ihm diese seine Erfolge auch wieder zum Verhängnis, indem er an ihnen zugrunde geht. Ammon fand in Baden zwei Häufigkeits-Gipfelpunkte der Körperlänge und Hellfarbigkeit, die Kleinwüchsigen aber waren dunkler: und zwar fanden sich die Blonden in größerer Dichte in den Städten, ja, die meisten Langköpfe fanden sich sogar unter solchen Familien, die schon seit zwei oder drei Geschlechterfolgen in der Stadt zugebracht hatten: die Stadt lockt die Blonden in ihre Mauern; sie finden daselbst ein gutes Fortkommen, und das würde sich in dem Stadtbilde noch mehr bemerkbar machen, wenn sie dort nicht, wie gesagt, soviel rascher zugrunde gingen. Während die Häufigkeit der Schädellänge vorgeschichtlicher süddeutscher Reihengräber bei 77 gipfelt, ist es bei der heutigen Stadtbevölkerung in Süddeutschland um 83 der Fall; deren Schädel sind also um 6 Einheiten breiter geworden.

Aus den Untersuchungen Ammons geht noch weiter hervor, daß die Städter größer aufschießen als die Landbewohner gleicher Altersklassen; die Gestellungspflichtigen von Karlsruhe sind in ihrem Wachstum jenen aus den benachbarten Landkreisen um 1 bis 1¼ Jahre voraus, in Freiburg um ¾ bis 1 Jahr, während die Bauernsöhne wieder mehr Brustumfang besitzen wie die Städter; übrigens ist auch die gesamte Bevölkerung Deutschlands seit 30 Jahren etwas in die Länge gewachsen; die Gestellungspflichtigen haben nämlich jetzt ein um 1 Zentimeter größeres Längenmaß wie vor einem Menschenalter; die Kulturschwärmer, unter denen sich viele Leute mit rasch fertigem Urteil finden, wollten daraus schließen, daß die Rasse durch das viele Turnen, Rodeln, Wandern und sonstigen Spielbetrieb im Fortschritte begriffen sei, während es sich hier in Wahrheit nur um die Folge einer üppigeren Ernährungsweise handelt: die älteren Geschlechter

haben unter den bescheideneren Lebensbedingungen ihrer Zeit gekümmert, wie die Rehe in Jahren schlechten Graswuchses. Mich will auch bedünken, daß das Aufschießen der Kinder in manchen Familien als ein Entartungsmerkmal angesehen werden muß; das Wachstum steht in solchen Fällen nicht mehr unter den rechten Maßstäben; so hält z. B. der Herzmuskel oftmals nicht mit dem allgemeinen Körperwachstum Schritt, so daß er zu stark beansprucht wird, und es zu Herzbeschwerden, in anderen Fällen zu Lungenerkrankungen kommt.

Ammon hat sich auch mit den hervortretenden körperlichen Merkmalen der verschiedenen Berufsstände befaßt; er stellte fest, daß sich unter den Gelehrten, ja, schon unter den Schülern der höheren Gymnasialklassen, mehr Langköpfe, unter den geistlichen Schülern dagegen mehr Rundköpfe finden als dem Durchschnitt entspricht.

Schon vor Ammon hat Virchow über ähnliche Untersuchungen berichtet; während Norddeutschland, das hauptsächlichste Rekrutierungsgebiet der Reichshauptstadt, im Durchschnitt mehr als 30% blonder Schulkinder aufweist, stellt sich die Zahl der blonden Kinder in Berlin auf weniger als 30%; es ist ein Zeichen des wahnsinnigen Verbrauches an wertvollem Menschenmaterial, der in dieser Stadt platzgegriffen hat, deren Geburtsziffern ja schon vor einem Jahrzehnt unter jene von Paris gesunken waren. Hier tritt also zutage, daß die geringeren wirtschaftlichen Erfolge der dunkleren Menschenschläge erhaltend auf diese wirken, wodurch die ausrottende Wirkung des Wohllebens im Fehlen des Nachwuchses kenntlich wird, ist es doch nach A. Dumond eine der sichersten Feststellungen der Gesellschaftskunde, daß der Reichtum unfruchtbar macht. W. v. Eschenbach nannte den Gral, der seiner Ritterschaft ewiges Leben verleiht, einen „Stein der Dürftigkeit“ (lapis exilis).

Ähnliche Wahrnehmungen, wie wir sie bei Ammon und Virchow fanden, hat auch L a p o u g e in Frankreich gemacht: er konnte an vorgeschichtlichen Schädeln im Dep. Avey ein Breitenlängenmaß von 74,3 feststellen, während ebenda gehobene Schädel aus der

Römerzeit	77,3
mittelalterliche . . .	78,6
solche von 1800 . . .	84,2
von 1869	85,1
von 1889	86,0

besaßen, und zwar im Mittel aus vielen Messungen. Unter 30, einem alten Kirchhofe von Montpellier entnommenen Schädeln adeliger Familien, fand sich nicht ein einziger Kurzkopf; in Paris war das Maß, wieder nach Lapouge,

im 4.—8. Jahrhundert .	77,6
im 8. "	78,4
im 12. "	79,1

Keine andere Zeit hat aber in ganz Frankreich in dem Maße mit den Langschädeln aufgeräumt wie das 19. Jahrhundert: „der Franzose der Gegenwart" — sagt Lapouge — „ist in anthropologischer Hinsicht ein ganz anderer Mensch als jener des Mittelalters, ja selbst als der Renaissancemensch. Nur in den oberen Gesellschaftsschichten, in der Stadtbevölkerung und in einigen abgelegenen Gegenden findet man noch Vertreter der einst vorherrschenden langköpfigen, blonden Rasse." Auch in Frankreich ist die Geschichte eine Kampfgeschichte der Dunkeln und Blonden; die große Revolution aber ist der Aufstand der einen wider die anderen. Frankreich war noch im Mittelalter eine germanische Provinz, wo sich die Germanen in dem Maße ausgebreitet hatten, daß im 7. Jahrhundert ¾ aller bekannten Familiennamen von der germanischen Sprachbildung beherrscht war,

wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Urkunden vornehmlich die Namen der Adeligen enthalten und gerade diese von germanischer Herkunft waren. Frankreich war damals eine Frankenherrschaft.

Die älteren Geschichtsschreiber waren in dieser Hinsicht blind; noch jene Ludwigs XIV. machten den Franzosen weis, sie seien Kelten; erst seit dem 18. Jahrhundert ahnten einige unbefangene Köpfe den wirklichen Sachverhalt. Montesquieu erklärte, daß alles was Frankreich an Ehre, Recht und Freiheit besäße, von den Franken und aus den deutschen Wäldern stamme, weil die Gallier schon zuvor, soweit sie nicht ausgerottet wurden, unter den Römern, in tiefe Sklaverei und Entartung geraten waren — ein Ausspruch, der freilich überzeugender wäre, wenn der Verfasser hinzugefügt hätte, daß auch der germanische Adel seiner Zeit in Sünde und Schuld verstrickt war und seinem Untergange entgegenging. Daß aber der französischen Revolution tatsächlich rassische Gegensätze zugrunde lagen, geht nicht zuletzt daraus hervor, daß die Männer der Schreckenszeit des zu jener Zeit, in seinen führenden Kreisen, noch immer langschädligen Frankreich fast ausnahmslos Breitschädel waren. Während die englische Revolution die Langschädel zur Herrschaft brachte, übergab sie die französische dem Henker: wenn einer blonde Haare hatte, wurde er den Vertierten „sans phrase“ ausgeliefert. Es ist auch vermerkt worden, daß sich unter den Anarchisten von heute noch niemals ein Germane gefunden hat.

Über den Ursprung des fränkischen Adels war sich auch Guizot im Klaren; er führte denselben auf gotische und burgundische Einwanderungen zurück. Gobineau verallgemeinerte diese Überzeugung, indem er nachwies, daß der Adel aller europäischen Völker auf germanische Eroberung zurückgeht, worin ihm neuere Forscher (z. B. Remusat und Gumplowitsch) gefolgt sind.

Das heutige Frankreich hat nun freilich nichts mehr mit dem Frankenreiche zu tun: der Gegensatz zeigt sich in all und jedem, am Ende zeigt er sich auch in der Art seiner Kriegführung, aus der der letzte Rest von Ritterlichkeit verschwunden ist — hier zeigt sich der alte Gegensatz zwischen Römer- und Germanentum, in neue Formen gebracht.

In diesem Zusammenbruche seiner besseren Anlagen ist uns Frankreich ein gut Stück voraus; auch darin, daß heute kein Franzose mehr an eine Wiederherstellung der alten rassischen Werte denkt, kaum daß in dem Drüber und Drunter noch einige Männer das Wort gefunden haben, um den Winden ihre Klage über das Schreckliche, was sie sahen, anzuvertrauen. Gobineau, le Bon und Graf Leusse haben den Schwanengesang ihres Volkes angestimmt. In einem Rückblick auf diese Männer schrieb Prof. Schemann in Nr. 131 der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen" von 1901:

„Es ist ein wunderbares Ding um diese Gruppe französischer Denker, die, einer immer einsamer als der andere, plötzlich das Lied von der alten Germanenherrlichkeit anstimmen — in einem Frankreich ohne Franken, in dem Lande, das, wie eine grausame Muttermörderin, in den Jahrhunderte langen Ausbrüchen unversöhnlicher Rassengegensätze, in seinen Bartholomäusnächten, Guillotinierungen und Massenächtungen all sein Bestes, sein germanisches Blut, soweit es durch Auslese eines Jahrtausends voller Kriege und Kreuzzüge von solchem noch übrig gelassen hatte, so gründlich ausgetilgt, oder zum Lande hinausgetrieben hat, daß heute selbst jede Erinnerung daran verschwunden scheint, oder, wenn sie ja einmal auftaucht, als Phantasie verlorener Träumer abgetan und verspottet wird .... Wohl ist es ein grimmer Hohn, wenn am Ende ein Graf Leusse, der Urwahrhaftige in dem Gewirr von Komödie und Verlogenheit,

der Fromme in dem Sabbat der Spötter und Aufklärer, der Mann mit dem tiefen Heimatsgefühl in dem Lande, wo nur noch von Zerstören und Austilgen heimatlicher Bräuche und Besitztümer verlautet, — wenn ein solcher dem Tage als unpatriotisch erscheint, weil er von dessen Ruhmestrugbildern, hinter denen keine wirkliche Volks- keine Rassenkräfte mehr stehen, nichts wissen will, sondern von jenem geschichtlichen Patriotismus getragen wird, der dem schöpferischen, dem besseren Geiste, eben dieser Geschichte die Treue hält. Da kann er denn freilich nicht anders, als, in düsterem Ernste, in wehmütiger Resigniertheit, ein Gesamtgemälde von höchster Traurigkeit entfalten, und zugleich mit unbarmherziger Wahrhaftigkeit der Eigenlüge und dem Selbstdünkel, die bei der Masse seines Volkes einzig noch das Wort führen, auf Schritt und Tritt blutende Wunden schlagen, und jene hinwiederum können nicht anders als ihn nicht hören."

Ja, Frankreich ist uns in seiner rassischen Entartung ein gutes Stück voraus; es blickt auf eine Tragödie seines Lebens, die sich in eine Komödie zu verwandeln droht. Vergeblich suchen seine führenden Geister den trostlosen Zustand durch tönende Worte, in denen sie Meister sind, zu verdecken; es geht mit raschen Schritten dem Abgrunde entgegen, der sich vor ihnen aufgetan hat, und der Krieg wird das Verhängnis beschleunigen. Wenn ich mich hier etwas länger aufgehalten habe, so geschah es nicht, um zu zeigen, daß wir Barbaren doch noch die Besseren seien, sondern in der Absicht, darauf hinzuweisen, daß es sich hier nur um das Vorspiel einer noch größeren Tragödie handelt, die die gesamte weiße Rasse betrifft, ja, in die vielleicht sogar Teile der dunklen Rassen mit hineingezogen werden, weil die zersetzenden Kräfte diesmal das ganze Erdenrund umspannen.

Die Revolution, welche in Frankreich als Massenmörderin des fränkischen Adels aufgetreten war, griff

nach Deutschland über und wirkt in den slavischen Ländern weiter fort, ja, sie hat sich in Gestalt liberaler Wortstellungen die ganze Welt untertänig gemacht; selbst die Minister huldigen ihr, und so finden sich überall nur noch Volkssplitter, die den alten, konservativen, rassischen und völkischen Gegebenheiten ihr Recht zugestehen. Daß dies in Mitteleuropa noch in größerem Maße der Fall ist als in den romanischen und slavischen Ländern, gilt dort als unser todeswürdiges Verbrechen, zu dessen Sühne die Mächte der Hölle aufgerufen wurden, damit wir ausgetilgt werden.

Die Blonden in Rußland

Das gleiche Bild, das wir in Deutschland und Frankreich im Hinblick auf die körperliche Erscheinung der Menschen von Nord nach Süd und aus der Vorzeit bis in die Gegenwart betrachtet haben, offenbart sich dem Beschauer noch einmal, wenn er sich weiter nach dem Osten wendet. In vorgeschichtlichen, süd-russischen Gräbern fanden sich, im Durchschnitt einer großen Zahl, 48% Langköpfe, wogegen Kollmann solcher im heutigen Südrußland nur noch 3% feststellen konnte. Die Skandinavier beherrschten noch im 10. Jahrhundert den Niemen, Pregel und Dniepr. Nowgorod, ein Mittelpunkt des Verkehres, war von ihnen gegründet und beherrscht. Unter den Nachfolgern des Warägers Rjurik zeigte sich erst in der dritten Geschlechterfolge (mit Swjatoslav) ein slavischer Name. Der Sohn dieses Fürsten, Wladimir, floh vor seinem Bruder nach Schweden und kehrte von da mit einem Warägerheere zurück. Noch nach der vollendeten Slavisierung Nowgorods erinnern die dortigen Bräuche an skandinavische Gewohnheiten. Der Fürst beschwört bei seinem Amtsantritte die Stadtordnung; er wird, wenn er nichts taugt, entlassen; man pflegt in solchen Fällen zu sagen: „Ist der Fürst nichts nutz, werft ihn in den Schmutz!“ Auch heute noch ist Now-

gorod ein Mittelpunkt der Blonden in Rußland, deren Häufigkeit von dieser Stadt aus nach Süd und Ost rasch abnimmt. Wie weit es aber mit dem Heroismus seiner Einwohner schon in alter Zeit gekommen war, beweist die Angabe des Chronisten, daß die Stadtväter Nowgorods, vom russischen Großfürsten zur Übergabe aufgefordert, eine Nachtsitzung hindurch den drohenden Verlust ihrer Freiheit beweinten, um die Stadt dann am Morgen auszuliefern. Von Nowgorod ging der „Ostrweg“ nach Kiew und zum schwarzen Meer; die Wasserfälle des Dniepr tragen skandinavische Namen: Ulvorsi = Inselfall, Baruforos = Wellenfall. Rußland selbst hat seinen Namen von dem schwedischen „Ruß“. Merkwürdigerweise haben sich die Blonden im weiteren Osten besser erhalten als in den skandinavisch beeinflußten Teilen Rußlands: man findet sie in transkaspischen Gebieten, an den Quellen des Irtitsch, Obj und Jenissej und selbst am Amur sowie am Baikalsee; es ließen sich selbst in diesen abgelegenen Gebieten noch indo-germanische Ortsbezeichnungen nachweisen. In Turkestan konnten vor kurzem indogermanische („tocharische“) Sprachreste entdeckt werden; chinesische Quellen reden von blonden Kulturbringern und Eroberern.

Auch die Südslaven verleugnen ihren Ursprung nicht, und zwar gilt dies nicht nur in Bezug auf ihre Körperbeschaffenheit. In Böhmen pulste im Mittelalter ein reges geistiges Leben; hier fand die evangelische Lehre frühzeitig Verbreitung, und heute arbeiten Tschechen, Polen und Russen daran, ihre Ländergebiete von dem Alpdrucke Judas zu befreien, als dessen Agenten wir in ihren Augen erscheinen. Der russische Kaiser verbat sich bei Beginn des großen Krieges nicht nur die Schnapswirtschaft, sondern er dachte auch in der größten Not nicht daran, sich die Hilfe der Juden, so wie wir, durch Nachgiebigkeit zu erkaufen. Dafür konnte freilich sehr bald ein Kerenski, der zuvor, als Advokat,

den jüdischen Ritualmörder Beylis weißgebrannt hatte, sein Erbe übernehmen. Dessen erste Handlung war der Schritt zur Freizügigkeit seiner Aushälter, ihm folgte Trotzki — Braunstein. Dagegen schreitet der „Geschäftsgeist“ des Zeitalters auch in den Ländern mit dichtester indo-germanischer Bevölkerung weiter fort. Norwegen wußte in dem Kriege keinen besseren Rat als sich an den hohen Frachten zu bereichern. Selbst Schweden fand nicht den Mut zur Abrechnung mit dem Nachbar, der es, mitten im Kriege, anzunagen begonnen hatte (Aalandsinseln). Daß Hunderttausende der Unseren in diesem Ringen gelassen in den Tod gingen, mag uns für heute trösten, morgen aber stehen wir vor neuen Entschlüssen. Ein Volk von hohen Absichten kann nicht in Zuchtlosigkeit leben, es darf die Bedingungen nicht verachten, unter denen es geschaffen ward. Es muß nach den Quellen seiner Kraft Umschau halten, daß sie nicht im Wüstensande verwehen.

2. Der orphisch-christliche Gedanke und seine nordische Auswirkung.

> Die Götter sanken vom Himmelsthron,
> Es stürzten die Tempel und Säulen,
> Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
> Die Gebrechen der Erde zu heilen.
>
> Schiller.

Bei einem Volke von tiefer Innerlichkeit wird das seelische Gepräge zuerst durch sein religiöses Erleben bestimmt; weil sich seine Gedanken auf ewige Ziele richten, muß man seine Religionsgeschichte voranstellen, wenn man es richtig verstehen will. Nun sind wir über die religiösen Anfänge bei den Germanen und Slaven sehr wenig unterrichtet, weil die ursprünglichen Zustände durch die römisch-christlichen Einflüsse bis auf unzusamenhängende Reste verwischt worden sind. Mögen diese auch der liebevollen Beachtung gewiß sein, mag man das Verlorene schmerzlich vermissen, so hat man sich doch damit abzufinden, daß eine einigermaßen durchleuchtete Geschichte des deutschen Geistes erst mit Einführung des Christentums beginnt.

Morgenländische Gottgedanken

Wollen wir aber die Entstehung des Christentums richtig begreifen, so müssen wir auf gewisse vorchristliche Einkleidungen der Gottgedanken zurückgehen. Die Religionsgeschichte weist auf die Gleichung Maria: Jesus-Isis: Horus hin und gibt zu erkennen, daß die weibliche Gottheit auch in Syrien verehrt worden ist, wie denn die Israeliten dem Pro-

pheten Jeremias, auf seine Ermahnung, bei Jahveh auszuharren, erwiderten: „Du hast zu uns geredet im Namen Jahvehs, wir aber werden die Himmelskönigin anbeten; ihr wollen wir Rauch- und Trankopfer bringen, wie wir und unsere Väter getan haben und die Könige und Vornehmen in den Städten Judas, in den Stadtteilen Jerusalems. Damals hatten wir Brot im Überfluß, damals waren wir glücklich, damals traf uns kein Unglück." (Jer. 44. 15—17.) Indessen muß festgestellt werden, daß der christliche Muttergottesdienst nicht aus der Astarte-Verehrung, sondern, erst im 5. christlichen Jahrhundert, auf einem Umwege, aus dem Isisdienste entstanden ist, während auch Horus, der Isis Sohn, nach dem Ägyptenforscher Flinders Petrie, wenigstens dem Jesuskindlein (Bambino) als Vorbild gedient hat. Auch das Kreuz, ein späteres christliches Wahrzeichen, war schon den Osiri-Anbetern bekannt; man hat es in Kreta in Verbindung mit anderen vorchristlichen heiligen Zeichen gefunden. Aber diese Fäden spinnen auch nach Indien. Agni ist in den Veden der fleischgewordene Sohn des Savitri (Gottvaters), er wurde von der Jungfrau Maja empfangen und hatte den Zimmermann Twasti zum irdischen Vater; seine Zeugung erfolgte unter dem Einfluß Vayus, des Windhauches (Geistes), durch den das Feuer angefacht wird. Der Gottessohn wird auf Stroh und Zweige gebettet und mit Soma gespeist. Er heißt Akta-der Gesalbte (vergl. griechisch Christos), denn er wurde mit heiliger Butter gesalbt; in der aufsteigenden Wolke des Opferherdes vereinigt er sich mit seinem Vater in einer täglich wiederkehrenden Himmelfahrt.

Hier bestehen aber noch andere Beziehungen: Sowohl Zarathustra als Buddha wie auch Christus stammen aus königlichem Geschlecht; ihre Geburt ist in der gleichen Weise von Wundern begleitet; die außergewöhnlichen Anlagen der Gottsöhne werden allenthalben in Unterredungen mit den Vertretern des

älteren Glaubens offenbart. Frobenius führt diese Beziehungen bis auf die Mythenstoffe der Naturvölker zurück. Er berichtet („Das Zeitalter des Sonnengottes" Bd. 1, Seite 232) von den Mandan-Indianern. — Ein schönes, braves Mädchen dieses Stammes habe den Besuch des Sonnengottes empfangen, und der Gott habe ihr Fleisch vom Büffel zu essen gegeben. Bald darauf sei das Mädchen ins Gerede gekommen, daß es mit ihm nicht richtig sei. Es leugnete nicht schwanger zu sein, beteuerte aber seine Unschuld und forderte jedermann im ganzen Dorfe heraus, es anzuklagen. Dann wanderte dasselbe heimlich in das Oberdorf, wo es dem Sprößlinge des Sonnengottes das Leben gab. Das Sonnenkind habe schon in seiner Jugend Wunder verrichtet. Bei einer Hungersnot, derzufolge der ganze Stamm auszusterben drohte, schenkte es den Leuten vier Büffel, von denen nicht nur der ganze Stamm gespeist wurde, es blieb auch noch soviel Fleisch übrig, als man überhaupt nur von vier Büffeln herunterschneiden kann. Trotzdem erhoben sich die Niederträchtigen wider Gottes Sohn und töteten ihn.

Das Mahabharata zeigt uns den gemein-indogermanischen Gedankengrund, aus dem die Gestalt Christi herausgewachsen ist. Christus wird hier der „Herr im Haar" genannt, gelegentlich auch der Heilkönig; im Kranze seiner (Sonnen) Strahlen auch der „Helle und Leuchtende", an anderen Stellen auch geradezu das „Kind des Sonnenstrahles", während ihn der Sang für gewöhnlich „Krischna"-Christus und „Kesava"-Jesus nennt. Er ist aus dem Stamme der Yadu (Juda), seine Geburt ist auch hier von Wundern begleitet; dem Neugeborenen trachtet Kansa nach dem Leben; indessen wird er durch die Flucht der heiligen Familie gerettet, nicht ohne daß Kansa einen Kindermord veranstaltet. Zur Geburtsfeier Krischna-Kesava's wird ein Stall hergerichtet

und zur Schau gestellt, mit Rind und Esel, mit Bildern der heiligen Familie, Hirten und Königen. Was der Heldengesang dann noch weiter über den Jüngling Krischna erzählt — wie er, ein loser Bube, im Strome badende Mädchen äfft und neckisch ihre Kleider verbirgt — will zwar nicht recht in die Lebensgeschichte des Erlösers einpassen, erklärt aber vielleicht den Umstand, daß die Evangelien gar nichts über diesen Altersabschnitt desselben zu sagen wissen. Weiter schildert Mahabharata, in epischer Breite, wie sich in dem Jünglinge der Abscheu vor dem verkommenen, trunksüchtigen Indra regt, und seine eigenen Gottgedanken sich entfalten — bis er, eines Tages, seinen Gefährten, den Hirten, die Herrlichkeit Gowardhan-Wischnu's verkündet, als dessen fleischgewordener Sohn er sich ihnen zu erkennen gibt. Wenn er dann seine Genossen mit flammenden Worten zum Kampfe wider ihre Bedrücker auffordert, indem er ihnen den Schlag wie den Stoß empfiehlt, so erkennen wir den weiten Weg, den der Erlösergedanke gehen mußte, ehe er bei den Seligpreisungen angelangt war.

In der Nibelunge hat sich Krischna in die Krimhild verwandelt (s. J. H. Beckers Studien zur Mahabharata).

In den nächsten Beziehungen zu dem Gekreuzigten stehen die zahlreichen gestorbenen und wiederauferstandenen Götter, die nur jemals in Verbindung mit einer weiblichen Gottheit angebetet worden sind. Ich nannte schon Horus-Isis und ergänze durch Attis-Kybele, Tammuz-Istar, Adonis-Aphrodite, Dionysos-Demeter. Sie erscheinen meist, wie Krischna, in der Gestalt eines lichtgeborenen Helden, dessen Sonnenkindschaft im indo-germanischen Sprachkreise auch in seiner Namengebung ausgesprochen ist; (Helios, Heliand, Heiland, Soschjant). Als wiederauferstandene Götter fühlen sie sich berufen, die alten, stumpfgewordenen Lebensgedanken zu erneuern, das in Vergessenheit ge-

ratene Gesetz zu „erfüllen" und allen Bedrängten und Gepeinigten Hilfe und Trost zu spenden. Das Wort: „Ich bin der Weg und das Leben" ist allen diesen Göttern geläufig. Auf einer unteren, barbarischen Stufe kämpfen sie oftmals mit Drachen und Schlangen, gegen winterliche und eiszeitliche Nöte und entnehmen ihre Gleichnisse, insofern sich ihr Kampf, in fortgeschrittenen Zeitaltern, wider kulturelle Verstrickungen richtet, noch immer mit Vorliebe diesem ursprünglichen Abschnitte ihrer ereignisreichen Vergangenheit. Es mag z. T. darauf zurückzuführen sein, daß ein solcher Gott, nämlich Mithra, zum Gotte der römischen Soldaten geworden ist, die seine Altäre bis an den Rhein und nach Brittannien getragen haben; auch der Apostel Paulus braucht gern Bilder aus dem soldatischen Leben; freilich hat er den Ruhm eines Gottes noch nicht vollständig erreicht.

Die israelitischen Bauern kennen den Erlöser Jahrhunderte vor dem Christus der Evangelien; die Propheten weisen ja, zum Verdrusse der Jahvehpriester, immer wieder auf den Auserwählten hin, der kommen werde, um das Volk aus Not und Pein zu befreien; sie erblicken in dem Ersehnten den Retter und halten daran fest, daß er der König des Landes, nämlich der Heilkönig, zugleich der Gesalbte des Herrn sei. Nach einer über einen großen Völkerkreis verbreiteten Vorstellung strömt durch das Salben göttliches Wesen in eine Sache, ein Tier oder einen Menschen; sie werden hiebei zu Gefäßen, Bildern oder Söhnen Gottes. Jesaja nennt den Heidenkönig Cyrus einen Christus; im 2. Psalme wird der Gesalbte, gleich dem oben erwähnten Mithra „der unbesiegliche, siegreiche Fürst, Sohn Gottes" genannt. Bei Jesaja finden sich auch bereits viele kennzeichnende evangelische Gedanken; sie finden sich auch in den Sprüchen Jesus, des Sohnes Sirachs, und auch die alt-testamentliche Apokalypse leitet, nicht selten unmerklich, in Messianische Gedanken

über. Spitta findet auch im Buche Hiob viel Christliches: Hiob ist königlichen Geblütes, Anwalt der Armen; er streitet wider den Teufel und wird von ihm vergeblich zum Abfalle verlockt; er leidet, als ein Verachteter und Verfolgter, um endlich an Gottes Thron entrückt zu werden.

In der Predigt des Guten, der Tugend, Gottergebenheit und Nächstenliebe erheben sich die Propheten auf die Höhe der Evangelien. Jesaja spricht vom Knechte Gottes, der Sünde, Krankheit und Schmerzen auf sich nimmt, der sich opfert, um das Volk zu befreien und dessen Schuld zu lösen. Wie der indische Bodhisatva, so ist auch dieser Christus des Jesaja an keine einzelne Person gebunden, vielmehr umfaßt er eine Mehrheit heiliger Männer, deren Chor die gleiche „frohe Botschaft" verkündet und daraufhin zielt „die Gebrechen der Erde zu heilen".

Nach P. Jansen gehen diese alt-testamentlichen Gedanken auf das Gilgameschepos zurück. B. Smith führt den Namen: Nazaräer auf den babylonischen Gott Nazaru (der Hüter) zurück.

Die Orphiker

Eine starke Wurzel des christlichen Gedankens geht auf jene Bewegung der Geister im griechischen Mittelalter zurück, die mit dem sagengerühmten Sänger Orpheus in Verbindung steht. Herodot wollte sie, wie alles Geheimnisvolle, aus ägyptischen Quellen herleiten — sicher zu Unrecht, da der thrakische Ursprung feststeht. Rohde führte sie auf eine thrakische Einwanderwelle zurück und zwar ging dieselbe, so wie auch die dionysische, von Sabazjosdienern aus. Der neue Einwanderergott nannte sich jetzt Zagreus — wie der babylonische Gott Nazaru — der Schützer.

„Der alt-thrakische Dionysoskult" — sagt Rohde — „ins Grenzenlose strebend, schwärmte unter der Weite des Nachthimmels durch Gebirg und Wald,

fern aller Zivilisation, in reiner Nähe unbezwungener Natur.“ Nachdem er aber seinen Einzug in Griechenland gehalten hatte, blieb es bei diesem Schwärmen: seine ernsten, auf den Schutz des bedrohten Lebens gerichteten züchterischen Absichten hatte der thrakische Zuchtgott aufgegeben, trotzdem sich die Einwanderer in den griechischen Stadtkreisen vor einen Abgrund gestellt sahen, der auch sie zu verschlingen drohte, und wie klar und bewußt einige unter ihnen die Lage erkannten, das zeigt uns mit aller Deutlichkeit Antisthenes, der Sohn einer thrakischen Sklavin, dessen Gedanken Sokrates und Plato weiterspannen.

Aus dieser Not entstand eine Bewegung der Geister, die bald alle ihre Höhen und Tiefen erfüllen sollte. Auch sie ging darauf aus, das bedrohte Leben nicht nur zu heilen, sondern auch zu heiligen, aber sie verlegte das Ziel in ein erträumtes Jenseits, zu dem sie den Seelen sicheres Geleite versprach. Diese Bewegung folgte, wie jede andere, dem Gesetze der kultischen Verfeinerung, aber sie schlug doch eine neue und eigenartige Richtung ein: hatte sich der Dionysoskult im Laufe der Jahrhunderte zur Tragödie ausgebildet, so führte die Orphik zu einer ganz anderen künstlerischen Figur, die sich zu jener etwa so wie unsere Oper zum Bühnendrama verhielt. Die Musik war ja auch dem Dionysoskult nicht fremd, aber sie spielte hier mehr nur zum Tanze auf, allenfalls erhob sie sich in einem dithyrambischen Jauchzen zum Preise des Gottes. Hier aber trat anstelle der abgebrochenen (synkopischen) Schrittmaße, der Sabazjostänzer eine andere musikalische Bewegung, die die Gläubigen von allen irdischen und sinnlichen Fesseln loslöste und sie in gemessener, feierlicher Bewegung zu neuerschauten Bergen des Heiles emporgeleitete. Bis zu welchem Grade sich aber diese Bewegung der christlichen Gefühlswelt anzugliedern verstand, geht daraus hervor, daß die Christen der ersten Jahrhunderte, wie aus den Wandgemälden

der Calixtuskatakombe und der Domitilla hervorgeht, den „guten Hirten Orpheus“ für Christus selber ansahen — zu neuem Beweise, daß dieser für die Gläubigen „schon immer im Fleische war.“

Nach Art der Hesiodischen Theogonie schilderten die orphischen Sänger das Werden der Welten aus vorzeitigen dunklen Urtrieben — Schilderungen, neben denen sich die mosaische Schöpfungsgeschichte wie der nüchterne Bericht eines Verstandesmenschen ausnimmt — eine Geschichte gestaltender Kräfte, die, eine die andere überwindend, sich in Bewirkung und Herrschaft ablösend, zu einer inhaltreichen Fuge erweitern. Diese Allgottgeschichte, aus einer gefühlsmäßigen, musikalischen Auffassung entsprungen, führte weitab von der hellen Griechensonne in ein Reich der Geheimnisse und Verschleierungen: „Wer konnte“ — so frägt Rhode — „den Gott Homers wiedererkennen in dem orphischen Zeus, der, nachdem er den Allgott verschlungen und in sich gefaßt hat (die Kraft des Erikapaios), nun selbst das All der Welt ist? Der Begriff erweitert hier die Person in dem Maße, daß er sie zu zersprengen droht: er löst die Umrisse der einzelnen Gestalten auf und läßt sie, in bewußter Göttermischung, wieder zusammenfließen.“

Die Verbindung von Philosophie, Musik und Mystik ist das eigentliche Kennzeichen der orphischen Erlöserreligion, einer Lehre, die auf ihren verschlungenen Wegen wohl ihren Ursprung, nicht aber ihr Ziel — das Heil der Menschenseele — vergaß.

Am Ende jener chaotischen Entwicklung, von der ich oben sprach, steht Zagreus, der Sohn des Zeus und der Persephone. Ihm nahen, von Hera angestiftet, in trüglicher Verkleidung, die Titanen. Durch Geschenke, unter denen ein Spiegel von sinnbildlicher Bedeutung ist, machen sie ihn zutraulich, um ihn dann zu überfallen; er flieht, in wechselnder Verwandlung, wird indessen,

als Stier, der zweite Dionysos, überwältigt und in Stücke gerissen; nur das Herz rettet Athene und bringt es dem Zeus, der es verschlingt; aus ihm und der Semele wird der Gott wiedergeboren und so die zerrissene Menschenseele zur Einheit und zum Gleichklange zurückgeführt. Die Titanen aber zerschmettert Zeus: aus deren Asche entsteht das Geschlecht der Menschen, in denen, ihrem Ursprunge gemäß, das Gute-Göttliche, mit dem Dämonischen untermischt, im Widerstreite liegt. Daraus ergibt sich nun der Beruf des Menschen: derselbe hat keine höhere Aufgabe als das Dämonische in sich zu bekämpfen und, in frommer Gesinnung, seine Versöhnung mit dem Gotte herbeizuführen; es geschieht nach umständlichen Reinigungsverfahren: die Orphiker begrüßen sich als „die Reinen“, und sie genießen die Gnade ihres Herrn, den Lohn ihrer frommen Übung, aus diesem Treueverhältnisse bereits in dem Zwischenreich, in das die Seelen nach dem Tode eingehen, um sich daselbst für neue Verkörperungen vorzubereiten. Dort, auf einer schönen Wiese, am tiefhinströmenden Acheron, sind sie, in ungebrochener Trunkenheit, zum Mahle vereinigt, lauschend den Gesängen und Verheißungen ihres Gottes, deren Zauber sich selbst die Tiere des Feldes nicht entziehen können. Abermals an das Licht emporsteigend, verkörpern sie sich zu immer edleren Gestalten, bis sie sich endlich dem „Rade der Geburten“ entziehen, und, frei von allen Fesselungen irdischer Notwendigkeit, endgültig mit ihrem Gotte vereinigen. So wird ihnen die Reinigung zur Erlösung, die Zeit zur Ewigkeit, der Widerspruch zur Versöhnung.

Vieles was in der orphischen Lehre enthalten ist, mutet uns bekannt an und weist nach Indien, Persien, Syrien, Ägypten, ja, nach dem ältesten Germanien: man erkennt, daß sie auch darin mit der christlichen übereinstimmt, daß sie auf einer Synthese beruht, durch welche sehr verschiedene Gedanken und Stimmungen

zu einem Neuen und Ganzen eingeschmolzen sind, gleich als hätten sich die Strahlen der Sonne in einem einzigen Brennpunkte vereinigt.

Die Pythagoräer

Diese Lehre gelangte in Unter-Italien, unter der Führung eines der hervorragendsten Denker aller Zeiten, zur vollkommensten Reife, unter einem Manne, der, wunderbarerweise, keinerlei Anspruch auf den Namen eines Gottes erhob, der das in sich selbst ruhende naturwissenschaftliche Denken der jonischen Philosophenschule nun auch auf den Menschengeist übertrug — ein sonnenhafter Kopf, um den sich alle Guten und Hochgemuten, wie aus innerer Notwendigkeit, zu einer Gemeinde versammelten: frühzeitig erschien er seinen Schülern als einzig und unvergleichbar — kein Wunder, daß sie wenigstens in der Erinnerung einen Gott aus ihm gemacht haben. Dieser Einzige ist Pythagoras von Kroton, 582 vor Christi in Samos geboren. Da er selbst nichts geschrieben hat, ist man in Bezug auf seine Lehre auf gelegentliche Erwähnungen bei Plato und Aristoteles beschränkt; indessen hatte sich die Sage seiner schon zu deren Zeiten bemächtigt, so daß es kaum noch möglich ist, auch nur in einem Stücke das Wahre von dem Erdichteten zu unterscheiden. Mit Sicherheit kann man ihm nur die Verallgemeinerung der orphischen Harmonienlehre zu einer groß gedachten Zahlenphilosophie zuschreiben, die auch die moralische Welt umspannte und abermals auf die Heilung des erkrankten Lebens gerichtet war. Die Sittlichkeit, welche hier gefordert wurde, gründete sich nicht auf das Gebot einer Gottheit, sondern auf die Ergebnisse des reinen und leidenschaftslosen Denkens, das sich aus dem ewigen Sphärengesang herleitete — wir würden heute sagen — aus den Naturgesetzen. Pythagoras legte, so liest man bei Aristoteles, allem Sein und Werden also auch dem Denken, zahlenmäßige Wesenheiten zu-

grunde — anstelle von Wasser, Erde und Feuer oder auch der Geister, Dämonen und Götter.

Von der Seele soll Pythagoras gelehrt haben: sie sei was sie sei und ließe sich nicht wandeln; allenfalls könnte man sie vor Verunreinigung bewahren, die von außen käme; wie sie von jeher gewesen ist, so wird sie immer sein und bleiben — ein von Natur Göttliches, das in eine ihr feindliche Welt gestellt ist. Wie sie aber göttlichen Ursprungs ist, so wird sie sich auch zur rechten Zeit aus allen Verstrickungen befreien und in das Reich der göttlichen Gleichklänge emporschwingen. Einstweilen muß es für die Menschen ein Trost sein, daß auch in dieser Welt beseeligende Harmonien dem frommen Sinne vernehmbar, ertönen, welche die Gläubigen sicher empor geleiten.

Diese Lehre war nun freilich nicht für den großen Haufen geschaffen, und wir wissen auch, daß kaum eine andere Seelengemeinschaft soviel von diesem angefeindet worden ist, wie die pythagoräische. Die Bundesgenossen sind zu vielen Tausenden, die besten Männer und Frauen ihrer Zeit, gekreuzigt und zu Tode gequält worden. Eine Versammlung von Schülern des Pythagoras hat ein wütender Volkshaufe, an geweihter Stätte, umzingelt und verbrannt, auch darin glich die Orphik dem Christentum, nur daß sie ihre Anhänger aus den höheren Gesellschaftsschichten ergänzte, während die Christen ihren Ersatz aus den Kreisen der Armen und Bedrückten bezogen.

Römische Erlöserkulte

Auch die Römer flüchteten, je mehr sich ihr eigentlicher Gott, das ius gentium, zum lebenzehrenden Dämon entwickelte, unter den Schutz erträumter Mächte, sei es auch nur, um, wie Cicero sagt, mit besserer Hoffnung sterben zu können. Aber sie hielten sich auch hier an fremde Quellen, zumal an orientalische Kulte, die ihnen mit ihren geheimnisvollen Bräuchen und eindrucks-

vollen Schaustellungen, nicht nur einen besseren Mut zum Sterben, sondern auch eine neue Hoffnung zum Leben darboten. „In geheimnisvollen Riten, in Waschungen, Weihen und Bluttaufen, Salbungen und Abendmahlen“ — sagt M. Brückner (Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum) wurde die Vereinigung mit der Gottheit bewirkt, und der Myste, der den sterbenden Adam ausgezogen und den Gott angezogen hatte, der sich in dem Blute des Gottes gewaschen hatte und durch das heilige Mahl mit ihm vereinigt, wiedergeboren zu ewigem Leben, hörte gläubig solche Verheißungen wie sie uns A. Dietrich aus einem alten Gebete mitgeteilt hat: Herr, wiedergeboren, verscheide ich, indem ich erhöht werde, und da ich erhöht bin, sterbe ich durch die Geburt, die das Leben zeugt; geboren, werde ich in den Tod erlöst und gehe den Weg, wie du gestiftet hast, wie du zum Gesetze gemacht und geschaffen hast das Sakrament.“

Dies Gebet, welches Dietrich auf Mithra bezieht, könnte ebensogut an einen Dionysos, Attis, oder Serapis gerichtet sein. Es ist die Verlautbarung einer Zeit, in der das Sterben eine krankhafte Bedeutung im Bewußtsein der Menschen erlangt hat. Sie stimmt auch mit 1. Kor. 15 zusammen: „Du Narr, das du säest wird nicht lebendig, es sterbe denn!“

Unter den Göttern, die ich soeben genannt habe, erlangte in Rom, und demzufolge auch für die Gesamtchristenheit, die allergrößte Bedeutung der kleinasiatische Attis, dessen Geburtsfest, wie das christliche, auf die Wintersonnenwende fiel, und der in dem Bilde einer Fichte verehrt wurde. Er war aus einer reinen Jungfrau geboren und galt für einen „Hängegott“. Ostern wurde er in einer großen Festfeier begraben, um am dritten Tage seine Auferstehung zu feiern. Bei dem heiligen Abendmahl, das den Gläubigen in Ge-

stalt von Wein und Brot dargebracht wurde, sprach der Attispriester die Worte: „Getrost ihr Frommen, da der Gott gerettet ist, so wird auch euch aus Nöten Rettung werden!“

Der Attiskult nahm später viel von dem Mithrakulte an, aber er ähnelte auch dem christlichen Gottesdienste soweit, daß ein christlicher Priester die Attisgläubigen (nach Augustin) für Christen hielt. Ihr Oberpriester nannte sich Papa und trug, lange vor dem heiligen Vater der Christen, die Tiara, ja, die heiligen Fischwahrzeichen am Stuhle Petri machen es wahrscheinlich, daß auch dieser ein Erbstück aus dem Attistempel sei; wo sich heute die Peterskuppel wölbt, da stand noch während der ersten christlichen Jahrhunderte ein Tempel, in dem sich die große römische Gemeinde der Attisgläubigen versammelte. Martin Brückner sagt: „Der Attiskult ist von der christlichen Kirche weniger verdrängt als aufgesogen worden.“

Zufolge solcher Betrachtungen müßte man also das vorchristliche Gemeindeleben als den Mutterboden der Evangelien ansehen. Die christliche Gemeinde hat ihm alle Formen der Frömmigkeit und des Brauches entnommen und hat kaum ein wesentliches Stück hinzugefügt; das macht es auch verständlich, daß sie schon bei ihrem ersten Auftauchen ein fertiges Gebilde ist, also scheinbar keinerlei Geschichte besitzt. Die vorchristliche fromme Gemeinde hatte aber nicht bloß kultische, sondern auch gesellschaftliche und wirtschaftliche Zwecke; schon die vor-solonische Gesetzgebung befaßt sich mit den Brüdergemeinden; hier gehören sie der älteren Geschichte an; daß sie sich aber in jedem Falle um eine Gottheit versammeln, ist selbstverständlich; noch im christlichen Mittelalter hatte jegliche Innung oder Bauhütte ihren Gott — den Schutzpatron; das römische Recht sah diese Bildungen natürlich als „irrationale“ an und strafte die mit Mißachtung, und dem schloß sich die öffentliche Meinung an, umsomehr als

diese Genossenschaften, von Massenmeinungen beherrscht, aus der werktätigen Schicht hervorgegangen waren und sogar Unfreie aufnahmen — ihre Genossen gehörten also auch nicht zur Gesellschaft. Die römischen Rechtsgelehrten kommen nur gelegentlich auf sie zu sprechen. Gajus redet von ihnen; er nennt sie „Kollegien" und vergleicht sie mit der griechischen Hetärie, dem Bündnis der Freunde. Ihre Genossen werden Orgeonen und Thiassoten genannt, anderswo heißen sie Eranisten, während sie ihren jeweiligen Sondernamen nach dem Gotte tragen, unter den sie sich gestellt haben; es gab Soteriasten in Rhodos, als deren Heiland Zeus-Soter (der Retter) galt. Heraklisten in Delos, während sich wieder andere nach dem Dionysos und der Göttin-Mutter nannten; sie nehmen nicht nur Unfreie, sondern, in manchen Fällen, auch Frauen auf, ordnen ihre Angelegenheiten in Mitglieder-Versammlungen oder Synoden, deren Beschlüsse einem Vorstande, dem Archithiasen, zur Ausführung überlassen sind. Einen wesentlichen Abschnitt ihrer „synodalen Tagesordnung" bildet das mit Opfern verbundene Gemeindemahl, welches dem christlichen Abendmahle entspricht; gewöhnlich findet auch in jedem Monat eine feierliche „Herren"-Versammlung statt; es gibt Zusammenkünfte, in denen Neulinge unterrichtet werden, es finden feierliche Taufen statt.

Die Thiasen besitzen Vereinsvermögen, gewähren ihren Mitgliedern, im Bedarfsfalle, Unterstützung sowie zinsfreies Darlehen und sorgen für ein anständiges Begräbnis ihrer Verstorbenen. Die Genossen sind zu gegenseitiger Herberge und Gastfreundschaft verpflichtet, wodurch diese Gesellschaften z. T. einen zwischenvölkischen Zug erhalten. Die Hetärien waren Geheimbünde, und man hat ihnen, so wie den Freimaurern, auch politische Bedeutung zugeschrieben; es mochte in einigen Fällen zutreffen, im all-

gemeinen aber richtete sich ihr Augenmerk nicht auf Politik, sondern auf den genossenschaftlichen Schutz vor deren Verheerungen. In dem gleichen Rahmen bestanden auch Handwerker-Verbände und Innungen, ganz wie im germanischen Mittelalter, auch Genossenschaften, die ihr Trinkwasser aus gemeinsam unterhaltenen Brunnen schöpften und gleichfalls durch Weihen und Bräuche zusammengehalten wurden — man kennt dergleichen auch aus dem Rheingau. Auch Lehre und Weltanschauung übermittelten alle diese Vereine ihren Genossen: ich habe schon von den dionysischen und eleusinischen Mysterien geredet. Ihr Inhalt schloß sich an den Grundgedanken an, den die Schöpfungsgeschichte in das Wort zusammengefaßt hat: „Und es wurde Abend und wurde Morgen — der erste Tag." Es war die Lehre vom sterbenden und wieder auferstehenden Gotte, vom Kampfe des Lichtes mit der Finsternis, des Frühlingswehens mit der Winterstarre, der Heilskräfte mit den Mächten des Verderbens. Dieser Gedanke wiederholte sich in den Bekenntnissen der Geheimbünde, und er tauchte in den Philosophien auf; auch die persische Religion war auf den gleichen Grundgedanken eingestellt, wir waren demselben schon am Anfange des philosophischen Denkens bei den Oceaniern begegnet.

Als Cook auf seiner Entdeckungsfahrt nach Hawai gelangte, fand er daselbst feierliche Veranstaltungen, die kaum in einer Hinsicht von den eleusinischen Mysterien abwichen. Das amerikanische Bureau für Völkerkunde hat sich, in zwölfter Stunde, das Verdienst erworben, Nachrichten über diese Veranstaltungen zu sammeln, ehe sie dem Gedächtnisse der Eingeborenen vollends entschwinden. Es konnte festgestellt werden, daß sich die Schauspieler bei diesen Feiern den gleichen Reinigungsbräuchen unterwarfen, wie im alten Eleusis, und daß das Schauspiel selbst, hier wie dort, in einer heiligen Abendmahlsfeier gipfelte. Das Spiel trug den

kennzeichnenden Namen Hula; man vergleiche germ. Hulathing-Tanzthing.

Wir müssen annehmen, daß hier wie in Eleusis wie in den germanischen Gauen, wo nur immer dergleichen Feiern veranstaltet wurden, die durch göttliche Weihen Verbundenen an dem Glauben festhielten, daß auf alle Not — noch einmal Erlösung, auf den Tod — Auferstehung folgen werde — und sie sahen diesen Glauben in dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter bestätigt, der sich ihnen auch im Leben und Sterben ihres jeweiligen Erlösergottes zu gemütvoller Gewißheit erhob. „So sicher als Osiri lebt“ — heißt es in einem ägyptischen Totengebet — „soll auch er (der Tote) leben, so sicher als Osiri nicht sterben kann, soll auch er nicht sterben, so sicher als der Gott nicht vernichtet wird, soll auch er nicht vernichtet werden.“

Ich glaubte alles dies vorausschicken zu sollen, damit meine Leser, die mir soweit gefolgt sind, nunmehr imstande seien, sich die Frage nach dem Ursprunge des christlichen Gedankens mit mehr Unbefangenheit zu beantworten; es wird ihnen nunmehr klar sein, daß vieles was bis jetzt gesagt worden ist, sinngemäß, auch von dem indischen Krischna wie von jenem Erlösergotte gilt, den die Griechen Christus genannt, in dem die syrischen Bauern, die unter Hypothekenlasten keuchten, ihren Tröster und Retter gefunden hatten, bis er, unter der Gunst der Zeiten, seinen Eroberungszug über das römische Reich genommen hat. Derselbe erscheint uns selbst im Lukas-Evangelium noch in seinen älteren, vedischen Gewändern.

Die um diesen Gott versammelte Gemeinde mit ihrem frommen Glauben an den Tag der Erlösung, ihren demokratischen Ansprüchen, ihrer Armenpflege und Verbrüderung, ihren Sinnbildern und Opfern — liegt ganz im Rahmen jener Bildungen, die wir betrachtet haben. Ein Paulus, wes Geistes Kind er immer sein mochte, wenn er aus Syrien nach Klein-

Asien oder Griechenland kam, brauchte hier nicht erst eine Gemeinde zu gründen, für die es noch kein Vorbild gab: er fand sie, wohl vorbereitet und geübt in der Pflege des Lebens und im Besitze alt-ehrwürdiger Lehren, Bräuche und Zeichen, um ihren Gott vereinigt; stützte er sich dann auf so zündende Worte wie jenes: man solle dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verbinden oder: der Arbeiter sei seines Lohnes wert und — die Letzten würden die Ersten sein — so war er des Beifalles seiner Hörer gewiß und konnte getrost der Zeit entgegenharren, wo der ältere Gott selbst dem Jüngeren mit den Worten Platz machen würde: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Die Johannesthiase

Die Evangelien berichten denn auch ausdrücklich von einer solchen Einführung, wenn sie den älteren Johannes zum Täufer Christi machen. Jener ist allem Anscheine nach der Gott einer vorchristlichen Thiase. Er predigt, wie Jesus, eine bessere Greechtigkeit, wie dieser fordert auch er von den Menschen: Reinheit und Gerechtigkeit; er verschmäht Formelwesen und Gesetzwerk; nicht trennt er die Menschen in Auserwählte und Verlorene; sondern er wendet sich, gleich Buddha, an alle — an die Kinder Gottes: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken, deshalb sprecht nicht: wir haben Abraham zum Vater!" Kein Vorrecht der Geburt und keine Kaste mache den Menschen zum Kinde Gottes, wenn nicht Herzensreinheit und fromme Gesinnung; alle seien in gleicher Weise zum Glauben und zur Buße gerufen, denn alle harren des Herrn; dessen Tag aber ist nah: „schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt."

Die Genossen der Johannesthiase werden Jünger genannt, ihnen wird, nach Markus 1,4, die Bundesweihe erteilt — zur Vergebung der Sünden; es geschieht in

der Taufe; Apostelgeschichte 1, 5 ist von solchen Jüngern die Rede, die nur auf den Namen des Johannes getauft seien und noch nichts „vom heiligen Geiste" wüßten, auch 18, 25 von einem Juden mit Namen Apollo aus Alexandrien, der allein von der Taufe des Johannes wußte.

Nach dem älteren Evangelium hat Johannes nichts mit den Sadduzäern zu tun; ihn trifft der volle Ha des jerusalemitischen Priesteradels, dessen Selbstgerechtigkeit er mit scharfen Worten geiselt — schärfer noch wie Christus; in eisiger Strenge, macht er ihm, ja dem ganzen Volke, die Rechnung; er redet von Strafe und Gericht und will von keiner Gnadenfrist mehr wissen. Man kann es begreifen, daß dieser bittere Ernst nicht den Beifall fand wie das milde Erbarmen des Christengottes, der zugleich ein Gott der Frohen und Jauchzenden war.

So ruht denn der christliche Gedanke nicht, wie es die Kirche glauben machen will, in sich selbst; er hat seine Bausteine aus allen Tempeln der Welt zusammengetragen — alles was der Zeit entsprach und was die Gemüter bewegen konnte — und dazu gehörten nicht bloß Weihen und Geheimnisse, sondern auch die Taggedanken der Philosophen und die volkswirtschaftliche Erkenntnis; aber alles dies wurde doch erst im Geiste des Einem lebendig, indem es jeder Vergleichung spottet.

Der geschichtliche Christus

Mit diesen Hinweisungen glaube ich einer Frage genug getan zu haben, die jüngstens die Öffentlichkeit beschäftigt hat, der Frage: Hat Christus gelebt? Der Streit ist schon aus dem Grunde müßig, weil, auch wenn er gelebt hätte, der Bericht nicht ohne die Dichtkunst ausgekommen wäre, ehe er in den Herzen lebendig ward. Einige glaubten darin den stärksten Beweis für den geschichtlichen Jesus gefunden zu haben, daß ihn

uns die Evangelien in so greifbarer Wirklichkeit vor Augen stellen: sie vergessen aber, daß man Gleiches von jeglichem echten Kunstwerke sagen kann: von einem Faust oder Hamlet oder von dem Moses des M. Angelo oder der Madonna des Raphael. Übrigens wissen wir aus der Geschichte, daß in der Zeit, da Christus, der frommen Sage nach, lehrend und heilend durch Galliläa und Juda zog, wiederholt Männer aufgetreten sind, die viel Gemeinsames mit dem Jesus der Evangelien hatten. Ich erinnere an den Appolonius von Tyana; auch dessen Geburt war, der Sage nach, von Wundern begleitet; er war früh unter die Weisen getreten und war als Mann, lehrend und Dämonen austreibend, durch das Land gezogen. Sein Weg hatte ihn nach Rom geführt, wo ihm der Prozeß gemacht wurde. Hier hatte er eine Jungfrau unter Umständen aus dem Todesschlafe zum Leben erweckt, die jenen auffällig ähnlich sind, unter welchen Christus die Tochter Jairas erweckte. Und daneben verweise ich hier nochmals auf Pythagoras, aber auch, aus schon geschichtlich erhellten Zeiten, auf den Wunderarzt, Reinigungspriester, Zauberer und Philosophen — Empedokles von Akragas, der, mit Kränzen und Binden geschmückt, wie ein Gott verehrt, von Stadt zu Stadt zog, vom Volke befragt: „wo doch zum Heile die Straße?“ — er, der in der Wucht und Würde seiner Persönlichkeit, als Mystiker und Politiker in die irdische Gegenwart seiner Zeitgenossen regelnd eingriff und über alle Zeit und Zeitlichkeit hinaus auf ein seeliges Gottesdasein als das Ziel des Menschenlebens hinwies? Und hat nicht auch um ihn die fromme Dichtung ihre Fäden gesponnen?

Die Zeiten erzeugten solche Erscheinungen wie das Mittelalter seine Faustgestalten. Wie heute Sänger, Geiger und Schauspieler, so waren in der römischen Kaiserzeit die Götter die Helden des Tages. Der Dichter Petronius läßt eine Buhlerin sagen:

„Unsere Gegend ist so voll von gegenwärtigen Gottheiten, daß man leichter einen Gott denn einen Menschen findet."

Unter diesen Umständen kann denn auch von einem geschichtlichen Jesus der römischen Kaiserzeit in dem harmlosen Sinne der Gläubigen nicht wohl die Rede sein; die Evangelien sind eine Legendensammlung, die sehr verschiedenen Quellen entstammt; selbst Prof. Köhler in Halle bekennt, daß wir kein verbürgtes Wort aus Jesu Munde kennen, während A. Kalthoff den geschichtlichen Jesus für jeden als überwunden ansieht, der nur einigermaßen mit den Grundsätzen unserer heutigen Geschichtsforschung vertraut ist. Demgemäß sprechen denn auch neuere Theologen, so O. Pfeiderer (Urchristentum), Gunkel (Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des neuen Testamentes) und andere es offen als ihre Meinung aus, das Christentum sei aus vorchristlichen Glaubensformen entstanden, und sie schließen in dies Urteil besonders auch das Paulinische Christentum ein.

Eine solche Prägung fand dieser Gedanke auch bei Kalthoff, der das Christentum nicht als das Werk eines einzelnen Religionsstifters ansah, sondern als ein gewordenes Ergebnis kirchlichen Gemeindelebens; die Kirche wäre nach ihm älter als Christus, weil sie, lange vor den christlichen Zeiten, schon anderen Kulten gedient hätte. Wir dürfen, nach Kalthoff, bei dem Namen Jesu, oder, wie die apostolischen Väter meistens sagen, bei dem Worte „der Herr" so wenig an eine geschichtliche Erscheinung denken, wie bei dem Namen Zeus oder Kybele. Für die ersten Christen war Jesus die Verkörperung einer gemeinsamen inneren Anschauung; nach dem Barnabasbriefe ist diese Anschauung uralt: „Der Herr hat schon aus dem Gesetz und aus den Propheten zu den Menschen geredet." Pseudo-Ignatius eifert in einem Briefe an die Gemeinde von Smyrna gegen jene, die nicht glauben wollen,

daß Christus noch immer im Fleische sei, und dementsprechend redet auch Paulus von der Gemeinde als dem „Leibe Christi“. Dieser Apostel frägt gar nicht nach einem geschichtlichen Jesus, wobei aber in Betracht zu ziehen ist, daß auch von dem geschichtlichen Paulus nicht sehr viel übrig bleibt, wenn man alles das in Abzug bringt, was Kenner der Schrift als eingeschoben erklärt haben.

Unter solchen Umständen ist es aber gleich verkehrt, wenn einige sagen: es hätte nie einen geschichtlichen Jesus gegeben; und gleich verkehrt ist die Behauptung, daß die Evangelien als geschichtliche Berichte zu gelten hätten. Man kann nur wiederholen, daß alles was von entrückten Geistern lebendig bleibt, am Ende die Erinnerung ist, die nur insofern auf die Seelen der Nachfolgenden Einfluß übt, als sie zum Kunstwerke ward. Ist dies Werk mit göttlichem Öle gesalbt, so wird es auch zum Gefäße des Ewigen. Ein solches Bild aber ist auch uns die Gestalt des Nazareners.

Dem Gläubigen freilich mag dies nicht genug sein: für ihn ist der im Geiste des Künstlers auferstandene Jesus der wirkliche Gott, der zur Erde niedergestiegen war, um die Leiden zu lindern und die Menschen aus Not und Tod zu retten, der sein Werk, in Erfüllung eines ewigen Heilsplanes, vollbracht hat. Dieser Glaube macht ihn selig: sollte er da noch an der Wirklichkeit seines Gottes zweifeln?

Den gebildeten Römern aber war das Christentum unverständlich, ja, es fiel ihnen auf die Nerven. Das Dunkel, welches über dieser Sekte lag, beunruhigte sie, zumal sie Juden und Christen nicht streng auseinander hielten. Von den Attisgläubigen wußten sie, daß sie ihrem Gotte, ähnlich den Juden, zum Osterfeste blutige Opfer darbrachten und daß der religiöse Wahnsinn dort an der Tagesordnung war: warum sollte man sich dergleichen nicht auch von den Christen versehen, die sich für den ferner Stehenden kaum in einem Stücke

von jenen unterschieden? Die Römer waren jeglichem Halbdunkel abgeneigt, und so hielten sie sich denn verpflichtet, Christengesetze zu machen, so wie wir uns eine Zeitlang vor der gottlosen Arbeiterthiase der Sozialdemokraten durch Sozialistengesetze zu schützen suchten, bis wir uns überzeugten, daß damit nicht viel auszurichten sei, und man das Übel nur vergrößerte. Von dem Rom Nero's die Erkenntnis erwarten, daß in diesen verachteten Bettel-Gesellschaften, mit ihren verstiegenen Forderungen und Kopfstellungen, die Hoffnung einer nicht mehr fernen Zukunft liege, wäre albern gewesen, aber die soziale Wurzel des Christentums auch heute noch nicht erkennen und in ihm nur den Seelenzauber erblicken, so wie es von Seiten einiger unentwegter zeitgenössischer Theologen geschieht, ist noch verrückter. Man kann ihnen den Wahrsager, Zauberer, Totenerwecker, ja den Gottessohn überlassen und wird dann in Jesus um so eher erkennen was er den Gläubigen der ersten christlichen Jahrhunderte vor allem und zunächst gewesen ist — den „Herrn" ihrer frommen Brüderschaft, in der sich der Widerspruch gegen römisches Wucherrecht und judäische Tücke verkörperte, oder, wenn man will: die Verkörperung der sozialen Frage im kaiserlichen Rom. Wir stehen in dieser Erkenntnis mit Jesaja vor dem ringenden Menschen, in dem die Sehnsucht nach einer neuen und besseren Gerechtigkeit lebendig ward.

Das Juden-Christentum: Wenn diese Sehnsucht um das Jahr 750 der Stadt Rom auch in Palästina alle Herzen ergriff, so kann man es wohl verstehen. Der schon immer vorhandene Gegensatz zwischen dem Norden des Landes und Juda war niemals ausgeglichen gewesen. Das Mißtrauen, welches die Bauern den neuen Herren (Esra und Nehemia) entgegenbrachten, hatten diese zwar durch das Scheinmanöver eines Schulderlasses zu beschwich-

tigen gewußt, so konnten sie die Stadtmauern erneuern und fanden Zeit, eine arabische Schutztruppe aufzustellen; dann aber begann das alte Verfahren von Neuem; wieder wurde in Jerusalem Recht gesprochen, Geld gewechselt, es wurden Hypotheken eingetragen und Gottesdienst gehalten — vor allem aber Schätze gesammelt; unterdessen träumten die Israeliten in ihren Städten und Dörfern den alten Friedenstraum und trösteten sich bei dem Gedanken an einen König, der vom Himmel niedersteigen würde — bis sie der Wucherschlinge und dem Schächtmesser verfielen; es war eine Wiederholung der Zeit des Jesaja und Jeremiae — da mußten auch die alten Verheißungen wieder in den Herzen lebendig werden.

Aber die Zeit hatte, wie eine jede, ihr Besonderes. 300 vor Christi hatte Rom in Palästina Kelten (Gallier-Galater) gegen die Perser angesiedelt. Mit diesen war ein Geist der Auflehnung und des Aufruhres in das Land gekommen. Das Land befand sich in dem letzten vorchristlichen Jahrhundert fast ununterbrochen im Aufstande; die Bauern, unter denen sich viele griechische Kolonisten befanden, nahmen ihr Schicksal nicht mehr geduldig hin; sie rotteten sich zusammen und wehrten sich. Daß sie sich, wie die Makkabäer, als rassenechte Hebräer ansahen, ist so wenig verwunderlich wie der Umstand, daß wir uns heute in Deutschland für Germanen halten, während wir doch allesamt Slaven sind.

Die Evangelien lassen Jesu Wiege in Galliläa stehen, also gerade in einer Landschaft, die vermutlich am dichtesten mit Galliern bevölkert war. Dieselbe stand bei den Juden in so üblem Ruf, daß sie zu sagen pflegten: „Was kann von Galliläa Gutes kommen!" Von da aus zieht Jesus nach dem See Genezareth, zögernd, als ahne er, was ihm bevorstehe. In Juda ereilt ihn sein Schicksal. Vom Tode erstanden, erscheint er seinen Jüngern wieder in Galliläa. Die erste christliche Kirche

soll in Antiochia am Orontes gestanden haben. Ihr Erbauer, Paulus, der rabbinische Eiferer, stammt nicht aus Juda, so wenig wie die meisten Propheten. Die Juden wußten mit Jesus nichts anzufangen als ihm den Prozeß zu machen, sie, die Wechsler, Pharisäer und Schriftgelehrten, die Mückenseiher und Kameleschlucker. Auch die bildende Kunst kennt nur einen Jesus — den Arier; die fromme Sage berichtet, sein Haar sei von der Farbe der Haselnuß gewesen. Wo man Jesus einmal als Juden abgebildet hat, da erregte es Befremden. Die Züge, die ein judäischer Christus getragen hätte, wären jene eines Lassalle, Singer, Adler gewesen. Fing das tägliche Gebet der Juden mit den Worten an: „Gott unserer Väter, großer, mächtiger, furchtbarer Gott, allerhöchster Gott!" — so lehrte Jesus den Seinen die schlichte Anrede: „Vater unser, der du bist im Himmel und auf Erden!" Ihm galt das Scherflein der armen Witwe mehr als die Schatzspende des Reichen, und der verlorene Sohn war seinem Vater willkommener als der Gerechte und Selbstgewisse.

Paulus

In die Verinnerlichung und fromme Einfalt der Christengemeinde kam ein ganz neuer Geist mit Paulus. Dieser Apostel stammt aus einer karischen Landschaft, deren Bewohner noch zu des Pompejus Zeiten den Schrecken der griechischen Gewässer bildeten; sie galten als berüchtigte Seeräuber. Nun hatte die Zeit Kaufleute und Eiferer aus ihnen gemacht. Als Paulus noch mit Teppichen oder Zelten handelte, nannte er sich Saulus und galt als Christenverfolger. Seine Wandlung geschah durch ein Gesicht; trotzdem er mit den Jüngern Jesu in Verbindung stand, weiß er eigentlich nichts von Jesus; er berichtet (Gal. 11) nur, wie er, nachdem er seinen Geist verspürt habe, zugefahren sei, ohne sich viel „mit Fleisch und Blut" darüber zu beraten.

Ich hörte einen evangelischen Geistlichen sagen: Die christliche Kirche, ohne die das Christentum, eine Seele ohne Körper, nach menschlichem Ermessen, sehr bald der Vergessenheit anheim gefallen wäre, sei in der Stunde gegründet worden, da Paulus, im syrischen Antiochia, einen Streifen Landes erwarb, darauf ein Bethaus errichtete und Land und Haus in das Grundbuch eintragen ließ; freilich habe er damit den Zorn der Juden-Christen in Jerusalem erregt, die erklärten, er hätte besser getan, die christliche Habe in die Herzen der Gläubigen einzutragen und deren leidenschaftliche Sprecher in dem Apostel den Verderber des Christentums erblickten. Aber in jenem Widerstreite der Meinungen — so fuhr der Kanzelredner fort, habe Gott selber das Urteil verkündet, indem er zuließ, daß sich das paulische Christentum über den Erdkreis verbreitete, während das Judenchristentum sehr bald in Vergessenheit geriet. Eine solche Schlußfolgerung ist indessen, nach meinem Bedünken, nicht recht überzeugend, denn auf diesem von Jahveh geschaffenen Erdenrund ist der Erfolg nicht immer ein Beweis der Tugend, vielmehr ist da das Niederträchtige, nach einem bitteren Worte Goethes, nur zu oft das Mächtige.

Die Sage hat auch um Paulus ihre Fäden gesponnen, und manche wollen in seinen Worten und Werken nur den Querschnitt durch eine Richtung des Christentums erkennen. Diese Richtung verhalte sich zu dem Juden-Christentume wie der Weltsozialismus von heute zu dem Bekenntnis einer völkisch-sozialen Arbeitergruppe. Nach ihrem inneren Wesen baute sich die neue Richtung auf den Aberglauben auf, zumal auf den Blutaberglauben, den sie in die schlichte Abendmahlsfeier der Juden-Christen trug. Hatte Jesus verkündet: „Das Reich Gottes ist nicht hier oder dort, es ist inwendig in euch!“ so haftet es seit Paulus lediglich an greifbaren Dingen — am Kreuz und am Altar. Für diesen ist der Gottessohn der Seelenzauberer, als der

er bis heute im Geiste eines Harnack erscheint, die Kirche aber ist für ihn nur noch eine Genossenschaft zur Erlangung jenseitiger Vorteile.

Nach Paulinischer Auffassung sind die Menschen, durch Adams Fall, vor Gott verschuldet, zu ewiger Höllenstrafe verurteilt, und dieser Schuld vermögen sie nur durch übernatürliche Einflüsse ledig zu werden — nämlich durch Teilnahme an dem Verdienste Jesu, der durch seinen Opfertod die Hölle überwunden hat. Denn sein Verdienst überwiege alle Sünden der Welt. Diesen Gnadenschatz — das Verdienst Christi — hat die Kirche in Verwahrung genommen, aus ihm reicht sie den Sündern ihr Mittel gegen das Böse, ihre Medizin der Unsterblichkeit (pharmaocon athanasias).

Jesus aber befähige zu dieser Tat der Umstand, daß er nicht bloß Mensch, sondern auch Gott sei — nämlich die zweite Person in der Dreiheit. In dieser orphischen Figur liegt aber ein innerer Widerspruch. Christus der Gott erwirbt sich ein Verdienst vor Gott: er ist zugleich der erzürnte Rachegott und der Geist der Versöhnung. Das ist reichlich menschlich gedacht. Die Späteren haben dies auch durchgefühlt, und es ist wohl über nichts soviel gestritten worden, als über dies Gedankengebilde. Der englische Bischof B e r k e l e y gelangte zu dem Ausspruche: „credo quia absurdum!" — ich glaube es, weil es widersinnig ist! Die Kirche aber beruhigte sich bei dem tatsächlichen Ergebnis: ihr war mit dem „Verdienste Christi" eine Macht in die Hand gegeben, die, solange sie Anerkennung fand, alle anderen Mächte der Erde übertrumpfte. Der Priester wurde als der Träger dieser Übermacht, selbst zum Gotte, indem er alle Natur und Ursächlichkeit mit Hilfe des Sakramentes durchbrach; freilich zerbrach er damit auch das Beste im Menschen selbst — das ihm angeborene Ringen nach Licht und Leben, die Sehnsucht nach dem Heil, die sich in einem Gipfelpunkte der Geschichte in dem Jesus der Evangelien

verkörpert hatte: er tötete den Gott im Menschen und setzte das religiöse Erleben hinfort auf eine Buchrechnung herab.

Dieser Paulinische Gedanke will sich durch das Mysterium von der göttlichen Gnade ergänzen; in dieser hat sich die Gottheit, dem Anscheine nach, ein höheres Entscheidungsrecht über das Menschenschicksal vorbehalten. Wenn aber der Mensch der Sünde und deren natürlicher Folgewirkung in einer mechanischen Auswirkung des Sakramentes ledig wird, so ist die Gnade Gottes nur noch ein belangloses Schmuckstück im Aufbau des christlichen Gedankens: entweder sie oder das Sakrament!

Paulus war kein Denker; seine Stärke lag in Wortstellungen; aber auch damit konnte er den griechischen Sophisten nicht in die Augen stechen: einer nannte ihn eine lahme Krähe, die wohl hüpfen, sich aber nicht aufschwingen könne; seine Art des Denkens, welches das Ergebnis vorwegnahm, indem es sich auf im vorhinein feststehende Zwecke einrichtete, bildete hinfort die Denkweise der Kirche; nur einzelne selbständige Geister wagten noch, sie zu durchbrechen; sie waren aber meist der Verfolgung preisgegeben. Die Kirche kannte die Menschen, wie unsere heutige Demokratie dieselben kennt und wußte sie ihren Absichten gefügig zu machen: schon stellen sich Bischöfe und Könige in ihren Dienst! Um das Jahr 200 nach Christus ist der Bau der Kirche vollendet: der große Schuldentilgungstempel der Welt; ihre Annahmen sind allgemein gültig und anerkannt; Zweifel hat ewige Verdammnis und irdischen Tod zur Folge; im Sinne der griechischen Gemeindeverfassung rächt sich die Sünde nicht nur an dem Schuldigen, sondern zugleich an allen, die mit ihm zusammenwohnen; sie suchen sich seiner zu entledigen, was am besten durch Steinigen geschieht, weil sich an dieser frommen Handlung die ganze Gemeinde beteiligen kann.

Das Paulinische Christentum geriet auch insofern in Widerstreit mit dem Christentum der Evangelien, als es die Lehre aufbrachte: der Christ stehe über dem Gesetz, während Jesus ausdrücklich verkündet hatte, er sei gekommen, es zu erfüllen. Paulus hatte das Gesetz freilich mit dessen Ausartungen verwechselt — den Kern mit der Schale; er dachte, wenn er vom Gesetz redete, an die rabbinischen Speiservorschriften, nicht aber sah er darin die verschütteten Brunnen des Lebens, nicht das göttliche Anrecht auf die Scholle, nicht das Schutzgebot jeglichen ehrlichen Werkes, nicht die großen bewirkenden und gestaltenden Zusammenhänge aller Dinge des Himmels und der Erde — alles dies kümmerte ihn nicht; ist es da ein Wunder, wenn das, was er den Menschen im Namen der Freiheit brachte, nur eine neue Art der Knechtschaft war, die auf Aberglauben und Wundersucht beruhte? Freilich hätte der Christusweg, wenn ihn Paulus gegangen wäre, der Kirche weniger rasche und sichere Erfolge gebracht: vielleicht hätte das Christentum in Wirklichkeit vergessen werden und durch neue Formen der Andacht ersetzt werden müssen: aber stehen wir nicht heute, nach bald 2000 Jahren vor der gleichen Erkenntnis und vor der Aufgabe, vom neuem dort zu beginnen, wo Christus durch Paulus abgelöst wurde, bei der Erschließung der gottgeschaffenen Kräfte des Gemütes und Geistes, einem Unterfangen, bei dem man freilich nicht auf den augenblicklichen Beifall der Menge zählen kann? Vielleicht hätte es, wenn die Kirche diesen Weg gegangen wäre, niemals ein triumphierendes Christentum gegeben, aber vielleicht hätten die Menschen dann auch niemals vergessen, was schon Moses wußte, daß der Grund und Boden keine Handelsware sei, die man, zu persönlichen und kirchlichen Vorteilen, verpfänden und verkaufen dürfe, daß der Mensch aber ein Fremdling auf dieser Erde sei. Alles dies war nun dahin. Mit der Paulinischen

Scheinfreiheit war in Wirklichkeit eine Neuauflage der alten Knechtschaft über die Menschen gekommen: die Knechtschaft eines neuen Bundes, über dessen Beschränktheiten und Aberglauben die Weistümer der Jahrtausende, das rettende Gesetz, in Vergessenheit gerieten. Dafür tauchte der alte Bundesgedanke des Abraham und Mose wieder in dem Christus-Petrusvertrage auf. Aus dem frommen Kinderglauben der Evangelien aber entstand die Weltreligion und so auch die Kirche der Deutschen.

Das deutsche Christentum

Den in das römische Reich eingedrungenen germanischen Stämmen war das Christentum seit dem 4. Jahrhundert gepredigt worden. Am Ausgange des 8. trug es Karl d. Gr. in die von Rom noch unberührten deutschen Gaue. Nun war das Christentum vom Beginn nicht nur eine Angelegenheit der Seelen, sondern auch der Politik, woraus sich denn auch der blutige Verlauf des Bekehrungswerkes ergab, das wir, wollen wir gerecht sein, aber nicht mit empfindsamen Augen betrachten dürfen. Deutschland war ja schon damals eine Trümmerstätte, auf welcher der Notdurft ein Unterkommen geschaffen werden sollte. Im Allgemeinen kamen die germanischen Stämme der neuen Lehre ja auch mit offenen Herzen entgegen, die ihrem auf Eroberung gerichtetem Sinn neue Welten erschloß. Hatten sie bislang das römische Weltreich in allen Himmelsrichtungen durchzogen, so wanderten sie jetzt in Gedanken durch die Gefilde eines erträumten Jenseits; aber auch dies war ihnen kein ganz fremdes Gebiet. Odhin versammelte schon seit lange seine gefallenen Helden in Walhall: nun lernten sie die Schauer einer noch ferneren himmlischen Seeligkeit erkennen. Auch das Kreuz war ihnen ein bekanntes Heilszeichen: Odhin war, wie Christus, ein Hängegott, und auch Balder war den Ränken des Bösen erlegen. Sie

gehörten, wie der neue Lichtgott, zu den stolzen Bejahern des Lebens und glaubten an den Sieg der Guten über Not und Tod; auch sie waren immer zum Sterben bereit und ihrem Heerführer, als der ihnen Christus im Heliand erscheint, in Heldentreue verbunden.

Auch die gesellschaftlichen Ansprüche der neuen Lehre lagen den Germanen und Sachsen nicht so fern als manche glauben. Die Kulturentwicklung hatte schon in vorchristlicher Zeit auch in den rein germanischen Landschaften eingesetzt — man lese das Beowulflied oder die isländischen Novellen; selbst die Einehe, eine maßstäbliche Richtlinie auf dem Wege der Verfeinerung, war in germanischen Ländern schon in den vorchristlichen Jahrhunderten verbreitet, natürlich nur stufenweise — von Nord nach Süd, von Ost nach West.

Alles dies muß man festhalten, um zu begreifen, daß das Christentum für die Deutschen keine Umkehr ihrer Entwicklung brachte, sondern nur eine, wenn auch nicht unwesentliche innere Wandlung — dies umsomehr, als das selbständige Denken und Sinnen der Germanen die christlichen Gedanken und Sinnbilder vom ersten Tage an nicht duldend hinnahm, sondern umgestaltete: so wie die germanischen Meister des Cinquecento die klassischen Bildwerke, anders wie die Römer, nicht sklavisch nachahmten, sondern in neuen und eigenen Schöpfungen über sie hinauswuchsen, so machten die Germanen auch aus dem römischen Christentum ein Neues und Besseres. Schon A u g u st i n, der in jungen Jahren bei den Römern in die Schule gegangen, dann aber, in heißem Herzensdrange, bei den persischen Mystikern eingekehrt war und sich bei alledem den großen Sinn und das reine Herz bewahrte, hatte der Christenheit neue Wege gewiesen. Er war, wie Goethe, der Sohn einer seelenvollen Mutter. Um dessen Heil besorgt, flehte diese den Bischof von Mailand fußfällig,

daß er den Sohn bekehre. Der Vielbeschäftigte hatte ihr aber die Türe gewiesen, rief indessen der Lautaufschluchzenden dann die großen Worte nach: „Sei getrost, Weib, ein Sohn so heißer Tränen kann nicht verloren gehen!" Augustin hatte sein Herz dazumal an eine hübsche Römerin gehängt; H a r n a ck nannte sein Christentum im ganzen ein „getröstetes Sündenbewußtsein"; wie groß Augustin aber über die Sünde dachte, erhellt daraus, daß er sie eine „Verletzung der ewigen Ordnung" nannte. Sein Streben ging in reifen Jahren dahin, auch den „auf die Sünde gestellten" Staat unter diese göttliche Ordnung zu stellen — ihn in den „göttlichen Heilsplan" einzuordnen. Dabei hat er nicht nur dem Staate, sondern, lange vor Luther, auch der Kirche die Rechnung gemacht: Geldgier und Wucher nannte er Geldgier und Wucher — gleichgültig ob sie sich bei Laien oder Priestern fanden — Burgen der Sünde; er redete von den Reichen — als von einer „seßhaft gewordenen Räuberbande". Von allen Klerikern und Mönchen verlangte er, daß sie sich ihr täglich Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen sollten; und wenn einer in die Lage käme, seinem Nächsten zu leihen, so sollte er nicht mehr zurück verlangen, als er ihm geliehen habe. Ähnlich redete ja auch Luther, redeten auch die großen Päpste des Mittelalters, die den Klerikern die Gesetzbücher des Justinian verboten und sie „Bücher des Teufels" nannten, daneben aber in einigen Fällen, gegen die unbeholfenen Ostgoten, Arianer und hohenstauffischen Kaiser den sozialen Gedanken vertraten, im frühen Mittelalter aber einen fast ununterbrochenen Kampf gegen das wucherische Judentum führten — immer wieder verkündend, daß es sich hier nicht um Kirchenfragen oder gar um die Religion, sondern ganz einfach um das Dasein der christlichen und werktätigen Bevölkerung handle. Da trotzdem eine unerhörte Verschuldung an die jüdischen Händler Platz greift, wirft die Kirche diesen die Bettelorden entgegen; diesen

verdankt das deutsche Bürgertum seine Errettung aus Sklavenketten, ohne daß eine in gleicher Weise bedrohte Gegenwart daraus eine Lehre zöge.

Die Juden geben sich dabei, wie gewöhnlich, als die um ihren Glauben Verfolgten aus. In Spanien nahmen sie, zum Scheine, das Christentum an, worauf sie die Kirche von innen heraus so gründlich zersetzten, daß sie sich bis heute nicht wieder von ihrer Judenkrankheit erholen konnte — dieselbe spanische Kirche, die es, ein Jahrhundert vor Luther duldete, daß ihre Söhne die Bibel in die Landessprache übersetzten und in alle Häuser trugen. Als Mariannen hatten die Juden dann in Spanien alle höheren Amtsstellen, einschließlich die Kirchenämter, mit den Ihren besetzt. So waren auch die Inquisitoren und Ketzerrichter, die Torquemada und Desa, Juden, während sich auch Loyola auf den Schächterarm des Juden Polanko stützte. Auf den Synoden des Mittelalters herrschten die Juden vor; verjudete Prälaten fälschten den Sinn der Menge. Der päpstliche Legat Alexander, der 1521, auf dem Reichstage zu Worms, die Anklage wider Luther vertrat, war ein Jude: „ob er getauft sei“, schrieb dieser, „wisse man nicht!“

Indessen schritt die deutsche Kirche durch alle diese Hemmungen hindurch und spannte an den Widerständen ihre Kraft. Sie vollendete ihr Werk in einer geschlossenen Weltanschauung. Mit einer großen Gebärde, mit weltentiefem Ernst fordert Th. v. Aquin die Christenheit auf „die göttlichen Zweckgedanken aus dem Bereiche des Geistes und der Gnade auch auf die irdische Gesamterscheinung zu übertragen,“ mit nerviger Hand trägt des Bergmannes Sohn das verschüttete Evangelium ans helle Tageslicht, nachdem sich in seiner Seele die ungeheuerlichste Gewitterspannung entladen hatte, eine Spannung, die, nachwirkend, die halbe Welt erschüttern sollte.

Luther war der letzte Deutsche, der noch ganz unzweideutig, aus seiner angeborenen Natur, dachte und redete, ein Bild des ungeteilten Vollmenschen: „Der Geist hat mich hinaufgeführt" — so erklärte er — „wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind!" Was wir ihm zu verdanken haben, sagt Goethe, wissen wir noch gar nicht, aber frei seien wir durch ihn von den Fesseln geistiger Borniertheit geworden und instand gesetzt, mutvoll, mit festen Füßen, auf dieser Erde zu stehen, uns fühlend in unserer gottbegnadeten Natur.

Dieser merkwürdige Mann, der so grob sein konnte, dem so leicht die Zornesader anschwoll, hatte doch die zartesten Töne auf seiner Laute; er betritt in Leipzig mit einer Blume in der Hand die Kanzel, und er bringt die Bauern, Bürger und den Adel in Harnisch, nachdem er erkannt hat, daß gefochten werden muß. Er redet zuerst von einem deutschen Volke und schenkt ihm eine gemeinsame Sprache; mit Bewußtsein weist er es zurück, daß fremdes Volk und fremde Macht seinem deutschen Volke Ordnungen und Gesetze vorschreibe: „sich selber soll es in leiblichen und geistigen Gütern regieren und schützen."

In seiner 6. Rede bezeichnet J. G. Fichte den Ursprung der Bewegung, die von Luther ausging: „das Zusammentreffen der auch im gesunkenen Christentume noch immer nicht verstummten Frage nach dem Heile der Seele mit dem Ernste des Deutschen": In den Seelen der anderen habe sich aus jener Frage im Zwielichte der Aufklärung ernster Zweifel und Spott entwickelt — anders in der Seele des Deutschen: hier sei es zu einem schweren inneren Kampfe gekommen, in dem der deutsche Geist den Sieg davon getragen habe, indem er ein neues Reich der Beseeligung und des Glückes erschloß. Nicht außer sich entdeckte er dasselbe, sondern in sich selber — in einem hochgemuten Zustande der Seele; in diesem, nicht in den Dingen und

Werken, erkannte er den Mittelpunkt seiner neugeschaffenen Welt. Nicht die guten und frommen Menschen, sondern ein guter und frommer Mensch vollbringt gute und fromme Werke; deshalb beruht auch sein Wert nicht in seinen äußeren und sichtbaren Erfolgen, auch wird er nicht von Lohn und Strafe bestimmt, sondern allein von seiner inneren Gerechtigkeit.

Wir blicken heute mit Unbefangenheit auf die Bekenntnisse Luthers wie überhaupt auf die religiöse Entwicklung unseres Volkes, und so erkennen wir auch das Verdienst des Protestantismus um den allgemeinen Fortschritt der Geister; deshalb können wir auch nicht mit jenen übereinstimmen, die in ihm, ja, in dem deutschen Christentume überhaupt, eine einzige Verirrung erblicken, die unser Volk aus seiner vorgesehenen Bahn herausgerissen und sich selbst entfremdet hat — wissen wir doch, daß ein jegliches irdische Gebilde in eine widerstrebende Umwelt gestellt ist, die sein Wesen beeinträchtigt, um so mehr, je weiter es sich von dem Gewöhnlichen und Alltäglichen entfernt. Es ist seine Sache, sich zu behaupten oder unterzugehen. Darüber Klage führen, daß es sich nicht behaupten konnte, ist töricht, hemmt die Tatkraft und setzt die Erinnerung und den frommen Sinn herab. Diese sind ja berufen, das Edle, ehe es stirbt, im Geiste festzuhalten und neu zu gebären. Es liegt ja nur in unserer Dumpfheit, wenn unsere Ideale sterben. Hierin aber liegt auch eine große und wirksame Aufforderung, uns nicht mit dem Gegebenen zu bescheiden, sondern, gemäß der Weisung Aquins, das ganze Reich der Sachen und Werke mit einem heiligen Geiste zu erfüllen, und in fruchtbarer und ernster Arbeit, die Stufen der Vervollkommnung emporzusteigen.

Solchem Aufstiege stehen aber im Wege: Wahn und Sünde.

Der Gnadenwahn beruht auf der Einbildung, es gebe zwischen Himmel und Erde Mächte, die das natürliche und gesetzmäßige Geschehen durchbrechen und also auch die Folgen menschlicher Verfehlungen und Sünde hintanhalten könnten. Dieser Wahn, welcher geschichtlich mit dem Grundwesen des religiösen Vorstellens verbunden ist, zieht sich, durch alle christlichen Jahrhunderte — von Paulus über Augustin auch zu Luther; er dichtet der Gottheit, die sich uns in ihren ewigen Gesetzen zu erkennen gibt, eine regellose Willkür und menschliche Schwäche an. Dagegen wußten schon die israelitischen Bauern, daß sich die Sünden der Väter an den Kindern und Enkeln rächen und sie in Not, Tod und Verderben treiben. Es scheint aber, daß dieser Wahn eine besondere Schwäche der Germanen bildet; man beachte: wie sich solche überwachsene Germanisten wie H. St. Chamberlain in diesen Wahn verwühlen.

Die Sünde bildet das zweite Hindernis der Vervollkommnung, sie reizt zur Durchbrechung der natürlich-göttlichen Ordnung und führt die Geschlechter der Menschen in Verwirrung und Verfall — sie zerstückelt die Seelen und verdirbt die Leiber. Man kann jede Religionsgemeinschaft eine Kampfgenossenschaft wider die Sünde nennen; auch das Christentum ist eine solche; indessen hat es ja ein wirkliches Christentum — außerhalb des Geistes seiner Schöpfer — in diesem Sinne niemals gegeben: Sünde, Selbstsucht und Wahnvorstellungen beherrschen auch die christliche Welt.

In seinen vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft erhebt John Ruskin Widerspruch gegen die sündhafte Verfassung unseres ökonomischn Lebens: „Es gibt keinen Reichtum" — so sagt er — „der nicht zugleich Leben ist, Leben einschließlich der Macht der Liebe, der Freudigkeit und

der Begeisterung ..... eine vielleicht wunderlich scheinende Nationalökonomie, aber trotzdem diejenige, die immer Bestand hatte und haben wird. Nationalökonomie, die sich allein auf Selbstsucht gründet, ist nur die Erfüllung jenes Gegensatzes, der einstmals den Streit zwischen den Engeln und dem Drachen entfacht und der Heilsökonomie Verderben gebracht hat. Off. Joh. 12. 7."

Und so wie dieser fromme Engländer hat Lagarde zu uns geredet; aber dieser hat die Gesichtskreise der Heilsökonomen erweitert. Er legte die Sonde an die Wurzel des Christentums selbst, indem er von dem Gedanken ausging: es sei unmöglich, daß ein Ereignis aus dem Jahre 753 der Stadt Rom die Geister auf ewig binden und die Schicksale der Menschen beherrschen könne: das Zeitliche wirke sich im Zeitlichen aus, und das Alte mache dem Neuen Platz: ewig sind nur Natur und Gott. In Wahrheit hätte die Kirche sich schon lange ausgelebt — sie hätte heute nur noch eine politische Bedeutung; ihre Regel hätte sich als undurchführbar erwiesen, ihre Anbetung sei ohne Gewähr, ihr Grund ohne Segen; und er schloß daraus, daß der Staat weder mit dem Katholizismus, noch mit dem Protestantismus, noch gar mit dem Judentum in Berührung treten dürfe, es wäre denn die Rede davon, wie diese Gebilde, rein äußerlich, in den Rahmen der in der Nation umherliegenden Gerätschaften so eingeordnet würden, daß sie deren lebendigen Gliedern so wenig wie möglich im Wege stünden. Indem wir die Kirchen, solchergestalt, sich selbst überlassen, erkennen wir keine derselben als die allein berechtigte oder auch nur als ihrem Wesen nach berechtigt an, wohl aber erkennen wir die ewige Wahrheit an, daß das Leben jenseits der Erde seinen Schwerpunkt hat, d. h. wir Menschen eins sein sollten mit den kosmischen Mächten, mit Gott.

Wenn sich sonach Lagarde aus seiner völlig neu-

zeitigen und zugleich geschichtlichen Denkweise vollkommen klar darüber war, daß der Weg des Geistes über das Christentum hinausgeht, so war es ihm doch nicht vergönnt, diesen Weg in ein neues Reich des Lebens selber zu beschreiten; wie Moses mußte er sich damit bescheiden, das gelobte Land in der Ferne aufblicken zu sehen. Lagarde entwarf das Grundgesetz für einen Neuadel deutscher Nation, aber dessen natürlichen Wachsgrund, die rassischen und züchterischen Gegebenheiten, erkannte er nicht; er hatte mit Ibsen wohl die Heil- und Zuchtlosigkeit der Zeit bis auf den Grund erkannt, ohne indessen einen Ausweg aus ihren Verstrickungen zu finden.

Die ersten Versuche, diesen Ausweg zu erschließen, stammen merkwürdigerweise nicht aus dem Tagbewußtsein unserer Denker und Künstler, sondern aus religiöser Schwärmerei. Es waren anglikanische Sektierer, die, immer wieder stehenbleibend vor den großen Ansprüchen der Kirche auf Heiligung des irdischen Lebens und dessen tatsächlicher Heillosigkeit, wieder und wieder deren Ordnungen überprüften und dabei, instinktmäßig, zur Aufdeckung ihrer wesentlichen Irrtümer gelangten, ich meine die Gemeinschaften der Quäker, Shaker und Mormonen.

Wenn es richtig wäre, was die Kirche behauptet, dann müßte sie doch imstande sein, ihre gläubigen Gemeinschaften gesund und im Schutze himmlischer Mächte zu erhalten. Uns belehren indessen 2000 Jahre christlicher Zeiten, daß ihre Völker, in gleicher Weise wie die vorchristlichen, insofern sie in ihr Kulturzeitalter eintraten, nach einem kurzen Aufblühen, dem Verfalle entgegen gingen — und zwar unter den gleichen und unveränderlichen Erscheinungen und Bewirkungen. Das Leben der christlichen Völker ist ebenso heil- und trostlos als jenes der heidnischen, und dabei gab es doch für alle Völker eine Frühzeit, wo sie sich dieser Sicherungen und dieses Schutzes erfreuten

und in Wirklichkeit den Weg des Lebens gingen, den ihnen die Kirche verheißt — wo sie unter einem Gesetze lebten, das sie vor der Hinfälligkeit und tötlichen Sünde bewahrte: unter einem Gesetz, von dem Jesus sagte: er sei gekommen, es zu erfüllen. Wie jede andere Kulturbewegung hat auch das Christentum, wo immer es solche Völker in ihrer natürlichen Sicherung antraf, diese lediglich in das Verderben gestürzt und ihren Heilszustand unterbrochen.

Der Mormonenbischof Orson Pratt sagte in einer Predigt, die er im Jahre des Heiles 1843 zu Neu-Jerusalem am Salzsee gehalten, hat: „Und so wurde das Gebot, das die zwölf Stämme Israels begründete und nach welchem der Gottessohn geboren ward, jenes Gesetz, das den auserwählten Samen wie die Sterne am Meere verbreiten sollte, ja, in dem alle Völker der Erde gesegnet werden sollten — umgestoßen, zum Fluche der leidenden Menschheit," und er beschloß seine Predigt mit der Ausrufung: „Möge das entartete Christentum über diese tempelschänderische Tat erröten."

Dieser Bischof dachte, wenn auch nicht frei von Unklarheit, an das Gesetz der rassischen Zucht, auf die ja das Gemeinwesen am Salzsee eingestellt war, unter dem es seine Hüter einer großen und reinen Zukunft entgegenzuführen hofften. Indessen war sein Schicksal das gleiche wie jenes der Judenchristen über dem Toten Meere. Paulus und der Zeitgeist gingen über sie hinweg.

3. Die Grundlagen des deutschen Wirtschaftslebens.

> Denn das Land soll euch seine Früchte geben, daß ihr zu essen genug habet und sicher darinnen wohnet. III Mose 25, 19.

Unser Volk ist, gleich dem griechischen, aus der Verschmelzung west- und ost-indogermanischer (normännischer und slavischer) Stämme hervorgegangen. Diese Blutströme waren unterschiedlich genug, den Lebensgeistern aus ihrer Wechselwirkung einen frischen Antrieb zu verleihen, aber auch wieder in dem Maße gleichgestimmt, daß der aus ihnen geborene Mensch ebenmäßig an Leib und Seele war.

Die Normannen hatten vornehmlich von der See und vom Seeraube gelebt. Die Woge hatte sie zur Tatkraft erzogen; was die Rudergenossenschaft erwarb, verdankte sie dem gemeinsamen Unternehmungsgeist: es lag kein Grund vor, es mit anderen zu teilen; auch der Einzelne konnte sich nicht zu hoch über die Gefährten erheben; alle waren gleich und jeder auf den anderen angewiesen; die Beute wurde entweder zu gleichen Teilen unter die Genossen vergeben oder der Anführer bekam einen größeren Gewinnanteil, wobei aber seine Pflicht der „offenen Hand" dazu beitrug, daß sich in dieser Hand keine allzu großen Reichtümer anhäuften. Solche Art der Güterverteilung hält die Staatenbildung zurück: Wikinger wie Beduinen, die beide, ihrer Lebensweise nach,

manches Gemeinsame haben, sind niemals über enge Sippenverbände hinaus zu größeren Vergemeinschaftungen gelangt; außerhalb des engen Kreises der Blutsverwandten und Blutsbrüder gibt es da nur noch ein Recht des Stärkeren und den rücksichtslosesten Kampf, der sich, wenn die Entwicklung endlich dennoch fortschreitet, auch noch auf die nächsten Stufen überträgt. Noch Heinrich I. läßt im Kriege mit den Wenden alle Erwachsenen über die Klinge springen, und die Schiffbrüchigen werden noch im christlichen Mittelalter die Knechte desjenigen, an dessen Gestade sie sich gerettet haben. Noch in geschichtlichen Jahrhunderten bildet die „Sommerheerfahrt" des Schwedenkönigs seine wichtigste Einnahmequelle; zog er es einmal vor, daheim zu bleiben, so wurde allen Schiffseigentümern, als Ersatz für die dem Könige entgangene Beute, eine Steuer — die „Ladungslama" auferlegt. Leist und Jhering müßten demnach, falls sie folgerichtig zu Werke gehen wollten, Normannen wie Semiten in einen Topf werfen — indessen wissen wir schon, was wir davon zu halten haben.

Die ostarischen Landnomaden, die sich seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung über die Weichsel und Oder verbreiten, gleichen zwar in einigen Stücken ihren germanischen Vettern, unterscheiden sich von ihnen aber gerade in der von der Wirtschaftsweise abhängigen gesellschaftlichen Verfassung: denn die Viehhaltung fordert, wo sie herdenbildend auftritt, die Sonderung in Herren und Knechte; sie führt zur Arbeitsteilung und zur Schichtenbildung. Mit der wachsenden Herde vermehrt sich auch die Zahl der Viehtreiber; indem diese das grobe Einerlei des Tages auf sich nehmen, bekommt der Herr eine überragende Stellung; dafür aber ruht auf ihm die Sorge um das morgen — die Politik; der Knecht aber erträgt willig alle Lasten

und, wenn es Not tut, auch Hunger und Prügel — so lange der Herrenstand sein Ansehen zu wahren weiß, während er freilich zum ausschweifenden Rebellen wird, wo dies nicht mehr der Fall ist — der immer wiederkehrende Endreim der Herrenstaaten. Blieb der Adel den Skandinaviern bis weit in das Mittelalter hinein fremd, so spielte er bei den Slaven von jeher eine große Rolle. Auch in Deutschland gibt es Landschaften, dessen Bewohner, soviel man weiß, niemals unfrei waren und immer ihre eigene Gerichtsbarkeit besessen haben (Westfalen, Friesland, der Maingau, das böhmische Egerland); es sind Länder, die von der Wasserkante aus besiedelt worden sind; nur als die Ersten überragten hier Älteste und Schultheißen ihre Dorfgenossen.

Die natürlichen Lebensbedingungen wirkten, wo immer das Land besiedelt wurde, auf die gesellschaftliche Bildung zurück — der Wald, die Weide und der Acker, dazu das Gebirge. Wie der Wald und teilweise der Berg zuletzt der Kultur unterworfen wurden, so behielten sie am längsten ihre ursprüngliche Bedeutung für das Leben der Völker und deren Wirtschaft; sie bilden heute noch die Jungbrunnen der Volkskraft: Rosse bändigen, Hunde abrichten und durch Moor und Wald jagen, ist die Wonne des jungen Edeling — heißt es in Rigsmal; wie in die Woge, so tauchte der Mensch auch im Walde unter; beide boten ihm ihre Gabe, ohne daß er anderes zu tun brauchte als sie zu ergreifen. Von den Schweden sagt Jornandes in Bezug auf die Pelzausbeute, sie nährten sich am ärmlichsten und kleideten sich am reichsten. Größere Tiere, jagte man mit der Lanze, kleinere (zu denen aber auch der Bär gezählt wurde) mit dem Bogen; dabei schweifen die Gedanken aber leicht von der Jagd zum Kriege über. Als Olaf von Schweden sich rühmte,

er habe auf zwei Stöße seiner Habiche fünf Auerhähne gefangen, da entgegnete ihm Ingigert, seine Tochter: die Weide ihres Freiers Olaf von Norwegen sei eine bessere gewesen, denn dieser habe an einem Morgen fünf Könige gefangen.

Wo die Grasnutzung und der Acker sich breiten, da bilden Wald und Moor die Umgrenzung und den Schutz der Gemarkung. Das „Hinterwalde“ (slav. Sabor, Salesl) bildet die Fremde; ward es in der Gemarkung zu eng, so schob man dieselbe vor — in die Wildnis oder gegen die Nachbarn. Die Sueben schickten alle Jahre die Hälfte ihrer waffenfähigen Männer aus, um Vieh einzutreiben oder durch Ausrottung der Nachbarn die eigenen Jagdgründe zu erweitern, wobei es aber jedermann freistand, diesen Krieg auf eigene Faust fortzusetzen. Im Mittelalter wurde dies brodelnde Durcheinander durch den „Treukauf“ gesänftigt und überwunden: man diente, dem man sich verpflichtet hatte, mit Leib und Leben; selbst ihn im Kampfe zu überleben, schien bedenklich.

Wenn, nach den Angaben Meitzens, in Preußen vor 1866 über 2/5 nicht angebauter Fläche festzustellen war, in Schweden noch immer die kleinere Hälfte des Landes vom Walde eingenommen wird, so darf man wohl annehmen, daß sich die bebauten Flächen in der Frühzeit überall auf kleine Einstreuungen beschränkten.

Der Holzbau

Über die älteste Form der Siedelungen besitzen wir nur unzulängliche Kenntnis. Eine gewisse Bedeutung hatte sicher auch in Deutschland der Pfahlbau, und zwar sowohl auf dem Nassen wie Trocknen. Das slavische Dorf ist vom Beginne und vielfach auch heute noch durch den Rundling gekennzeichnet; dieser erinnert an die Zeit, wo die Horde ihre Zelte im Kreise aufschlug, in dessen Mitte Habe wie Herde Sicherheit fanden. Dagegen herrscht bei den Germanen der Einzelhof vor. Die Bauanlage

wechselt je nach dem Volksstamm und der Landschaft, neigt aber schon früh zu einer gewissen Großzügigkeit. Es wurde nur aus Holz gebaut; man hat in Skandinavien sehr alte Holzschnitzereien entdeckt, z. B. an den Resten des Totenschiffes einer germanischen Königin aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, auf dem man auch Geräte von vollendet schönen Formen fand, deren Formgebung nicht auf den Beginn einer Kulturperiode hinweist, viel eher auf eine Spätkunst; auch die Stabkirchen der christlichen Frühzeit sind Spätlinge dieser Fertigkeit.

An vielen deutschen Bauanlagen, besonders in Gebirgsgegenden, aber auch in den Stadtteilen des deutschen Ostens, haben sich Anklänge an den Pfahlbau erhalten; nach Sarasin beherrschte dieser die Steinzeit in der ganzen Breite von der Ostsee bis nach Griechenland; dort hat er sich zum dorischen Tempel entfaltet; die Griechen wußten, daß der Pteripteros aus einem Holzbau entstanden war, der im griechischen Altertume noch ein Strohdach trug: der Gott hatte anfänglich über den Pfählen (Säulen) gewohnt, hatte es dann aber vorgezogen, das Erdgeschoß — die Cella (vergl. Keller) zu beziehen, wobei das Geschoß sich in ein wuchtiges und ausdrucksvolles Schmuckstück verwandelte — den Architrav, dessen Triglyphen die ursprünglichen Fenster der Lobo, des celebanischen Männerhauses darstellen, wenn sie sich auch nur als Ornament erhielten. Das normännische Haus bestand aus einem einzigen Raume, der, nach Art der römischen Basilika, durch zwei Säulenreihen, in drei Längsschiffe geteilt war und im Grunde eine erhöhte Stufe — althochd. stuol — (das Gestühl) enthielt; wenn slav. stol gleichzeitig Tisch heißt, so läßt dies eine ursprüngliche, übrigens im Brauche der Schneider festgehaltene Wesensgleichheit von Tisch und Stuhl vermuten. Die deutsche Bauernstube ist in manchen Gegenden noch immer mit einer umlaufenden Bank versehen; dort

diente der Stuhl ursprünglich zur besseren Absonderung von Vieh- und Mensch — derselbe Stuhl, der in der Königshalle zum erhöhten Herrschersitze ausgebildet war. Mit dem Fortschritte der Zeiten wird das Vieh (im niederländischen Bauernhause) in die Seitenhallen gepfercht.

Dem nordgermanischen Hause ist, nach R. Hannig auch das alt-griechische wesensverwandt, wie es die Odyssee schildert.

Als sehr geschickte Hausbauer galten im germanischen Altertume die Burgunder und Allemannen; ein Rest ihrer Baukunst findet sich im Schweizerhause. Dem germanischen Hausbau liegt, im übrigen, nach Maßgabe der Vielgestaltigkeit des germanischen Volkstums, eine Vielheit von Baugedenken zugrunde: kein anderes Volk wie das deutsche hat soviel Erfindung auf seinen Wohnungsbau verwandt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß heute das meiste nur noch in Resten vorhanden ist. Viel Altertümliches hat man in Österreich gefunden. Die Marmaras Ungarns besitzen z. B. ein uraltes Türschloß, das aus Holz gefertigt ist und mit dem neuerdings patentierten Chubb- oder Brahmaschloß übereinstimmt. A. v. Peetz fand es auch in Kärnten. Aus der Fritjofsage ist allen der Wikingerbalk bekannt, der eine geschnittene Satzung trägt, wie man sie in Babylon in Stein ausführte.

Ackerbau und Viehzucht bildeten bis vor einem Jahrhundert die hauptsächlichsten Erwerbsquellen; was hinzutritt — der Bergbau, die Fischerei, haben nur örtliche Bedeutung. Im Mittelpunkte des Verkehres stand das Pferd. Die Verehrung Allvaters in dem Wahrzeichen des Sonnenrades- und Wagens deutet auf eine entwickelte Verkehrstechnik, während das sichere Formgefühl, das seine eigenen Wege geht und den mittelländischen Formgebungen nicht, wie man früher glaubte, nachfolgt, sondern voranschreitet, auf eine frühzeitige Ausbildung des gewerblichen und

kunstgewerblichen Lebens schließen läßt. Der Siegeslauf der Sicherheitsnadel, um nur einen Umstand zu erwähnen, läßt sich vom Norden, wo dieser unscheinbare Gegenstand zuerst aufgekommen war, durch ganz Europa verfolgen.

Der wirtschaftliche Fortschritt

Wie bei vielen Naturvölkern, sind auch bei den Germanen die Frauen die Trägerinnen des wirtschaftlichen Fortschrittes, während die Männer sich auf den Kriegserwerb legen; damit hängt offenbar zusammen, daß die germanischen Rechtsaltertümer eine erstaunliche Ausdehnung der Frauenhabe (Gerade — vergl. Geräte) erkennen lassen: es ist jener Besitz, der sich geradlinig von der Mutter auf die Tochter vererbt; er setzt sich aus der Mitgift, den Hochzeitsgeschenken und der Morgengabe zusammen, umfaßt aber nicht nur das Herdgeräte, sondern auch Pferde, Milchkühe, Schweine, Ziegen, Schafe und Gänse, ja sogar den Acker: alles dies, nebst Zaun und Zimmer, Braugefäßen, Flachs und Garn, natürlich auch der weiblichen Kleidung, Stoffe und Schmuckstücke — bildet die ‚Gerade. Das Männererbe — Schwert, Harnisch, Leibroß, Schüssel, Handtuch — läßt dagegen den kriegerischen Beruf des Mannes in die Erscheinung treten: es ist das Heergerät, zu dem auch noch der Heerpfuhl — das Feldbett — gehört.

Ein Fortschritt in der Richtung zum Männerrecht findet sich bei den salischen Franken, wo das Wohnhaus, zum Saalbau erweitert, dem Manne gehört und mit einem Teile des bebauten Landes, dem salischen Gute, vom Vater auf den Sohn vererbt; hier fühlte man sich weder durch Viehpflege noch durch den Landbau entehrt; jene gewinnt mehr und mehr an Bedeutung: in der Herde drängt sich der Besitz zusammen. Ulfila übersetzt Mammon mit „Viehgedränge";

slavisch skot und nordisch skatts bedeutet zugleich Vieh und Schatz.

Die natürliche Folge der Güterhäufung und Arbeitsteilung ist der Marktverkehr. In der Frühzeit sind Bernstein, Pelzwerk, Sklaven, Pferde, Waffen, Eisen, Bronze, Wollstoffe, Butter die gewöhnlichen Handelsartikel. Letztere ist wahrscheinlich eine germanische Erfindung; deren Vorräte bilden in Skandinavien einen Teil des Volksreichtums. Die römischen Münzen, welche man aus dem 1. und 2. christl. Jahrhundert in Skandinavien findet, deuten auf einen Handelsverkehr mit Italien (der im 5. Jahrh. noch einmal aufkommt) und mit Byzanz; aus der Zeit von 700—1000 stammen die sog. kufischen Münzen, mit denen der ganze „Ostrweg" (über Rußland) überschüttet ist; deren gehäuftes Vorkommen in Nowgorod (Holmgart) läßt den russisch-normännischen Hauptstapelplatz erkennen.

Der gewerbliche Fortschritt läßt sich besonders in der Bekleidung verfolgen: der Pelz weicht dem Wollstoffe, der in Skandinavien Wadmal heißt; er wird in jedem Hause angefertigt; die Leinwand kommt zuerst in England auf und bildet einen Besitz der Reichen. Ein nordischer König fängt ein Meermännlein und beschließt nach einiger Zeit, es wieder frei zu geben: Was hat dir bei den Menschen am besten gefallen — so frägt er? Das Männil antwortet: „Süß Wasser für die Augen, Fleisch für die Zähne und Linnen für den Leib — aber laß mich in die See!"

Die römischen Schriftsteller kennen im germanischen Wirtschaftskreise eine Reihe von Übergängen von Süd nach Nord und von West nach Ost. T a c i t u s weiß, daß unter den Stämmen des äußersten Ostens Mutterrecht gilt; andere römische Schriftsteller bezeugen, daß bei den Germanen die Schwesterkinder den unmittelbaren Leibeserben der Könige als Geiseln vorgezogen werden.

Noch in frühgeschichtlicher Zeit muß der Frauenraub bekannt gewesen sein; das fränkische Recht enthält Bestimmungen wider den räuberischen Bräutigam und sein Ehrengeleite, das salische verurteilt auch das Mädchen, das in den Raub eingewilligt hat, das ostgotische bedroht es mit dem Tode. Einmütig aber treten die Gesetze der Goten, Franken, Skandinavier, Burgunder und Longobarden, aber auch jene der Sachsen und Angelsachsen, für die Kaufehe ein. Der Preis wird in Vieh, anderswo in Goldmünzen gezahlt. In Skandinavien gilt die „Hauptfrau" als „mundikaypt" — zum Unterschiede von der Friedel und Kebsin: die mit Geld und Gut erkaufte, ebenbürtige Frau wird höher gewertet als jene, die sich dem Manne aus freier Liebe beigesellt hat. Die ältere Edda spricht von der „goldgekauften" Frau, das westgotländische Gesetz nennt die Hausfrau, die mit Gabe und Rede verheiratet ist. Wie den Griechen Homers gilt die Haustochter auch den Slaven des 10. Jahrhunderts als Quelle des Reichtums.

Über die Vielweiberei der Germanen wird auch heute noch von Einigen gestritten. Die skandinavischen Rechtsaltertümer weisen unverblümt auf das Nebeneinander von Haupt- und Nebenfrauen im Haushalte des Mannes hin, und der Bischof Adam von Bremen berichtet gelassen von den Skandinaviern, daß die Männer dieses Volkes zahlreiche Frauen ehelichen; sie besäßen — je nach der Größe ihres Vermögens — deren „zwei oder drei oder mehrere zugleich, die Reichen und Fürsten aber unzählige." Wenn Prokop dagegen von dem Goten Belisar berichtet, er habe nie ein anderes Weib außer seiner Gattin berührt, und wenn sich in Germanien und Skandinavien die Einehe schon in der Frühgeschichte nachweisen läßt, so hat man darin kein Merkmal altertümlicher Einrichtungen zu sehen,

vielmehr lediglich den allgemeinen Fortschritt zu erkennen, der überall von den Babyloniern bis zu den Mohammedanern, zur Einehe drängt.

Ein junger Türke, Sohn eines Paschas, erzählte mir: „Mein Urgroßvater hatte 27 Frauen, mein Großvater noch 5, mein Vater aber hat nur eine Frau, das ist meine Mutter; sie sagte zu ihm: „Lieber M . . . nimm dir doch noch eine Frau, damit mehr Ordnung im Hause ist!“

Was Tacitus im Sinne einer besonderen Mäßigkeit der germanischen Völker im Hinblicke auf das Verhältnis der Geschlechter vorbringt, beruht auf Fälschung. Noch in den nordischen Sagas erscheinen die Helden und Könige meistens vielbeweibt, wobei sich allerdings bereits ein Kampf der Frauen gegen den von ihnen als unwürdig empfundenen Zustand erkennen läßt. Es sei an die Brautwerbung Harald Schönhaars erinnert, dem die Königstochter Ragnhild erklären läßt: Kein König sei so mächtig, daß sie sich mit dem dreißigsten Teile seiner Liebe begnügen würde; und die Sage berichtet, daß Harald, nachdem er diesen Bescheid bekommen, seine zehn Frauen und zwanzig Kebsen entlassen und Ragnhild zur alleinigen Gemahlin erhoben habe. Von der Königswitwe Sigrid von Schweden weiß die Sage zu berichten, daß sie den König Harald Groenski, im Einvernehmen mit dessen Gemahlin Asta, im Schlafgemach verbrennen ließ, weil er, der schon beweibte, sich um sie bewarb. Aber noch bei den West- und Ostgoten, bei den Merowingern, wie Franken überhaupt, ist die Vielehe zuhause. Der Dekan von St. Quentin — Dudo — sagt in seiner zu Beginn des 11. Jahrhunderts geschriebenen Normannenchronik: „diese Völkerschaften nämlich, allzubegehrlich nach leichtfertigen Genüssen und möglichst viele Frauen in unerhörter Schändlichkeit durch fleischliche Vermischung entehrend, zeugten mit ihnen in ruchloser Beiwohnung unerlaubter Ehen zahllose

Kinder"; und er führt weiter die Überflutung Europas durch diese Völker auf ihren durch die Vielehe bedingten Kinderreichtum zurück. Wir legen freilich das größere Gewicht auf die heroische Auslese, die mit dieser Eheform unter ursprünglichen Verhältnissen verbunden ist, ohne die wir uns das Aufkommen eines Heldenvolkes überhaupt nicht denken können. Wie denn soll der Held bestehen, dessen Vorrecht es ist, bei erster Gelegenheit erschlagen zu werden, wenn ihm nicht ein diese seine hohe Gefahrenstufe aufwiegendes Zeugungsvorrecht verliehen wird?

Für die Slaven bezeugt Nestor die Vielehe! Mstislaw hatte sieben Frauen, Wratislaw deren fünf und fünf Kebsweiber, Wladimir „der Heilige" — sechs Frauen und achthundert Kebsweiber — was der Chronist schmerzlich bedauert.

Die rechtliche Stellung der Kinder hing keineswegs davon ab, ob sie von einer Haupt- oder Nebenfrau geboren waren, sondern lediglich von der Anerkennung des Hausherrn. Zum Zeichen hob er das Neugeborene, nachdem die Wehemutter es auf die Diele niedergelegt hatte, auf, oder er nahm das ihm dargereichte in seine Arme. Noch im germanischen Mittelalter sind manche Volkskönige von Nebenweibern geboren, und in den Shakespeareschen Königsdramen ist der „Bastard" eine ständige Figur. 1249 versprechen die slavischen Preußen, in einer Friedensurkunde, sie wollten sich hinfort mit je einer Frau begnügen und auch keinen Handel mehr mit ihren Töchtern treiben — natürlich unter dem Drängen der Kirche, die die Vielehe immer für Frevel hielt, indem sie in der Einehe das kleinere Übel sah. Indessen sieht sich auch das mittelalterliche Kirchenrecht gezwungen, Rechtsformen zu Gunsten der „unehelichen" Kinder anzuerkennen, und erst ganz zuletzt, nachdem die Nebenfrau immer tiefer gesunken war, traf das uneheliche Kind der Makel, der ihm bis heute anhaftet.

Die Einehe war bei den germanischen Stämmen, geradeso wie heute bei den Mohammedanern, die Eheform der Armen. Nun war ja das Christentum deren Evangelium; es war im Kerne demokratisch. Wollte es seine Verheißungen erfüllen, so durfte es die Ehe nicht als ein Vorrecht der Reichen gelten lassen. Der Kampf um das Weib bildete ein Stück der sozialen Frage, und die Kirche nahm die Vorteile der kleinen Leute in diesem Falle um so lieber wahr, als sie herausfühlte, daß die lebenslängliche Verbindung zweier Gatten das geschlechtliche Empfinden am ehesten zurückdrängen und den Boden für jene seelischen Verfeinerungen bereiten konnte, auf die sie hinzielte. Für rassische und körperliche Eigenschaften besaß sie niemals das geringste Verständnis; ihr Ziel war das Jenseits, ihr Ideal — die Engel und Heiligen. So konnte sie alles, was schon die Griechen zur Rassenpflege geschrieben und getan hatten, beiseite schieben, es war ihr ein Gräuel. Der zu allen hohen Forderungen hinneigende Germane aber folgte seiner neuen Lehrmeisterin gern, ganz von der Germanin zu schweigen, die in der Kirche die Förderin und Rechtfertigerin ihrer eingebildeten Aufgaben und Rechte sah und sich in dieser ihrer Einbildung zu Scheinwürden erhob, während sie in Wirklichkeit mißbraucht und erniedrigt ward.

Stellung der Frau Im übrigen wissen wir, daß das germanische Altertum, trotz Vielweiberei, einen hohen Begriff von weiblicher Würde besaß; der Isländer Torhaller betont, daß in seinem Hause die Frauen von jeher als Herrinnen angesehen worden sind; in Schweden gilt es auch heute noch für taktlos, wenn ein Mann in den Haushalt dreinredet. Die altböhmische Frau spielt die Rolle einer Göttin, wenn ihr Herd dem Manne, der sich in dessen Nähe flüchtet, zur Asylstätte wird. Man kann ja auch

fragen, ob denn eine Eheform, die auf den Erwerb der Frau gegen bestimmte reale Leistungen gestellt ist, nicht auf höherer Einschätzung des Weibes beruht, als jene, bei der es als eine Last gilt, die man nur bei Zahlung einer entsprechenden Mitgift auf sich nimmt. Auch das „Wehrgeld“, also die Buße, die im Falle der Tötung eines Weibes an dessen Verwandte gezahlt wurde, war bei den meisten germanischen Stämmen für Mann und Weib das gleiche — ein sicheres Zeichen für die hohe Einschätzung des letzteren — ganz abgesehen davon, daß der Mord am Weibe als etwas Unerhörtes galt, während doch die Männer sich gegenseitig gewohnheitsmäßig abschlachteten; bei manchen germanischen Stämmen überstieg das Wehrgeld, wenn sich das Weib in gebärfähigem Alter befand, sogar jenes, welches für den erschlagenen Mann zu zahlen war, um das zwei- bis dreifache.

Ich habe mich über diesen Gegenstand etwas ausführlicher verbreitet, weil er Beachtung verdient und durch Vorurteile getrübt ist. Der Fortschritt führte zur Verdrängung des Weibes aus dem Wirtschaftsbetriebe. Als dann der Germane Schwert und Lanze beiseite legte und dieselben nur noch in Kriegszeiten hervorholte, da führte er seine ausschweifenden Ansprüche auch in das Wirtschaftsleben ein: jetzt streckten sowohl die Söhne des Bauern wie des Königs ihre Hände nach dem Landbesitze aus; man teilte denselben im Königs- wie am Bauernhofe zu gleichen Teilen unter die Geschwister. Um die platzgreifende Zersplitterung hintanzuhalten, wußte man wieder keinen anderen Ausweg als die gegenseitige Abschlachtung. Bei den russischen Großfürsten blieb dies Verfahren bis in das spätere Mittelalter im Brauche: man opferte die Familien der Idee einer Gerechtigkeit, die keine ist, weil sie die Teilungsgrundsätze einer Räuberbande auf eine unteilbare Wesenheit überträgt, nämlich auf den Lebensraum des Volkes. Die Fürstenhäuser, die

sich endlich für das — Erstgeburtsrecht entscheiden, gewinnen die Oberhand. Zu Wolframs Zeiten ist es zu einem allgemeinen Grundsatze nationaler Lebenskunst geworden:

> „Daz ist ein Warheit sunder wan,
> Daz der alteste Bruoder solde han
> Sines Vaters ganzen erbeteil" —

und in dem Maße wie sich der nämliche Grundsatz auf das Lehen-, Adels- und Bauernerbe überträgt, führt er überall zur Gesundung und bereitet die mittelalterliche Glanzzeit vor.

Allen anderen gingen hier wieder die Sachsen voran, die am weitesten von den Quellen der beglückenden Kultur saßen. Das sächsische Recht schützt das industrialisierte England bis heute vor der Anarchie; während das slavische Gemeindeland „mir" — die russischen Bauern vor der Auskaufung bewahrt, dieselben Bauern, welche noch vor kurzem Leibeigene und im Südwesten des Landes dem jüdischen Schnapswirt auf Gnade und Ungnade preisgegeben waren.

Angaben altpreußischer Chronisten deuten darauf hin, daß die slavischen Preußen an gewissen Erbbräuchen festhielten, die zum Nachdenken anregen. Sobald jemand unter ihnen gestorben war, fanden sich seine Verwandten und Freunde, im Trauerhause ein und verbrachten zunächst mehrere Tage im Trinkgelage; hierauf veranstalteten sie ein Pferderennen um die Habe des Verstorbenen; es ist ein Brauch, der an die Kampfspiele erinnert, die Achilleus bei der Leichenfeier seines gefallenen Freundes veranstaltet.

Aus solchen Ansätzen entwickelt sich endlich in der deutschen Frühgeschichte

die Markgenossenschaft Sie verbürgt dem Einzelnen Schutz und Frieden, Recht und Gericht, Blutrache und Blutgewähr, nimmt die

moderne Werk- und Darlehnsgenossenschaft vorweg und stellt den Nutzen jedes Einzelnen auf das Gedeihen der Gesamtheit, während ihn das römische Recht in allen Stücken auf deren Untergang stellt. Die Markgenossenschaft verwaltet die unveräußerliche Flur und schützt sie vor Mißbrauch. Sie zerlegt dieselbe planmäßig in die „gemeine Mark" — Wiese, Wald und Weide — und in die „Feldmark" — den Acker. An jene hat der Einzelne keinen Anteil, aber auch das Recht auf die Feldmark ist nur ein Nutzungsrecht. Die Verteilung der Äcker an die verheirateten Männer, die Ledigen zählten bei den Allemannen lebenslänglich als „Buben", erfolgte alljährlich, anderswo auf eine Reihe von Jahren hinaus. Diese Marklehen sind widerruflich und an ordnungsmäßige Nutzung gebunden. Ein Acker, den der Eigner verwildern läßt, fällt an die Mark zurück. Ein Wetterauischer Spruch besagt:

„Wenn der Busch dem Reiter geht an den Sporn,
So hat der Märker sein Recht verlor'n."

Im übrigen hatte im deutschen Mittelalter eigentlich jegliches Grundstück und jede Familie ihr eigenes Grundrecht, das sich aus Herkommen, Lehnsurkunden, aus Verträgen oder der Lage der betreffenden Grundstücke (an Marktplätzen, Grenzen u. dergl.) bestimmte. Natürlich öffnete diese Buntheit der rechtlichen Verhältnisse dem Mißbrauche die Tür, wodurch es z. T. bedingt ist, daß das römische Recht, trotz seiner verderblichen Art, bloß weil es auf Allgemeingültigkeit Anspruch machte, doch als ein befreiendes erschien, zumal die alte Volkssittlichkeit und Treue, auf die jenes bunte Vielerei der Rechtszustände aufgebaut war, mehr und mehr in die Brüche ging.

Bei den Slaven, aber auch bei den Franken findet sich eine andere Gemeindebildung, die

Dorfgenossenschaft. Während die Häuser der Markgenossen zerstreut liegen, drängen sich jene der Dorfgenossen um den Herrenhof zusammen. Auf diesem herrscht der kleinere Grundherr in Person, während sich der größere durch seinen Meier vertreten läßt. Neben den Hofleuten, die das nähergelegene Feld bebauen, können auch grundherrliche Bauern in den Hofverband gehören, die auf eigener Hufe sitzen; allen gemein ist auch hier der Genuß von Weide, Wald und Wasser. Sie bilden eine Werkgenossenschaft, in der Rechte und Pflichten gegenseitig abgewogen sind. Die Hufe verpflichtet den Eigner zu Diensten, sei es in Feld, Wiese, Wald, Weiher oder Weinberg, in den Werkstätten, Web- oder Weiberstuben. Auch Fracht- und Botendienste lasten auf den Hufen, während der Grundherr seine Dienstleute durch das Unterhalten von Fähren, Brücken, Mühlen, Back, und Brauhäusern, durch Schutz gegen Gewalttat und Rechtsbruch und durch Beihülfe bei Mißwachs, Brandunglück und sonstigem Notstand pflichtmäßig entschädigt.

Während das alt-germanische Recht gegen die Knechte unerbittliche Strenge walten läßt, während es den Sklaven binden, schlagen, verkaufen und töten heißt, atmet es gegen die Fronleute Wohlwollen und Billigkeit. Man darf annehmen, daß jene von Kriegsgefangenen abstammten, diese waren Stammesgenossen. Es gilt als Regel, die Hörigen so zu behandeln, daß sie willig bleiben — „dat sei dat gerne thunt“ — und nicht selten übersteigt das „Gegengeschenk“ den Wert des „Anerkennungszinses.“

Der feudale Staat Der Hofverband stellte den Grundherren auf ganz andere Pflichten, als eine liberalisierende Berichterstattung es hinzustellen beliebt. Die Ernährung des Gesindes war nach unseren Begriffen eine überreichliche; Fleisch bildete die tägliche Kost, der Wein, zum Wenigsten in einem

großen Teile Süddeutschlands, das tägliche Getränk der Taglöhner, Knechte und Mägde.

Auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht war durch die geschlossene Wirtschaft vielem Mißbrauch der späteren Zeit gesteuert. Da die Erträge der Fron vom Grundherrn und seinem Anhang großenteils an Ort und Stelle verzehrt wurden (auch der König reist in alter Zeit mit seinem Hofstaate von einer Pfalz zur anderen), blieb der Nutzen im Lande. Da auch keiner zu einem Lehen gelangte, der sich nicht zuvor Verdienste um den Staat oder doch um den Lehnsherrn erworben hatte, was aber dasselbe war, so war der Grundbesitz durchaus an die Würdigen verteilt — ein Zustand, der den heutigen Zuständen teilweise fern liegt. Dieser „feudale“ Staat kannte keine Geldwirtschaft und keinen Unternehmergewinn, weder Bodenzins noch Geldlöhnung. Seine Wirtschaftsweise entsprach der „beschränkten Erwerbsordnung“ des Aristoteles, und demgemäß ist auch der frühmittelalterliche Haushalt, wie er sich in einzelnen Gauen bis in das vorige Jahrhundert erhalten hat, und wie ihn Immermann im Spiegel der Dichtung zeigt, ein in sich abgeschlossenes lebendiges Ganze, das in allen wesentlichen Stücken mit dem alt-indogermanischen (indisch-griechisch-italischen) übereinstimmt. Der Bauer zeugt und fertigt alles, was die Seinen im Leben und Sterben benötigen. Er wirtschaftet nicht nur in Feld und Wiese, Küche und Keller, sondern er ist auch sein eigener Baumeister, Zimmermann und Schmied. Über den eigenen Bedarf der Genossenschaft wird im allgemeinen nichts erzeugt, dafür aber auch nichts gekauft; das Handwerk ist eine Hofangelegenheit; der Gutshof zeugt Flachs, Wolle und Farbhölzer, er spinnt, webt und färbt; auf den fränkischen Pfalzgütern gibt es Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Schneider, Zimmerer, Maurer, Sattler, Tischler, Waffenschmiede, Fischer, Brauer, Vogelsteller, Falkoniere u. a. daneben, um

die Hauptsache nicht zu vergessen, eine Schar, die sich im Waffenhandwerk übt. Ihr Führer ist der Grundherr, der zugleich das Amt des Richters und Priesters bekleidet. Er vertritt die Gemeinschaft auf der Malstätte, wo sich die Gaugenossen zur Rechtsprechung zusammenfinden. Bei der Rede steht ein Vorrat treffender, wohlgefügter Worte zur Verfügung, die durch packende, gemeinverständliche Sinnsprüche getragen werden; und welcher Reichtum an Liedern, Sagen, und Weistümern einstmals in den strohgedeckten Häusern der Deutschen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und noch weiter vermehrt wurde, können wir unter der heutigen Verwüstung der Volksseele nur noch ahnen.

Daß eine solche Lebensbreite auch das Köstlichste zur Reife brachte — die Persönlichkeit — liegt im Wesen der Dinge begründet. Die großen Künstler des Cinquecento sind in eine glücklichere Umwelt versetzte deutsche Bauern. Selbst heute, nachdem ein Jahrtausend der Verwahrlosung und des römischen Verkehrsrechtes an ihm gebröckelt haben, entbehrt der deutsche Bauernstand noch immer nicht der angestammten Würde, mag sein Selbstbewußtsein dem Städter, der in dieser Sache aber ein schlechter Richter ist, auch nur als Dünkel erscheinen.

Hörigkeit

Mit der Zerstörung der bäuerlichen Volkskraft und Gemeinfreiheit machten im Mittelalter die Grund- und Oberherren den Anfang, deren Blicke sich lüstern, im Wetteier mit Grafen, Fürsten und Kirchenherren, auf den Gemeinbesitz richteten; die Bauernkriege gehen mit auf diesen Gegensatz zurück. Indessen erfolgte all dergleichen zonenweise; im westlichen Frankenreiche ist das „Bauernlegen“ schon im 8. und 9. Jahrh. in voller Blüte. 811 wenden sich fränkische Bauern mit lautem Jammer an Karl d. Gr., weil sie von weltlichen und

geistlichen Grundherren um ihr Eigen gebracht werden. Wenn sie diesen ihre Landrechte nicht abtreten, so kommen sie nicht mehr aus den Gerichtsverhandlungen und Strafen heraus und müssen so oft ins Feld rücken, daß ihr verwaistes Erbe endlich doch den Machthabern in die Hände fällt. Solche Zustände haben sich weiter nord- und ostwärts erst in späteren Jahrhunderten, nach Überwindung des alten Spruchrechtes durch das Recht der Doktoren, entwickelt.

E. M. Arndt, selber der Sprößling einer Hörigen-Familie, konnte in seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" zeigen, daß im 15. und 16. Jahrhundert auch im nord-östlichen Deutschland die Dienste und Leistungen der Hörigen fast allgemein beschränkte waren, daß die Bauern, beispielsweise auf Rügen, so gut wie frei waren, Freizügigkeit besaßen, der Grundherr ihnen beim Abzuge Wehr, Gebäude, Hofraite und Bestellung bezahlen mußte, daß sie als Mitrichter und Mitbeschützer ihrer Rechte in den Feld- und Gardgerichten neben den Edelleuten saßen, und daß ihre Söhne und Töchter häufig in edle Familien einheirateten.

Diese bäuerlichen Gerechtsame hat in dortigen Gegenden erst der 30 jährige Krieg zerstört; ganz allgemein wurden jetzt die Bauern mit ungemessener Dienstbarkeit belastet; wo früher reiche Dörfer die Landschaft zierten, da breiteten sich nunmehr endlose grundherrliche Felder mit zerstreuten Herrensitzen, da frondete eine scheue Knechtsbevölkerung.

Immerhin haben diese Zustände nicht lange gedauert; leider nur hat man die Hörigkeit im Namen der Freiheit mit etwas noch schlimmerem vertauscht — was für manche Gegenden eine noch ärgere Unfreiheit brachte — nämlich der Kapital- und Hypothekenknechtschaft.

Es gibt nur ein Land, dem diese Trostlosigkeiten teilweise erspart geblieben sind — England. Dort ent-

zogen sich die Bauern schon im 14. Jh. dem Zwange ihrer Herren, zu einer Zeit, wo sie in den meisten deutschen Gauen immer unfreier wurden; England hielt am Sachsenrechte fest; seine Revolutionen dienten nicht der Einführung des Doktorenrechtes, sondern dessen Bekämpfung. Das Lehnsrecht, für das die Engländer in ihren blutigen Revolutionen fochten, verleiht den dortigen Grundbesitzern nicht bloß Rechte, es legt ihnen auch ein volles Maß von Pflichten auf. Aber wie dort, so waren auch bei uns im Mittelalter mit jedem Lehen Obliegenheiten verbunden, die den Eigner als Amtmann erscheinen ließen, dessen Einkünfte großenteils zur Bestreitung öffentlicher Bedürfnisse dienten. In Erinnerung an diese Zeiten läßt sich der Rittergutsbesitzer im deutschen Osten auch heute noch: „Herr Oberamtmann" nennen, wenngleich es keinen Sinn mehr hat. So trugen die Kronländer im Mittelalter jene Ausgaben, welche heute durch Steuern und, nicht selten, durch Anleihen gedeckt werden. Die Kirchenländereien dienten nicht nur zum Unterhalte der Kirchen, sie erhielten auch die Schulen, Kranken- und Waisenhäuser. Auch die Landesverteidigung und Ausrüstung stützte sich auf das Lehen.

Das Streben der Grundherren zielte darauf, sich dieser Pflichten zu entledigen und nur die Gerechtsame für sich zu behalten. Sie hatten das gemeine Recht schon lange als eine Beschränkung empfunden. War doch ihr Sitz ein widerrufliches Lehen, ihre Herrschaft an die Wahl, ihr Wille an die öffentliche Meinung gebunden. Nun gaukelten ihnen die Herren „Doktores" ein Fürstentum vor, das unbeschränkt war, eine Macht, die keine Grenzen kannte. Sie sahen im Geiste ein unterwürfiges Volk, in einer Beamtenschar die willigen Werkzeuge ihrer Launen. Und dies Ziel schwebte nicht nur den Größten vor, es erschien für jeden erreichbar, der nur imstande war, eine Anzahl Höriger mit Harnisch und Hellebarde auszurüsten.

Man erkennt, daß sich ein solches Ideal nur in einem unfreien Volke verwirklichen ließ. Es wäre die Aufgabe der allgemeinen Lehrmeisterin, der Kirche, gewesen, diesen Ansprüchen entgegen zu arbeiten, indessen zog diese es vor, selbst Teil an der sündhaften Beute zu nehmen: die Bischöfe wetteiferten mit den weltlichen Großen bei der Zerstörung des Bauernerbes. Sie streuten, statt die Saat der Hölle auszurotten, selber ihren Samen aus und lauerten gierig auf den Ertrag — trotz einzelner Päpste, die, von einer höheren Warte, die germanischen und damit die Menschheitsinteressen gegen ihre germanischen Widersacher verteidigten.

So konnte denn der Erfolg nicht ausbleiben. Während die Bauern verbluteten und verstummten, die Dienstleute zum „redenden Inventar" der Maier und Vögte herabsanken, das Gewohnheitsrecht, als „roh, bäurisch und erschlichen" beiseite geschoben wurde, während man über die Verkündung des Sachsenspiegels — kein „natürlich Recht" dürfe durch fremdes Gesetz verdrängt werden, zur Tagesordnung überging, setzte man den allgemeinen Hexensabbat und die Knechtschaft des Volkes ein und nannte sie Freiheit. Das alte Gewohnheitsrecht gab den Schuldner, der die Mittel zum Freikauf nicht erschwingen konnte, am Ende doch wieder frei, das neue machte ihn vogelfrei und trieb ihn aus. Die Versuche der Bauern, ihre alten, z. T. bereits mißverstandenen Gerechtsame mit der Hellebarde zu verteidigen, scheiterte an der mangelhaften Führung und in den Verstrickungen der Schwarmgeisterei — kaum daß die Dichtung in der Gestalt Götzens eine Gelegenheit gefunden hat, der Nation zu zeigen, was hier für sie verloren gegangen ist.

Aber das wohlgesinnte deutsche Volk gab sich so rasch und ohne Widerstand nicht preis; es nahm den Kampf, der auf dem Lande verloren war, in der Stadt wieder auf.

Die Stadt Man hat die Gründung der deutschen Städte auf die Kriege Heinrichs I. gegen die Ungarn zurückführen wollen. Sie wären auch ohnedem gekommen und hätten die Macht vom Lande in die Stadt und von der Burg des Standesherrn an den Fürstensitz verlegt. Die Burg, an die sich die Stadt lehnte, gab den „Bürgern“ ihren Namen. Sie umfing dieselben mit ihren Mauern wie eine schützende Mutter ihre Kinder mit liebenden Armen umfängt. Die Bürger haben die Stadtmauer auch zu erhalten und, im Kriegsfalle, zu verteidigen: Sie tragen reihum Wehr und Harnisch und halten Wachdienst. Sie genießen das Burgrecht — dürfen sich in Zeiten der Not mit Weib und Kind und fahrender Habe in den Burghof retten.

Soweit die Städte nicht aus dem Schutzbedürfnis der Ackerbürger und Marktleute, aus römischen Militärkolonien und Lagern (wie die meisten Städte am Rhein und an der Donau) hervorgingen, sind sie nicht selten aus heidnischen Kultplätzen und Gerichtsstätten entstanden. In den sächsischen Städten bilden die Schöffenfamilien den Kern der Bürgerschaft. Das Zeugnis ihrer Familienhäupter bildete die lebendige Beurkundung der geschlossenen Verträge, aus ihnen ging in der Folge der Kern des städtischen Adels hervor.

Der Aufschwung vieler Städte beruhte auf ihrer vorteilhaften Lage inmitten reicher Landschaften, an Flüssen, wichtigen Verkehrsstraßen und Grenzmarken; ihr Wachstum erfolgte auf Kosten des Landes; sie bildeten schon damals die Zuflucht aller, die sich aus der ländlichen Gebundenheit nach Freiheit sehnten. Was die Römer von der Malstätte des Palatins zu erzählen wußten, sie sei der Unterschlupf Landflüchtiger gewesen, das gilt am Ende von jeder Stadt. Der auf dem Lande allein im Schutze des Herrn seines Lebens sichere Hörige wird frei, wenn er die Stadt betritt —

gleichwie der Landflüchtige von heute, der sich die gleiche Freiheit zum wenigsten einbildet; aber wie heute die größeren Gewährungen der Stadt und die Lockungen ihres Pflasters auf das Land zurückwirken, so auch im Mittelalter. Der Aufschwung der Städte brachte neue gesellschaftliche Schichtungen. Während der Besitz auch der Freien mit Vogteisteuern belastet war — in Ankündigung eines kapitalistischen Zeitalters — gelangte der Einzelne in der Unterschicht zu größerer Selbständigkeit. Waren erst nur die Ritter lehnsfähig, so wird mit der Zeit nicht mehr viel nach deren Bürtigkeit gefragt, mehr nach Zahlungsfähigkeit; jedenfalls waren die Enkel eines zum Ritter geschlagenen Kriegsknechtes lehnsfähig. Die höhere Schicht drohte auszusterben. Freilich ist die Grenze zwischen Freien und Unfreien nicht ganz verschwunden. Mochte der König sich herausnehmen, eine freie Bauerstochter zu heiraten, die Ehe zwischen Freien und Unfreien war verpönt. Kam sie dennoch vor, so folgten die Kinder „der ärgeren Hand". Dafür liefen die Unfreien ihren Herren in Scharen davon und trugen ihre gesunden Arme in die Stadt. Die Zwistigkeiten, die darob zwischen Stadt und Land ausbrachen, hörten niemals auf. Während die Hörigen in die Stadt liefen, schnitten die benachbarten Grundherren dieser die Zufuhr ab und unterbanden ihren Verkehr. Die Städte vereinigten sich zu Schutz und Trutz und zogen gemeinsam gegen die Grundherren ins Feld. Nicht selten zwangen sie diese, ihre Wohnsitze in der Stadt zu nehmen, eine bessere Art Gefangenschaft. In anderen Fällen machten sie mit den Fürsten gemeinsame Sache, wenn sie mit den Herren vom Lande Abrechnung hielten. Ohne Fürstenmacht wären die „Pfeffersäcke" wohl nicht mit den Grundherren fertig geworden. Freilich gehörten zu den heimlich Verbündeten der Städte auch damals schon die Bauern, deren Abnehmer die Städter waren, sie konnten diese nicht entbehren;

der Bauer war, seitdem er seine Steuern in Geld bezahlen mußte, auf den städtischen Markt angewiesen. Die Lage der Städte war so gewählt, daß der Bauer äußersten Falles am Morgen zur Stadt fuhr, um am Abend wieder in seinen vier Pfählen zu sein. So kommt in Süddeutschland auf je 2—3 Quadratmeilen eine Stadt, im mittleren und westlichen auf 3—4, im östlichen auf 5—8. Mit der Entfernung der Stadt wächst die Bedeutung des Pferdes in der bäuerlichen Wirtschaft: sie ist im Norden und Osten eine größere als im Süden und Westen. Der Bauer bringt Lebensmittel, Rohstoffe, Flachs, Öl, Wolle, Stroh und Holz zur Stadt und kauft beim Handwerker und Kaufmann ein. Stadt und Land stehen also im abgepaßten Kundenverkehr, wobei das Geld nur die Rolle des Wertmessers spielt. Und dieser sehr erwünschte Zustand hätte noch lange dauern können, wenn es keine Juden gegeben hätte . . .

Die Juden im Mittelalter

Wir wissen aber, daß der Leichnam Roms von Juden wimmelte. S t r a b o schreibt: „Man kann nicht leicht einen Ort finden, der das jüdische Volk nicht beherbergt, und der nicht in seiner Gewalt wäre.“ Mit den Legionen hatten sie den Weg auch nach Deutschland gefunden, vornehmlich als Aufkäufer von Kriegsgefangenen; daß dies Geschäft lange Zeit hindurch der Hauptbetrieb der Juden war, beweisen zahlreiche Stimmen aus dem Mittelalter. Nach N ü b l i n g ist es immer wieder der jüdische Sklavenhandel, der zu ihrer Austreibung aus zahlreichen Städten geführt hat. Zu Anfang des XIII. Jh. sind die Juden allmächtig und reichen sich über halb Europa die Hände. Sie beherrschen das Darlehnsgeschäft und verstehen es, von Städten und Fürsten die bedenklichsten Sonderrechte zu erpressen, wenngleich es nicht soweit kommt, wie beispielsweise in Spanien, wo sie den meisten Besitz

und alle einkömmlichen Stellen, selbst die höchsten Kirchenämter, besetzt halten und wo der Eid eines Juden vor Gericht genügt, um dessen Schuldforderung gegen einen Christen und die Höhe desselben durchzusetzen, ja, wo das Zeugnis eines Christen dem Juden durchaus nicht nachteilig werden kann, falls der Christ nicht auch noch einen jüdischen Eideshelfer hat!

Der größte Aufschwung der Juden kam aber mit den Kreuzzügen. Die Kreuzzügler hatten nicht nur für ihre Ausrüstung zu sorgen, sie mußten sich auch auf ihrer Fahrt — in Österreich, Italien, Byzanz — auf eigene Kosten verpflegen. Um das Geld, das sie ins Ausland trugen, herbeizuschaffen, verpfändeten sie ihre Liegenschaften, was mit der Zeit bei dem sich einstellenden Geldmangel immer schwieriger wurde. Dazu kamen neue, durch die Bekanntschaft mit dem Orient vermittelte Ansprüche, die noch mehr Geldbedürfnisse erzeugten und den Weizen des Juden zum Blühen brachten. Dieser verlieh sein Geld mit 40, 50, ja mit hundert Prozent und strich die Pfänder, wenn die Rückzahlung ausblieb, unbarmherzig ein. Hierbei mehrten sich seine Reichtümer ins Ungemessene. Ohne den Juden gab es bald keinen Brautzug, keine Fehde, keine Kaiserkrönung — von den Kreuzfahrten ganz zu schweigen. Hoheitsrechte über Städte, Grafschaften und Gerichte, Patronate, Bann-, Wege-, Fährenrechte-, Münz-, Zoll-, Jagd-, Fischereigerechtsame, Zehnten, Fronden und Renten wurden in bunter Reihe, beim Juden verpfändet. Der Pakt, den der aus seinen Träumen erwachte Faust mit dem Teufel schließt, indem er ihm seine Seele verschreibt, ist nur der sinnbildliche Schlußstein in diesem allgemeinen Schuldengebäude. Zins, Wucher und Schuldverschreibung, noch vor kurzem den Deutschen fremd, gleichwie das Wort Mammon — von Ulfila mit „Viehgedränge“ übersetzt — fressen wie eine verheerende Krankheit an dem Knochengerüste des Volkes, wobei

es am Ende natürlich wieder der Bauer ist, der die Lasten zu tragen hat. Man erhöhte die Abgaben und Dienstpflichten, beseitigte die Gerechtsame, ließ den verspäteten Zins durch sogen. „Rutscherzins“ sich von Tag zu Tag vergrößern, so daß dem Bauern aus kleinen, vorübergehenden Geldverlegenheiten am Ende die Schuldknechtschaft drohte. Unter sophistischen Begründungen wurden die Gemeindeländereien mit Beschlag belegt: kurz es fehlte bald nichts mehr zu einer allgemeinen Leibeigenschaft, die sich im Namen der Freiheit einzuführen verstand. Da alledem das Landrecht hinderlich im Wege stand, so suchte man es auszutilgen und ließ zu diesem Zwecke römische Doktoren aus den ober-italienischen Städten kommen, wo das alte byzantinisch-römische Verkehrsrecht seine Auferstehung gefeiert hatte. Was dies bedeute, wußte der Bauer zunächst nicht, um so klarer sah er die Agenten der neuen Zeit, die Juden vor sich stehen, und so ist es begreiflich, daß sich auf diese der ganze Groll ablud, zumal sich auch noch herausstellte, daß auch die berufsmäßigen Räuberbanden unter jüdischer Oberleitung standen, wissen wir doch, daß das mittelalterliche „Rotwälsch“ — die Sprache aller Gauner Europas — ein wesentlich hebräisches Kauderwelsch ist.

„Das ist ein Rauben und Schinden des armen Mannes durch die Juden“ — klagt Schenk Erasmus zu Erpach (1487) — „daß es gar nicht mehr zu leiden ist und Gott erbarm. Die Judenwucherer setzen sich fest bis in den kleinsten Dörfern, und wenn sie fünf Gulden borgen, nehmen sie sechsfach Pfand und nehmen Zinsen von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann um alles kommt, was er hat.“

Durch den Prozeß eines Angestellten der Firma Ambrosius Hochstätter in Augsburg wurde bekannt, daß ein Darlehn von 900 Gulden binnen 6 Jahren auf 30 000 Gulden angewachsen war, also rund 80 Pro-

zent im Jahre eingebracht hatte. Man kam zu dem Schluß, daß die Kaufleute und Juden dem Reiche mehr schadeten als alle Straßen- und Wegelagerer; und dennoch waren die öffentlichen Mächte weder Willens noch im Stande, etwas gegen diese Verbrecherbande zu unternehmen. Auch die Kaiser waren in Judenhänden. Konrad IV. verpfändete seine Hoheitsrechte, um ein Heer nach Sizilien zu rüsten. Einzelne judengegnerische Reichstagsbeschlüsse blieben auf dem Papiere stehen, denn es war niemand da, der sie hätte ausführen können: im Gegenteil — es wurden den Juden, wenn sie an einem Orte durch die Wut des Volkes ausgetrieben waren, an anderen Vorrechte erteilt, um sie und ihr Geld anzulocken. Es war so wie heute, wo sich in dem Weltkriege die Nationen um ihre Gunst bewerben.

Die Kirche hatte lange erfolglos gegen den Wucher gepredigt. Einzelne Päpste, z. B. Innocenz III. (1198—1216), hatten den Kampf mit Nachdruck aufgenommen; endlich schufen die Bettelorden Abhülfe, indem sie überall, in Dörfern und Städten, Darlehnskassen gründeten und das Leihgeschäft in menschlichere Bahnen brachten. Diese Gesundung breitete sich allmählich aus; es kam zu planmäßigen Schuldablösungen, die man mit dem Werke Solons vergleichen kann, indem auch hier der Staat die Angelegenheit in die Hand nahm, wobei er von der Kirche und von den Ständen unterstützt ward. Hie und da geschah es unter gleichzeitiger Abschiebung der Juden. Frankreich war damit schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts vorangegangen, Deutschland folgte im 14. nach. Man machte Gesetze gegen den Wucher und Satzungen zur Tilgung der Judenschulden, an denen sich Fürsten, Ritter, Landschaften und, nicht zuletzt, die Städte beteiligten. Diese Seite der mittelalterlichen Judenverfolgungen werden von der liberalen Geschichtsschreibung geflissentlich übersehen. Man hält sich hier an das ge-

schichtsfälschende Wort Lessings: „Der Jude wird verbrannt.“ Aber solcher Auffassung stehen ausdrückliche und wiederholte Erklärungen mittelalterlicher Päpste entgegen, daß man die Juden ihres Glaubens wegen nicht verfolgen solle. Wie besonnen man in die gewerblichen Fragen blickte, das lehren auch die Innungen, die sich wohl gegen den Geist des Semitismus richten, diesen aber keineswegs mit dem Treiben seiner Agenten verwechseln.

In den Innungen erschufen sich die Gewerbe einen gemeinsamen Leib, indem sie sich in den Dienst der öffentlichen Sittlichkeit stellten. Der Meister soll „gerechte Arbeit“ liefern und den „gemeinsamen Nutzen“ im Auge behalten. Hatte noch Cicero, der Wächter römischer Sittlichkeit, erklärt: „Alle Handwerker treiben ein schmutziges Gewerbe,“ waren es in Rom und selbst in den süddeutschen Pfalzen zumeist Sklaven und Hörige gewesen, galten dort alle Handwerker wie deren acht Zünfte als ehrlos, waren sie vom Waffenrechte ausgeschlossen, war das Handwerk selbst auf den Höfen der deutschen Ritter das Geschäft von Knechten gewesen, so eroberte es sich nunmehr, in den deutschen Städten, einen Ehrenplatz, den die Meister auch im Felde behaupteten.

„Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber so blutigrot gefärbt“,

singt Uhland von der Schlacht bei Reutlingen, und die Münchner Weißbäcker fochten in der Mühldorfer Schlacht so tapfer, daß ihnen der Kaiser ein Haus baute und sie mit Ehren überhäufte:

„Darauf der Kaiser ihnen mit Zier,
Den Adler setzet in ihr Panier.“

Da die Handwerker aus der unteren Landbevölkerung hervorgegangen waren, so bildeten sie auch in der

Stadt, bis in das 12. Jh. eine plebeische Grundschicht, dagegen ist ihr Ansehen im 15. Jh. so groß, daß sie das öffentliche Leben beherrschen und selbst der allmächtigen Geistlichkeit Widerpart halten. Im Jahre 1381 gerät die Breslauer Kretschmar (Brauer)-Innung mit dieser in Streit, weil sie das Biereinfuhrverbot nicht geachtet hatte. Die Geistlichen schlossen ihrerseits die Kirchen und Kapellen und versagten Trauungen, Kindtaufen, ja sogar die Totenweihen. Es wurde auf beiden Seiten mit Erbitterung gekämpft, und es bedurfte der Einmischung des Papstes, ehe dieser Bierkrieg ein Ende fand. Aber solches waren seltene Ausnahmen — der Geist der Innungen war auf Verständigung und Billigkeit gerichtet, und man kann wohl sagen, daß der Fortschritt der Gesittung vornehmlich in dem mittelalterlichen Handwerk und in der durch dasselbe geschaffenen Würde der Arbeit zum Ausdrucke gelangt ist, und daß sich der Niedergang des Mittelalters in dem Verfalle der Innungen spiegelt. Die Innung greift mit ihren Rechten und Pflichten über das gewerbliche Leben hinaus. Im späteren Mittelalter war jeglicher Bürger, auch wenn er nichts mit dem Handwerk zu tun hatte, Mitglied einer Innung. In den freien Reichsstädten stehen die Innungen unmittelbar unter dem Kaiser; sie bilden die besten Stützen des Reiches. Mit Nachdruck und Geschick arbeiten sie an der Verschönerung der Städte; dem Handwerk vermählt sich die Kunst und schmückt die Stadt, gleich einer Braut, mit dem Perlendiadem ihrer Häuserfronten, Kirchen und Brunnen. In besonders weihevollen Verbänden — den Bauhütten — verleihen die Meister ihrem Werke einen tiefen Sinn und sinnbildliche Bedeutung, indem sie die geheimste Weisheit der Vorzeit hinein versenken. Männer wie Adam Kraft, Veit Stoß, Albrecht Dürer, Peter Fischer sind Handwerker und Künstler zugleich. Gelehrte, Würdenträger, Kronbeamte und Dichter gehen aus dem Hand-

werke hervor; aus ihm entspringt der Buch- und Kunstdruck. Die Hochschulen werden von Tausenden von Handwerkersöhnen besucht, wo Männer wie Keppler und Melanchton, Agrikola und Giordano Bruno die Blicke ihrer Hörer zum Ewigen hinlenken. Man nannte die Hochschulen im Mittelalter: Brunnen des Lebens — auch sie sind zünftig geordnet, ja sie haben diese Verfassung sogar heute noch und halten mit ihren Professoren, Dozenten und Studierenden an der alten Dreiteilung (Meister, Gesell und Lehrling) fest. Aber auch die Frauen, Kinder, Witwen, Waisen, ja Dienstboten der Meister gehörten zur Innung. Diese bildete eine große heilige Familie, deren Patriarch — der in einer Meisterversammlung gewählte Älteste und Richter war. Er, der Innungsmeister, leitete die Zusammenkünfte, betreute das Vermögen, zog die Steuern, Gebühren und Bußen ein und saß dem Innungs-Gerichte vor. Er wachte über das persönliche Verhalten der Meister und über ihrem geschäftlichen Gebahren: „Das Handwerk soll so rein sein, als ob die Tauben es gelesen hätten!“ und dieser Meisterspruch blieb kein leeres Wort.

Die Innung hat den größten Einfluß auf die Gesetzgebung; sie regelt die Volkswirtschaft. Von dem Gedanken ausgehend, daß der freie Wettbewerb im wirtschaftlichen Leben sehr bald zu einem Kampfe aller gegen alle führen müsse, bei dem am Ende die Errungenschaften der Kultur in Frage gestellt werden und die tierischen Triebe, wenn auch in versteckter Form, erwachen, sucht sie vor allem Einfluß auf den Umfang der Gütererzeugung zu gewinnen, indem sie dieselbe dem Bedarfe anpaßt; sie ersteht die Rohstoffe und bestimmt die Verkaufspreise. Ihre Erzeugnisse hält sie in besonderen „Kaufhäusern“ feil. In vielen Innungen wird jegliche Ware auf ihre Gediegenheit geprüft, ehe sie in den Handel kommt; jedes Stück wird mit dem Zunftstempel versehen. Besonders

strengen Prüfungen werden die Getränke unterworfen. Auf Fälschungen sind Strafen gesetzt, die sich bis zur Ausstoßung des Schuldigen steigern können. Unschickliche Reklame und Abspenstigmachen der Kunden ist verpönt.

Die Innung ist natürlich auch ein Kultbund; sie hat ihren besonderen Bundesgott — den Heiligen oder Patron — zu dessen Ehren sie Feste feiert, in dessen Namen sie die Toten feierlich bestattet und für die Hinterbliebenen sorgt. Ihre Mitglieder erkennen sich nach Anrede, Antwort und Gruß; sie besitzt ihre Geheimlehren und gleicht in vielen Stücken jenen Brüderschaften, die wir unter dem Namen der „Thiasen" bei den Griechen kennen lernten.

Wer als Lehrling in die Innung aufgenommen werden will, muß, unbescholten, von unbescholtenen Eltern stammen, in der Ehe geboren, auch deutscher Herkunft sein. Unfreie und Hörige, Slaven, Wenden wie das Heer der Ehrlosen — die Kinder von Gauklern, Marktschreiern, Seiltänzern und Schauspielern — sind ausgeschlossen, natürlich auch das semitisierte Volk des Ostens — Zigeuner und Juden. Der Lehrling wird nicht vom einzelnen Meister, vielmehr von der Innung als solcher aufgenommen; seine Aufnahme erfolgt auf dem „Gebot", unter großer Feierlichkeit, in Gegenwart der Meister, Gesellen und Lehrlinge. Wenn er ausgelernt hat und in die Fremde geht, finden neue Ansprachen statt. Gustav Freitag gibt in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" eine solche wieder, wie sie der älteste Schmiedeknecht dem Junggesellen vor dem versammelten Gewerke hält, nachdem er den Blasbalg in Bewegung gesetzt hat; ich lade meine Leser ein, sie dort nachzulesen.

Der Sprecher schließt:

„Alles mit Gunst. Ich wünsche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Wasser und Land, wo dich der liebe Gott

hinsendt. Und wo du heut oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann sein, wo es aber nicht kann sein, da nimm dein Bündel und lauf davon."

Und G. Freitag fügt ergänzend hinzu: „Durch ähnliche Vorsorge der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Gesellen geleitet . . . Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksbrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder tue. Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen aneinander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein Herrengefühl in der Welt geben. Der sonst in der Fremde recht- und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, die wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel, hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in die er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt."

Wenn einige moderne Verbrüderungen, die ihr Band um Gleichgesinnte oder Gleichwirkende schließen, wie etwa die Freimaurerei, keinen anderen Rahmen für ihren Verein gefunden haben, als den einer mittelalterlichen Innung, so erkennen wir auch darin die bedeutsamen Formen, die diese in ihren Meister- und Gesellenvereinigungen geschaffen hat.

Das Ziel der Innung ist darauf gerichtet, jedem ehr- und arbeitsamen Meister, Gesellen und Lehrling ein gesichertes Auskommen zu schaffen. Deshalb beschränkte die Innung die Zahl der Gehilfen in jeder

Werkstatt meist auf zwei Gesellen und einen Lehrling. Hatte der Meister einen größeren Lieferungsvertrag mit auswärtigen Kunden abgeschlossen, so waren die anderen Meister des Ortes berechtigt, zu den gleichen Bedingungen mit in den Vertrag einzutreten. So strebte die Innung eine gleichmäßige Wohlhabenheit an, während sie der Bildung von Reichtümern entgegen wirkte. Die Ernährung der Meister, Gesellen und Lehrlinge war die gleiche; der Bildung eines hungernden Gelichters wurde auch dadurch entgegengewirkt, daß das Meisterrecht als ein Amt, mit Rücksicht auf den vorhandenen Bedarf an Handwerkserzeugnissen, verliehen wurde, und auch das Recht der Verehelichung an dies Lehen gebunden war. Es herrschte unter diesen Umständen eine gewisse Wohlhabenheit in Handwerkerkreisen, in Bewahrheitung des Spruches: „Handwerk hat goldenen Boden." Die Ernährung war auch hier eine reichliche. Fleisch war, in neuzeitiger Überschätzung seines Nutzens, die tägliche Speise, Wein das übliche Getränk. Auf dem großen Schneidertage in Oppenheim (1505) beschlossen die Meister, ihren Gesellen in Zukunft nur noch zum Mittagessen mehrere Fleischgerichte, abends nicht mehr wie ein solches und wöchentlich nur zweimal Braten zu verabreichen. Auch in Betreff der Kleidung herrschte bei Gesell und Lehrling ein gewisser Prunk. An manchen Orten galt es für den Gesellen als unschicklich, barhäuptig oder ohne Handschuh auf die Straße zu gehen. Ging der Gesell zur Kirche, zur Herberge oder auf Arbeit, so war er gehalten, sein Werkzeichen zu tragen. Der Gesell schmückte sich, wie der Meister, mit Mantel, Federhut und Degen.

Im Jahre 1471 kündigten die Leipziger Schustergesellen, wegen Beleidigung, sämtlichen Doktoren, Licentiaten, Magistern und Studenten der dortigen Hochschule Fehde an — zur Wahrung ihres Waffenrechtes und zur Verteidigung ihrer Standesehre.

So erfüllte die vielgeschmähte mittelalterliche Innung die meisten Hoffnungen, welche die Sozialdemokraten für eine mit ihren Ideen befruchtete Zukunft hegen. Sie erfüllte das „Recht auf Arbeit", und den „gerechten Lohn", verlieh den Gesellen „Vereinsfreiheit", schützte die wirtschaftlich Schwachen vor der Ausbeutung und regelte die Arbeitszeit. Die Schlachthäuser, Wollküchen, Walkmühlen, Färbehäuser und Bleichgärten gehörten mit ihren nicht selten kostbaren Einrichtungen der Innung und durften von jedem Meister unter den gleichen Bedingungen in Gebrauch genommen werden. Alle kämpften mit gleichen Waffen, oder, richtiger gesagt, sie wirkten im Verein zum Wohle des Ganzen. Kapital und Arbeit lebten nicht in Feindschaft; die Innung gab dem Handwerk nicht nur seinen goldenen Boden, sondern auch den deutschen Meistern ihren Ehrenruf durch alle Länder.

„Die genossenschaftliche Arbeit und der geschlossene Grundbesitz" — sagt Otto Glagau in seiner schönen Studie: Deutsches Handwerk und historisches Bürgertum — „bezeichnen beim Ausgang des Mittelalters die Blüte der Nährstände. Sie verhinderten die kapitalistische Ausbeutung des Volkes, die Anhäufung ungemessener Reichtümer in den Händen weniger und die Verarmung und Unterdrückung der Massen. Sie hielten das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Ständen aufrecht, und man darf fast behaupten, daß es damals keine soziale Frage gab."

Ja, die mittelalterliche Innung war sogar auf dem Wege, eine einheitliche gesellschaftliche Ordnung — den sozialen Staat — zu begründen, wenn sie ihre städtischen Einrichtungen zu landschaftlichen und staatlichen erweiterte. Die Innungsverbände und Brüderschaften des Mittelalters umschlossen tatsächlich ganze Länder, in gewissem Sinne, das ganze heilige römische Reich. Man kennt einen Schneider-Innungsverband der Grafschaft Hohenzollern, der jährlich seinen Ver-

bandstag abhielt, Beiträge ausschrieb und eine gemeinsame „Ordnung“ hatte; daneben wird über einen Schneiderverband berichtet, der 28 oberrheinische Städte umfaßte. Die Zünfte hielten über einen großen Teil des Reiches ihre Handwerkertage ab und standen in regelmäßigem Verkehr. Alle deutschen Handwerker sahen sich schließlich als die Mitglieder einer großen Genossenschaft an. Reste dieses Gemeingeistes haben sich bis heute erhalten. Noch immer tritt der wandernde Schmiedegesell unter einem „Mit Vergunst, Meister und Gesell“ vor den Ambos der letzten deutschen Dorfschmiede und ist der Unterkunft oder Beihilfe gewiß.

Unter diesen Umständen ist es eine befremdliche Tatsache, daß unsere Sozialdemokraten die Innung mit Spott und Hohn überschütten, während sie doch eigentlich, von ihrem Standpunkte, gar nichts besseres tun könnten, als dieselbe zum Vorbilde ihrer eigenen Zukunftsabsichten zu wählen, um diesen den utopischen Beigeschmack zu nehmen. Indessen ist der Geist unserer Demokratie seit Marks und Lassalle Judengeist, dem es am Ende gar nicht auf die Bekämpfung von Kapital und Wucher, sondern auf ganz andere Dinge ankommt. Aber auch die Liberalen stießen und stoßen noch immer in das gleiche Horn. Professor Lujo Brentano bezeichnet die Innung als „Auswuchs der Bourgeoisie“, während sie sonst in der jüdischen Presse gewöhnlich als Verein der Dummen und Rückständigen geschildert wird. Man ist von dieser Seite aber so klug, wenn man von der Innung redet, ihre Blüte in der Versenkung verschwinden zu lassen, um sich nur an ihren Verfall und Entartung zu halten, denen sie ja freilich nicht entgangen ist.

Gesellenzünfte

Dieser Verfall setzte mit der Bildung gesonderter Gesellenzünfte ein und schloß sich der allgemeinen Zersetzung der mittelalterlichen Gesellschaft an. Es sind die Vorboten der Neu-

zeit. Die Gesellenzünfte wetteiferten schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit den Meisterzünften an Macht und Ansehen. Sie sind auf der gleichen Grundlage einer kirchlichen und weltlichen Brüderschaft aufgebaut, halten ihr regelmäßiges „Gebot“, schreiben Beiträge aus, haben ihre eigenen „Schöffengerichte“ — „schelten“ die Meister und liegen nicht selten mit ihnen, wie mit den Stadtbehörden, in langjähriger Fehde. Zwischen dem Rate zu Kolmar und den Bäckergesellen entspann sich ein zehnjähriger Streit darüber, daß ihnen bei der Fronleichnamsprozession nicht der herkömmliche Platz eingeräumt worden war. Das weit über die Grenzen Deutschlands angesehene Blechschmiede-Gewerke von Nürnberg ging, von den mit der dargereichten Kost unzufriedenen Gesellen „aufgerieben“ zu Grunde.

In Lohnstreitigkeiten, die die Gestalt regelrechter Streiks annahmen, zogen die Meister nicht selten den Kürzeren, da die Gesellen einmütiger und ausdauernder waren. Auf Gesellentagen verhandelte man über Stücklohn und Gewinnanteil wie über die Ungebühr der Frauen und Dienstbotenarbeit. Man unterhandelte mit Meistern und Magistraten und wechselte mit ihnen feingemodelte Sendschreiben. Im 16. Jh. sind die Meisterzünfte geschwächt, jene der Gesellen aber in solcher Blüte, daß sie endlich das ganze Reich bemeistern.

Der Handelsverkehr spielt in der mittelalterlichen Stadt, wenn man von den Hansestädten absieht, eine geringere Rolle, denn die Innung sorgte selber für den Absatz und die Verteilung ihrer Waren. Der Verkehr mit den umliegenden Dörfern bildete noch den Hauptteil des Handelsverkehres; er vollzog sich auf dem Markte der Stadt. Hier versammelten sich an den „Markttagen“ die Landbewohner mit ihren Erzeugnissen, hier mün-

deten die Handwerkerstraßen, in denen nicht selten je ein Handwerk angesiedelt war, daher noch heute unsere Fleischer-, Weber-, Schustergassen.

Der Marktverkehr vollzog sich in gemessenen Formen. Besondere städtische Angestellte legten, nach Maßgabe von Angebot und Nachfrage, die Preise fest — es sind die „guten Männer“. Um den Brotwucher hintanzuhalten, hat die Stadt Getreidespeicher angelegt, aus denen sie die Müller und Bäcker in Teuerungszeiten versorgt. Auch das Salz kauft sie im Großen ein, um es an die Salzstößer abzugeben. Sie schreibt den Großkaufleuten bestimmte Maße vor, unter denen sie, um den Kleinhändler nicht den Lebensfaden abzuschneiden, nicht verkaufen dürfen; überall sieht sie auf Billigkeit und bemüht sich mit Erfolg, den Begriff von Zucht und Ordnung auch auf den Verkehr und Handel zu übertragen.

Alles dies wäre indessen ganz undenkbar gewesen, wenn die mittelalterliche Stadt nicht das getan hätte, was ihr in den Augen der Heutigen freilich als der allergrößte Makel anhaftet — wenn sie nicht den Juden Beschränkungen auferlegt und sie in besondere Viertel eingesperrt, durch Abzeichen kenntlich gemacht und deren Übermut, in richtiger Erkenntnis der hier auftauchenden Gefahren, gedämpft hätte.

So konnte sich denn trotz des Unterganges der alten Bauernfreiheit ein neues, schöneres Leben der Zucht und Freiheit entfalten, wie es unsere Größten in ihren Schöpfungen festgehalten haben. A. Dürer hat seinen deutschen Ritter gezeichnet, der, von Tod und Teufel geleitet, ruhig und zuversichtlich, der hohen Gralsburg einer ersehnten deutschen Zukunft entgegenreitet. Unsere Zeit hat nichts, was sie der geschlossenen Kraft und Schönheit der mittelalterlichen Stadt zur Seite stellen könnte.

Aber es blieb bei der Traumerscheinung. Es zeigten sich zerstörende Mächte, die stärker waren als Gemein-

sinn und fromme Bürgertugend. In das geschilderte für beide Teile gedeihliche Verhältnis zwischen Stadt und Land riß der Verkehr immer größere Lücken. Die Kreuzzüge hatten die Augen der Menschen in die Ferne gelenkt und die alten Wikingerneigungen neu belebt. Die Hansa erschloß ihnen neue Verkehrswege und brachte das Geld zu größerer Bedeutung. Sie erfand die Börse (nach einer Familie: „van der Burse“ genannt, vor deren Hause die Brügger Handelsleute ihre Geldausgleichsgeschäfte vorzunehmen pflegten); es hatte sich, im Hinblick auf die Gefahren der Straße, die Gewohnheit ausgebildet, zum Marktschlusse die Forderungen gegenseitig abzutilgen und nur die Restforderungen zu begleichen — wenn möglich aber auch diese an Ort und Stelle gleich wieder auszuleihen. Welchen Umfang diese Ausgleichsgeschäfte annahmen, geht daraus hervor, daß auf dem Tuchmarkte von Antwerpen um 1550 Umsätze in Höhe von 40 Millionen Dukaten abgeschlossen wurden. Hier wurde auch die erste eigentliche Börse erbaut — eine Halle mit Säulenrundgang. Hierher sandten die geldhungrigen Fürsten ihre Makler, hier wurde der Courszettel erfunden, der Terminhandel, der Blankoverkehr wie die Effektenspekulation, kurz die gesamte Börsenkunst.

Auf dem süddeutschen Geldmarkte spielten seit 1500 die Fugger eine Rolle, ähnlich wie später die Rotschilds in Mitteleuropa. Sie leiteten sich von einem Barchendweber her, hatten mit Bergwerken gehandelt, dann den päpstlichen Ablaß in Pacht genommen und es endlich verstanden, den amerikanischen Goldstrom in ihre Kassen zu leiten. Seit Karl V. ihr Schuldner wurde, hatten sie ihren Hauptsitz nach Madrid verlegt. Sie gründeten durch zwei Jahrhunderte kinderreiche Familien; als Geldmacht gingen sie an den Habsburgern zu Grunde. Aber ein Fugger hat noch in Südwest-Afrika gekämpft.

An die Fugger reihten sich noch eine Anzahl größerer und kleinerer Geldherren, die sich nicht selten zu Ringen zusammenschlossen, die Bevölkerung ausplünderten und den allgemeinen Zusammenbruch der Volkswirtschaft vorbereiteten. An dieser älteren Sturmflut des Kapitalismus beteiligte sich auch die Kirche. Sie war immer reicher geworden. In Frankreich überstiegen ihre Einnahmen jene des Staates, und nicht wenige Länder waren auf die Stufe päpstlicher Lehen herabgesunken. In Deutschland, wo die Gläubigsten der Gläubigen wohnten, waren manche Länder auf dem gleichen Wege: der Ablaßhandel gab Luther den Anlaß, sich gegen Rom aufzulehnen. Auch einzelne Juden waren, man weiß nicht wie, dem Ghetto entschlüpft und hatten öffentliche Bankgeschäfte gegründet, z. B. die schon oben erwähnten Hochstetter. Sie wetteiferten mit den Fugger und zogen sogar die Ersparnisse der Bauernknechte in das Börsenspiel. Man weiß nicht, wohin es noch gekommen wäre, wenn der 30jährige Krieg nicht, gnädiger wie uns die Schule lehrt, Reichtum und Anspruch zurückgedrängt und dem Volke aus Armut und Genügsamkeit neue Lebensmöglichkeiten geschaffen hätte.

4. Der deutsche Industriestaat und seine Helfer

Wir Azteken schreiten langsam,
Schneller reitet das Verderben,
Wir Azteken schöpfen Wasser,
Um vor Durst dabei zu sterben.
O. Beta.

Der Grund für unsere neuzeitige Wirtschaftsordnung wurde mit der Einführung des Rechtes von Byzanz im Jahre 1495 gelegt, als das Reichskammergericht dies Recht als das allein maßgebliche für uns erklärte, nur blieb die Entwicklung infolge des dreißigjährigen Krieges in den Kinderschuhen stecken und wurde auch hie und da in wesentlichen Stücken durch landesväterliche Fürsorge und die Reste eines konservativen Sinnes durchbrochen.

Dies Recht war im Zeitalter der klassischen Ausgrabungen aus dem Staube der Büchereien hervorgesucht worden, und seine Entdecker berauschten sich in der gleichen Weise an der Schönheit und Vollkommenheit seiner Prägung, wie sich die Kunstkenner an dem holden Sinnenscheine der alten Marmorbilder erfreuten; daß es sich wie eine böse Krankheit, auf das Wirtschaftsleben legte, war ihnen gleichgültig.

Wir blicken auf die römische Kaiserzeit als auf ein Zeitalter des Verfalles, wir haben ihr Denken als ein verstiegenes erkannt, unsere Sittlichkeit ist von jener der Römer grundverschieden, aber die Rechtsbegriffe jener Zeit sehen wir als ewige Wahrheiten

an, trotzdem sie uns den Lebensraum vergiften und unser Heilsstreben zunichte machen.

Wir kennen schon das Wort Cicero's: summum ius, summa iniuria; es will sagen: das Recht wird in seiner reinsten und vollkommensten Form leicht zum Unrecht, zum Marterholz, an das man den lebendigen Menschenleib nagelt; man muß es mit dem Wasser des Lebens vermischen, soll es nicht zu Gift werden.

Goethe läßt den Teufel in der Gestalt eines fahrenden Scholasten, also eines Rechtsschülers, die Studierstube Faustens betreten, und O. Beta schrieb schon vor 40 Jahren, indem er dessen zersetzende Wirkung auf das Familienleben darstellte (s. O. Beta — „Die zweite Ehe"): „Dies Recht treibt uns aus der Häuslichkeit in die Kneipe, aus dem Vaterland in die weite Welt und aus der loyalen Weltanschauung in die sozialdemokratische hinaus. Man sagt: Ein Keil treibt den anderen! Das ist spezifisch-deutsch, modern deutsch, d. h. durch das römische Recht verdorben deutsch. Dem ursprünglichen, vor vielen Jahrhunderten uns durch die Überhebung der Feudalen und durch die Fahrlässigkeit der Fürsten verloren gegangenen deutschen Rechte wohnte eine derartige auseinander treibende Kraft nicht inne. Dasselbe hielt Haus und Hof und alle Staats- und Familienmitglieder zusammen, weil es den nationalen wie den Familienbesitz vor Verschuldung und Verschleuderung schützte."

Von der Volkswirtschaft aber, die auf dies Recht gegründet ist, sagte ein frommer Engländer alten Schlages, John Ruskin: „Was wir bis jetzt über die Wissenschaft der Nationalökonomie gelehrt haben, ist eine Lüge bis in die tiefste Wurzel hinein. Es ist die verruchteste Lüge, die von Gott und den Engeln am meisten verachtete und in die Tiefen der Hölle verbannte Lüge, die nur der Teufel, der Verräter der Menschen, ersinnen konnte. Diese Wissenschaft, die

Lehre von der organisierten Geldgier, trägt Schuld an allem Unheil des modernen Lebens. Ja, an allem Unheil. Es ist diese Geldlehre, die die Kirche verdirbt, das Familienleben verseucht, Ehre und Schönheit zerstört. Diese Worte werden mir weder von einer Gemütsbewegung, noch von einer Stimmung diktiert, ich schreibe sie nieder als kühles geschlossenes Ergebnis zehnjährigen Denkens und Lebens. Ich schreibe so ruhig, wie ich den Satz von dem Quadrat der Hypothenuse niederschreiben würde." Und noch weiter äußert er sich zu der gleichen Frage: „Ich sage, daß in der Geschichte nichts so demütigend für den menschlichen Verstand gewesen ist, wie unsere Anerkennung der allgemeinen Dogmen der freihändlerischen Nationalökonomie als Wissenschaft."

Als der Heidelberger Romanist Thibaut, nach Vertreibung der Franzosen aus Deutschland, in gespreiztem, patriotischem Eifer, ein allgemeines Gesetzbuch für alle deutschen Länder forderte, da erhob Savigny, der bedeutendste Rechtslehrer jener Zeit, seine warnende Stimme. In seiner Schrift: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" suchte er zu zeigen, daß die allgemeinen Gesetzprägungen (Kodifikationen) unter Umständen auf eine Vergewaltigung der Völker hinauslaufen, wenn die Zeit für sie noch nicht gekommen ist. Das Recht sei, ähnlich der Sprache und Sitte, ein Lebendig-Gewordenes, die Ausprägung des besonderen Willens zum Leben in diesem bestimmten Volke, die sich so wenig künstlich erzeugen ließe, wie das Leben selbst. Unserem Rechte sei aber seine natürliche Entwicklung verloren gegangen; anstelle der inneren Triebkräfte, die seiner Bildung zugrunde lagen, sei bei uns eine gekünstelte Maxime getreten — die Rechtsabsicht eines uns fremden Volkes. Wolle man das was wir heute als Recht ansehen, für immer als das maßgebliche halten, so könnte es kommen, daß dadurch ein verhängnisvoller

Irrtum verewigt und der natürliche Trieb zur Rechtsbildung unterdrückt würde. Man müßte aber, so fügte Savigny hinzu, um so vorsichtiger zu Werke gehen, als das Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung noch nicht feststehe, und keiner zu sagen vermöge, in welcher Richtung es zu suchen sei. Die Fahrt auf's Geratewohl und mit verbundenen Augen antreten, sei sehr gewagt; kein gewissenhafter Gesetzgeber könne da die Verantwortung übernehmen.

Indessen blieb seine Warnung unbeachtet. Noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging, war dieser Geist weiser Mäßigung verschwunden, und der Plan Thibauts kam in einem wahren Hexensabbat zur Ausführung.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich ist das kunstvolle Erzeugnis eines Gelehrtenausschusses und ist im Reichstage in wenig Sitzungen „durchgepeitscht" worden. Man hat von seinem deutschrechtlichen Charakter gesprochen, aber das ist nur eine Redensart; in Wirklichkeit scheidet es sich vom deutschen Rechtsempfinden wie Öl vom Wasser. Der erste Entwurf dieses Gesetzbuches enthielt den ungeheuerlichen Satz: Kauf bricht Miete und Pacht, er nahm der Hausfrau die Schlüsselgewalt, um ihr als Entgelt das Wechselrecht zu verleihen! Dieses Gesetzbuch ist, nach dem Urteile berufener Kenner auch in seiner fertigen Gestalt, das ödeste, trostloseste und gewissenloseste Machwerk, das jemals einem Volke aufgebürdet worden ist, und es ist heute soweit, daß man sich darüber unterhält, ob man es nicht zur Seite schieben und etwa das österreichische oder schweizerische Gesetzbuch an seine Stelle setzen soll?! Es ist ein Gesetz, unter dem kein ehrliches Volk auf die Dauer leben kann, und es hat viel dazu beigetragen, daß in unserem Volke der Wucher, die Mißgunst und Unzufriedenheit zu Hause sind und wir nach vier Kriegsjahren zusammengebrochen sind, nachdem sich der trostlose Umstand gezeigt hat, daß unsere Geschäftsleute unter dem Geiste, den es auf-

kommen ließ, in ihrer überwiegenden Mehrheit den Krieg dazu benutzt haben, um das Volk zu betrügen und auszubeuten. Nein, in diesem Gesetzbuch waltet kein deutscher Geist, sondern ein Geist der Roßtäuscher, Schieber und Kettenhändler, für die schon seine ewigen Verweisungen von einem Paragraphen auf den anderen ein Vorbild sind. Es hat die Kluft zwischen dem Rechts- und Volksleben erweitert, den Richter durch eine Paragraphenmauer vom bürgerlichen Leben getrennt und ihn noch weltfremder gemacht als er schon war; es hat die Zahl der himmelschreienden Rechtsirrtümer in's Ungemessene gesteigert. Nach Prof. Köhler ist es offenkundig, daß in den durch kontradiktatorische Urteile entschiedenen Streitfällen nicht weniger als in 60 von 100 das Unrecht in Recht verkehrt wird, das Recht also besser geschützt wäre, wenn sich die Parteien darüber einigten und durch den Würfelbecher entschieden, wer Recht und wer Unrecht haben soll.

Der Verkehrs- und Industriestaat Holland

Unsere Gesetzgeber gingen von der Annahme aus, daß das Ziel, von dem Savigny geredet hat, nunmehr offen zutage läge: es sei der Verkehrs- und Handelsstaat; dies Ziel hatten nicht nur die gelehrten Nationalökonomen verkündet, sondern auch die Minister, die sich doch auf den Boden der vollzogenen Tatsachen zu stellen pflegten. Freilich haben sie sich nicht erst lange bei der Frage aufgehalten, ob dies Ziel nun aber auch ein erwünschtes und glückverheißendes sei? noch weniger aber bei der anderen: ob denn die geringste Aussicht bestehe, daß die Reise diesmal einen anderen Lauf nehmen werde, als in den zahlreichen Fällen, wo sich Völker jemals auf die gleiche Fahrt begaben? Und hier bietet uns Holland ein kennzeichnendes Lehrbeispiel, bei dessen Betrachtung wir für ein Kurzes verweilen wollen.

In den holländischen Provinzen war die Landbevölkerung um 1600 auf 8 vom 100 der Einwohnerschaft gesunken. Nach Pieter Delacourt lebten um diese Zeit von den 2,4 Millionen Niederländern nicht weniger als 2,2 Millionen vom Handel und nur 0,2 Millionen von der Land- und Gartenwirtschaft; dafür beherrschten die Holländer den Weltmarkt. Die Tuchmanufaktur, die Leinenindustrie, der Buchdruck beschäftigten zahlreichen Hände. Spanien war zur Seite gedrängt; die holländischen Schiffe fuhren auf allen Meeren; seine Städte bildeten die Stapelplätze aller Reichtümer der Erde. Von 20 000 Schiffen, auf die Kolbert noch 1669 die gesamte europäische Handelsflotte einschätzte, gehörten nicht weniger als 15 000 den Niederländern.

Seit der spanischen Fremdherrrschaft galt auch in Holland das römische Verkehrsrecht; es war unter dem Betreiben der Jesuiten eingeführt worden. Die Lücken, welche es in den Reihen der Landbevölkerung gerissen hatte, waren eine Zeitlang aus den Hinterländern, zumal aus Deutschland, ergänzt worden; mit dem 30jährigen Kriege hörte dieser Zufluß auf, und nun machte sich bald der Menschenmangel bemerkbar. Statt selbständiger Bauernfamilien gab es auf dem Lande nur noch Tagelöhner und hungernde Pächter—die Schuldsklaven städtischer Kapitalisten. Der Adel war gänzlich verarmt und hatte, noch in spanischer Zeit, den ihm angehängten Namen der „Geusen“ zu dem seinen gemacht; er trieb eine Desperadopolitik, wie sie bei uns im Bunde der Landwirte aufgelebt ist.

Das römische Recht hatte die gleiche Erbteilung gebracht; hohe Löhne und niedere Getreidepreise hatten den Körnerbau unmöglich gemacht. Die Äcker hatte man zu Weiden niedergelegt, das Vieh gehörte den Händlern, die es bei den Pächtern einstellten. In der Heuernte kamen noch immer Scharen deutscher „Hollandgänger“ in's Land. Vielfach war der Grund und

Boden in den Händen reicher Kaufleute: das Dorf Bork war berühmt, weil dort lauter Millionäre wohnten. Es fehlte nicht an Rentnern, um so seltener waren kinderreiche Familien. Der Staat hatte auch in der Blütezeit alle Bedürfnisse, zumal die Kriegskosten, durch Anleihen gedeckt und niemals an die Abtragung seiner Schulden gedacht. Dem Einkommen der Reichen standen unerträgliche Lasten der arbeitenden Bevölkerung gegenüber, die zum Bettel führten. Nach Niebuhr sollen im Jahre 1808 in Amsterdam unter 220 000 Einwohnern 110 000 Almosenempfänger gelebt haben. Handel, Kunst und Wissenschaft sind im Niedergang. Wo noch ein Geschäftshaus blüht, da sind es portugiesische Juden, oder die Angestellten sind Deutsche; die Holländer sind vom guten und vielen Essen fett und gichtbrüchig geworden; die Häfen sind versandet; die Schiffe haben ostfriesische, vielfach auch deutsche Bemannung.

Es war ein letztes Aufflackern altniederländischer Tatkraft, als de Ruyter 1667 noch einmal die Themse hinauffuhr und unter den englischen Dreimastern aufräumte. Als die Franzosen aber 1672 in Holland einrückten, da flohen alle reichen Kaufherren mit ihren Familien, Geldvorräten und Kunstschätzen nach Hamburg, Dänemark und England, während die Zurückgebliebenen, die nichts zu verlieren hatten, dem Feinde die Stadttore öffneten; die Besatzung lief auseinander. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes, demzufolge sich viele fränkische Familien nach Holland wendeten, brachte noch eine kurze Nachblüte; aber seit 1700 gibt es in Holland keinen namhaften Seefahrer, Gelehrten oder Künstler mehr, an denen noch die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts so reich gewesen war.

Im 16. Jahrhundert werden die Holländer wegen ihrer Tapferkeit gerühmt, im 18. schwärmen sie für den ewigen Frieden. Der Gedanke an den Krieg ist ihnen schrecklich. Kommt es doch dazu, so wird er zu Speku-

lationszwecken ausgenutzt. Einzelne hatten den Vorteil schon früher herausgefunden. Als die holländische Armee 1638 Antwerpen belagerte, lieferte der Amsterdamer Kaufherr Beylandt den Belagerten das nötige Pulver. Zur Rede gestellt, antwortete er: „Wenn ich, um im Handel zu gewinnen, durch die Hölle fahren müßte, so würde ich den Brand meiner Segel dransetzen.“ 1653 wurde die holländische Flotte geschlagen, weil sie keinen Schießbedarf an Bord hatte und es am Solde fehlte; 1652 hatten zwanzig und einige Führer ihre Schiffe vor der Schlacht in Sicherheit gebracht. Als Ludwig XVI 1772 gegen Holland rüstete, lieferten ihm die Amsterdamer das nötige Getreide; da England ihnen 1781 noch einmal den Kampf aufzwang, zeigte es sich, daß die Kriegsschiffe verfault, die Kriegshäfen verschlammt, und daß weder Führer noch Soldaten da waren. Der an Geld reiche, aber an tüchtigen Männern verarmte Staat ist wehrlos. Mit leichter Mühe wurde Holland im Winter 1794 von den Truppen des revolutionären Frankreichs besetzt, während England das Erbe der Kolonien antrat.

„So gräßlich“ — sagt H. v. Treitschke nach Schilderung dieser Verhältnisse — „geht an dem Heldenvolke des 80jährigen Freiheitskrieges der Fluch des Mammons in Erfüllung, zu so namenloser Schande führt der feige Wahn, der den Frieden für das höchste der Güter hält.“

Nur in Friesland war es anders. Hier hatten sich noch viele Bauern bei ihrem alten Sachsenrecht erhalten und — abseits vom Verkehre — auch ein lebenskräftiger Handwerkerstand. „Während den heruntergekommenen holländischen Städten ihre alten Umfassungsmauern zu weit geworden waren, wurden sie den friesischen zu eng“ — sagt Hansen, und Niebuhr schließt seine Reisebeschreibung: „Ich kenne jetzt viele, und darunter sehr brave Männer; aber noch habe ich keinen einzigen merkwürdigen Gedanken, keine einzige

scharfgefaßte Bemerkung, keinen einzigen witzigen Einfall, kaum eine erträgliche Schnurre von irgend einem gehört oder gelesen. Es ist mir höchst zweifelhaft, ob, Friesland ausgenommen, wo alles eine andere Farbe hat, im ganzen Lande ein einziger origineller Kopf zu Hause ist.“ Von Friesland aus wird denn auch Holland, seit dem 18. Jahrhundert, nachdem sich die industrielle Hochflut verlaufen hat, auf's neue besiedelt.

Die englische Krankheit

Man hätte glauben sollen, daß die Engländer, die Erben der holländischen Weltmacht, aus deren Schicksalen gelernt haben sollten. Indessen war es nicht der Fall; sie traten in die Fußtapfen der Holländer und zogen auch uns mit magischer Gewalt — hinter sich her — in das beginnende Verderben. Es geschah unter den Grundsätzen einer neu aufgekommenen Volkswirtschaftslehre, die durch den Engländer A d a m S m i t h verkündet worden war. Nach dessen Lehre ist die Nation eine Maschine, die Nationalökonomie aber eine feile Rechenkunst. Nicht wird das Leben des Volkes von innen heraus, sondern lediglich durch äußeren Zwang, durch die starre Macht der volkswirtschaftlichen Gegebenheiten, durch Angebot und Nachfrage, Vorteil und Selbstsucht bestimmt. Nicht seine ererbten Vorzüge, seine Erziehung, sein Verhältnis zu Gott bestimmen die Würde des Menschen, sondern der Kaufwert seiner Arbeit, die sich in keiner Weise von anderen käuflichen Waren unterscheidet; fehlt die Nachfrage nach jener, so ist den Arbeitern nicht zu helfen —, sie mögen verhungern oder sterben.

Da der Mensch nach dieser Lehre keinen anderen Wert besitzt, wie eine Maschine und nur dazu bestimmt ist, der Technik, dem Verkehr, der Kultur zu dienen, so braucht sich der Staat auch nicht mehr um ihn zu sorgen, denn er ist außer Stande, dessen Glück anders zu begründen, als höchstens durch eine Beeinflussung

der Bedingungen des Marktes und der Nachfrage; allenfalls bleibt es Aufgabe des Staates, die Hindernisse und Schranken zu beseitigen, die dem freien Spiel der Kräfte im Wege stehen. Jeder Sieg einer Bevölkerungsschicht oder Erwerbsgruppe über die andere ist zugleich ein Fortschritt; wenn die Landwirtschaft verschwindet, das Handwerk zu Grunde geht, so hat sich die Volkswirtschaft besser und zweckmäßiger eingerichtet; kein vernünftiger Mensch braucht sich darüber Gedanken zu machen — vorausgesetzt, daß ein technischer Fortschritt damit verbunden ist. Allenfalls kann der Staat noch dafür sorgen, daß die Menschen nicht unruhig werden und es sich einfallen lassen, die wirtschaftlichen Betriebe zu stören — er ist, wie man bitter bemerkt hat, der Nachtwächter, welcher die Ruhe bewacht.

Soweit A. Smith. Man könnte meinen, daß die von ihm entwickelte Lehre einer herzlosen Rechenkunst nicht mehr zu überbieten sei, indessen fand sich in dem Citybankier Ricardo-Lewy ein Mann, der dies Kunststück fertig brachte; er ist mit dem David der Psalmen zu vergleichen; wie dieser Israel, so hat auch er das Land seiner Wahl, nämlich England, mit großem Erfolge, in einen Razziantenstaat verwandelt.

Nach Ricardo ist nicht, wie A. Smith gelehrt hat, die Arbeit das Wesentliche und Maßgebliche im Leben der Völker, vielmehr das Kapital, denn für Geld könne man sich soviel Arbeit kaufen, wie man nur wolle; nicht aber sei es immer möglich, Arbeitskraft in Geld umzusetzen; deshalb stehe nicht der Mensch und seine Arbeit im Mittelpunkte der Volkswirtschaft, sondern das Kapital, während jener nur ein Glied in der Kette der volkswirtschaftlichen Verknüpfungen sei; so könne man denn auch sagen, daß der Besitz des Geldes das Letzte und Beste sei. Von diesem komme aller Segen; es sei die Sonne und das Ziel des menschlichen Strebens. Was sonst noch bewertet wird: Ehre, Menschlichkeit,

Vaterland — beruht auf Einbildung. An das Wohl des Volkes zu denken, sei zwecklos, denn dem Pöbel sei, wie Malthus gezeigt habe, nicht zu helfen; niemand komme gegen die Natur auf und gegen deren Gesetze; diese aber gingen überall auf Konzentration. Der Starke überwindet den Schwachen, der Reiche kauft den Armen aus; das ist der vorgeschriebene Lauf der Welt.

Diese Lehre zeichnet sich, wie man sieht, durch noch gröbere Handgreiflichkeit aus, wie jene von A. Smith; *sie ist der Gemeinheit auf den Leib geschnitten.* Ihre Gedanken erwiesen sich denn auch in dem Maße zugkräftig, daß sie zu einem neuen Evangelium wurden, welches bis heute zahlreiche Bekenner hat. Mit diesem Evangelium hatte sich die Volkswirtschaft in Widerspruch nicht bloß zu dem Christentum gesetzt, sondern zu allen besseren Antrieben des Menschenherzens. Wenn Christus gelehrt hatte, die Arbeit sei ihres Lohnes wert, so lehrt Ricardo, daß von einem Lohne überhaupt nicht die Rede sein könne, lediglich von einem Unterhaltungswerte, den das Kapital dem Arbeiter gewähre, damit er sich ernähre und fortpflanze; auch der Landwirt entlohne sein Spannvieh nicht: er lege ihm nur ein entsprechendes Unterhaltungsfutter vor, das nur gesteigert würde, wenn damit Zwecke der Mast oder besonderer Kraftleistung erreicht werden sollen. Dieser Unterhaltungswert sei so zu bemessen, daß er gerade ausreiche, den Arbeiter zu kleiden, zu belustigen, ihn anzuspornen, eine entsprechende Nachkommenschaft in die Welt zu setzen und so den Arbeitsmarkt zu versorgen. Vermehrt sich das Arbeiterheer über Bedarf, so überwiegt das Arbeitsangebot, die Löhne sinken, die Geburten nehmen ab, und die Überzahl der Arbeiter verkommt im Elend; tritt aber Mangel an Arbeitskräften ein, so steige infolge zunehmender Nachfrage der Lohn, und unter den reichlicheren Gewährungen greife eine raschere Ver-

mehrung der Arbeiterschaft Platz. Lassalle hat diese Ricardo'sche Ansicht unter dem Namen des „ehernen Lohngesetzes“ zu einem Schlagworte der Partei gemacht; beide, Ricardo und Lassalle, waren Juden; man erkennt in ihnen die jerusalemitischen Vorbilder.

Aber sie hatten ihre Zeit verstanden und fanden die rechten Worte für sie, denen sich auch die Wissenschaft nicht entzog. Diese Art Lehre wurde jetzt auch in Deutschland von den Kathedern verkündet, und sie wirkte hier wie in England. Man ging mit raschen Schritten der Kapitalwirtschaft und dem Handels- und Industriestaat entgegen; überall drängte die Entwicklung nach Arbeitsteilung und Massenerzeugung: die Maschine trat anstelle der Handarbeit, und so schienen auch die Tage des Handwerks gezählt.

Das Handwerk

Indessen sind die trüben Weissagungen von dessen völligem Untergange nicht in Erfüllung gegangen. Hatte schon ein Marat vor der Aufhebung der Zünfte gewarnt — „deren Zusammenbruch die Losung zu einer allgemeinen Betrügerei und Verlumpung bedeutet“, schrieb der treffliche Vincke schon 1811: „Unter dem neuen Rechte bleibt den Handwerkern nur übrig, durch Wohlfeilheit der Waren sich den Rang abzulaufen und solche Wohlfeilheit durch geringe Güte, Maß und Gewicht zu ermöglichen; wer das Publikum am besten zu betrügen versteht, hat gewonnen, und jeder treibt es fort, bis Bankrott oder Bettel es endigt“ — so hat die Erfahrung diesen düsteren Prophezeiungen nicht völlig Recht gegeben. Gewiß ist der Schaden nicht ausgeblieben, aber es lebte in unserem Mittelstande doch noch zuviel gesunde Kraft und Tüchtigkeit, als daß es schon bald dahin hätte kommen können. Das Handwerk behauptete sich nach wie vor; es bildete eine Vorschule der Industrie, und die Sozialdemokratie holte

ihre besseren Kräfte aus dem Handwerk (Bebel). Das Handwerk hat es verstanden, sich die neuen Zeitmächte und deren aufbauende Kräfte zu Nutze zu machen. Die Schulung der Handwerker ist nicht schlechter geworden als zuvor; auch brachte das Auflassen der Zünfte keineswegs, wie einige befürchtet hatten, eine Überzahl nicht lebensfähiger Meister — eher stellte sich das Gegenteil heraus: die Innung hatte manche über Wasser gehalten, die nun, in dem schärferen Wettbewerbe, verschwanden. Hierzu trugen auch die Magazine bei, die zahlreiche Meister in ihren Dienst zogen und sie zu ihren Haussklaven und Lohnarbeitern machten, während auch ganze Gewerke, z. B. jenes der Schuhmacher, in einer natürlichen Entwicklung, in dem Fabrikswesen untergingen. Hier verwandeln sich die Meister in Verkäufer; nur das Flickwerk ist ihnen geblieben.

Zum Teil wurden diese Verluste aber wieder durch den Umstand ausgeglichen, daß auch die Landbevölkerung im vergangenen Jahrhundert in die Arbeitsteilung hineingezogen wurde und das Handwerk den Weg in die Dörfer fand; es hat — nach Prof. Bücher — auf dem Lande etwa soviel gewonnen, wie es in der Stadt verlor — wenngleich zu sagen ist, daß es in den Dörfern niemals das leisten kann, wie in der Stadt; denn dort leidet der Meister an seiner Vereinzelung; er ist, wie der einzelne Drescher auf der Tenne, dem der anregende Wetteifer und der Rhythmus fehlt.

Es war dem Handwerke zu Gute gekommen, daß der Staat, in einem Kreislaufe der Erfahrung, von seinen Vorurteilen wider die Innung zurückgekommen war; er hatte sich in dieser Hinsicht von der liberalen Phrase, die ihm eine Zeitlang die Sinne umnebelte, befreit; und so hatten es die Meister, teils freiwillig, teils geschoben, noch einmal versucht, sich zusammen zu schließen; freilich fehlte es dabei an dem rechten Mut und Geschick; sie trieben nur eine Hinterhauspolitik,

und die Sache war fast noch schlimmer wie sie erschien. Als der sächsische Mittelstandsverband, der unter vielen Reden ins Leben gerufen ward, für jeden Meister einen Jahresbeitrag von 7 Pfennigen ausschreiben wollte, da weigerten ihn die Abgesandten in einer Tagung, die in Dresden stattfand, indem sie erklärten, daß das Handwerk solches nicht zu leisten vermöge! Erwägt man noch, daß das Handwerk fortwährend seine besseren Kräfte an den Handel, die Industrie, endlich an die „Partei" verliert, und daß unser deutsches immer mehr aus slavischen Quellen gespeist wird, die doch zum mindesten einen undeutschen Ton hereinbringen, so möchte man an dessen Zukunft zweifeln.

Der Liberalismus

Die alte Innung hatte zwischen das Gewerbe und den Verbraucher ein Ideal gestellt; das Kapital, welches die Welt beherrscht, kennt keines — es sinnt nur darauf, wie es sich vergrößere und bildet ein Krebsgeschwür am Volkskörper. Unter seinem Einflusse bröckelt die gewerbliche Ordnung, trotz aller Gewerbeordnung, ab und sinkt in die Tiefe, wie der Boden an den Hängen versinkt, wenn er nicht mehr befestigt wird. Zwar hatte sich die liberale Presse, dem Anscheine nach, des Handwerks in besonderem Maße angenommen — sie versprach ihm goldene Berge, wenn es ihr folgen würde, aber dabei nannte sie die Innung einen Verein der Dummen, Ordnung — Rückständigkeit; sie behauptete, die Aufsicht über das Gewerbe und den Handel sei ganz überflüssig, denn der Käufer verstünde am besten, Erzeugnisse wie Preise zu beurteilen: er würde in allen Fällen das Preiswerte bevorzugen und die Pfuscher und Betrüger zurückweisen. Die so redeten und schrieben, kannten die Menschen aber nicht oder trieben Versteckens: sie sahen nicht oder wollten nicht sehen — die Macht des Kapitales, der Reklame, den Plundersinn einer entwurzelten Menge, die alle Maßstäbe ver-

loren hat! Und so haben am Ende doch jene Recht behalten, die vor 100 Jahren vor der Gewerbefreiheit warnten, wenngleich das trübe Ziel, das sie vorausgesagt haben, nicht gleich mit einem Male erreicht worden ist. Mochte jene liberale Doktrin immerhin aus einer guten Absicht hervorgegangen sein, so übersahen ihre Bekenner doch die natürliche Trägheit der Materie; sie wollten einreißen, ohne an Wiederaufbau zu denken — in der Annahme, daß der Neubau von selber erfolgen würde; es trat auch ein, aber als man sich den Schaden besah, war es das Warenhaus; und dieses nahm dann mit der liberalen auch die konservative Presse in seinen Dienst und unterjochte beide durch seine Anzeigen; so wurde der Liberalismus am Ende zum Werkzeuge des Bösen. N a u d h — „Die Juden und der deutsche Staat“ — hat ihm vorgeworfen: „er bereite sich und dem deutschen Volke den Untergang, wenn er immer nur „den Acker des Juden im Joche der Phrase pflüge.“ Indessen diese Warnung stieß, wie andere wohlgemeinte Reden wahrhaft liberaler Männer, unter denen ich nur Lagarde nenne, auf taube Ohren: der Liberalismus hat weder gelernt noch vergessen; er predigt auch heute noch den großen Kindern, daß alles Heil von der Ungebundenheit komme und das Gold nicht nur die Macht, sondern auch das Glück in sich berge. Er sagte zu allem anderen, daß es ohne die Kapitalanhäufungen keine Schiffswerften und keine stehenden Heere geben würde, also auch keine nationale Verteidigung, aber war nicht Sparta — ohne mobiles Kapital — ein einziges Soldatenlager? Wir werden ja bald sehen, wo das Kapital bleiben wird, wenn erst die Abrechnung nach dem unglücklich geführten Kriege kommt, dessen Ausgang an sich schon eine Folge liberaler Verblödung war. Die nationale Selbstverteidigung hängt in erster Linie von dem Charakter der Landeskinder ab, den der Liberialismus verdarb; er verwies auf den Millionenzuwachs unseres Volkes:

Deutschland sei entweder gezwungen, Industrieerzeugnisse auszuführen oder Menschen — und dabei fehlte es unserer Landwirtschaft an Händen und Kräften! . .

Die Großindustrie Sie ist die reife Frucht des Industriestaates; sie hat das Bestreben, sich den Lagerstätten der Rohstoffe und Kraftquellen anzuschließen; sie breitet sich deshalb über die Kohlen- und Eisenfelder aus und dehnt sich an den Flußufern und in den großen Tälern, teils um ihren Riesendurst zu löschen, teils um sich die Wasserfracht und die Kraftleistung der Ströme nutzbar zu machen. Wo die letzteren in unserer Heimat nicht ausreichten, da verstand sie es wohl auch, wie z. B. bei der Erzeugung der Salpetersäure, die Karten so zu mischen, daß das gleiche Ziel, wenn auch auf einem Umwege, mit geringerem Kraftverbrauche erreicht wurde. Vor allem aber strebt sie in's Große; sie gibt sich, wie Spiegelberg in den Räubern, nicht mit Kleinigkeiten ab. Die alten Hammerwerke in den Wäldern waren ihr viel zu klein — ein Spielzeug aus der Kinderzeit, und so sind ihr auch die Schmerzen, welche sie dem Volke bereitet, nur Kleinigkeiten; sie nennt sie Kinderkrankheiten und schreitet unbedenklich über alles hinweg, was ihr im Wege steht. Nun bedarf sie für ihren Riesenleib eine große Menge Speise, die das Land nicht bietet, weil es zu arm an Naturerzeugnissen ist; sie erfand also den „Veredelungsbetrieb". Sie bezieht soviel Rohstoffe als möglich vom Auslande und verwandelt sie durch mechanische und chemische Verfahren in höher gewertete Wirtschaftsgüter, die sie teilweise im Inlande absetzt, teils aber, mit Nutzen, wieder an das Ausland abgibt. Sie verarbeitet Getreide zu Mehl und Zwieback, Obst verwandelt sie in Marmelade und Getränke, Gerste in Bier, Kartoffel in Alkohol und Liköre, Baum- und Schafwolle in Gewebe und Kunstseide, Holz und Stroh in Papier, Leder in

allerlei Prunksachen, Metalle in Maschinen — und alles das in großem Umfange, unter Wahrnehmung aller neuzeitlichen Hilfsmittel und Kräfte. Hierzu war aber in erster Linie die Ausbeutung der Bodenschätze notwendig, indem das Holz immer mehr durch das Eisen verdrängt wurde und die Kohle die Triebkraft liefern muße.

Das Recht gestattet die unumschränkte Ausbeutung der Eisen- und Kohlefelder; das frühere Verfügungsrecht des Staates über die Schätze des Erdinneren hatte man beiseite geschoben. Bis 1850 war in Preußen jeglicher Bergbesitz, wenn er ausgebeutet werden sollte, in 120 Anteile, sog. „Kuxe", zu teilen, von denen 2 dem Grundbesitzer, 2 der Kirche und Schule, 2 der Knappschafts- und Armenkasse zufielen. Hier setzte der Fortschritt und die Gier der Unbedenklichen ein, die unter dem Ministerium Delbrück und Kamphausen dem staatlichen Bergregal den Garaus machten. Voran ging Hannover, die anderen folgten, und als das Werk vollendet war, da standen auch die Bodenschätze restlos unter den Bestimmungen eines undeutschen Besitzrechtes, welches keine Schranken kannte; dem Staate aber blieb — neben einer mageren Gewerbesteuer — das Nachsehen. O. Beta verglich den römischen Eigentumsbegriff mit der unterirdischen Hölle, wie sie Dante als Trichter schildert, dessen Scheitel sich im Mittelpunkte der Erde befindet; dort thront der Herr aller Gefallenen: dem Menschen aber, als dem unumschränkten Herrn der Erde, ist Macht über sie gegeben, so daß dem Besitzer eines Ausschnittes ihrer Oberfläche alles gehört, was sich darunter bis zu deren Mittelpunkte befindet — er darf, wie ein Gott, frei darüber verfügen. 1865 wurde dann noch die „Bergbaufreiheit" eingeführt, durch welche der Bergbesitz dem Landeigentümer genommen und einer Zunft von Schatzräubern übereignet wurde — und zwar jedermann, gleichgültig ob In- oder Ausländer: er durfte Bohrlöcher treiben, und

wenn er auf ein abbaufähiges Lager traf, so hatte ihm der Staat gegen eine Stempelabgabe von ein und einer halben Mark ein Feld von einer halben Million Quadratklaftern, gleich 218 Hektar, als unterirdisches Eigen für Zeit und Ewigkeit zu sichern, wobei der Muther seinem Felde beliebige Gestalt geben konnte, wenn nur je zwei Punkte seiner Umgrenzung nicht weiter als 1 Km. voneinander entfernt waren; dem Staate blieb dann noch die Pflicht für das nötige Land zu sorgen, das der Bergbau erfordert: er hatte also seine Bauern, nötigenfalls, von Haus und Hof zu jagen, damit die um Delbrück und Kamphausen ihre unterirdische Ernte einbringen konnten.

Nachdem der Staat solchermaßen seine Hoheits- und Erstgeburtsrechte für ein Trinkgeld preisgegeben hatte, konnte er ferner zusehen, wie das internationale Kapital seine Vorteile wahrnahm und sich an seine Stelle setzte. Man hat berechnet, daß die Preissteigerungen, welche die Kohlensyndikate allein 1906 und 7 vornahmen, eine Besteuerung des Volkes um 300 Millionen Mark bedeuteten.

Nun ist es richtig: der Krieg hat uns mit größeren Ziffern umgehen gelernt, indessen hat er auch gezeigt, welche Bedeutung gerade der Bergbau heute für die Selbstbehauptung der Völker besitzt; der neue Staat wird gar nicht anders können, als die mißglückten Versuche des führenden deutschen Staates wieder aufzunehmen, den Bergbesitz, und besonders die Kohleförderung, wieder in seine Hände zu bringen; er würde sich damit nur aneignen, was ihm, frevlentlich, im Schlafe, geraubt worden ist — wenn anders es Herr Wilson noch gestattet.

Banken und Börse, Aktiengesellschaften, Goldwährung

Die Steigerung, welche der volkswirtschaftliche Gedanke von A. Smith bis auf Ricardo erfuhr, kommt auch in der Entwicklung der industriellen Unternehmungen zum Aus-

druck; auch sie gerieten im Laufe der Zeit mehr und mehr in den Besitz der organisierten Kapitalmacht, die an die Stelle der Könige und Päpste getreten ist. Von ihren Besitztiteln bringt sie immer gerade nur so viel unter die Leute, als notwendig ist, um das Börsenspiel aufrecht zu erhalten und die Ersparnisse des Volkes einzustreichen. Es geschieht, unter Wahrnehmung von Leidenschaft und Wahn, in internationalen Raubzügen, deren größter der Weltkrieg war.

Stroußberg, selbst ein blutiger Gründer, nannte die Hypothekenbanken — „legalisierte Betrugsinstitute"; deren Geschiche ist die Geschichte des Niederganges der Deutschen. Schon das Jahr 1848 hatte hier eine Bresche in die alte Schutzmauer gebrochen, und die Gesetzgebung der 70er Jahre brachte das Werk zur Vollendung. Als dann die Berliner Börse 1870 von den 100 Millionen Talern der Kriegsanleihe drei Millionen übernahm, hätte es dem Staate die Augen öffnen sollen, zumal von glaubwürdigen Leuten versichert wurde, daß dieselbe Börse, durch Mittelsmänner, französische Kriegsanleihe gezeichnet habe; aber Fürst Bismarck ging mit denselben Leuten, die soeben erst das Land im Stiche gelassen hatten, durch dick und dünn; die es nun, unter viel schönen Reden ausbeuteten, nachdem sie sich in der national-liberalen Partei eine Burg gebaut hatten; sie schickten ihre Agenten in die Ministerien, hielten die Klinke der Gesetzgebung in der Hand und zögerten nicht, die Folgerungen daraus zu ziehen. Der Jude Lasker stand an der Spitze der Reichstagsmehrheit; den Hausschatz eines vertriebenen Königs übergaben sie einem anderen Juden in Verwahrung, der aber bei dem Fürsten aus und einging. Mit diesem Gelde wurden die Zeitungen im Sinne des Klüngels bestochen; endlich ließ sich der Fürst, entgegen den Warnungen vortrefflicher Männer (ich nenne Lagarde und R. Meyer) in den Kulturkampf verstricken. Judas Weizen blühte. Damals

wurde der Grund zu dem Deutschland der Schieber und Wucherer gelegt, das uns in den Kriegsjahren so viel Ungemach bereitete; die alte gutpreußische Art wurde auf den Kopf gestellt, und die deutsche dazu; das Pflichtgefühl schwand; ein preußischer Landrat, der es nicht zulassen wollte, daß man die Söhne reicher Juden vom Heeresdienste befreite, wurde davon gejagt; der Gedanke, daß es eine Grenze gebe, über die hinaus das Geld keine Macht mehr entfalten dürfe, ward als lächerlich verspottet, und das ganze Volk taumelte, hinter den Börsenleuten, in ein Meer des Schwindels und der Gemeinheit. Die Jugend wurde vergiftet. O. Beta erzählte mir, daß alle seine Schulkameraden in diesem Sumpfe erstickt seien. Was aber alledem eine noch größere Bitterkeit verlieh — es geschah unter den Augen von Männern, die das Vertrauen des Volkes genossen, die aus ihm machen konnten, was sie wollten. Aber sie wollten nicht! . . .

So nahm denn das Unheil seinen Fortgang. In einem Wechselspiel von Gründungen und Bankbrüchen baute Deutschland seine wirtschaftlichen und technischen Erfolge auf, nicht ohne daß seine angestammten Tugenden auch wieder Elemente der Gesundung in das Gewebe der Jahrzehnte flochten. Auf einen Zeitabschnitt, der sich unter den Grundsatz: „Billig und schlecht!" gestellt hatte, folgte ein anderer, wo auf allen Gebieten die solidesten technischen Leistungen gefördert wurden und Wirtschaftlichkeit und Gestaltungskraft allen Unternehmungen einen Zug ins Starke und Kraftvolle gaben, nur daß zugleich in den Weizen der Samen des Bösen mit dem falschen Rechte eingestreut wurde. Die Hypothekenbanken schöpften den Rahm der Volkswirtschaft ab, indem sie das Volk mit einem verteuerten Kredite aus zweiter Hand beglückten; sie genossen das Vorrecht, Schuldverschreibungen in der Höhe ihres Hypothekenbesitzes auszugeben, also ihr auf den Grund und Boden in langfristiger Gewähr

eingetragenes Kapital, unter Verpfändung der Besitztitel, noch einmal zu verflüssigen und zwar in größeren Kassenscheinen, während die kleineren Scheine Reichsbanknoten waren — eine rabbulistische Umstellung aller vernünftigen Begriffe im Sinne der Gauner. Aber das ist nicht alles: das solchermaßen verdoppelte Kapital vergaben diese Banken nun abermals gegen hypothekarische Eintragungen, wobei sie sich nicht selten, wenn es an Unternehmungsgeist fehlte, selbst an der Errichtung von Mietskasernen und Fabriken beteiligten, indem sie Baugelder ausliehen: dabei trieben ihre Hintermänner wohl auch noch Wuchergeschäfte mit dem also vergifteten Kapitale, indem sie die Bauhandwerker um ihr Erspartes prellten. Also: Aktienkapital — Hypotheken — Pfandbriefe — Bargeld — Baugeld — Mietskasernen — neue Hypotheken — neue Pfandbriefe — neues Bar- und Baugeld und abermals neue Fabriken und Mietskasernen, in denen die Deutschen ihre freudlosen Tage dahin lebten und über ihr schweres Herz nachdachten — so lange, bis das ganze wieder einmal einen Krach erlitt — nicht ohne daß die Hypothekenbanken auch daraus ihre Vorteile zogen. Mit welchen Erfolgen sie ihr Gewerbe betrieben, kann man daraus ersehen, daß sie, nach § 7 des Hypothekenbankgesetzes von 1899, ihre Pfandbriefe nicht über den 15-fachen Betrag ihres Aktienkapitales (unter Einrechnung des Reservefonds) ausgeben durften. Während der einzelne Unternehmer nur bauen konnte, wenn er das nötige Geld besaß, bauten die Hypothekenbanken mit Hülfe papierner Schiebungen — unter der Aufsicht des Staates, wobei sie aber das wirtschaftliche Leben von seinen gesunden Grundlagen trennten und das Volk sachte in eine Zigeunerbande verwandelten, die nicht Treu ud Glauben mehr kannte und alle Begriffe nur noch als Abwandlungen des einen Begriffes: „verdienen“ gelten ließ. Die Banken sind ihre Tempel,

wohin sie zwar nicht an den Feiertagen, dafür aber um so regelmäßiger in der Woche pilgert und wo sie ihre Lebensgüter in sicheren Händen weiß. In der Tat sind die Banken an die Stelle der Kirchen getreten: ihre Direktoren und Angestellten sind die Priester und Berater des Volkes; wir sind etwa da angekommen, wo Juda z. Z. der römischen Kaiser stand, wo Tempel und Schatzhaus ein und dasselbe war.

In seinem „Bourgois“ schildert Sombart den Industriellen, dessen Denken sich in dem engen Raume zwischen Geschäft und Vergnügen zusammendrängt; sein Ideal ist Schnelligkeit, Ausbreitung, Effekt. Und dieser Typ beherrscht die Welt; aber es liegt im Wesen der Sache, daß er erst dort zur vollen Bedeutung gelangt, wo das ganze Volk in seinen Bannkreis hineingezogen ward — der Industriestaat also vollendet wurde; solange der große Teil des Volkes in angestammten beschränkten und gebundenen ländlichen Zuständen verharrt, ist seine Auswirkung unvollkommen, und daher kommt es, daß dieser Typ sich gerade in jenen Völkern völlig ausbildet, die durch Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, Fleiß und Ausdauer zu einem mehr als gewöhnlichen Aufschwunge gelangen, ohne daß sie die Vorsehung mit einer Mauer umgeben hat, die ihre angestammte Art vor dem Äußersten bewahrt; eine solche Mauer besitzen die Engländer in ihrem Sachsenrecht, das auch dem Moloch Kapital seine spitzesten Giftzähne ausgebrochen hat. Bekanntlich gibt es in England keine Hypothekenbanken. Die Engländer redeten deshalb, wenn sie unter sich waren, von Deutschland als einem Pilzgebilde — und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie nicht ganz im Unrechte waren. Jedenfalls haben sie das Spiel, zu dem ihr König Eduard die Karten mischte, gewonnen und schicken sich an, ihre Wechsel zu präsentieren. Sie tun es aber auch nur im Namen eines Größeren, nämlich des internationalen Vereines

der Geldmächtigen, an deren Spitze heute Wilson steht und in deren Händen auch die Könige nur Papierfiguren sind; sie gehen darauf aus, die letzten Widerstände zu brechen, die ihrer Weltherrschaft im Wege stehen. Ihr Haß richtet sich vornehmlich gegen Deutschland, in dem sie die letzte Burg ihrer Feinde erblicken; denn hier wurde, bei allem industriellen Fortschritte, doch auch wieder mit Ernst die Möglichkeit und Aussicht einer Gesellschaftsreform auf Grund des Rechtes und der Arbeit erwogen und Schritte getan, welche sich gegen die absolute Herrschaft des Geldes richteten. So war die Verstaatlichung der Eisenbahnen unter Bismarck ein Schlag gegen die Geldfürsten; auch unsere soziale Gesetzgebung empfanden sie als eine schwere Beeinträchtigung, zumal sie mit der Zeit auch auf alle anderen Industriestaaten übergreifen mußte. Dazu kam, daß man in Deutschland, trotz aller Geldgier, die sich immer breiterer Kreise bemächtigte, noch immer mit Eifer an einer Wissenschaft festhielt, die keine Kompromisse kennt und einer Kunst, die nicht auf Liebedienerei gestellt ist! Ja, hier wurde der Gedanke der Rasse seit einem Jahrzehnte gepflegt, auf den Juda ein geheimes Monopol zu haben glaubte. Nirgends war vor dem Kriege der Bildungsgrad, damit aber auch das Selbstbewußtsein der Arbeiter soweit gestiegen, wie in Deutschland. Zwar wurde die Sozialdemokratie durch geschickte Mache im Zaune gehalten, aber wie lange noch? Man redete hier von einer Verstaatlichung der Banken, von Bodenbesitzreform, ja, von Abschaffung der Goldwährung! Gerade damit aber traf man Juda ins Herz! Sein Bestreben war seit jeher darauf gerichtet, dem Gelde eine solche Beschaffenheit zu geben, daß es von den Schwankungen des Marktes verschont war — unveränderlich und absolut, als das Maß aller Arbeit und aller Güter, wie es Ricardo gefordert hatte. Ist viel Gold im Verkehre, so sinkt nicht dessen Wert,

sondern es steigt der Wert aller Güter und umgekehrt. Damit haben die Goldinhaber das Mittel in der Hand, die ganze Welt durch Zurückhalten oder Ausgeben des Goldes auszubeuten, indem sie in der Lage sind, nach Belieben, eine ihnen günstige Konjunktur zu schaffen. Während nun ein solcher Zustand in der ganzen Welt gedankenlos hingenommen wurde, fing man in Deutschland an, Kritik daran zu üben. Solange ein S. Gesell seine Ideen nur den Amerikanern vortrug, waren sie unschädlich, denn man lachte über ihn; in Deutschland aber nahm man seine Vorschläge ernst. Er schlug ein bewegliches Papiergeld vor, welches sich im Laufe des Jahres in seinem Werte vermindert (wie jede andere Ware), durch welches der Gütererzeugung und dem Verkehre eine sehr erwünschte Stetigkeit gegeben würde. Gesell behauptet daß man mit einem solchen gleitenden Tauschmittel den Ansprüchen eines geordneten Güterverkehres entsprechen und alle Zufälligkeiten und Vergewaltigungen vom Marktverkehre fernhalten könne — und zwar durch Anpassung der umlaufenden Geldmenge an die Menge der vorhandenen Güter; daß ferner dadurch, daß man dem Tauschmittel die Unvergänglichkeit nehme, es naturgemäß auch seine Vorrechte, das Recht der Ausbeutung verliere: es wird ihm auch der Anreiz genommen, sich zurückzuhalten und die Preisbildung wucherisch zu beeinflussen, ein Verfahren, welches, nach Ruhland, etwa aller acht Jahre zu den sogen. Wirtschaftskrisen führte, in denen alle Gewerbe und der Verkehr aus keinem anderen Grunde darniederlagen, als wegen Mangel am Gelde. Der Besitzer eines Tauschmittels, das stetig an Wert verliert, wird es in gleicher Weise weitergeben, wie der Kaufmann seine Ware, ehe sie ihm verdirbt, und deshalb entspräche die Summe des angebotenen auch immer jener des vorhandenen Geldes: das Warenangebot wäre also auch nicht heute einer großen, morgen einer kleinen

Geldmenge preisgegeben; der Staat begegnete den natürlichen Schwankungen, die sich aus dem Wechsel der landwirtschaftlichen Erträge, aus den Fortschritten der Technik und den wandelbaren Geschmacksrichtungen ergeben, einfach mit vermehrter oder verminderter Notenausgabe; die Volkswirtschaft unterläge einer vernünftigen Steuerung — im Interesse der ehrlichen Menschen, während der Wucher das Nachsehen hätte; das Fortkommen aller Schaffenden auf Kosten der Geldwechsler und Rentner wäre erleichtert, und die soziale Frage verlöre einen Teil ihrer Schärfe.

Nun sind das nur Entwürfe, aber die Geldmächtigen sind mißtrauisch: es weiß keiner, wohin solche Auflehnungen am Ende führen, und deshalb muß man den Ideologen auf den Leib rücken. Die organisierte Arbeiterschaft hat zu wiederholten Malen zu erkennen gegeben, daß man sich von ihr nichts Gutem versehen kann, zumal die deutsche; und in der Tat haben die Entwicklungen der jüngsten Zeit gezeigt, daß diese Sorgen der Geldmächte nicht unbegründet waren: der im Gefolge des Krieges entstandene Feuerbrand droht sich über das Erdenrund zu verbreiten, weil sich überall der gleiche Zündstoff angehäuft hat. Vorläufig kann man noch hoffen, denselben einzudämmen und Deutschland, das Land aller Verruchten, zu züchtigen, zu zerstückeln und zu vernichten: vielleicht nehmen sich dann die anderen ein Beispiel daran, was ihnen bevorsteht, wenn sie wider den Stachel löken.

Es ist das alte Lied von Juda und Israel, welches immer mit dem Triumphe des ersteren endet, wobei aber der Opfertod des anderen der gepeinigten Welt die Erlösung verheißt.

Blicken wir von hier aus zurück, so erkennen wir, daß alles dies nur die Auswirkung des Rechtes von Byzanz ist, des Widerstreites der Sünde mit der göttlichen Natur des Menschen. Dies Recht gipfelt

in der Unterwerfung der Guten unter die Macht der Lüge und Beutegier. Diesem Götzen opferte Deutschland den Fleiß und die Lebenskraft der Seinen, ohne ihn doch jemals satt zu füttern. Wo nur immer der vaterländische Grund und Boden an irgend einem Menschenwerk beteiligt ist — und wo ist er es nicht? — da forderte auch der unersättliche Dämon, der römische Rechtsgedanke, sein Opfer! Man mochte eine Fabrik oder ein Arbeiterhaus bauen, den Acker pflügen oder nach Bodenschätzen graben — immer nahm jener seinen Löwenanteil vorweg; und der Richter stand mit dem Schwerte daneben und schützte ihn in seinen angemaßten Rechten.

Man gewährt den Beamten Wohnungsgeldzuschüsse — wer gönnt sie ihnen nicht? aber am nächsten Zinstage steigern ihnen die Hauswirte die Mieten und, um nicht ungerecht zu sein, steigern sie dieselben zugleich auch allen anderen Mietern, so daß das Volk den soeben erst, aus Billigkeitsgründen, bewilligten Groschen, verhundertfacht in alle Zukunft zollen muß! Denn beim nächsten Verkaufe der Grundstücke, wenn nicht schon früher, legt er sich als kapitalisierter Wohnungsgeldzuschuß — ein moderner Lindwurm — auf die Hausgrundstücke nieder und schläft und ladet die Klugen ein, mit ihm zu schlafen und läßt die anderen schwitzen; es zeigte sich aber kein Siegfried, der dem Scheusal entgegengetreten wäre und das Volk von ihm befreit hätte, das Volk, welches, trotz rastloser Arbeit, seines Lebens nicht mehr froh wird und hinter seinen Peinigern die Fäuste ballt, ohne zu begreifen, daß auch sie mit der Zeit dessen Gifthauche erliegen. Selbst seine Spargroschen verwandelten sich unter dem römischen Wucherrechte in nationale Verluste und Gebresten, wollte man sie unterbringen, so forderte der Wahn des Zeitalters die Erbauung von Mietskasernen, zuletzt von ganzen Industriestädten, die doch nur Spitäler und Kirchhöfe der Nation waren. Da

waren die Landwirte: sie forderten die Erhöhung der Beleihungsgrenze ihrer Güter, um neue Tributpflichten auf die Schultern jener zu legen, die erst noch geboren werden sollten! Die Arbeiter aber, die diese Lasten, wenn auch mittelbar, zu fühlen bekamen, suchten in den Phantasien eines erträumten Zukunftsstaates ihren Trost, den ihnen die Wirklichkeit versagte.

So war es in den nationalen Glücksjahren bis 1914! Was wird uns nun erst die Zukunft bringen, wo uns auch noch das Joch einer richtigen Knechtschaft auferlegt werden soll? Die Sklaverei vergangener Jahrhunderte erstreckte sich zumeist nur auf geborene Knechtsrassen, deren Wohl die Herren niemals völlig aus den Augen verloren — so wenig wie der Bauer das Gedeihen seines Viehes, dessen Wohlbefinden zu seinem Wohlstande beitrug. Die Art Knechtschaft aber, wie sie uns der Wilsonfriede bringen soll, geht auf Vernichtung aus, ja auf Ehrlosmachung.

Schon vor 1914 hatte die Ansammlung der Menschen in den Mietskasernen und Fabrikstädten zu einer unerhörten Verwüstung der Leiber und Seelen geführt. Unter 1700 Kindern, die im Jahre 1911 der Berlin-Schöneberger Volksschule zugeführt wurden, befanden sich nicht weniger als 566 Kranke und Krüppel und mußten unter ärztliche Aufsicht gestellt werden, und am Leipziger Carola-Gymnasium endeten in einem Jahre drei Oberprimaner durch Selbstmord! Unter den Einjährigen fanden sich an manchen Orten noch 20 unter 100, die zum Militärdienst tauglich waren! die Geburtenziffer sank im Königreich Sachsen im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts von 37 bis auf 27 vom Tausend der Bevölkerung; es blieb den Gelehrten des Dresdner Anzeigers vorbehalten, darin „eine ganz natürliche und unbedenkliche, ja, sogar erfreuliche Tatsache“ zu entdecken.

Das Land Wie nun in der Stadt und im städtischen Gewerbe, so griff das römische Recht auch auf dem Lande wie ein zerstörendes Feuer ein. In Preußen hatte das „Landrecht“ und die Verwaltungsmaßregeln des großen Königs noch das Schlimmste hintangehalten — nun kam auch da das Zeitalter der technischen Fortschritte; sie erstreckten sich auf alle Zweige der Wirtschaft. Beschränkte diese sich noch vor einem Menschenalter auf den Umlauf und die Verwertung jener Rohstoffe, die der Acker und die Atmosphäre in ihrer natürlichen Zusammensetzung dem Wirtschafter darboten, so gab man ihm nun plan- und fabrikmäßig hergestellte Pflanzennahrstoffe — Kali- und Kalksalze, Phosphate, Nitrate, wodurch sich nicht nur die Erntemenge verdoppelte, sondern auch das Gespenst der Bodenerschöpfung schwand. Der Wohlstand nahm zu, damit aber auch der Dünkel. Der Bauer bedarf keines Schutzes mehr, so hieß es nun, er ist selber Manns genug, sich vor Schaden zu hüten! Als man dann aber unter diesem Lockrufe die letzte Schutzmauer des Anerberechtes beseitigte, da feierte der Bodenwucher seine Feste. In dem einen Amtsgerichtskreise Gelnhausen sollen in 3 Jahren 7000 bäuerliche Anwesen unter den Hammer gekommen sein, in Österreich im Verlaufe zweier Jahrzehnte deren 160 000, während dort gleichzeitig die landwirtschaftlichen Hypothekenschulden um 2 Milliarden stiegen. Ein Mährscher Jude vergleicht sein Geschäft mit einer Häckselmaschine: oben kämen die Bauern hinein und unten das Taglöhnerpack wieder heraus.“ Nur wo sich das alte Anerberecht unter dem konservativen Sinne der Landbevölkerung erhalten hatte, wie z. B. in Südtirol, Dalmatien, Krain — zeigten sich noch gesundere wirtschaftliche Verhältnisse. Während die im Rückstand gebliebenen Steuern in diesen Ländern im Durchschnitt 9% vom Soll betrugen, war ihr Anteil dort, wo seit 1868 das römische Erbrecht eingedrungen

war auf 62% gestiegen. Auf Grund dieser Erfahrung kam, trotz liberaler Gegenwirkung, Ende der 80 Jahre in Österreich ein reaktionäres Grund- und Erbrecht zustande, das wieder erträglichere Besitzverhältnisse herbeiführte; es folgte dem Grundsatz, den sein Mitschöpfer Bäurle ausgesprochen hat: daß hier nicht mehr die rücksichtslose Wahrung des Eigentumsbegriffes, der rechtlich gewährleistete und geheiligte Egoismus der Einzelperson zur Richtschnur dienen solle, vielmehr der Einklang des Einzelvorteiles mit den Interessen des Staatsganzen!

Im Reiche sind die Heimstättegesetz-Vorlagen, für die ein Moltke eintrat, von den liberalen und demokratischen Parteien zu Falle gebracht worden; nur einige schüchterne Versuche zur Erhaltung des bäuerlichen Besitzes sind in den „Höferrollen“ der 70er und 80er Jahre, später in dem preußischen „Rentengüter-Gesetz“, durchgedrungen; das letztere dient freilich mehr den Interessen der Hypothekenbanken als jenen des Bauernstandes. Und das gleiche kann man auch von dem durch das bürgerliche Gesetzbuch geschaffenen Erbbaurechte (§§ 1012—1017) sagen. Der durch dies Gesetz bedingte Besitztitel unterliegt allen auf Grundstücke bezüglichen Vorschriften, ist also auch pfändbar, so daß mit ihm, im Sinne eines Familienbesitzes, nicht viel Staat zu machen ist; dagegen schufen die Amerikaner durch ihre Heimstättengesetze unveräußerliche Landlose. Über diese Rechtsschöpfung schrieb der amerikanische Richter Corbell: „Es gibt ganz ohne Frage keinen größeren Ansporn zur Entwicklung des Wohlverhaltens, des Fleißes und der Liebe zum Vaterlande, als ein bleibendes Heim, für das die ganze Familie eine große Zuneigung gewinnt, und das allen in der Welt zerstreuten Familien-Gliedern ein sehr erwünschtes Refugium gewährt, unter dessen Schutz sie jederzeit wieder zurückkehren können,“ während der Gerichtshof zu Arkansas in einer Urteils-

begründung erklärte: „Es war eine aufgeklärte Staatspolitik, die in der Vorsorge sowohl für das öffentliche Wohl als für das des einzelnen Bürgers das Heimstättengesetz diktiert hat, dessen unverkennbare Absicht es ist, jedem Hausvater oder Familien-Oberhaupte seine Heimat, seine ständige Wohnstätte derart zu sichern, daß er darauf gedeihe und sich behaglich befinde; und wo die Familie geschützt und außer dem Bereich eines solchen finanziellen Mißgeschickes leben kann, dem auch der Klügste und Scharfsinnigste nicht immer auszuweichen vermag."

Ist es nun nicht merkwürdig, daß sich das alte Europa solche Wahrheiten von Amerika sagen lassen muß, und daß unsere verschiedenen Anläufe zu einer Heimstättengesetzgebung lediglich das Hohngelächter der liberalen Meute hervorgerufen haben? Es war ein letztes Aufblitzen altpreußischer Gesinnung, als die Regierung dem Abgeordnetenhause im Januar 1917 ein Gesetz vorlegte, das ganze Arbeit auf diesem Gebiete leisten sollte. Juda heulte auf, seine Presse kündigte, wütend, den „Burgfrieden", und die Vorlage wurde begraben. Heute reden sie in Deutschland und Österreich viel von einer Verstaatlichung des Grund und Bodens aber sehr wenig von „Sozialisierung" der Banken!

Unter dem Rechte, das durch den Wechsel, den Realkredit und die gleiche Erbteilung gekennzeichnet ist, hat sich der Staat dem Semitismus verschrieben wie der Revolution, denn jeder Erbgang ist unter der gleichen Teilung ein Familienaufstand und eine Revolution, diese aber, wie wir schon wissen, der Stern Judas. Unter diesem Rechte wurde das Land zwischen Weichsel und Elbe, so wie schon einmal, um das Jahr 400, auch damals unter den Lockungen Roms, von seiner seßhaften Bevölkerung entblößt; gleichzeitig wurde Schlesien und Polen, aber auch Böhmen und die österreichischen Alpenländer von Slaven besiedelt

und die deutsche Bevölkerung planmäßig ausgekauft. In manchen Industrieorten, selbst im Rheinland und Westfalen, bekam man nach Feierabend auf Straßen und Anlagen mehr polnische als deutsche Laute zu hören, und alles das waren nur die Vorbereitungen zu einer politischen Auswertung unserer Schwäche und unseres Verfalles. Der Industriestaat hatte, wie die Kohlen und Metalle, so auch seine Menschen ins Feuer geführt — welches das Symbol des Wüstengottes ist („Ich bin ein verzehrend Feuer!" Jahve). Im Maße die Flammen emporsteigen, sinken die Menschen zusammen, bis nur noch ihre Asche übrigbleibt; und dies gilt auch in geistiger Hinsicht. Als man sich 1913 zur Jahrhundertfeier der Leipziger Entscheidungsschlacht anschickte, da fand sich keiner mehr, der ein passendes Festgedicht machen konnte: das von G. Hauptmann stieß auf den Widerspruch der Menge und mußte vom Spielplane abgesetzt werden! und in dem darauf folgenden Kriege, in dem es sich doch um Sein und Nichtsein handelte, zeigte sich nicht einer, der die Blicke des Volkes dauernd auf sich gerichtet hätte. Unser Volk hatte seine spärlichen Kräfte ganz auf den industriellen Wettbewerb gestellt, und das erklärt denn auch die erstaunliche Tatsache, daß es bis in das fünfte Jahr den vereinten Kräften der halben Welt getrotzt hat, denn dieser Krieg war am Ende in wesentlichen Stücken ein industrielles Unternehmen, bei dem die Menschen hinter die Maschinen zurücktraten. Was aber die Menschen betrifft, hier die Soldaten, so blieb das demokratische Zeitalter im Rechte, welches die Unterschiede auszugleichen trachtet, indem es auch die Großen klein macht. Hatten wir uns daran gewöhnt, die Russen als ein passives Volk zu betrachten, das sich seine Begriffe und Antriebe vom Westen holte, so zeigte sich nun der befremdliche Umstand, daß es uns (in Brest-Litowsk) das Gesetz des Handelns verschrieb und seine Stichworte bald auch den „aktiven" Völkern

zum Gebote machte. Noch weiter gingen allerdings unsere Unabhängigen, die selbst ihren Namen, nämlich den der Spartakisten, von einem römischen Sklavenführer entlehnten!

Alles dies, weil wir unsere letzten ländlichen Reserven in das industrielle Lottospiel eingesetzt haben! Beschäftigte die deutsche Landwirtschaft noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht weniger als 80, 1862 noch 62% unserer Bevölkerung, so sank diese Ziffer 1882 auf 42, 1893 auf 30, während sie sich im Königreiche Sachsen 1895 nur noch auf 15% belief.

Man tröstet sich, indem man den Bauern die Aufgabe stellt, die Städte mit Brot und Butter, Fleisch und Speck zu versorgen — ein moderner Staat braucht, so sagte man, nicht in Verlegenheit zu geraten, wenn seine Dörfer veröden, das Ausland hilft; aber der Krieg hat es anders gezeigt, wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die Stadt nicht bloß ihre Lebensmittel, sondern auch ihre Bevölkerung vom Lande hat — nur daß sie dieselben unentgeltlich bezieht und daß sie in ihrer Art, Dauer und Leistungsfähigkeit von diesem Zustrome abhängig ist. Fließt er kräftig, kommt er aus einem lauteren Quell, wo Gesundheit und Reinheit herrscht, so nimmt die Stadt zu und steigt im Ansehen und Macht, versagt derselbe, so erlebt sie ihre schwarzen Tage (indisch: kali-yuga) und Industrie, Handel und Wissenschaft kommen ins Hintertreffen.

Stadt und Land

Nach Hansen: „Die drei Bevölkerungsstufen" darf man die Städte aus diesem Grunde immer nur als die Kirchhöfe der Nation betrachten. Später hat uns O. Ammon diese Verhältnisse ziffernmäßig erläutert; er konnte zeigen, daß die Bevölkerungen von Karlsruhe, Mannheim und Freiburg in reichlich hundert Jahren nahezu ausgestorben wären, wenn sie keinen frischen Zuzug vom Lande bekämen, denn ihre Bevölkerung

hatte von Generation zu Generation im Verhältnis von 100 zu 29, zu 15 abgenommen. Eine Stadt von 10 000 Einwohnern würde darnach in drei Menschenaltern nur noch 1500 Einwohner haben, und zwar würde es ein Haufen von Armen, wenig Reichen und einer Zahl von Rentnern sein, welche die dritte Generation überdauern, nicht ohne daß diese dann die Anwartschaft auf eine noch weitere Dauer hätten, da sie sich vielleicht bis zu gewissem Grade den Schädlichkeiten des Stadtlebens angepaßt haben oder doch eine Auslese darstellen, die denselben besser gewachsen ist, wie der anfängliche Durchschnitt. Und demgemäß würde auch das Leben in dieser zusammengeschmolzenen Stadtbevölkerung nur noch dahinschleichen — so lange, bis sich aufs Neue ein Zufluß frischer unverbrauchter Menschen bemerkbar machte.

Unter diesen Umständen kann man aber leicht begreifen, was das unentwegte Streben aller Bürgermeister, die Einwohnerzahl ihrer Städte zu steigern, am Ende zur Folge haben muß? Es ist aber auch begreiflich, daß unter solchen Umständen die Geburtenüberschüsse der Landbevölkerungen bald nicht mehr zureichen, um den Menschenhunger der Städte zu befriedigen. Als Dresden gegen Ende des vor. Jahrh. seine eigenen sächsischen Reserven verbraucht hatte, holte man die Leute aus dem benachbarten Schlesien herbei, und als dann auch dieser Quell versagte und nach Berlin abgelenkt wurde, aus Tschechien.

Mit den Städten aber wetteiferten die Fabriken in diesem Streben: sie wollen ihre Produktion ins Ungemessene vermehren. Dazu nun müssen die Bodenschätze gehoben und die Maschinen „bedient“ werden. Und da der eigene Nachwuchs an „Händen“ dazu nicht hin- und herreicht, so werden sie aus immer größerer Ferne herbeigeholt, zumal die Ausländer anspruchsloser und williger sind, auch die niedriger gewertete Arbeit zu verrichten. Bei dem Bau des Nordostseekanales arbeiteten unter

sechs noch ein Deutscher, und wie es dann auf dem Lande nach dem Abzuge der einheimischen Feldarbeiter aussieht, haben wir mit Schrecken gesehen. In den letzten Jahren vor dem Kriege gab es in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands überhaupt keine einheimischen Arbeiter mehr, woher die Rittergüter nur noch zur Anstellung polnischer Arbeiter dienten, und daß dabei auch die Beschaffenheit des letzten Restes der Zurückgebliebnen gelitten hatte, lag auf der Hand, denn sie bildeten ja den Ausschuß, die weniger Tüchtigen und Unternehmenden, so daß die Folgen leicht vorauszusehen sind: die konstitutiven Werte nehmen ab: da aber die Abgewanderten sehr bald in den Städten verderben, so bedeutet dieser Artverlust am Ende den Niedergang des Volkes; es treten alle jene Erscheinungen zutage, die wir als kennzeichnende Merkmale sinkender und sterbender Völker etwa in Griechenland und Rom und zuletzt, im Zusammenhange, etwas ausführlicher aus der Geschichte des Verfalles der Niederlande betrachtet haben. An dieser fortgesetzten Gegenauslese und nicht an einem eingebildeten Alterstode gehen die Kulturen zu Grunde, sterben die Völker.

Schlußfolgerungen

Schon P. de Lagarde hatte darauf hingewiesen, daß es für jedes Volk noch wichtigeres als Stadtkultur, Fabrikunternehmungen und Bankgeschäfte gäbe; er warf die Frage auf, ob denn die Industrie auf die Dauer mit den tieferen Bedürfnissen des Menschen zu tun habe, ja, ob sie überhaupt etwas Wertvolles erzeuge, wenn sie darauf ausgehe, Bedürfnisse zu schaffen, die sie dann mit ihren Hilfsmitteln ausbeutet? Am Ende habe der Mensch nur an der Befriedigung solcher Bedürfnisse ein Interesse, die es ihm möglich machen oder erleichtern, seinem Gotte zu dienen! und deshalb müßte zunehmende Frömmigkeit auch der Tod für einen nicht

geringen Teil der industriellen Unternehmungen sein. „Um dies einzusehen, wolle man sich nur einmal vergegenwärtigen, wie viel an Kleiderstoffen eine wirklich fromme Frau nötig hat und sich die Frage beantworten, ob Christus und die Mode in näherem Freundschaftsverhältnis stehen als Christus und Belial? Ist diese Frage aber sachgemäß beantwortet, so ist erwiesen, daß die Gewerbetätigkeit keine passende Grundlage für den Wohlstand einer Nation ist: sie ist eine Grundlage, in welche die alle Fundamente ethischen Lebens zerfressende weltliche Gesinnung eingemauert ist."

Lagarde redet hier als Moralphilosoph; aber soviel kann man auch vom Standpunkte der nationalen Selbstbehauptung sagen, daß dasjenige, was den Völkern auf die Dauer frommt, nicht ihr Reichtum ist, vielmehr ihre Lebenskraft, Schaffensfreudigkeit, Sittlichkeit. Mit einem Reste solcher Tugenden hat sich Deutschland immer wieder aus schweren Niederlagen emporgerafft, mit deren Resten ist es in den Krieg gezogen, wo es sich vier schwere Jahre hindurch gegen die halbe Welt behauptet hat. Der Staatsmann, der Gelehrte, ja, am Ende jeder Redliche sollte mit sich zu Rate gehen, ob er die Industrieschwärmerei noch gutheißen kann? wir waren schon vor diesem Kriege auf dem Wege ins Verderben; der Krieg hat die Schäden nur offen zutage gefördert; nun aber, in den Folgen des politischen Zusammenbruches, tut nichts mehr not, als Besonnenheit. Die Industrie hat nur Sinn, wenn sie auf gesundem Holze wächst — sie um ihrer selbst und hoher Dividenden wegen fördern — führt das Volk ins Verderben.

Die Berliner Handelskammer schrieb nach der Krise von 1908, unsere Industrie habe es dem heimischen Markte und vornehmlich der aufstrebenden Landwirtschaft zu danken, daß diese Krisis, welche im Auslande so verheerend gewirkt hat, bei uns kaum bemerkbare Folgen hinterließ. Man muß für dies

Bekenntnis einer industriellen Körperschaft dankbar sein und auch zugestehen, daß auch wir der Industrie vieles zu danken haben, aber wir dürfen sie nicht außerhalb aller maßsetzenden Zwecke stellen und müssen sie wieder in den Heilsplan der Nation einbauen. Der kürzlich verstorbene Prof. Lamprecht sagte, der Menschengeist bewege sich unter dem Einflusse der geschichtlichen Kraftwirkungen in einem Rhythmus, indem er, in einer ersten Phase, den augenblicklichen und zufälligen Reizwirkungen bedingungslos folge, in einer sich anschließenden Gegenbewegung aber sich zur Wehr setze und, auf Grund sittlicher Antriebe, dem Strome des blinden Geschehens entgegenträte. Trug der erste Entwicklungsabschnitt einen stofflichen (materiellen) Charakter, so ist der zweite ein wesentlich idealistischer. Noch werden wir vorwiegend von materiellen Antrieben bewegt, die das Bessere zurückdrängen, aber schon zeige sich die Gegenströmung, die sich auf dem Grunde einer neuen Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit erhebt; es gilt andere Ziele als jene, vor die uns Physik und Mechanik, Rechen- und Meßkunst stellen. Das Mindeste, was wir von dem Gewerbe fordern, ist, daß es sich in den Dienst der nunmehr erkannten völkischen Vorteile stellt; ohne dem würde auch ihm mit dem Volke der Boden unter den Füßen verschwinden. Will es dies aber, so müssen ihre führenden Geister umlernen und andere Grundsätze zu den ihren machen, als jene waren, von denen sie sich bis nun leiten ließen; sie müssen andere Ziele aufstellen, als sie bisher vor Augen hatten.

5. Deutsche Wiedergeburt

Aufsteigen sah ich zum anderen Male
Aus der Flut die Erde in jungem Grün.
Edda.

Nach der Edda kündet sich die Götterdämmerung, die durch das dunkle Wort „ragnarok" gekennzeichnet wird, durch einen Krieg an; in dessen Verlauf häuft sich Verbrechen und Unrecht und Naglfahr, ein aus den Nägeln pietätlos verscharrter Leichen gezimmertes Schiff, kommt hergefahren. Dann entbrennt der Kampf der Götter mit den Mächten der Tiefe, und zwar wird der Kampf nicht nur zu Lande, sondern auch auf dem Meere und in den Lüften gekämpft. In diesen Kämpfen gehen die alten Götter unter — mit ihnen, in einem großen Weltbrande, die alte Erde, und eine neue, schönere und ein verjüngtes Geschlecht der Götter steigt aus dem Meere empor.

Denkt man sich die Götter als die beherrschenden Ideen und Ideale, so kann man in dieser Schilderung ein Bild des Weltkrieges sehen, in dessen Verlaufe, ganz so, wie es die Edda schildert, allerlei fratzenhafte Gestalten ihr Gift und ihre Feuerwellen über die Bewohner der Mitte ausgeschüttet haben, deren alte Ideen und Ideale in sich zusammenbrachen, nachdem sich Habgier und Neid zur beherrschenden Macht emporgeschwungen hatten.

Das Maschinenzeitalter hatte den Menschen ihre Standhaftigkeit und Würde geraubt und sie mit Unrast erfüllt. Geld machte den Mann. Unser Volk hatte sich aus einem Helden — in ein Händlervolk ver-

wandelt, dessen nackter Geschäftsgeist, verbunden mit Unbeholfenheit, es in aller Welt unbeliebt gemacht hatte. Zwar waren die anderen Völker, ihrem Wesen nach, nicht besser wie wir, um so besser verstanden sie aber die Kunst, ihre eigene Blöße hinter schöne Worte zu verstecken und die Meinung zu verbreiten. daß Deutschland, dessen wirtschaftliche Erfolge ihre Habgier reizten, der Herd alles Bösen sei; so konnte man es im Namen der Gerechtigkeit überfallen und ausplündern und tat damit ein gutes Werk.

Als der Krieg dann zum Ausbruche gekommen war, die einen ins Feld zogen, die anderen aber, die zu Hause blieben, denselben nur als eine Gelegenheit zur Bereicherung ansahen, als der Wucher unerhörte Kreise zog, die Gerichte wider ihn versagten und der Burgfriede und die Zensur es verhinderten, daß die Dinge auch nur mit ihrem wahren Namen genannt wurden, da steigerte sich die unnatürliche Spannung in der Volksseele zum Äußersten, und es hätte nicht der demokratischen Agitatoren, nicht der Preßreptilien bedurft — die, im Juli 1914 in ihre Höhlen verscheucht, schon bald, die Berliner und Frankfurter Judenpresse allen voran, wieder hervorkrochen und ihr Gift träufelten — um eine revolutionäre Stimmung zu erzeugen, die auch auf unsere Leute im Felde übergriff, deren besseren Teil ja längst der Rasen deckte. Als dann Rußland, in einer Steigerung ähnlicher verhängnisvoller Not, nachdem es sich länger gehalten hatte, als man glauben konnte, zusammenbrach und unsere Staatsmänner, statt die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und mit ihm einen billigen Frieden und weiterhin einen Bund zu schließen, durch den wir uns den Rücken frei machten — dort, in Littauisch-Brest und in Budapest, unsere Wechsel präsentierten um kleinliche Vorteile einzubringen — da waren wir verloren: an der maßgeblichen Westfront erschienen auf zehn abgeschossene Flugzeuge deren zwanzig neue aus

Amerika und Scharen von Festungskarren — Tanks, gegen die die Leiber unserer Soldaten nicht aufkamen. Ein Rückschlag im November 1918 genügte, unsere Front zu erschüttern und die Truppen auf den unglückseligen Gedanken zu bringen, sich, nach dem Vorbilde der Russen „selbst zu entlassen“.

Was nun folgte, ist in aller Gedächtnis. Man hielt sich bei uns an die gleißenden Worte eines amerikanischen Präsidenten, die man als ein Evangelium pries, womit man den Boden endgültig unter den Füßen verlor.

Nun brach das Verhängnis herein: Vom Westen in den brutalen Forderungen der internationalen Geldmacht, die ein Engländer in die Worte gekleidet hat: man verlangt von den Deutschen, daß sie sich nackend ausziehen, dann aber sollen sie auch noch die Taschen umkehren! Hatten diese Mächte zuvor einzelne Handelskreise, Klassen, im höchsten Falle aber halbkultivierte Völker im Ganzen ausgebeutet, so sollten nun alle Völker in Knechtschaft geraten, die es gewagt hatten, ihnen zu wiederstreben. Ein Viererrat wurde eingesetzt, der über die Zukunft von 100 Millionen Menschen entscheiden sollte — nicht nach Grundsätzen der Menschlichkeit, sondern nach dem altrömischen Rechte des Siegers. Daß es auch ein Recht der Besiegten gebe, wurde zwar von Brockdorff-Rantzau in diesen Tagen ausgesprochen, indessen erregte es auf der andern Seite nur ein Lächeln. Und in der Tat, welch andere Behandung will denn ein Volk gewärtigen, das sich nur noch mit Worten verteidigt?

Nehmen nun die Dinge ihren Lauf, so werden Millionen Deutscher, wird die Kultur, die sie schufen, dem Moloch vorgeworfen, zu dessen Bekämpfung die Völker, angeblich, 1914 in den Krieg gezogen sind. Dieser Gegensatz ist aber so groß, daß sich der Widerspruch selbst unter unseren Feinden regt und unsere

Partie mit dem Westen heute, im Juni 1919, wo ich dies schreibe, wesentlich besser steht als noch vor kurzer Zeit.

Vom Osten aber hat sich noch eine andere Macht gegen uns in Bewegung gesetzt — angeblich, um uns zu befreien. Sie erklärt den Staat für den Feind der Menschen und das Gesetz für ihr Verderben. Sie bäumt sich gegen die Herrschaft des Geldes auf und beantwortet dessen Gewalt mit der Gewalt der Faust. Es steckt etwas Mephistophelisches in ihr, aber sie verleugnet ihren Ursprung in einem Volke nicht, das mit seinen greisenhaften doch auch wieder manche kindische Züge verbindet. So hat sie den naiven Gauben verbreitet, daß es genug sei, alles über den Haufen zu werfen, es müsse dann von sebst eine neue und bessere Welt entstehen.

In diesen beiden Mächten (die Edda redet vom Fenriswolf und Surtur, von denen der eine die Welt zu fressen, der andere sie in Brand zu stecken droht) — wiederholt sich noch einmal, ins Riesenhafte übertragen, der alte Kampf zwischen Juda und Israel. Wie es in jenem Wettstreite in Juda hieß: Was kann aus Galiläa Gutes kommen? so gilt nun Deutschland in aller Welt als der Hort des Üblen; und wie damals die Weltmacht Rom, zum Vorteile Judas, gegen Israel mobilisierte, so heute der gesamte Westen — für den Händlergeist. Es ist der Kampf zweier Urgewalten, in denen um das Schicksal der Menschheit gerungen wird.

In diesem Kampfe wird aber viel, sehr viel davon abhängen, daß sein Ziel besser begriffen werde, als es bis heute geschah. Der Bolschewismus ist die Weltanschauung eines Volkes, dem man seinen angeborenen Heroismus in einem Jahrtausend der Knechtschaft weggezüchtet hat. Er fußt auf der Lehre eines Buckle und Marx, die verkündeten, daß die Schicksale der Menschen immer nur die Erzeugnisse

ihrer Umwelt seien und sich insbesondere aus dem Wirtschaftsleben herleiten. Man nennt Völker, die solchen Glauben hegen, passive Völker; ihnen ist meist nur noch ein Mut der Verzweiflung gegeben, was sie aber in Zeiten, wo den Menschen der Frieden über alles geht, als Heldenvölker erscheinen läßt. Diese Verzweiflung spiegelt sich dann auch noch in der Seele ihrer Besten (z. B. eines Tolstoj), wobei es ganz natürlich ist, daß der Jude zu ihrem Anwalt wird. Wenn dies auch in unserer Mitte wahrzunehmen ist und der Bolschewismus auch hier Fuß gefaßt hat, so ist es ein Zeichen, wie weit die Verwüstung auch bei uns schon fortgeschritten ist. Mit dem Glauben, daß es noch andere als bloß äußere Umstände sind, die Weltgeschehen und Menschenschicksal bestimmen, daß jene nur die Kette des Gewebes dieser Welt, der Einschlag aber die schöpferische Tat des Mannes ist, würden wir den Grund zu einer Erneuerung des germanischen Menschen legen, der heute nahezu ausgestorben ist und nur noch in dem dumpfen Machtgelüst Entarteter fortlebt. Die wirtschaftlichen Reformen in Ehren, aber es gibt ein Größeres — die Wiedererschaffung des heldischen Ideales! Unsere Sorge hat bisher nur immer den Dingen gegolten, nun gilt sie einem Wichtigeren, dem Menschen selbst. Was er bisher geworden ist, das ward er durch das Ohngefähr. „Mit diesem Werden" — so verkündete schon J. G. Fichte — „ist es vorbei, denn wo die Menschheit am allerweitesten sich entwickelt hat, ist sie zu nichts geworden. Soll sie nicht bleiben in diesem Nichts, so muß sie von nun an zu allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen. Dies ist die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auf Erden, daß es mit Freiheit sich zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist. Dies Sichselbstmachen, im Allgemeinen, mit Besonnenheit und nach einer Regel, muß nun irgendwo und irgendwann im Raum und in der Zeit einmal anheben, wodurch ein

zweiter Hauptabschnitt der freien und besonnenen Entwicklung des Menschengeschlechtes an die Stelle des ersten Abschnittes einer nicht freien Entwicklung treten würde. Wir sind der Meinung, daß in Absicht der Zeit diese Zeit eben jetzt ist, und daß dermalen das Geschlecht in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde zwischen seinen beiden Hauptepochen steht; in Absicht des Raumes aber glauben wir, daß zu allernächst den Deutschen es anzumuten sei, die neue Zeit, vorangehend und vorbildend für die übrigen zu beginnen."

Wir leben heute in einer ähnlichen Zeitennot, welche einem Fichte und mit ihm vielen seiner Zeitgenossen ihren Ernst aufgeprägt hat: es wird aber darauf ankommen, daß es nicht bei der Predigt bleibt. Auch Fichte hatte die Aufgabe nur als eine erzieherische aufgefaßt — es ist aber eine durchaus schöpferische. Die germanischen Götter wurden nicht gebessert, sondern sie versanken, und es tauchten ganz neue aus der Flut empor; und so ist denn auch der Weg, den wir zu gehen haben ein ganz anderer als ihn uns, die um Fichte weisen. Wenn bei ihnen von den Zielsetzungen des Zeitalters die Rede war, so sahen sie entweder nur darauf, daß die Menschen äußerlich gesittet und hergerichtet, auch mit Kenntnissen ausgestattet würden, ihr weiteres Schicksal, ob sie etwa in den Fluten einer sich überstürzenden Sachkultur untergehen, kümmerte sie nicht: man hat in den Menschen nur immer ihre Werke gepflegt, hat diese vervollkommnet, die Menschen aber, je länger, desto mehr, einer völligen Verwahrlosung preisgegeben; und deshalb lebten sie immer nur ein Leben aus zweiter Hand — wie die Kinder, inmitten ihres Spielzeuges, das sie ihre Welt nannten; eine solche Menschheit mußte denn auch versagen, wenn es darauf ankam, daß nicht mehr gespielt, sondern Taten verrichtet wurden. Das aber, sagte schon Lagarde — „ist unumstößlich gewiß, daß die Zu-

kunft der irdischen Geschichte, die Zukunft Deutschlands . . . nicht am Staate, nicht an der Verfassung, nicht am Papste, nicht an irgend etwas hängt, was nicht unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ist, — daß es an den Menschen hängt. An nichts aber hat Deutschland so großen Mangel wie an Menschen, und keinem Dinge ist Deutschland mit seiner Anbetung des Staates, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges, so feindlich wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann, dem einzelnen Menschen."

Dieser Mangel spiegelt sich denn auch in dem System unserer Gedanken. Die Wissenschaften, soweit sie sich mit den Dingen befassen, haben unleugbare und große Fortschritte gemacht, insoweit sie aber den Menschen zum Gegenstande haben, stecken sie noch immer in den Kinderschuhen. In der Gottesgelehrtheit herrscht ein glatter Dämonismus, in der Rechtsgelehrsamkeit walten die Begriffe des Justinianischen Zeitalters, und wie lange ist es her, daß die Heilkunde begreifen lernte, daß sie eine Lehre menschlicher Schwächen sei, denen man mit Geduld begegnen müsse, statt mit Zaubermitteln, die man diesmal in der Apotheke kauft.

Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß nicht auch dem Wirtschaftsleben eine hohe Bedeutung für die Gestaltung und Beherrschung des Lebens innewohnt: ich sagte schon, es sei die Kette des Gewebes, die den Einschlag trägt, ohne die er in lose Fäden, ja in das Chaos versinken würde. Es ist ja nur der allgemeine Ausdruck der biologischen Gesetzmäßigkeiten, die sich aus dem Zusammenspiele zentrifugaler und zentripetaler Kräfte des Lebens (im Sinne Goethes), aus Anpassung und Vererbung (im Sinne Darwins) ergibt. Und deshalb mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich noch einmal auf die wirtschaftliche Frage zurückkomme.

Der Ständestaat Wir leben nach dem Umsturz in einem wirtschaftlichen Chaos; es ist das gleiche Chaos, welches in die Webstube einzog, in der man das Gewebe ohne den Einschlag herstellen wollte. Man sollte nun meinen, es müßte einem Volke, welches sein Sinnen und Trachten so ganz, wie wir es taten, auf das wirtschaftliche Leben eingestellt hat, nicht schwer fallen, die wirtschaftliche Ordnung wieder herzustellen; daß dem nicht so ist, bestätigt wieder den Mangel jedes schöpferischen Geistes in unsrer Mitte. Die neue Regierung, die sich das Volk selber gab, steht heute ratlos zwischen Tür und Angel. Nach der einen Seite soll sie „sozialisieren", und man droht ihr mit dem Bolschewismus, wenn es nicht geschieht; nach der anderen aber soll sie mit dem Sozialismus der Kriegsjahre aufräumen, weil sonst zu befürchten ist, daß unser Wirtschaftsleben endgültig zusammenbricht. In solcher Lage könnte denn auch diese Regierung nichts besseres tun, als sagen, was König Albert von Sachsen zu seiner Umgebung gesagt hat, als er sich anschickte, die Residenz zu verlassen: „mögen sie ihren Kram nun selber machen!" Freilich müßte diese Regierung nun auch gleich hinzufügen: wir aber haben Anderes und viel Wichtigeres zu tun, denn unsere Sorge richtet sich nicht auf heute, sondern auf das Morgen, nicht auf das Zufällige, sondern auf das Notwendige. In Süddeutschland hat sich vor kurzem ein „Bund für deutsche Erneuerung" gebildet, welcher dieser Regierung das gleiche riet. Er richtete die Frage an sie: „Warum tut ihr nicht das in diesem Falle einzig Mögliche? Warum weist ihr — die Vertreter Deutschlands — die unzufriedenen und unter sich uneinigen Wirtschafter nicht an ihre eigenen Führer: Ihr seid selbst miteinander die deutsche Volkswirtschaft — kümmert euch, wie ihr zurecht kommt — mit der Valuta nach außen, der Preis- und Lohnschraube nach innen! Habt ihr es immer noch nicht

genug, die einzelnen Dränger für sich beschwichtigen zu müssen und doch dem allgemeinen Unmut und dem weitergehenden Betrug nicht wehren zu können? Oder habt ihr das Herz nicht, den politischen Parteien das Heft der deutschen Volkswirtschaft aus der Hand zu nehmen und es denen zu geben, die allein die Verantwortung dafür tragen können? . . . Es handelt sich um nichts geringeres, als die Abwendung unseres finanziellen Zusammenbruches, der nur durch Herabdrückung aller Preise und entsprechende Hebung des deutschen Geldwertes abgewendet werden kann. Diese Maßnahme kann aber nur durchgeführt werden in der ganzen deutschen Volkswirtschaft zugleich, nämlich wenn sämtliche Berufe zu Verbänden zusammengeschlossen und für Löhne, wie für Boden-, Stoff- und Warenpreise verantwortlich gemacht werden." Und folgerichtig fordert dann der Bund ein Gesetz, durch das sämtliche Preise für Grund und Boden, Rohstoffe und Lebensmittel, Halb- und Fertigwaren, sowie aller Handelsgewinn, sämtliche Gehälter und Löhne, Zinsen, Renten und Entschädigungen grundsätzlich der öffentlichen Regelung unterliegen. Er fordert also den Verständigungsfrieden im Inneren, den man uns nach Außen versagt, und zu diesem Zwecke sollen Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Industrie berufsständisch gegliedert werden — sie haben ihre Vertrauensmänner in eine ständische Körperschaft zu entsenden, die dem Staate verantwortlich ist. Das gesamte Kreditwesen soll an Genossenschaftsbanken übergehen, das Pfandrecht am Grund und Boden an den Staat und die Gemeinde. So soll an die Stelle der verbrecherischen gegenseitigen Ausbeutung, unter der unser Volk nicht mehr bestehen kann, eine vernünftige Gemeinwirtschaft treten.

Solche Ideen und Vorschläge sind nicht neu: wir haben sie vor einem Menschenalter in der deutsch-

sozialen Partei mit Eifer vertreten, aber vielleicht ist heute die Zeit gekommen, sie zu verwirklichen.

Mit den oben angedeuteten nächstliegenden Aufgaben ist aber die Frage unserer wirtschaftlichen Zukunft noch nicht erschöpfend gelöst; eine solche ständische Körperschaft, die an die Stelle der aus atomistischen Wahlen hervorgegangenen Nationalversammlung träte, fände auch sonst noch ein weites Arbeitsfeld und hätte Gelegenheit, zu zeigen, wie man aus dem Chaos eine des deutschen Namens würdige Welt noch einmal erschüfe, ohne Maschinengewehre, Stacheldrähte und Straßenkämpfe, aber auch ohne russisch-jüdische Rabbulisten, die heute in Berlin und München ihr dunkles Gewerbe treiben.

Wirtschaftliche Reformen

Es handelt sich um mehr als nur den Abbau der Preise und die Herstellung unserer Kaufkraft. Wir müssen die gesamte Entwicklung eines Jahrhunderts rückwärts berichtigen. Wenn es aber vor dem Kriege bei jedem entscheidenden Worte, das auf eine Verbesserung unerträglicher Zustände gerichtet war, nur immer hieß — es geht nicht; wenn man jenen, die die Forderung gestellt hatten, daß der Bergbau verstaatlicht werde, erwiderte, der wirtschaftliche Aufschwung habe solche Preissteigerungen der Bergwerksaktien mit sich gebracht, daß die Verstaatlichung entweder zu große Opfer oder zu große Härten mit sich bringen würde; wenn einer entschlossenen Bodenbesitzreform auf der einen Seite der Schollenidiotismus, auf der anderen die organisierte Raubgier im Wege stand; wenn einer das Recht der Arbeit betonenden Geldreform der Goldwahn, jeder ernsthaften Kritik der Auswüchse des Handels der Einwand entgegentrat, da sei nichts zu ändern: Deutschland müsse entweder Waren oder Menschen ausführen und da sei das erstere von beiden noch das kleinere Übel — kurz,

wenn jeglichem Erneuerungs- und Heilsgedanken ein „aber“ entgegenstand, das ihn zu Falle brachte — so sind alle diese Einwände heute durch die Verflüssigung der gesellschaftlichen Verhältnisse zur Seite geschoben und die Bahn für entschlosseneres Handeln frei. Noch gestern waren viele der Meinung, die Gesundung der Volksseele könne nicht erhofft werden, weil sich das Instrument der öffentlichen Meinung, die Presse in den Händen der Juden befände, die es mißbrauchten; daß der nationale Gedanke für uns unrettbar verloren sei, weil die Arbeiter ihn ewig verleugnen werden, so ist zum wenigsten die rote Internationale in die völkische Bewegung hineingezogen — ja, sie wetteifert mit den anderen Parteien in der Betonung des nationalen Gedankens! Beweis genug, daß der Krieg und die Umwälzung auch ihr Gutes hatten; es waren Taten, und solche sind, auch wenn sie in die Irre führen, besser als Worte. In der Seele unseres Volkes war stockende Fäulnis, nun aber weht ein frischer Wind. „Bisher strebte jeder“ — so heißt es in dem 2. Werbeblatte des oben erwähnten Bundes für deutsche Erneuerung — „nur danach, etwas für sich zu sein und zu haben: Glück war die Losung, Reichtum das Mittel, und über Leichen ging der Weg“ — nun aber ringt sich wieder durch — der Wille zur Gemeinschaft. Das Reich Gottes will kommen, und es verlangt nach neuen Menschen, die aber nach einem Worte G o e t h e s an Frau von Stein gleich ohne viele Worte an der rechten Stelle das Rechte tun.

Und damit bin ich wieder zu dem Ausgangspunkte dieser Betrachtung zurückgekehrt — zu dem

neudeutschen Kulturideal welches sich von den Dingen zu den Menschen wendet und diesen zu ihrem Rechte verhelfen will.

Der Industriestaat hatte die Menschen, ohne jedes

Bedenken, in seine Schmiedefeuer gezogen und sie für seine Zwecke eingesetzt. Unsere Militärtauglichkeit war auf 50 vom 100 der Gestellungspflichtigen gesunken, und der Krieg hat diese Zahl noch weiter herabgesetzt. Wenn man aber in den letzten Kriegsjahren, angesichts der ungeheuren Verluste an Kämpfern, von den Mitteln und Wegen zur Wiederauffüllung des Volksmassives reden hörte, so vernahm man stets nur Ziffern, während die größte Not doch in den qualitativen Einbußen lag. Äußerlich dürften sich die Lücken sehr bald wieder schließen — wenn anders uns der Wilsonfriede überhaupt noch das Leben gönnt —, die Verluste an Güte sind aber unter den bestehenden Verhältnissen uneinbringbar; und deshalb war auch alles, was in jüngster Zeit über die Siedelungsfrage gesagt und geschrieben worden ist, unerquicklich. Wenn die Zeit gekommen ist, wird aber sehr viel davon abhängen, daß die lebendigen Glieder der Nation, auf ländlichem Grunde, zu einem entschlossenen Versuche schreiten, ein neues, lebensfähiges Gebilde an die Stelle des geschichtlich verbrauchten Dorfes zu setzen! Vor einiger Zeit, als H i n d e n b u r g mit dem Plane einer großzügigen Siedelungspolitik vor die Öffentlichkeit getreten war, schien sich diese Absicht zu verwirklichen; seither ist es wieder still geworden, es tut aber Not, daß die Aufmerksamkeit noch einmal auf diesen Punkt gelenkt werde. Dabei bauen wir auf die erwachten Instinkte der Jugend; sie zeigen sich ja aller Orten.

In einer kleinen Schrift: „Wehrpflicht und Nährpflicht“ hat der praktische Landwirt Oberst a. D. M a r t i n i auf die Vorteile einer landwirtschaftlichen Dienstpflicht hingewiesen; er redete dort, schon vor dem Kriege, von einer „Pflugarmee“; nicht nur hoffte er die landwirtschaftlichen Sommerarbeiter durch dieselbe überflüssig zu machen — was bitter Not täte, — sondern auch viel zur Wiederherstellung des gesunden Menschenverstandes beizutragen. Er sagte: wenn der

Städter einige Jahre hindurch mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt würde, so müsse der unsinnige Gegensatz zwischen Stadt und Land, die Mißachtung der Landbevölkerung von Seiten der Städter und die verderbliche Landflucht von selber abnehmen; der politischen Verhetzung würde Einhalt getan und die Jugend der Natur und ihren Gewährungen und Freuden wieder näher gebracht; sie fände Gelegenheit, die Bedingtheit des Lebens und Glückes mehr an den Quellen wahrzunehmen und Erfahrungen zu sammeln. Was könnte einem angehenden Richter, Verwaltungsbeamten, Politiker oder Nationalökonomen denn besseres begegnen, als ein mehrjähriger landwirtschaftlicher Anschauungsunterricht? Der Krieg hat auch diesem Gedanken neuen Boden gegeben, denn wenn es keine allgemeine Wehrpflicht mehr gibt, wird es erst recht darauf ankommen, Einrichtungen zur körperlichen Durchwirkung unseres jungen Nachwuchses zu schaffen; was man in dieser Richtung unter dem Titel „Jugendpflege" geplant und verwirklicht hat, trifft den Kern der Sache nicht: es verwandelt ein ernstes Ding in Spiel und Tanz.

Alte und junge Völker

Ich weiß, daß es noch immer solche gibt, die behaupten, dergleichen hätte keinen Sinn mehr, denn unser Volk sei altersschwach und hätte jüngeren und gesünderen Völkern Platz zu machen. Aber gibt es denn überhaupt alte und junge Völker, und sind sie im Grunde nicht alle von gleichem Alter? Ich glaube nur an gesunde und kranke und verschieden weit (in der Entartung) fortgeschrittene. Eines der ältesten Völker, das chinesische, ist das gesundeste von allen — es hat keine Nerven; die Basken, das älteste Volk Europas, das den Westen des Erdteiles wahrscheinlich schon vor den Indogermanen bewohnte, strotzt von Gesundheit und bildet einen Kraftspeicher von Frankreich und

Spanien, trotzdem es nebenbei auch noch ein Industrievolk ist. Seine Frauen spielen in Paris und Madrid die Rolle unserer Spreewäldlerinnen, die Männer aber sind die Städtebauer des Westens. Ähnliches gilt von den Vlamen, die schon im Mittelalter eine hohe Kultur entwickelt hatten.

Nein, es ist nicht das Alter, welches uns gegen die slavischen Analphabeten ins Hintertreffen bringt, sondern die größere Sünde und Unnatur. Unsere Männer dünken sich zu gut für die Arbeit an der Scholle, und die Frauen wollen sich ausleben, statt für Nachzucht zu sorgen. Man hat gesagt: jede Magd strebe vom Schemel auf den Stuhl — das ist ein Ausdruck für unseren Niedergang, der ins Verderben führt. Es kommt also auf die Erweckung eines entgegengesetzten Geistes an, und es ist eine Frage unserer Zukunft, ob dies gelingen wird? und ist eine religiöse Frage im tiefsten Sinne des Wortes, wenn man als solche jene Fragestellungen ansieht, bei denen es sich um das zukünftige Heil der Menschen handelt!

Zucht D. M. Lenz hat in einem wenig beachteten Schauspiele „Soldaten" den Plan einer Pflegstätte für Soldatenkinder entworfen; er hat diesen Gedanken am Hofe Friedrichs des Großen vertreten. Wir wissen, daß hier, auf dem Gebiete rassischer Zucht, die großen und starken Möglichkeiten der Zukunft liegen. Diese Idee müßte längst ein Gemeingut aller sein. Wir fanden sie schon bei Plato. Im 18. Jahrhundert riet Maupertuis: man möge innerhalb eines Kreises ausgesuchter Familien stets sorgfältig alle Entarteten von der Fortpflanzung ausschließen, um einen immer besseren, dauerhafteren und von Natur edleren Menschenschlag zu erzielen, bei dem Tüchtigkeit, Verstand und Rechtschaffenheit die Regel wären. So forderte auch Schopenhauer, man solle den körperlich und geistig hervorragenden Männern das Recht der Viel-

ehe und deren Möglichkeit gewähren — so würde man wieder ein mehr als perikleisches Zeitalter heraufbeschwören. Und auch in der Wirklichkeit sind dergleichen Absichten niemals gänzlich verloren gegangen; es hat zu allen Zeiten Männer gegeben, die, sei es aus bewußter Einsicht in die Notwendigkeiten oder aus starken Trieben, züchterische Zwecke verfolgt haben. Man erzählt von der englischen Familie der Bickerstaff, in der solches üblich war; sie sollen besonders mit der Anheireitung eines Londoner Milchmädchens von hervorragender Ebenmäßigkeit ihre Familie veredelt haben; es ist ja bekannt, wie außerordentlich groß die Vererbungskraft einzelner rassisch wertvoller Menschen ist; die Stammbaumforscher behaupten, daß das Blut zweier braunschweigischer Prinzessinnen, der Elisabeth Christine (geb. 1691) und Antoinette Amalie (geb. 1696), Töchter des Herzogs Ludwig Rudolf und seiner Gemahlin Luise Christine aus dem Hause Oettingen, bis heute alle europäischen Fürstenhäuser beherrscht, indem es (mit Worten Kekule von Stadonitz) viel schwieriger zu sagen sei, wer von den europäischen Herrschern nicht eine der beiden Schwestern unter seinen Ahnfrauen zählt, als den Nachweis zu führen, daß es der Fall sei. Johann II. von Cleve (1458—1521), ein Mann von hervorragenden körperlichen Eigenschaften, soll bis zu seinem 31. Lebensjahre 61 uneheliche Kinder gezeugt haben und August der Starke im Laufe seines Lebens deren rund 300. Indessen sind das Ausnahmen, die im Leben der Rasse keine Rolle spielen. Die Kultur war immer ausleseseindlich. „Das Edle stirbt." Der zumeist unbeweibte Offizier gerät — wenn er Glück hat — in einen ergiebigen Kugelregen, während die Schneiderseelen daheim bleiben und neben ihren sonstigen Geschäften auch noch die Fortzeugung der Nation besorgen. Das schöne Fräulein nimmt gern den sich ihr darbietenden Arm; es ist im verwirrenden Stadt-

treiben Gefahren ausgesetzt, denen es mit Sicherheit nur zu entgehen vermag, wenn es zufällig das Kind reicher Eltern ist; dann aber kommt es nicht selten, als Opfer familiärer Zwecke, aus dem Regen in die Traufe. Ist es besser geartet, so wendet es sich, angewidert, ab; manche werden Krankenpflegerinnen, um für solche Männer zu sorgen, die vielleicht das Laster auf das Siechbett warf! So leben wir in einer Zucht- und Heillosigkeit, was aber den wenigsten zum Bewußtsein kommt — in einer Sachen- und Genußkultur, bei der die Menschen allmählich verkommen; und im Mittelpunkt eines solch wahnsinnigen Treibens steht eine Einrichtung, die man noch immer heilig spricht, während sie ein Werkzeug der Selbstsucht ist — die Einehe und Kleinfamilie; mag sie in kultureller Hinsicht eine Hochleistung sein, der Rasse dient sie zum Verderben. Schon die Wiedertäufer am Niederrhein hatten einen Vorstoß dagegen unternommen, auch in das anglikanische Sektenwesen spielt die Auflehnung menschlichen Empfindens gegen ihre verheerenden Wirkungen hinein. Es erklärt sich daraus, daß man in diesen Kreisen, trotz aller Abgeschmacktheiten, immer wieder die christlichen Glaubenssätze überprüfte, freilich zumeist nur, um gleich wieder in religiösen Wahnsinn zu verfallen.

Die Shaker und Mormonen

Als Beispiel nenne ich eine Frau, die das ihrem Geschlechte in der christlichen Ehe beschiedene Los bis auf den Grund ausgekostet hat: A n n a L e e aus Manchester, später allgemein „Mutter Anna" genannt. Sie ist die Begründerin der religiösen Gemeinden der S h a k e r, und ihre Lehre gipfelte darin, daß sie die Ehe grundsätzlich ablehnte und als eine Einrichtung der Bösen, als den eigentlichen Quell der Verdammnis kennzeichnete. Christus, der zweite Adam, habe nur den Männern die Erlösung gebracht,

die Weiber aber lebten nach wie vor in der Hölle. Sie, die zweite Eva, sei berufen, auch ihnen die Erlösung zu bringen, indem sie dieselben aufforderte, hinfort nicht mehr zu zeugen. Tatsächlich hat in diesen Gemeinden, deren es noch 1875 in Amerika 58 gab, niemals eine Geburt stattgefunden — sie pflanzten sich lediglich durch Übergetretene fort. Die Shaker lebten in Gütergemeinschaft und entfalteten ein blühendes Wirtschaftsleben. Nach Deutschland griffen ihre Ideen in einer verfeinerten Gestalt über, wo sie 1830 durch den Königsberger „Muckerprozeß" bekannt wurden. In Amerika schlugen sie, indem der männliche Ton die Oberhand gewann, in das Mormonentum um, dessen Begründer J. Smith, ein Schwindler, und geborener Schauspieler, doch einen sicheren Zug von Seelengröße besaß. Die Vielehe kam aber bei den Mormonen erst nach seinem Tode unter Brigham Young, einem Zimmermann und dem Bischoff O. Pratt auf, der jenem sehr geschickten Beistand leistete; beide waren sich darüber klar, daß Mann und Weib, ihrer natürlichen Veranlagung gemäß, unter ein zwiefaches Sittengesetz zu stellen seien, daß das Weib vor den Überfällen des auf eingebildete Rechte pochenden Mannes zu schützen, dem tüchtigen Mann aber ein Zeugungsrecht vor dem Untüchtigen zu geben sei. Freilich stand die Form, welche diese Gedanken bei den Mormonen annahmen, in schroffem Widerspruch mit dem modernen Bewußtsein und besonders auch mit dem Empfinden des Weibes. Die Mormonen vermochten sich wohl eine Zeitlang in der Salzwüste zu halten, und hier haben sie auch wirtschaftliche Erfolge erzielt — der Berührung mit der Kultur waren sie aber nicht gewachsen. Mit dem Baue der Pazifik-Eisenbahn war ihr Schicksal rasch entschieden.

Der heroische Mensch

Das Germanentum kann durch kein orientalisches Frauenhaus

gerettet werden, und der religiöse Wahnsinn bildet oberdrein eine schlechte Atemluft für den heroischen Menschen. Bei diesem waren wir stehen geblieben, indem wir erkannten, daß er auch bei Schnellfeuerkanonen und Luftschiffen noch immer seine Bedeutung hat.

Wenn das Germanentum aber heute im Norden Europas, aber auch in Amerika und Australien, nach der kurzen, besonders anglikanischen Ausbreitung, allgemein im Rückgange begriffen ist, so liegt das daran, daß die neu erkannten Quellen der Kraft nicht gefaßt und ihm noch nicht durch den Gedanken bewußter Rassenpflege nutzbar gemacht sind.

Unter dem Eindrucke der inner- und außerpolitischen Mißerfolge, die sich vor dem Kriege gesteigert hatten, waren einige zu der Überzeugung gelangt, daß das Germanentum keine Existenzberechtigung mehr habe. E h r e n f e l s hatte scherzend behauptet, der Germane sei zu gut für diese Welt! Andere erklärten, die alpingermanische Kreuzung sei dem blonden Menschen schlechtweg überlegen, und das konnte man nicht mit einem Worte zurückweisen; es ist ein uns geläufiger Gedanke, daß zwei ältere oder erstarrte Lebensformen bei ihrer Vereinigung eine neue lieferten, die, bei größerer Mannigfaltigkeit der Anlagen, anpassungs- kulturfähiger, kurz schöpferischer sei als seine Stammformen gewesen sind. Wenn die Nordgermanen durch Jahrtausende und bis in die letzten Jahrhunderte ein nahezu geschichtsloses Volk geblieben sind, so daß sie (auf heimischem Boden) erst zuletzt zu einem Kulturvolke wurden, so spricht dies zu Gunsten einer solchen Meinung. Nur wo die germanischen Stämme sich in der Fremde mit anderen Völkern verbanden, da bildeten sie schon im Altertum die Gestirne am geschichtlichen Himmel — nur hatte das seine Bedenken, weil sie sich dabei in dem fremden Blute verloren.

Die Frage der Rassenkreuzung

Das ist aber heute, nach dem großen Kriege, doppelt und dreifach zu unterstreichen; wenn wir uns im eigentlichen Kampfe überlegten zeigten, so war es nur auf Grund unseres Bluterbes, auf Grund eines noch nicht ganz erschöpften Vorrates an rassischer Kraft. Gesiegt hat, trotz England und Frankreich, die blonde Rasse. Das Werturteil über sie darf nicht vorschnell ausgesprochen werden. Es ist bekannt, daß die Zucht der Gebrauchspferde auf der Kreuzung von Landschlägen mit hochgezüchteten edlen Tieren großer Vererbungsfähigkeit beruht. Vollblutpferde haben wenig oder gar keinen Gebrauchswert, man könnte auch von ihnen behaupten, sie seien zu gut für diese Welt — nämlich zu ehrgeizig und feurig; wenn man sie laufen läßt, dann rennen sie sich gleich tot. Und da sie unter diesen Umständen meistens schon bei ihrer Auswirkung (Trainierung) und bei den Erprobungsrennen äußerliche Schäden, vor allem an den Gelenken, davongetragen, so begreift es sich, daß man solche Tiere nur im Zirkus oder auf der Rennbahn zu sehen bekommt. Trotzdem aber werden sie, wie die Preise zeigen, die man für sie zahlt, aufs höchste geschätzt; und daß es sich dabei nicht etwa um Liebhaberpreise handelt, möge man daraus erkennen, daß der Herzmuskel eines englischen Vollblutpferdes das doppelte Gewicht desjenigen eines gleich schweren Gebrauchspferdes besitzt! Man muß sich aber sagen, daß in dieser auffälligen Kräftigung des lebenswesentlichsten Körperteiles eine mehrhundertjährige, planmäßige, mit großen Opfern erkaufte Arbeit des Züchters liegt, welche die hohe Preislage für diese Tiere begreiflich macht; man muß auch bedenken, daß in diesen Preisen noch eine hohe Versicherung enthalten ist, da diese Tiere, weil sie edel sind, sehr leicht zu Schaden kommen. Daraus kann man nun aber schließen, daß das Vollblut zur Erhaltung und weite-

ren Steigerung der Leistungsfähigkeit der Gebrauchspferde durchaus notwendig ist; und so kann man wohl fragen, ob solches nicht etwa auch für den nordischen Menschen in Bezug auf die Kulturvölker gilt? Ist er nicht auch das Erzeugnis einer vieltausendjährigen Hochzucht? Mag der Mischling den kulturellen Anforderungen besser entsprechen, mag dies sogar, wie einige behaupten, von seinen schöpferischen Leistungen gelten, mögen die zwei Seelen in Faustens Brust, wie mir entgegnet wurde, und der Phantasiereichtum des dichterischen Genius aus dem Zusammenklingen zweier Rassenelemente entsprungen sein, so ist einer dieser Bestandteile und zwar, so scheint es, der maßgebliche (die „Dominante"), doch das helle Blut, denn es ist anzunehmen, daß es nie und nirgends eine Kultur ohne diese gegeben hätte, und daß die dunkle Rasse ohne dasselbe für immer in die Niederungen des Lebens, in dumpfe Geschichtslosigkeit, verbannt gewesen wäre: wo sie zu geschichtlichem Leben erwachte, da geschah es unter dem Einfluß nordischer Blutwellen.

Wir sind, seit Mendel, einigermaßen über die Gesetze der Kreuzung unterrichtet; wir wissen zwar nicht bestimmt, ob diese Regeln auch für die Kreuzung von Menschenrassen gelten, doch spricht manches dafür; wäre es dann aber nicht möglich, daß die Mischlinge von blonden und dunkelhaarigen Eltern keine unveränderliche Art darstellen, und daß sie sich in ihren Leistungen mit der Zeit erschöpfen? Wenn die blonden Haare der Kinder der Mischrasse mit der Zeit nachdunkeln, so ist das wie ein Zeichen, daß der dunkle Typ in dieser Mischung auf die Dauer die Oberhand gewinnt. Wir glauben zwar zu wissen, daß wir durch vernünftiges Einsetzen züchterischer Hülfen heute noch dem rassischen Verfalle Einhalt gebieten können, aber wir können nicht behaupten, daß das auch später, bei fortschreitender Auslese zugunsten der dunklen Rasse, der Fall sein wird. Wie wollte man aber den angeblich

besonders kulturfähigen Mischtyp, wenn er einmal verschwinden sollte, wieder herstellen, falls einer seiner Eltern das Zeitliche gesegnet hätte?

Gobineau war der Meinung, daß der Verfall der geschichtlichen Völker schlechterdings eine Folge der Rassenkreuzung sei. Ist dies auch sicher übertrieben, so bleibt nach dem Gesagten doch die Frage offen, ob die Mischvölker „kulturelle Dauertypen" sind, d. h. ob sie sich für immer als Kulturvölker bewähren? Es wäre denkbar, daß einige derselben eine Zeitlang „den wertvollen Geschichtstyp" darstellten, sich aber verbrauchten und der Auffrischung bedürften. Ich will auch das an einem Beispiel aus der Tierhaltung erläutern: Maultiere und Maulesel sind sehr brauchbare Kreuzungstypen, aber immer nur für die Dauer einer einzigen Geschlechterfolge, dann müssen sie, durch Kreuzung aus Pferd und Esel, neu erzeugt werden. Wäre es nicht denkbar, daß auch der geschichtsbildende Mensch, aus hellem Blute stammend, nach einer Reihe von Generationen, seine körperliche und seelische Fruchtbarkeit verlöre? Es ist uns ja im Verlaufe unserer Betrachtungen immer deutlicher geworden, daß auch die Geschichte auf einem Kräftespiel beruht: Rassenwerte werden eingesetzt und Kulturwerte erzeugt: bildet etwa die Kreuzung den letzten Grund dieses Energiewechsels?

Wir erkennen, daß hier noch manches dunkel ist; da sollte man doch mit seinem Urteil über den Wert der blonden Rasse zurückhalten, um so mehr, als sich diese heute in einem Dämmerzustande befindet. Wir wissen gar nicht, welche Form sie annehmen würde, zu welchen Leistungen sie befähigt wäre, wenn man sie in eine ihr angemessene Umgebung brächte — wenn sie nämlich wieder, so wie es bis vor 2000 Jahren der Fall war, gezüchtet würde! Freilich auch die dunkle Rasse hat unter der Zuchtlosigekit zu leiden, aber wir wissen, daß sie dem industriellen — und Judenschaden

besser angepaßt ist, wie die nordische. Wir haben bisher, wenn wir die Leistungen der blonden und dunklen Rasse verglichen, gänzlich unvergleichbare Werte nebeneinander gestellt. Es ist so als hätte man einen Wettgang zwischen zweien veranstaltet, von denen der eine auf fester Straße, der andere im Sumpfe ausgeschritten ist. Was in der germanischen Rasse steckt, und welche Werte sie noch in die Geschichte einzusetzen hat, das können wir heute gar nicht sagen. Sollte es dann aber nicht am Platze sein, ihre Erhaltung und Verjüngung in unsere Zukunftspläne aufzunehmen, und können wir dieser Pflicht genügen, wenn wir die Geschlechterpflege nicht zur Rassenpflege erweitern und vertiefen?

Züchtungspolitik

In dieser Hinsicht sind wir aber noch weit zurück. R. Roßmann, der ein Buch über Züchtungspolitik geschrieben hat, sucht dort nachzuweisen, daß von einer züchterischen Auslese beim Menschen gar nicht die Rede sein könne, was schon daraus hervorgehe, daß noch niemand während der vielen Jahrhunderte, die seit Plato verflossen seien, auch nur den Versuch unternommen habe, die züchterischen Entwürfe dieses Philosophen zu verwirklichen. Ein solcher Versuch müsse auch sofort an der Frage scheitern „wer die Auswahl der zu Paarenden und jene der Kinder vorzunehmen hätte die zu töten wären und nach welchen Gesichtspunkten dies geschehen sollte?“ Ich habe diese irreleitende und unverständige Auffassung in einer Abhandlung der Politisch-Anthropol. Revue (VIII, S. 231 flg.) unter dem Titel: „Zucht, eine Lebensfrage für die weiße Rasse“ ausführlich zurückgewiesen und kann mich auf das beziehen, was dort gesagt worden ist; ich bemerke hier nur kurz, daß die Vorschläge Platos für uns allerdings nicht in Betracht kommen, indem sie überholt sind, so daß der Umstand, daß sie

noch nirgends verwirklicht sind, die Möglichkeit einer Zucht in menschlichen Kreisen noch lange nicht widerlegt. Es ist aber auch einleuchtend, daß, wenn wirklich alle geschichtlichen Völker bisher im Kulturprozeß zerrieben worden sind, wir nur dann hoffen können, dem gleichen Schicksal zu entgehen, wenn wir neue, bisher noch nicht verwirklichte Größen ins Leben einführen, da wir bei Anwendung der alten das gleiche betrübende Verhängnis vor Augen haben, wie alle geschichtlichen Völker seit 5000 Jahren. Wir müssen unseren Blick also gerade auf solche Hülfen einstellen, die bisher noch nicht verwirklicht wurden, nicht aber werden wir uns bei dem Suchen nach einem Ausgang aus dem brennendenden Zirkus der Kultur von so kurzsichtigen und gefälschten Ideen leiten lassen, wie sie Koßmann vorgetragen hat. Wir werden ruhig und gelassen unseren Weg verfolgen, den uns die Überlegung und das Gefühl vorschreiben, auch wenn einige, die zu rasch mit ihrem Urteile fertig sind, ihren Unwillen darüber äußern.

Unter den großen politischen Vereinen hat bis jetzt zum wenigsten einer, nämlich „der Deutschbund" einen Schritt in solcher Richtung getan. Er hat im Sommer 1913 einen „Arbeitsplan" für seine Mitglieder veröffentlicht, an dessen Spitze die folgenden Worte stehen.

„Die Hauptforderungen, die sich aus der nationalen Weltanschauung für unser Volk ergeben, sind, daß die Volksmasse und der Volksbodenbesitz erhalten und nach Bedarf vergrößert, daß die Rasse des Volkes erhalten und gepflegt wird, daß im sozialen und geistigen Leben uns die guten und sittlichen Kräfte, die Einheit der Volksgemeinschaft erhalten bleiben und die Eigenart, das Wesen der deutschen Volkheit ungetrübt und unverfälscht zum Ausdruck und zur Entfaltung kommt. Von diesen großen völkischen Aufgaben ist aber zur Zeit wohl die dringlichste die Erhaltung und Pflege der Rasse."

Schon zuvor hat sich unter der Leitung von A. Plötz in Deutschland eine Gesellschaft für Rassenhygiene gebildet, die sich vornehmlich auf die Ideen des englischen Eugenikers F. Galton stützte, und daneben der Mittgartbund, der eine weit entschlossenere Tonart in die Weise brachte. Er hat die Erkenntnis zu verbreiten gesucht, daß es für uns nur eine aussichtsvolle Politik geben könne, die sich auf die Rasse stützt; ohne organischer Arbeit an dieser bliebe für uns jede Politik ein hoffnungsloses Spiel. Der Mittgartbund hatte kurz vor dem Kriege begonnen, seine Ideen, wenn auch im kleinsten Umfange, zu verwirklichen, der Krieg hat diese Pläne vernichtet, und so steht der Bund vor der Aufgabe, seine Arbeit von neuem zu beginnen. Sie wird in einem leichter sein als zuvor: der Krieg hat manche Vorurteile zerstört, die dem züchterischen Gedanken entgegen standen; auch für uns ist die Bahn frei geworden, es liegt nur an uns, daß Entscheidendes geschehe. Der Krieg hat uns gezeigt, wohin die alten Mittel führen, und die Revolution hat uns die ganze Hülflosigkeit der Zeit vor Augen gestellt — das Imaginäre der geschichtlichen Behelfe. Diese Erkenntnis heißt uns, den Blick auf ein neues Leben und neue Menschen richten, die Shakespeare in einer wenig beachteten Wandlung des Hamlet uns vor Augen stellt. Auch der dänische Prinz blickt auf ein Zeitalter des Verfalles; was auf ihn einstürmt, hat ihn tief erschüttert: Der Bruder hat den Bruder gemordet, und die Gattin und Mutter hält es mit dem Mörder; die holdseligste Jungfrau bietet ihre Reize feil und das Volk der Narren und Wichte hält die Straßenzüge besetzt — sogar die Toten treiben Narrenpossen: sie wühlen wie die Maulwürfe und schreien nach Vergeltung und Rache! Aber was ist denn da noch zu vergelten und zu rächen? Was helfe es denn, wenn man diesen König auf der Stelle erschlüge? wäre denn dadurch dem allgemeinen Ver-

derben Einhalt getan? — Hier gilt es ein anderes: Bereit sein und auf die Zeichen des Himmels achten.

Hamlet hat das lächerlich-kindische Spiel aller bloß-nüchternen Berechnungen erkannt — dies ist seine Tragik. Was ihn zur Tatenlosigkeit verurteilt, ist nicht Mutlosigkeit, sondern tiefste Einsicht in das Weltgetriebe: es ist der im Zustande völliger Heillosigkeit aufhorchende religiöse Mensch. In seiner Seele wird in der Tat die Frage nach „Sein und Nichtsein" der Menschen ausgefochten. Und die Entscheidung?

Die Hamlet auf dem Schilde hinaustragen und seinem Leichnam die Ehren erweisen, sind — neue Menschen; Normannen nennt sie der Dichter; neue Menschen inmitten einer gealteten, verdorbenen Welt. Sie setzen ihr Leben für ein Stück Land ein, das, wenn man's pachten wollte „nicht fünf Dukaten gälte!" Sie schätzen die Dinge nicht nach ihrem Marktpreis, sondern nach ihrer inneren Wesenheit und nach den Satzungen eines heldischen Denkens — und deshalb stehen sie über den Dingen und sind die natürlichen Herren der Welt. Wenn ihr Anführer nun den verwaisten Dänenthron besteigt, so geschieht, was allein dem Zeitalter wieder Sinn und Leben einflößen kann. Mit Hamlet starb die schuldverstrickte Zeit, die zum Bewußtsein ihrer Ruchlosigkeit gekommen war, mit Fortinbras beginnt eine neue, weil der neue Mensch sie gelassen heraufbeschwört; er besitzt die Kraft, das aus den Fugen geratene Zeitalter wieder einzurenken, eine Aufgabe, vor der Hamlet zerbrach.

Dieser selbe Gedanke läßt uns heute, indem er auf dichterische Spiegelungen verzichtet, aus einer Not, die größer ist, als jene, in die sich der Dänenprinz verstrickt sah, nicht verzweifeln, sondern mutig in die Zukunft schauen. Zwar gedeiht kein Heldengeschlecht mehr in abgelegenen Erdenwinkeln, das seinen „heiligen Frühling" oder seine „Gralsritterschaft" hinaus senden könnte, die gealtete Welt zu verjüngen, auch

taucht keine neue aus dem Meere auf — denn wohin wir blicken, da waltet kalte Gesetzmäßigkeit, da schätzen die Menschen die Dinge nach ihrem jeweiligen Marktpreis — noch aber lebt in uns — bewußter Wille. Er heißt uns dem Helden eine Stätte nicht in den Träumen der Einbildungskraft bereiten, wie sie uns ein Gobineau und ein Madach vor Augen stellten, sondern im Sinne Shakespeares im Umkreise des Wirklichen — eine Planzstätte geschichtlicher Kraft und Geschehens.

Mag dann die alte Welt in Stücke gehen, der neue Mensch wird sich eine neue, schönere erbauen — in bewußter Schöpferwonne. In ihm erfüllt sich das Schicksal der weißen Rasse; mag es dann eine tragische Wendung nehmen: wir wissen, daß es nicht in die Tiefe geht! . . .

6. Mittgart

Am neuen sehen wir nur das Seltsame, aber im Seltenen alsobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört schon mehr. Für Euch muß erst alles in Tat übergehen, es muß geschehen, als möglich, als wirklich vor die Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut sein, wie etwas anderes. Was du vorbringst, hör ich schon zum Voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen — von jenen aus Vorurteil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgesprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geist Mut fassen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfnis neue Mittel auszuforschen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Notwendigkeit hinzu.

Goethe, Wanderjahre.

Wir haben uns zuletzt mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erneuerungsbestrebungen befaßt und konnten auf deren große Bedeutung für das Leben der Völker hinweisen. Indessen lassen diese Bestrebungen auch im besten Falle eine Lücke im Aufbau, denn das Leben ist nicht nur von außen, aus seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Atemluft gefährdet, es wird vielmehr, ganz unabhängig von dieser, aus sich heraus verbraucht und bedarf einer stetigen Erneuerung seiner Kraft.

Neues Leben

Die Geschichte mußte deshalb immer wieder mit „neuen Menschen“ einsetzen, weil die „Alten“ ihre Lebenskraft und ihr geschichtliches Gestaltungsvermögen verloren hatten; und sie

verlief sich in Niederungen und Sümpfen, wenn es an solchen mangelte. Nur wo durch Zufuhr unverbrauchter Rassenkraft neue Antriebe ins Spiel gesetzt wurden, da gewahrten wir ein neues Aufblühen des ermatteten Volkes, das man wiederholt, indem man die Natur der Dinge verkannte, als eine „Renaissance" bezeichnet hat; es war aber im Grunde nicht das alte Leben, das wiedererstand, sondern ein neues, das sich mit dem alten verbunden hatte und seine Werke mit neuer Kraft weiterführte. Waren auch dessen Kraftvorräte erschöpft und führte der Weltgeist keine neuen mehr ins Feld, so sank das Leben endgültig von seiner Höhe und erreichte seinen Tiefstand. Wir erkannten solche Grundlinien in der Geschichte aller Völker und die Gefahr, der wir in Mittel-Europa, mit dem Schwinden unseres ländlichen Kräftevorrates entgegengehen.

Soll dieser Gefahr begegnet werden, so reichen die wirtschaftlichen Verbesserungen nicht aus, die Erneuerung muß vielmehr von innen heraus erfolgen.

Rassenökonomie

Wir stehen also vor einer Frage der Rassenökonomie; das Minus im Kräftehaushalte unseres Volkes soll in ein Plus verwandelt werden. Eine solche Aufgabe kann, wenn man sie rein gedanklich auffaßt, in zwiefacher Weise gelöst werden: man kann daran denken, die Ausgaben zu vermindern oder die Einnahmen zu vergrößern; beides ist an Voraussetzungen geknüpft; wir können unsere rassischen Aufwendungen nicht beliebig einschränken, ohne das geschichtliche Leben in Frage zu stellen; ein Beispiel zeigt der Krieg, die immer wiederkehrende Grundlegung geschichtlicher Entwicklungen, die nicht ohne steigende Opfer an tüchtigen Volkskräften denkbar ist; wollten wir uns dafür entscheiden, diese Opfer, aus Gründen des rassischen Haushaltes, nicht mehr zu bringen, so liefe das unter Umständen auf

Entmannung und Entwürdigung hinaus, darauf, daß wir auf fernere Auswirkung unserer völkischen und rassischen Sonderheit verzichteten, daß wir aufhörten, ein selbständiges Volk zu sein. Der Wilsonfriede hat uns ja einen Vorgeschmack gegeben. Dazu kommt noch, daß sich das Leben, höchstwahrscheinlich, auch ohne geschichtliche Beanspruchung, auf Grund seines bloßen Daseins, verbraucht, so daß jede spätere Generation um ein Geringes untüchtiger ist als die Vorhergehende. In dieser Hinsicht könnte man das Leben mit einer Maschine vergleichen, die sich beständig abnützt, sogar wenn sie stille steht, da sie in diesem Falle vom Roste verzehrt wird. Während aber die Maschine unter solchen Umständen nach einer Reihe von Jahren gänzlich untauglich für weitere Leistungen wird und unter das alte Eisen kommt, ist dem Leben die Fähigkeit verliehen, die Schäden in der stetigen Mehrung der Lebensenergien — in rassischer Zucht, durch gesteigerte Fortzeugung der Tüchtigen — auszugleichen; und darin erkennen wir die andere Möglichkeit zur Wiederherstellung des rassischen Haushaltes.

Von den beiden Möglichkeiten, von denen die Rede ist, haben die Völker in Verfallzeiten bisher, wollend oder nichtwollend, immer nur die erstere, nämlich die Herabsetzung der Ausgabeposten angestrebt; es gab Zeiten, wo die Besten unter den Menschen dem Kulturbrande zu entfliehen suchten, sich in die Wüste begaben und von Kräutern, Wurzeln und wildem Honig lebten, wenn sie solchen fanden; sie hatten das Kulturtreiben als ein Verderbliches erkannt, und es fehlt auch in unserer Zeit nicht an ähnlichen Erscheinungen; ich denke an unsere Vegetarier und Naturmenschen, die alle auf Kraftersparnis ausgehen, indem sie das Leben zu vereinfachen suchen und ihre Ansprüche herabsetzen. Nun mögen sie in manchen Stücken recht haben, denn vieles, was einen sehr großen Aufwand an rassischer Energie erfordert, ist es sicher nicht wert, und es wäre eine

Wohltat, wenn man das viele Dumme und Häßliche, was sich bei uns eingeschlichen hat und an unseren Kräften zehrt, beseitigen könnte — nur dürfen wir dabei das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; wir dürfen nicht vergessen, daß wir im Wettbewerbe mit den anderen Völkern, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität leben, und daß unsere Schicksale in gesteigertem Maße durch technische Erfolge bedingt und bestimmt werden; ein reines Bauernvolk könnte sich an unserer Stelle nimmer erhalten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die wirtschaftlichen Reformbestrebungen bedeutungslos für den Haushalt der Rasse seien: wenn die Gesetzgebung dem Kapitalwucher oder der Frauen- und Kinderarbeit entgegentritt, so liegt dem die stillschweigende Annahme zugrunde, daß das Erwerbsleben nicht frei über die rassischen Energien des Volkes verfügen dürfe, daß das Leben vor den Insulten des Zeitalters zu schützen sei; in dieser Richtung hat sich auch die Sozialdemokratie unverkennbare Verdienste erworben.

Wichtiger aber als alles dies ist die Steigerung der rassischen Energien, weil sie die Voraussetzung alles dauernden Fortschrittes ist; daneben sind alle sozialpolitischen Anforderungen, welcher Art sie auch immer sein mögen, von nebensächlicher Bedeutung, weil der heroische Mensch alle jene Verbesserungen und Neuschöpfungen, die wir heute inmitten ermatteter und gesunkener Geister erfolglos betreiben, gelassen einfordern wird, indem er seine Umwelt, mit der Unbefangenheit des Genius, seinen Bedürfnissen anpassen wird, ohne erst mit dem blöden Haufen, bei dem kein Heil ist, darüber auf Märkten und in Parlamenten zu verhandeln. Er wird auch den feilschenden Gott, der am Ende, wie die Hyäne auf dem Schlachtfelde, erscheint, dahin verweisen, von wannen er gekommen ist — nämlich in die Wüste; dagegen müssen die schönsten Pläne und köstlichsten Verheißungen zu Schanden werden, wenn es

an Menschen und Helden fehlt, die die Tüchtigkeit und den Willen haben, sie auszuführen. So lebt denn der Geist Gottes nur in seinen Auserwählten; in ihnen entfaltet sich das Neue und Wesentliche als ein Heiliges. Ein solches ist der uns bewegende Gedanke der rassischen Zucht, mag immer die blöde Menge ihn nicht begreifen. Diese sieht ja nur das Handgreifliche und war zu allen Zeiten ein Feind dessen, was sich in die Erscheinung ringt; auch das Heilige stempelt sie zum Verbrechen, und den Gott im Menschen schlägt sie ans Kreuz; ein Christus, dessen Kreuzigung sie nicht verlangt hätte, wäre aber kein Christus, weshalb auch das Christentum im Kreuze den „Pfahl des Heiles" erblickt; wir werden es uns aus diesem Grunde auch nicht anfechten lassen, wenn die Ewigblöden das, was wir zu sagen haben, noch für geraume Zeit mit dem Rufe nach der Polizei und dem Büttel beantworten, wie es schon in den Jahren geschehen ist.

Der Menschengarten

Die Biologie, als Lehre vom Leben, vermittelt uns den Einblick in dessen gesetzmäßige Äußerungen; sie lehrt uns in der Geschlechterforschung, in der Rassen- und Gesellschaftskunde und in der politischen Anthropologie die besonderen Ausprägungen erkennen, welche der Lebensgedanke im Reiche des geschichtlichen Menschen erfährt. Aus dieser Kenntnis schöpfen wir die Unterlagen zur Feststellung der Bedingungen, unter denen der Mensch, dessen Hinfälligkeit im geschichtlichen Treiben wir erkannt haben, trotzdem zu bestehen vermag und gelangen damit zu neuen sittlichen Forderungen, die wir unbedenklich als Heilslehre verkünden. Im Mittelpunkte dieser Forderungen steht der Menschengarten, welcher anstelle des geschichtlichen Dorfes zu treten hat; dies soll in eine Anstalt verwandelt werden, in der Züchtungsgewissen herrscht; in diesen Züchtungsdörfern sind kluge Gärtner und

Rassepfleger zu Amtsleuten bestellt. Ich habe diese Stätte rassischer Zucht und demnächst das neue Leben, welches sich von ihnen aus verbreitet, in dem Worte „Mittgart“ zusammengefaßt — in Anlehnung an die sagenhafte Pflanzstätte des nordischen Heldentums. Der Gedanke, daß das edle Leben gehegt und gefördert sein will, ist ja uralt. Die „Walburg“, der „Hag“ und „Hein“, „Gart“ und „Grat“ der Germanen und Slaven kennzeichnen ihn. Er entsprang der Einsicht, daß das bewegte Leben nicht ohne Ruheplätze auskommt, daß man es nicht auf Straßen und Märkten pflegen kann, daß es mit schützenden Zäunen und Wällen zu umgehen sei. Ich habe auch darauf hingewiesen, daß der Gedanke der rassischen Zucht bei Thrakern und Slaven allem Anscheine nach im Mittelpunkte ihrer kultischen Veranstaltungen stand, und daß auch der blutigen Kampfauslese, die wir bei den Germanen fanden, die gleiche Rechtfertigung innewohnte. Diese bewußten und unbewußten Veranstaltungen beruhen stets auf dem Einsetzen der Zeugungsfähigkeit des Helden in ihr gottgewolltes Recht. Indem die stärksten, tüchtigsten und wertvollsten Männer ihre Hand auf die Mehrzahl und auf eine Auslese wohlgearteter Weiber legten und so ihre wertvollen Eigenschaften auf eine Überzahl gezüchteter Nachkommen übertrugen, war die Möglichkeit gegeben, daß der edle und hochsinnige, der heldische Mensch die Oberhand gewann, daß er die Minderwertigen zur Seite schob. Mochte er dann frühzeitig sterben, so war dennoch für seine Erhaltung gesorgt. Die Natur selbst weist mit der verschiedenen geschlechtlichen Wiederkehr in Mann und Weib auf diese stärkste züchterische Hülfe hin. Während das Weib, wenn es nicht in Unnatur versinken und sündhaftem Mißbrauche preisgegeben werden soll, nur aller zwei bis drei Jahre einen Zeugungsakt vollbringt, ist dieser Umtrieb beim Manne viel kürzer bemessen. Und diese Naturanlage

spiegelt sich in dem Streben des ungebrochenen Mannes nach der zeitlichen Vereinigung mit einer Mehrzahl von Frauen. Chr. v. Ehrenfels, dem wir in theoretischer Hinsicht viel zu danken haben, glaubte, die Anerkennung dieser Tatsachen müßte alle klugen und energischen Männer wieder in die Vielehe zurückführen; indessen könnte diese uns schwerlich helfen, ja, sie würde, im Rahmen der bürgerlichen Ordnung, unsere Lage noch verschlimmern, indem sie das Weib vollends zu dem machen würde, was es in den Augen vieler unserer Zeitgenossen auch heute schon ist, zu einem käuflichen Gegenstande ihrer Lust; diese bürgerliche Ordnung mit ihrem romantischen Eheideale ist ganz untauglich, den Weg des Lebens zu finden, und wer in ihren Umgrenzungen seine Kräfte ohne Rückhalt versucht, der gerät zwischen die Räder oder er wird zum Narren. Das hat nicht bloß Herr von Egidy erfahren; die Heilsordnung, welche bestehen soll, setzt Gedeihen voraus und Dauer, eine geschichtliche Rückentdeckung, einen Garten, aus dem die Welt mit neuen Menschen überschüttet wird. Es geht nicht an, daß wir das Neue, Biologisch-Notwendige einfach in die alte Umwelt versetzen, indem wir alle ihre Gebrechen in das neue Leben einbauen, es geht auch nicht an, daß wir über die verfeinerten Sinne des gewordenen Menschen und besonders des Weibes zur Tagesordnung übergehen; wir müssen die neue Ordnung auf diese einstellen, indem wir zwar nicht die Gebrechen, aber doch die alte ererbte Kraft in die neue Zeit herüberretten. Und dies Bestreben hat uns nach Mittgart geführt. Neue Zeiten, erwachende Instinkte, wissenschaftliches Denken und Sorge um die Zukunft haben zusammengewirkt, um diese Stätte zu begründen. Es ist eine ländliche Siedelung, im besonderen Falle ein ostelbisches Rittergut, das in ein Saalland abgeteilt ist, welches sich um den alten Herrensitz erstreckt und eine größere Zahl von Gartenstellen umschließt.

Jenes wird, im Sinne einer Großwirtschaft, bestellt, diese dienen Frauen zur Unterkunft und Nahrung. Die Männer, welche das Herrenhaus bewohnen, werden von einem Senate beraten, der vorerst aus einem Kreise ergrauter Mittgartfreunde gebildet wird. Innerhalb dieser Gemeinde kommt aller Handels- und Geldverkehr in Wegfall; sie bildet eine große Familie; die Männer sind zu einer Brüderschaft vereinigt; die ganze Gemeinde soll in wirtschaftlicher Hinsicht, so weit wie möglich, auf eigenen Füßen stehen; die wenigen in der Gemeinwirtschaft nicht herstellbaren, dennoch aber verlangten Gebrauchsgegenstände werden vom Senate eingekauft und verteilt, die dazu nötigen Mittel durch Veräußerung überschüssiger Wirtschaftserzeugnisse gewonnen. Der Verkehr zwischen den Mittgartgenossen erfolgt auf der Grundlage der Nachbarlichkeit und Freundschaft und aus dem Geiste einer verbesserten Sittlichkeit.

Die Mittgartehe wird vor dem Rate der Ältesten geschlossen; sie währt solange, bis sich die Ehefrau als Mutter fühlt; dann gilt sie als aufgelöst und die junge Mutter widmet sich, in gebotener Zurückgezogenheit, der Ausbildung und Pflege ihres Kindes. Die genaue Frist, zu der sie aufs Neue umworben werden darf, unterliegt dem Urteile der Ältesten und richtet sich nach ihrer körperlichen und seelischen Verfassung. Man ist sich klar drüber, daß auch das rüstigste Weib, unter allzurascher Kinderfolge, Schaden leidet. Durch diese Veranstaltung ist dem Weibe die Möglichkeit gegeben, seinem Kinde dasjenige Maß von Liebe, Sorgfalt und körperlicher Pflege zuzuwenden, welches zu dessen Gedeihen sehr erwünscht ist. Dazu gehört auch mindestens ein Jahr fortgesetzten Stillens an der Mutterbrust.

Aber durch diese Ordnung ist das Weib auch vor geschlechtlichem Mißbrauch geschützt. Unsere heutigen

Frauen haben entweder gar keine Kinder oder zuviele. Eine geordnete, alle 2½ bis 3 Jahre eintretende Kinderfolge gehört zu den Ausnahmen. Das Geschlecht muß es büßen. Ein schlesischer Bauer erzählte mir, daß der Grundsatz — ein schwangeres oder stillendes Weib dürfe von keinem Manne berührt werden — dort noch zu seines Großvaters Zeiten allgemein anerkannt war, und daß einer, der dem entgegengehandelt hätte, der allgemeinen Verachtung verfallen wäre! Wo aber findet man solches Züchtungsgewissen heute noch in einer christlichen Ehe? Das Weib wird da noch unter das Tier erniedrigt, denn keines treibt ein so sündhaftes und naturwidriges Spiel, das vielleicht noch besondere Folgen und Nachteile mit sich bringt; vielleicht gehen die geschlechtlichen Entartungs-Zustände (Perversitäten) auf diesen mehr als tierischen Mißbrauch des weiblichen Schoßes zurück; denn es ist denkbar, daß eine reifende Leibesfrucht bei dem fortgesetzten Geschlechtsverkehre unnatürliche Erschütterungen und Wachstums-Antriebe erleidet, welche die Entwicklung in die Irre führen; sind doch in jeglicher Leibesfrucht sowohl die männlichen wie weiblichen Geschlechtsorgane in der Anlage vorhanden, deren Sonderung in der einen oder anderen Richtung offenbar durch beiläufige Umstände bedingt ist; man kann sich denken, daß ein körperlich bereits für die weibliche Entwicklung festgelegter Wachstumsantrieb sich in Folge so unnatürlicher Erregungen, wie sie der unzeitige Geschlechtsverkehr mit sich bringt, seelisch in männlicher Richtung entfaltet und umgekehrt. Dies aber nur beiläufig — weil es nur einer Vermutung entspricht.

Die Mittgartehe erfordert, wie man sieht, eine Mehrheit gebärfähiger Frauen, was zur natürlichen Folge hat, daß im männlichen Geschlecht die entsprechende strengere Auslese Platz greifen kann; damit ist aber die Grundlage für eine ernste Rassenpflege

gegeben, über die bislang, bestenfalls, geredet und geschrieben worden ist.

Erziehung Wir halten von den heranwachsenden Mittgartkindern den Schulstaub fern. Die Mädchen lernen im Haushalte ihrer Mutter, was sie für das Leben brauchen, die Knaben tummeln sich auf der Weide; sie werden in Hieb und Stich und, nach persischem Vorbilde, in der Wahrheit unterrichtet; ihre weitere Bildung entspringt einer mündlichen Lehre; sie kommen am Abend, müde, in ihre mütterlichen Heimstätten zurück; was ihnen dann, im 16. Jahre, wo man sie, mitsamt ihren gleichaltrigen Schwestern, in die Welt entläßt, an Bildung und Schulkenntnissen fehlt, dafür mag der Staat sorgen; sie werden es ihm reichlich entgelten. Dagegen ist vorgesorgt, daß den Frauenheimen die trefflichsten Jungfrauen zum Ersatze erhalten bleiben, wenngleich es natürlich auch vorkommen mag, daß man weibliche Linien, in denen sich Mängel gezeigt haben, ausfallen läßt, indem man sie durch solche aus den besten Heimen ersetzt; es ist die Aufgabe des Rates, darüber zu befinden, in dessen Familientafeln die Unterlagen für die Entscheidung dieser und anderer züchterischer Fragen gegeben sind. Dagegen werden es die Umstände mit sich bringen, daß sich in den Mittgarthäusern, im allgemeinen, außer der Mutter und ihren Kindern, auch noch Großmutter und Urahne befinden, welche die Trägerinnen der Familienüberlieferung und Heimlichkeit sind.

Streitigkeiten die freilich nicht ausbleiben, werden unter Männern durch Ehrengericht und Zweikampf erledigt, in geringen Fällen durch Faustkampf (Boxen), der ja eine leicht abzustufende Auseinandersetzung ermöglicht und ärgerliche Zwischenfälle ausschließen läßt. Wenn sich der Streit in

vorgeschriebenen Bahnen bewegte, so hat aber auch die Tötung des Gegners keine weiteren rechtlichen Folgen — im Sinne eines Gottesurteiles, das über allem Menschenrechte steht, wenn es dem Tüchtigeren, auch dem körperlich Tüchtigeren, vor dem Untüchtigen recht gibt. Zwistigkeiten, die unter weiblichen Mittgartgenossen ausgebrochen sind, lassen sich in der Weise erledigen, daß jene Männer oder Jünglinge finden, die für die Streitenden eintreten.

Im Übrigen haben Menschen, die ein gemeinsames Ideal anerkennen und auf unverschuldeter Scholle in freiwilliger Armut wohnen, weniger mit Rechtsstreitigkeiten zu tun; man bedenke was die Alten in solcher Hinsicht über Sparta zu sagen wußten.

Man könnte einwenden, und das ist geschehen, daß ein solches Leben, wie es hier in allgemeinsten Umrissen gezeichnet wurde, zu arm sei, um erträglich zu sein; die das behaupten, übersehen, daß ein äußerlich sehr armes Leben reich an innerem Erleben sein kann; übrigens ist das Erleben eines Dorfbewohners in irgendeinem Gau auch nicht unerträglich, trotzdem es sich schwerlich mit dem Leben in Mittgart vergleichen läßt, und nicht selten auch noch Not und Elend hinzutreten, um es wahrhaft unerträglich zu machen. Wir sind uns aber klar darüber, daß wir solches unwürdige Elend von unserem Unternehmen fernzuhalten haben — nicht freilich ehrliches und rühriges Schaffen im Nasenschweiß. Die Mittgartbewohner sehen ihr letztes Ziel nicht in der Versorgung ihres Viehes und Bestellung der Äcker, sie stehen bewußt in der größeren Aufgabe, das Leben selbst zu pflegen und es auf seiner Höhe zu erhalten, und sie nehmen in ihren Kindern auch Anteil an dem Treiben der Welt. Zuzugestehen ist, daß eine solche Geistesverfassung eine andere Grundstimmung voraussetzt, als sie bei unseren Bauern an der Tagesordnung ist. Wer nicht über das Heute und über den persönlichen kurzsichtigen Vorteil hinaus-

kann, der eignet sich nicht für unsere Zwecke. Was die Mittgartbewohner aber an fragwürdigen Kulturgütern entbehren, das ersetzt ihnen das eigenartige Leben in Mittgart, die Festfeiern im Wechsel der Jahreszeiten und sinniger Brauch. Da ist zwar keine Schaubühne, aber das Leben selbst bietet seine Schaustellungen und dramatischen Gebärden, weil es einer großen Idee untergeordnet ist, in der es sich auswirkt und weil auch der innere Mensch zu seinem Rechte gelangt. Die Kleiderordnung, die durch die verlangte Selbstbeschaffung von Faden und Gewebe in engen Grenzen gehalten wird, setzt die angeborene Schönheit und Anmut in ihr Recht. Hier begibt sich das Alter nicht in den Sarg des Ausgedinges; es lebt seinen natürlichen und schönsten Aufgaben, der Jugend Berater, Helfer, Freund sein. Dem Spruchwesen, der Poesie wie der gesamten Lebenskunst liegen keine anderen Gesetze zugrunde als jene, die aus dem Geiste und Gemüte hervorwuchsen. Einfachheit und Natürlichkeit gibt der gestaltenden Phantasie und dem Schönheitsbedürfnis Gelegenheit, dem Leben das zu verleihen, was wir Stil nennen, und was wir alle schmerzlich vermissen.

Man hat den Vorwurf wider mich erhoben, ich hätte es unterlassen, ein genaueres Bild von dem Leben in Mittgart, wie ich es mir denke, zu entwerfen. Aber man vergaß, daß das Leben nicht erdacht, daß es nur erlebt werden kann; wer will ihm seinen Gang im einzelnen vorschreiben? Es ist genug, wenn wir es vor Sünde und Torheit warnen und die Hemmungen fernhalten, die es zu Boden drücken.

Rassische Siedelungspolitik

Betonen aber muß ich, daß der Mittgartgedanke, im Ernstfalle, eine Vielheit von züchterischen Gemeinden zur Voraussetzung hat. Es fehlt ja nicht an Raum. Die Rittergüter, welche vor dem Kriege

nur noch Einfalltore der Slaven waren, harren einer vernünftigen Aufgabe, und der neue Staat ist gewillt — Ländereien für Siedelungen frei zu machen. Dreihundert solcher Güter, mit je 1000 Frauen besiedelt, könnten jährlich 100000 neue Menschen, und damit einen starken Wind in unsere Segel bringen. Ich nehme an, daß die Kinder der gleichen Mittgartgemeinde den gleichen Heimatsnamen tragen werden, und daß sie nach gemessener Frist, auch wenn sie im bürgerlichen Leben zunächst in untergeordnete Stellen einrücken, z. B. als Dienstmägde und Unteroffiziere, eine neue völkische Schicht bilden, aus der sich die Nation auch in ihren schöpferischen Kreisen ergänzt. Das liegt in den genugsam aufgedeckten völkischen Wachstumsverhältnissen.

Zu den Aufgaben des Altenrates in Mittgart gehört

die Familienforschung Früher hat nur der Adel einige Rücksicht auf diese genommen, aus dem rein äußerlichen Umstande, weil seine Vorrechte an eine „Ahnenprobe" gebunden waren. Neuerdings fängt man zu begreifen an, daß es kein wichtigeres Wissensgebiet für den Menschen geben kann als dieses. Der Mediziner bedarf seiner, wenn er dem Wesen und der Verbreitung von Erkrankungen nähertreten will; der Geschichtsforscher steht hilflos vor den Erscheinungen seines Fachgebietes, wenn er sie nicht familiengeschichtlich begreifen lernt; der Gesetzgeber fußt, wenn er nicht von allen guten Geistern verlassen ist, auf dem Familienrecht, welches von den Verwandtschaftsgraden ausgeht, ja sogar der Theologe spricht von den Sünden der Väter und deren Vererbung. Eine noch größere Bedeutung gewinnt die Familienforschung aber, wenn gezüchtet wird. Wir stecken in dieser Hinsicht in einer Art Barbarei. Wenn jemand einen jungen Hund ersteht, so hält er es für selbstverständlich, sich nach dessen Ahnen zu erkundigen,

während er sich bei Gründung einer Familie und bei der Gattenwahl, bestenfalls, von einem irreleitenden Gefühle lenken läßt. Und doch ist auch der Wert der Menschen in Familienwerten begründet. Man hat mir vorgehalten, kein Mensch würde über seinem Kopfe bestimmen lassen, wen er ehelichen soll. Das ist aber auch gar nicht nötig. Wir können die Wahl der Gatten in Mittgart mit gutem Gewissen den einzelnen überlassen, wenn wir vorgesorgt haben, daß sich in der betreffenden Gemeinde nur solche finden, deren Erbmassen miteinander übereinstimmen und unseren Absichten entsprechen. Wir üben also Gruppen-, nicht Einzel-Auslese. Wenn die Erfahrung gelehrt hat, daß Menschen mit blauen und braunen Augen, wenn sie sich paaren, kurzsichtige Kinder erzeugen, oder daß Schmal- und Langschädel Kinder mit unregelmäßiger Zahnstellung in die Welt setzen, indem das eine Mal die kleinen Zähne lückig auf einem breiten Kiefer, das andere Mal die großen Zähne sich auf einem zu schmalen drängen und verschieben, so werden wir die gleichzeitige Ansiedelung von Blau- und Braunäugigen, von Schmal- und Langschädeln in der gleichen Mittgartgemeinde vermeiden und werden so einer Reihe körperlicher Gebrechen aus dem Wege gehen. Das erstreckt sich aber auf noch wesentlichere Dinge. Es gibt Familien von Schwächlingen, Trinkern, Wahnsinnigen und Elenden, von Dummen und Schlechten, und auch wieder solche, in denen Gesundheit und Kraft, Güte und Klugheit überwiegen, Schönheit und Tugend zu Hause sind. Wissenschaft und gesunder Menschenverstand weisen im gleichen Maße auf die Begünstigung der zweiten Menschengruppe in rassischer Zucht — als auf den wahren Heilsquell der Menschheit hin.

Doppelfigur des Lebens

Es ist das wichtigste Ergebnis, zu dem wir gelangt sind, daß eine vernünftige Gesellschaft auf eine

Doppelfigur eingestellt sein will. Zu dieser Stufe ist schon die niederste Lebenseinheit, nämlich die pflanzliche und tierische Zelle, und so auch jegliches Urzellwesen, gelangt, wenn sich deren Leib aus Zellkörper und Zellkern zusammensetzt, wobei der letztere die Zellteilung, also die Fortpflanzung bewirkt. Auf diese Stufe der Entwicklung ist die menschliche Gesellschaft aber noch nicht emporgestiegen. Jeder treibt hier seine Geschäfte, ist allen Insulten der zufälligen Umwelt ausgesetzt und glaubt sich berufen, ganz nebenbei, auch noch die Fortpflanzung besorgen zu können. Was dabei endlich herauskommt, haben wir erlebt, und ein Grauen hat uns über dem Geschauten erfaßt — es erscheint uns als eine große Sünde — als eine Totsünde, an der wir sterben.

Man hat eingewendet, das Mittgartreich sei und würde immer bleiben — eine Utopie. Die das sagen, wollen nicht begreifen, daß ihr gerühmtes wirkliches Leben ein phantastisches Wahngebilde ist, das über Nacht aufstieg und nun wieder zu versinken droht. Noch fehlt der Boden, auf dem das Leben in seinen höheren Ausprägungen dauernd bestehen kann, und solange dieser Mangel herrscht, ist der edle Mensch nur „ein trüber Gast“ auf Erden, der jeden Augenblick wieder vernichtet werden kann. Ein Neues, Dauerndes aber erhebt sich aus Schutt und Trümmern. Der Tor redet von Hirngespinsten, aber im Geiste des Baumeisters türmt sich, über kaum sichtbaren Grundmauern, ein vollkommener Bau, die gesicherte und dauernde Wohnstätte kommender Geschlechter. . .

Es gab eine Zeit, da sammelten sich die Menschen aus einem der Hinfälligkeit geziehenen, weltlichen Treiben an heiligen Orten und in Klöstern, um in gemeinsamer Andacht und frommer Übung ihrer Sünden ledig zu werden und das Heil zu erringen. Auch heute noch, unter gänzlich veränderten Vorbedingungen, nach Überwindung des Dämonismus, der für uns zu einem

poetischen Ausdrucksmittel verblaßt ist, blicken Millionen, weil sie nichts Besseres kennen, nach den gleichen leuchtenden Höhen. Andere verloren mit dem „Glauben“ das Ideal, indem sie sich gänzlich materiellen Zwecken hingaben, d. h. kurzsichtigen und müßigen Einbildungen. Sie gerieten in eine Barbarei, die ihrem Leben den Rest von Sinn und Verstand geraubt hat. Beide, die Fern- wie die Kurzsichtigen, wandeln in der Irre, denn es ist falsch, das Leben einmal nach ewigen Himmelsfernen einzustellen, das andere Mal aber in Erdenstaub zu begraben: das Ziel, welches uns frommt, liegt in der Mitte, in der treuen Arbeit an aufsteigenden, sich ihrer Gotteskindheit freuenden Geschlechtern. Und dies ist das einzige Ziel nicht utopischer Art, das ich kenne — Mittgart.

Das Göttliche

Ein anderes wäre es, wenn einer käme und sagte: „Welche Zeit hast du dir gewählt! Du verlangst Riesenarbeit von Zwergen, Frucht von dürrem Holze. Sieh auf die Menschen, auf deren Verbrauch an Tabak, Bier und tönenden Worten und frage dich, ob die Zeit noch den Beruf zu lebensfähigen Neuschöpfungen hat?“

Solcher Einwand wiegt schwerer. Wenn ich die vorhandenen Kräfte, wie ich sie kenne, in die Zeitgleichung einstelle, komme ich freilich auch zu der Annahme, daß das Ergebnis in Hoffnungslosigkeit enden müßte. Indessen gibt es neben den greifbaren Kräfteäußerungen im Reiche des Menschen auch noch ein Maß unberechenbarer Wirkung, die in den Gemütern wurzelt. Aus der Tiefe emporsteigend, beeinflußt sie das Geschehen und macht die Berechnungen auch der Klügsten zuschanden. Wie der Funke die Feuersbrunst, so entfacht der Gedanke, wenn seine Zeit gekommen ist, die Lohe in Millionen Herzen. Wir nennen die Summe dieser Gemütskräfte, wie sie im Dienste der Heilsbewegung stehen, das Göttliche, und eine innere Stimme

nie ersterbender Frömmigkeit rät uns, ihnen zu vertrauen. Denn soviel haben wir von seinem Rätselwesen begriffen, daß seine Macht und seine Heilswirkung im Vertrauen und Opfersinn der Irdischen wurzeln. Die Götter leben von der Andacht der Menschen, die, opfernd Schuld und Verstrickung lösen und unter ihrer Anleitung den Weg finden, der aufwärts führt.

So fordern wir noch einmal das Opfer lieb gewordener Begriffe, Gewohnheiten und Begierden; so lange wir an ihnen festhalten, sind wir eine hölzerne Gliederpuppe, die nur von äußeren Kräften lebt, sobald wir aber das Abgestorbene und Sündhafte abstreifen, erwachen wir zu neuem Leben, da der Gott in uns erwacht. Es gab eine Zeit, da waren wir in Hoffnungslosigkeit versunken, und einer rief es dem anderen zu: „Die Götter sind gestorben, ja, sie haben niemals gelebt, es war nur eine Wolkenspiegelung; wir haben alle Tiefen der Himmel ausgemessen und keinen Gott darin gefunden! . . .“

Viele hielten auch jetzt noch den Göttern die Treue, wie ein christlich Weib dem ungeliebten Manne, dessen Hauch ihr den Tod gibt. Sie redeten zu ihnen, aber jene blieben stumm; ruhig blickten sie, erstarrte Götzen, mit stieren Augen, auf der Menschen Verderben . . .

So hatte sich denn das Leben dem Tode vermählt. Pesthauch erhob sich aus einem Lebendig-Verwesenden. Es half nichts, daß sie ihren toten Göttern Gott-Söhne andichteten, und daß sie ihr heißes Empfinden in Andacht ausströmten; der Tot hält seine Ernte, und die Dämonen der Finsternis und Verwesung feiern ihre Feste. Wo sonst der Löwe König war, da hausen Schakal und Hyäne, und wo der Held die Sonne zum Zeugen seiner Taten rief, da späht der Wüstensohn und rechnet — da schaufeln des toten Gottes Totengräber — ein Riesengrab . . .

In diesem Grabe wurden wir, lebendig, begraben;

vergeblich zerschlugen wir unsere Fäuste an dem toten Gestein. Da, als wir die Hoffnung schon aufgegeben hatten, geschah etwas Unerwartetes.. Es kam eine Erkenntnis und ein Glaube über uns, daß das Leben noch nicht ausgelebt und nur verschüttet sei; und dieser Gedanke führte uns aus dunkler Grabesnacht zum Licht. Die Felsenmauern wichen zurück, und hindurch schritten die Befreiten.

Auf irdische Kräfte, auf Kunst und Rechnung gestellt, waren wir dem Tode preisgegeben; die Hülfe ließ sich nicht berechnen; sie war aus dem Abgrunde gekommen, in dem, nach Schiller, die Wahrheit wohnt; der Gott war zur Hölle gefahren und uns am dritten Tage neu geboren worden.

Und dies größte Erlebnis bildet zugleich ein ewiges Zeichen des Lebens — es kennzeichnet sich durch die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Es gab eine Zeit, wo auch die alten Ideale und Götter in Jugendkraft einherschritten, auch sie waren notgeboren und standen, als Kinder ihrer Zeit, unter dem Zeichen des Kommens und Gehens . . .

In neun Avataras war W i s h n u , der späte Enkel Varunas, den Menschen erschienen — die letzten Male als Krischna und als Buddha. Noch steht ihm die zehnte Fleischwerdung bevor. Noch einmal, so sagt die indische Prophetie, wird der Gott zur Erde niedersteigen, wenn die Menschen so tief gesunken sind, daß sie tiefer nicht mehr sinken können. Auf weißem Rosse führt er dann die Helden zum Kampfe wider die Dämonen. Mit ihm aber kommt ein neuer Völkerfrühling, aus Gräbern sprießen Rosen, und singend und pfeifend ziehen die Erlösten dem Gotte entgegen.

Die Inder gaben diesem ihrem Erlöser-Gotte, in richtiger Erkenntnis, daß es kein anderes Mittel gebe, das Göttliche auf Erden zu verbreiten, 16 000 Frauen. So verkörperten sie in ihrer Weise das Ideal. Der Gott, der die Gräber öffnet, war der

große Mehrer des Göttlichen auf Erden, denn er hatte der Legende gemäß mit seinen Frauen nicht weniger als 180 000 Söhne gezeugt und so dem sinkenden Menschengeschlechte von neuem göttliches Leben eingehaucht . . .

Wir stehen vor einem Mysterium. Der Gott erschien auch uns; mit zweischneidigem Schwerte — dies ist nach vedischen Quellen die Waffe Wishnus — trennt er das Hohe von dem Niedrigen und das Gesunde vom Kranken. Er hat uns von dem Wahne befreit, als gäbe es auf Erden nur ein Reich des Träumens und eines des Erlistens, von denen dies das Letzte sei; er zeigte uns vielmehr eine neue Lebensbreite umhegter Wirklichkeit, in der die Starken walten.

Schon sind die Wegweiser, die dahin führen, errichtet. Das erste Mittgart ist der erste Meilenstein am Wege des neuen Lebens; so kommt, ihr Weggenossen, mit Singen und mit Pfeifen und laßt es uns errichten.

Ende.

Inhalt des dritten Teiles

1. Der germanische Rassenprozeß 1
2. Der orphisch-christliche Gedanke und seine nordische Auswirkung 27
3. Die Grundlagen des deutschen Wirtschaftslebens 65
4. Der deutsche Industriestaat 104
5. Deutsche Wiedergeburt 140
6. Mittgart 166

Namenverzeichnis

A

Abel: II 37
Adam, v. Bremen: III 73
Adamantios: II 81
Aeschylos: II 82, 103
Aeschines: II 114
Albert v. Sachsen: III 147
Amos: II 168 flg.
Antisthenes: II 109, III 33
Arhenius: I 131
Aristophanes: II 114
Aristoteles: II 82, 85, 87, 91, 93, III 36 flg.
Arndt, E. M.: I 40, III 83
Augustin: I 8, 64, 93 III 39, 56
Aquin, Th. v.: III 58

B

Bachofen: I 28, 94
Bälz: I 56, 97, 109
Baker: I 92
Bastian: I 119
Bäurle: III 132
Bebel, A.: I 42
Becker, J. H.: II 41, 58, III 10, 30
Berkeley: III 52
Beta, O.: I 40, 166, III 104 flg., 120, 123
Beylandt: III 111
Bezzenberger: I 141
Bismarck: I 46, 51, III 122
Bonus, A.: I 48, II 17
Brentano, Lujo: III 99
Broca: II 22
Brockdorf-Rantzau: III 142
Brugsch: II 31
Bruno, G.: I 63
Brückner, M.: III 38, 39
Brückner, E.: I 130
Bücher, K.: I 58, 69, III 116
Bucklo, Th.: III 14, 143
Burghardt: I 107, II 151, 155
Burton: I 92

C

Caesar, J.: III 3, 5, 8
Cavagnaro, E.: II 25
Chamberlain, H. St.: I 158, 166 170, II 94, III 61
Chemberlin: I 131
Celsus: I 50
Cicero: II 121, 148, III 37, 92, 105
Clement, P. J.: I 139
Columella: II 133
Cook: III 41
Curtius: II 77
Cuvier: I 87
Czörnig: II 155

D

Dahn, F.: III 4
Darwin: I 7, 22, 27
Delacourt, Pieter: III 109
Dietrich, A.: III 38
Dio Chrisostomos: II 111
Dodd: I 125
Drakon: II 89
Dudo: III 74
Dumont, A.: III 19
Dürer, A.: III 101

E

Egidy: III 172
Ehrenfels, Chr. v.: I 43, III 157, 172
Ehrenreich: I 80
Empedokles: III 45
Epikur: II 113
Eschenbach, W. v.: I 42, III 19
Euripides: II 81
Eusebius: II 83
Evens: II 68
Ewald: II 164
Ezechiel: I 53, 165, II 7

F

Falmerayer: II 118

Feist: I 144
Fichte: I 13, III 59, 144
Finsch, B. O.: I 120
Firenzuolo Agnolo: II 158
Fischbach: II 71, III 11
Flinders, Petrie: II 21, 26, III 28
Forrer, R.: I 136
Fraas, O.: III 16
Frech: I 132
Freitag, Gustav: III 95 flg.
Frensen: I 103
Fritsch, G.: I 87, 90, 108
Fritsch, Th.: II 174
Frobenius, L.: I 92, 95, 118, 122, II 21, III 29

G

Gaisariks (Genserich): I 47
Galton, F.: III 163
Gajus: III 40
Gardiner: II 26
Geinitz: I 132
Gemoll: II 164, 177
Gesell: III 127
Gibbon: II 150, 155, 157
Glogau, Otto: III 98
Gobineau: I 53, 96, 99, 158, III 6, 21 flg., 160
Goethe: I 11, 15, 21, 43, 87, 97, 176, II 52, 66, 69, 89, 101, 196, III 59, 105, 150, 166
Gogh: I 1
Grabner: I 95
Grätz: I 164
Grimm, J.: III 10
Grosse, E.: II 108
Grotefend, C.: II 3
Gumplowitsch: III 21
Gunkel: III 46
Guizot: III 21

H

Hahn, E.: I 112
Hannig, R.: III 70
Hamlet: III 163
Hansen, W.: I 105
Hansen: III 111, 135
Hardradi: I 156
Harnack: III 193
Hartmann: I 108
Hartmann, E. v.: I 17
Hauptmann, G.: III 134
Hauser: I 118, 134, II 124
Hausrat: II 190
Hehn, V.: III 10
Hengstenberg: II 164
Herakleidos: II 81
Herodot: I 81, 158, II 52, 54, 71, 78, 115, III 33
Hesiod: I 81, II 87 flg., 105
Heyse, L.: I 59
Hindenburg: III 151
Hochstetter, B.: I 110
Högbom: I 131
Homer: II 69, 96, 105, 107
Horaz: II 124
Hörnes: II 121
Huainakapak: I 83
Hubbart: I 32
Humboldt, A. v.: I 3, 58
Hüsing: II 63

I, J

Jaekel: I 130
Ibn Kaldun: I 165
Ibsen: III 63
Jehring: I 158, II 144, 146
Jensen, P.: III 32
Jeremias: III 28
Jesaja: III 31 flg.
Ikow, Konstantin: I 166
Immermann: III 81
Jornandes: II 78, III 89
Joseph, Fr.: I 47
Josephus, Flavius: II 188
Josua: II 174
Joung Brigham: III 156

K

Kalthoff, A.: III 46
Kant, J.: I 44

Kekule v. Stradonitz: III 154
Kingsley: II 195
Klaatsch: I 87, 96, 135
Klemm, G.: I 31, 53, 98
Köhler, Prof.: III 46, 108
Kollmann: I 24, II 22, III 24
Konfutse: I 104
Könige, Buch der: II 178
Kossinna: I 143 flg., III 2 flg., 9
Koßmann, R.: III 161
Krause: I 142

L

Labeo: II 146
Lacombe: II 126 flg.
Lagarde, P. de: I 13, 17, 162, III 16, 62, 137, 145
Lamprecht, G.: II 11, III 139
Lange, A.: I 3
Lapouge: III 20
Lassalle: III 115
Lassen: I 152
Latham: I 108
Lauth: II 30, 39
Le Bon: III 22
Lee, Anna: III 155
Leist: I 158
Lenz, D. M.: III 153
Lepsius: I 130, 132
Leusse, Graf: III 22
Liebig, J.: II 133
Lindenschmidt: I 148
Lippert: I 31, 77, II 176
Liudbrandi: II 157
Livingstone: I 44
Livius: II 136
Lokyer: I 131
Luschan: I 117
Luther: I 46, 162, II 164, III 59 flg.

M

Malthus: I 22
Manetho: II 20
Manu: II 57
Marat: III 115
Mariotte: II 36
Markus: III 43
Martini, Oberst a. D.: III 151
Marx: III 143
Marzellinus, Ammianus: III 2
Mehlis, G.: II 22, 24 flg.
Meinhof: I 91
Meitzen: III 68
Mendel: I 107, III 159
Meyer, E.: I 131, II 167
Mischa: II 169
Mohammed: I 161, 174
Moltke: I 45 flg.
Mommsen: I 165, II 127, 130, 132, 136, 194
Montelius: I 149
Montesquieu: III 21
Morgan, de: II 21, 43
Mose: I 140, 165, II 39, 162 flg., 165 flg., 174 flg., 181, 184, III 65
Much: I 142, II 71
Müller, Max: I 59, II 45
Müller, S.: I 142

N

Nachtigal: I 174
Nansen: I 97
Naudh: III 118
Nestor: III 75
Niccolucci: II 81
Niebuhr: II 167, III 110 flg.
Nietzsche, Fr.: I 157, II 109
Noire: I 58
Nübling: III 88

O

Oertzen, J. v.: I 88
Olsen: I 145
Oppert: II 6, 47

P

Passow: II 81
Paulus: I 7, II 162, III 38, 42, 44, 46 flg., 50 flg.

Peetz, A. v.: III 70
Penck: I 129
Penka: I 142, 154, II 71
Peschel, O: I 64, 108
Petronius: III 45
Peuker, Kaspar: II 9
Pfleiderer, O.: III 46
Pindar: II 101
Plato: I 103, II 20, 79, 104, 116
Plotin: II 154
Plötz: III 163
Plutarch: II 52, 74
Polybios: II 112 flg.
Pratt, Orson: III 64, 156
Priskus: I 147
Prokop: III 8, 11
Pseudo-Ignatius: III 46
Pythagoras: III 36

R

Ranke: I 166, III 16
Rawlinson, G.: I 112
Ratzel: I 112
Reade, W.: I 90
Reichardt: I 192
Remusat: III 12
Reuß: II 164, 196
Ricardo-Lewy: III 113
Richthofen: I 114
Rohde: II 107, III 33 flg.
Rotschild: 1 40
Rouge, de: II 30
Rubruguis: I 98
Ruhland: III 127
Ruyter, de: III 116
Ruskin: III 61 115
Rutz, O. u. J.: I 60

S

Samuel: II 172, 178 flg.
Sarasin: I 110, 147
Säume: I 49
Sayce: II 3
Schellong: I 109
Schemann, Prof.: III 22
Schenk, Erasmus: III 90
Schiller: I 1, 12, 38, 158, III 27
Schirmeisen, K.: I 69, II 46, 49
Schlegel, F. v.: I 139
Schleicher, A.: I 61
Schliemann: II 67, 72
Schötensack: I 116, 133
Schmidt, J.: III 156
Schmidt, W.: I 108, 115
Schmidt, Prof.: III 16
Schrader:
Schwalbe: I 134
Schwarz, W.: III 10
Schweinfurt: I 173, II 20
Senecca: II 137, 139
Sethe: II 26
Sevin: II 132
Shakespeare: I 92, III 163
Sieg: I 105
Sievers, E.: I 60
Smith, A.: III 113
Smith, B.: III 32
Smith, H.: I 104
Solger, F.: I 129
Solon: II 89 flg.
Sombart, W.: I 166, III 125
Spitta: III 31
Steenstrup: I 145
Steinen, K. v.: I 59
Stockes: I 116
Strabo: I 37, III 2, 88
Straußberg: III 122
Sueton: II 137 flg.

T

Tacitus: I 29, 149, II 138, 195, III 2, 4, 7, 72, 74
Taine: I 159
Tertullian: II 152
Theognis von Megara: II 88
Thibaut: III 106
Thukydides: II 114
Torbell: III 132
Treitschke, H. v.: I 162, III 111

U

Uhland: III 92
Ulfilas: I 74, III 71, 89

V

Vergil: II 139
Vincke: III 115
Virchow, R.: I 5, III 7, 17, 19

W

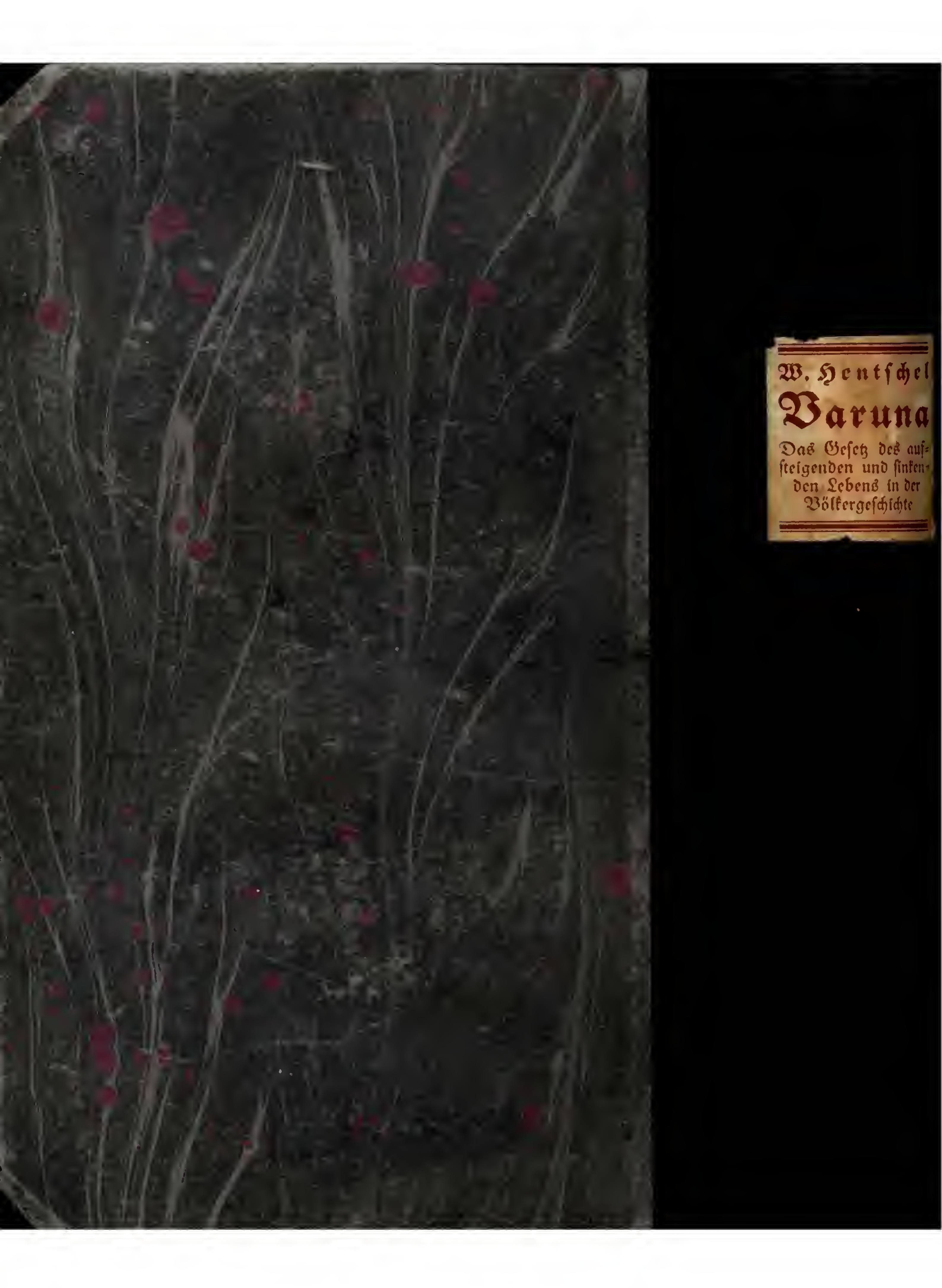
Wagner, R.: III 1
Wagner, W.: I 108
Wahrmund, A.: I 54, 162 flg. 165, 176
Wallace, R. A.: I 108, 116
Weinhold, K.: I 157
Welker: I 167
Wilczek: I 110
Wilser: I 119, 133, 142, 144, I 71, III 1
Winkler, H.: II 13
Wißmann: I 94
Wohltmann, L.: II 155 flg.
Worsaae: I 145

X—Z

Xenophon: II 78, 112
Zenker: I 93
Zimmer: I 152

Richtigſtellungen

Band 1:	S. 46	Zeile	14	von	oben:	„überlegenen“ Verſtand
	„ 52	„	4	„	„ :	„jene“ Streitſachen
	„ 77	„	7	„	unten:	„Phöniker“
	„ 82	„	14	„	„ :	„Wiederauferſtehen“
	„ 112	„	16	„	„ :	„Ozeanier“
	„ 117	„	9	„	„ :	„peruaniſchen“ Herrſcher
	„ 125	„	4	„	oben:	„Dodd“
	„ 140	„	7	„	unten:	„Zentral-Afrika“
	„ 157	„	9	„	oben:	„Jomsvikinger“
Band 2:	„ 83	„	4/5	„	„ :	„Phöniker“
	„ 90	„	10	„	„ :	„den Geldmächtigen“
	„ 101	„	7	„	„ :	von „Neuerern“
	„ 103	„	7	„	unten:	den „Bürgern“
	„ 114	„	2	„	oben:	„Aeſchines“
	„ 128	„	12	„	„ :	den „Göttern“
	„ 129	„	7	„	unten:	„Gläubiger“
	„ 131	„	14	„	oben:	„Parlament“
	„ 139	„	18	„	„ :	„Craſſus“
	„ 140	„	15/16		unten:	„kurzſichtigen Vorteilen“
	„ 144	„	6	„	oben:	ohne „Anſehen“
	„ 145	„	13	„	„ :	„Verkehrs“
	„ 149	„	14	„	„ :	„erteilte“
	„ 163	„	14	„	unten:	Jahveh „erſcheint“
	„ 170	„	17	„	„ :	„ſeines“ Titels
	„ 179	„	1	„	oben:	„unverdorbene“
	„ 183	„	10	„	„ :	„Prieſterſchaft“
	„ 183	„	2	„	unten:	„Ammon“
	„ 191	„	3	„	„ :	„ideellen“
	„ 194	„	16	„	oben:	iſt „es“ wohl


W. Hentschel
Varuna
Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Völkergeschichte